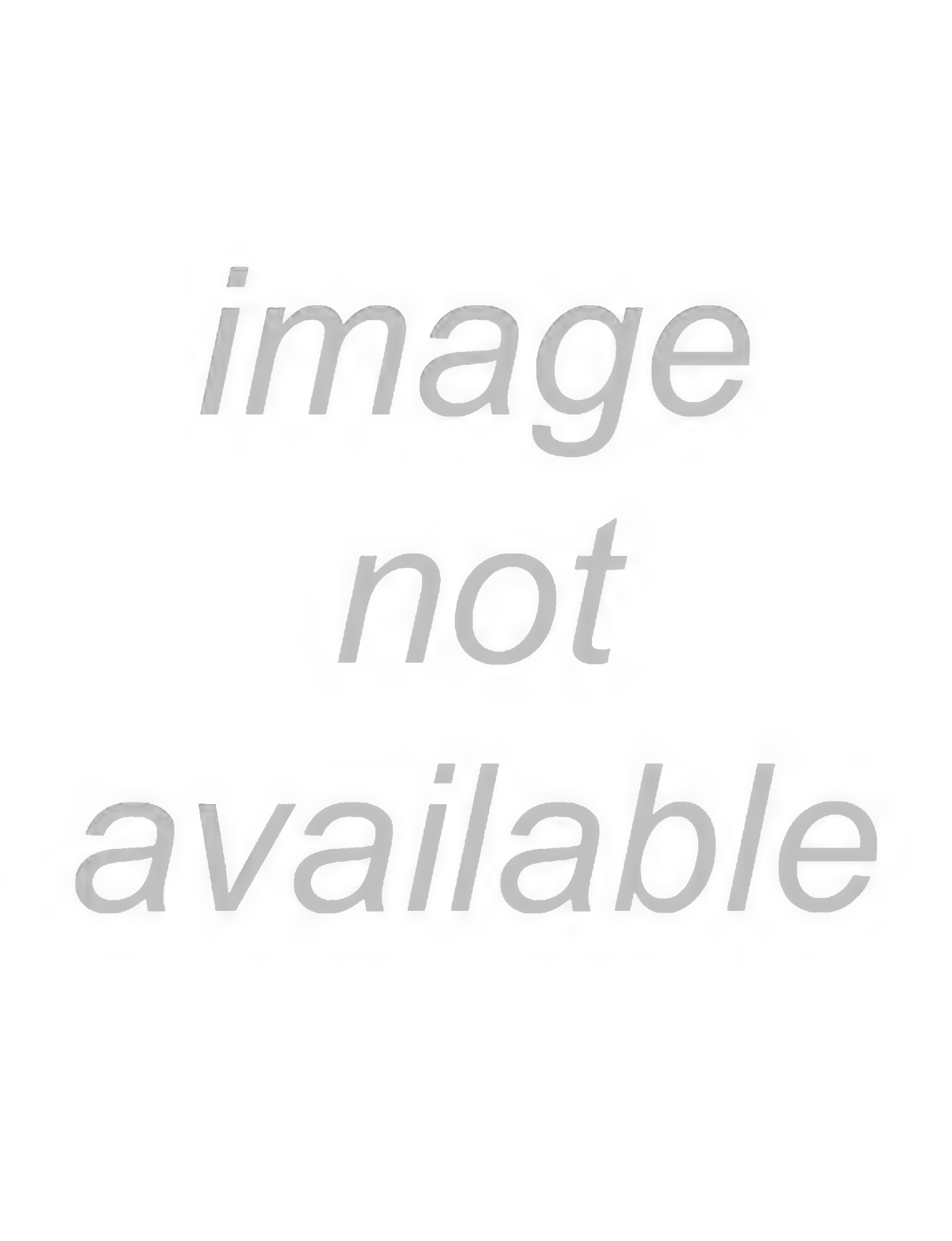


image
not
available

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung

mit mehren Gelehrten und Künstlern

herausgegeben

von

August Lewald.

1837.

Zweiter Band.

Leipzig und Stuttgart.
J. Scheible's Verlags-Expedition.

Eine Woche auf Syra.

Von L. Feldmann in Athen.

Erster Tag.

Könnte man Lethewasser wie Selterswasser kaufen, ich hätte vor dem Beginn dieses Bildes tüchtig von ersterem getrunken, um den bösartigen Sturm zu vergessen, der mir die Seefahrt von Pyreos nach Syra so sehr verbitterte. Noch klingt mir das Kommandobrüllen des Kapitäns, das Nachbrüllen der Untergebenen in die Ohren. Noch ist mir's, als hörte ich das fürchterliche Brausen der Wellen, das Krachen der Masten und Schiffsrippen, das Beten und Fluchen der kletternden Matrosen. Noch ist mir's, als sähe ich das Gepräge der Angst und des Entsetzens auf den leichenblassen Gesichtern sämmtlicher Passagiere, welche jammernd und flehend auf den Knien in der Kajüte lagen und al fresco die Todesfurcht in ihren Zügen trugen. — Doch einen Sturm erlebt zu haben, hat auch sein Schönes, und hier heißt es:

„Genieße, was der Schmerz Die hinterließ!
„Ist die Noth vorüber, sind die Nöthe süß!

Fünf Tage und fünf Nächte brauchten wir, einen Weg zurückzulegen, den ein Segelschiff gewöhnlich in achtzehn Stunden macht, indem wir uns stets so viel wie möglich vom Lande entfernt halten mußten, da die Stürme im Archipelagus, der vielen Inseln wegen, weit gefährlicher, als auf anderen Meeren sind. Vor unsern Augen sahen wir das griechische Packetboot von Smyrna, welches, trotz des Sturmes, sich am Lande zu halten suchte, bei Guituri Nysi (Eselsinsel) scheitern, und unser Kapitän, selbst noch mit seiner Equipage in größter Gefahr, machte schnell den Witz, die Insel habe nun ihren Vornamen dem Smyrnaer Packetboot übertragen! Die sämmtliche Mannschaft dieses gescheiterten Fahrzeuges entging auf dem Rettungsboote der sichtlichen

Todesgefahr. — Derſelbe Sturm hauste, wie wir ſpäter erfuhren, auch auf dem adriatiſchen Meere, und die Brigg Nelſon, das ſchönſte Fahrzeug der griechiſchen Marine, welche eine Abtheilung verabſchiedeter griechiſcher Freiwilligen nach der längſt erſehnten deutſchen Heimath bringen ſollte, ſcheiterte ebenfalls bei Caſtuni, wobei drei Matroſen das Leben einbüßten. So ſcheint dieſer Sturm es rein auf griechiſche Fahrzeuge abgeſehen und ſie in allen Meeren aufgeſucht zu haben. Es ſind zwar nur zwei griechiſche Schiffe zu Grunde gegangen, und doch kann man ſagen, die halbe Marine Griechenlands! Traurig iſt es, in einem Lande nicht mehr Schiffe zu haben, wo es im Nothfall nichts helfen würde zu rufen:

„Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

Hier müßte es heißen:

„Ein Schiff! Ein Schiff! Ein Königreich für ein Schiff!"

Am 20. November, Morgens 8 Uhr in Syra angelangt, begab ich mich nach der Locanda nuova, wo ich jedoch Alles, außer dem Wirthe, ſo alt traf, daß mir nie eine Lüge handgreiflicher wie dieſes Hausſchild vorkam. Zerbrochene Fenſter, ruinirte Möbel, ſtallartige Zimmer, kurz mit einem Worte, eine griechiſche Locanda ſchlechteſter Art. Ich wollte in eine andere; man verſicherte mich aber, daß dieſe in der erſten Handelsſtadt Griechenlands die beſte ſey, und ich blieb und dachte mir

„Daran erkenn' ich meine Pappenheimer!"

Die ganze Inſel enthält zwanzig Meilen im Umfange. Am Hafen liegt das gegenwärtige, durch ſeinen Handel ſo berühmte Syra*), welches den Hauptort gleichen Namens, der auf einem ſehr ſteilen Berge auf der Nordſeite der Inſel liegt, längſt überflügelte. Auf dem großen Raum zwiſchen dieſen zwei Städten findet man Ruinen des alten Syros, des Geburtsorts des Philoſophen Pherecydes. Ich hütete mich, einer längſt gemachten Erfahrung gemäß, in einer Handelsſtadt, wo außer dem Kaufmann jedermann Null iſt, als Dichter aufzutreten, wohl eingedenk, daß dieſe Art Leute nichts anderes dichten und trachten, als Geld zu verdienen, keine zeichnenden Künſte dulden, als jene auf Waarenballen, keine Druckerei lieben, als die auf Kattun, keine Manuſcripte reſpektiren, außer den Wechſeln. Ich gab mich deßhalb für einen Diener Mercurs aus und hatte dadurch Gelegenheit,

*) Eigentlich Hermopolis.

den griechiſchen Kaufmann genau kennen zu lernen. Die Bilderſprache der Griechen, welche bei allen Klaſſen ohne Ausnahme eine merkwürdige Rolle ſpielt, übt auch ihre Macht mit Kraft bei dem Kaufmann, und ich hörte einen mit ſeinem Kunden, dem die Waare mit Recht etwas zu theuer vorkam, auf folgende Art ſprechen:

„Mein theurer Bruder! die Franken ſchenken uns nichts, wir „müſſen ſchweres Geld für leichte Waare hingeben. Dir „aber, mein Herzensbruder, ſuchte ich die ſchwerſte heraus. „Möge ſich Dein Auge daran ergötzen, Dein Herz daran er„freuen. Bei dem Kreuze, bei unſerer Gottesmutter, Du bieteſt „mir Schaden darauf. Mein Auge möge erblinden, auf die„ſem Platze will ich ſterben (bei dieſen Worten hüpfte jedoch „der Kaufmann ſchnell auf eine andere Stelle) wenn ich etwas „dabei verdiene. Kaufe, Bruder; des Himmels Segen ruht auf „dieſer Waare! (er handelte mit Strümpfen.) Ich gebe ſie „Dir nur der Vortrefflichkeit Deines Herzens wegen, um Deiner „Liebe, um Deiner Freundſchaft willen ꝛc.“

In ſolchen und ähnlichen kräftigen Redensarten ſpricht jeder Grieche; deſſenungeachtet hegen ſie ſelbſt gegenſeitig das größte Mißtrauen, weil jeder weiß, daß zu einem Reinigungseid nichts gehört, als drei geſunde Finger und ein Mann ohne Gewiſſen. Der Grieche iſt, wie Alcibiades, zu Laſtern und Tugenden gleich geſchickt; er ergreift jedoch wenig Veranlaſſung, letztere zu üben, und leider wird das Sprichwort: „Graeca fides, nulla fides“ nie veralten.

Der Bazar in Syra iſt reich an Kaufleuten, und dieſe reich an Waaren, der Handel meiſtens en gros. Zweihundert Handelsſchiffe liegen in der Regel ſtets im Hafen. Syra iſt ſo zu ſagen die Heerſtraße für den Orient und die Levante, und hat ſein ſchnelles Aufblühen auch meiſtens ſeiner Lage zu verdanken. Der ehemals ſo ſchlechte Hafen wurde durch einen deutſchen Architekten, Herrn Erlacher, mit einem neuen Molo, Tranſito-Magazin und einem Leuchtthurm verſehen und gewann dadurch ungemein, ſowohl an Schönheit als Zweckmäßigkeit. Alles dieſes, Kaufleute ſammt Zugehör, beſah ich den erſten Tag, denn ich wollte die anderen poetiſcher zubringen!

Zweiter Tag.

Es war Sonntag; Gottlob! alle Läden geſchloſſen; die Kaufleute ruhten auf ihrem wöchentlichen Gewinnſte. Eine wirklich wohlthuende Sabbathruhe herrſchte allenthalben. Mächtig tönten die Glocken von dem ſogenannten katholiſchen Berg herab und die Einwohner der obern Stadt, meiſtens Ipſarioten, eilten in die mit Weihrauch erfüllten Tempel, um die heilige Meſſe zu hören. Die langvermißten Töne eines feierlichen Geläutes, welche ſchon zwei Jahre nicht mehr zu meinen Ohren drangen, ſo wie die erbauende Heiligkeit eines katholiſchen Gottesdienſtes zogen mich ebenfalls nach der, eine Stunde von dem Hafen entfernten Stadt, und bald fand ich mich mitten unter den frommen Gläubigen, welche mit Aufmerkſamkeit der Predigt eines greiſen, ehrwürdigen Prieſters lauſchten, der vor dem Hochaltar auf einem Stuhle ſitzend in griechiſcher Sprache zu der andächtigen Verſammlung redete, während zwei andere Geiſtliche ihm rechts zur Seite ſaßen.

„Gebt!“ ſprach der würdige Prieſter, eben als ich eintrat, „gebt, „Brüder und Schweſtern, Gott, was Gott gehört und dem König, „was des Königs iſt! Warum wollt Ihr nicht bezahlen? Warum, „frage ich Euch? Ihr thut nicht gut daran, Brüder und Schweſtern, „Euch mahnen zu laſſen an Pflichten, die Ihr nie verſäumen ſolltet! „Oder wollt Ihr Euch von den Israeliten beſchämen laſſen, die auch „nicht gerne geben und doch ihren Königen, als ſie noch welche hatten, „Steuern und Abgaben auf den Knien reichten? Gebt, Brüder, „gebt! ꝛc. ꝛc.“

Dieſer Text heimelte mich ſo an, daß mir's ganz deutſch zu Muthe ward; ich ſah mich ſchnell nach dem Opferſtock um, warf etwas hinein und ging. Vier Kirchen beſuchte ich jenen Vormittag noch in der obern Stadt, welche alle höchſt arm zu ſeyn ſchienen und auch weniger als die erſte, welche auf dem Gipfel des Berges ſteht, beſucht waren; die Andächtigen glauben wahrſcheinlich, daß von dieſer Höhe ihre Bitten und Wünſche eine etwas kürzere Tour nach dem Himmel haben und wählen deßhalb dieſen höchſt gelegenen Audienzſaal Gottes am häufigſten zu ihrer Andacht. — Die engen Gäßchen, welche ſich in hundert Verzweigungen nach der Höhe winden, ſind reich an Schmutz und Unrath, welche ekelhafte Ingredienzien jedoch der Menge großer, meiſt ſchwarzer Schweine ein wahres Vergnügen gewähren, da ſie ſich wie die unſchuldigen Herodes-Kindlein darinnen herumwälzen und alle Wege gleichſam barrikadiren. Die harmloſen Thiere ſcheinen jedoch

viel Sprachkenntniſſe zu beſitzen, denn als ich in verzweifelter Noth das deutſche Schweintreiber-Wörtchen „Huß! Huß! Huß!“ benützte, gingen ſie ſogleich beſcheiden aus dem Wege. Viele Fenſter der katholiſchen Einwohner waren mit ſchweinernen Würſten garnirt, welche in Guirlandenformen nach allen Größen und Kalibern die Kreuzſtöcke ſchmückten. Es ſcheint, daß man hier dem deutſchen Sprichworte, „darnach der Mann, darnach die Wurſt“ treu nachkömmt! So ſchmutzig und verwahrlost die katholiſche Stadt iſt, ſo rein und ordentlich iſt die griechiſche Hafenſtadt erhalten. Dieſe beſitzt ebenfalls einig recht ſchöne, mit Doppelthürmen verſehene Kirchen, aber leider auch keine öffentliche Uhr, und ſo weiß man weder in Athen noch in Syra, wie viel es in Griechenland geſchlagen hat. — Zum Glück fühlt die Uhr meines Magens den Eindruck der fremden Temperatur nicht und zeigt mir wenigſtens immer an, wenn Mittag iſt, denn da ſchlägt ſie, und fühle ich, daß ſie recht gut geht, ſo laſſe ich repetiren. — In Syra that ich es jedoch nicht, denn mein Wirth ließ mir in einem Lande, wo Pomeranzen und Citronen blühen, ſchlechte Erdäpfel und zähen Hammelbraten vorſetzen!

„Wohl wählte ſich der Kanzler ſeinen Mann,
„Er hätt' mir keinen zähern ſchicken können!“

Vorſichtig hab' ich das Räderwerk mit ächten Naxos eingeweicht; wer weiß, ob ſonſt, nach dieſer Mahlzeit meine natürliche Uhr nicht für längere Zeit verſagt hätte?! — Nachmittag beſuchte ich das ſogenannte Vapore, die auf einem Berge gelegene öffentliche Promenade der Syrioten. Es war etwas windig und ich traf deßhalb Niemand hier oben an, als drei große Windmühlen, welche in vollem Gange waren. Ueberhaupt iſt Syra allenthalben mit Windmühlen bekränzt, und es iſt ein ganz eigener Anblick, dieſes luſtige Räderwerk in allen Richtungen arbeiten zu ſehen. Ich gedachte bei dieſer Gelegenheit einer Komödie, die ich in den Jahren meiner Kindheit ſah. Sie hieß: „der Eremit auf dem Berge Brazo, oder die Windmühle auf der Weſtſeite.“ Daraus erinnere ich mich noch eines wunderhübſchen Mädchens, das auf den Flügeln ſolch einer Mühle ſaß; warum? weiß ich nicht mehr. Der Eindruck, den dieſe Scene auf mein damals eben reifendes Herz zurückließ, veranlaßte mich jetzt bei voller Reife, ſchnell nach allen Flügeln zu ſehen; allein die Engel fehlten, und die Flügel allein konnten mich nicht intereſſiren! Unbefriedigt kehrte ich von meinem Spaziergange zurück und leiſtete, mißmuthig wie ich war, einem Fremden in

meinem Gasthause Gesellschaft; er sprach nichts und ich hörte ihm zu. — Da fragte mich mein Wirth, ob ich nicht in's Theater ginge? Wie? rief ich überrascht:

„Ist's ein Mensch, der so zu mir spricht?!"

Thalia in Syra! Ist sie so zur Metze geworden, daß sie sich von diesen Krämerseelen erhandeln ließ?!

Der Wirth, ganz verblüfft über mein komisches Pathos, antwortete nicht, sondern reichte mir schweigend den Zettel, worauf mit großen Buchstaben nichts als der Name Aristodemos stand. — Wann beginnt die Geschichte? fragte ich lakonisch, indem ich noch immer glaubte, es wäre nur ein schönklingender Irrthum, auf Syra ein Theater zu finden. — Um acht Uhr, sagte mein Wirth; ich ließ mich, da ich an meinen Magen langte und fühlte, daß es an der Zeit sey, sogleich hinbringen, und in wenig Minuten saß ich schon mitten in dem, nur von Herren erfüllten, ziemlich geräumigen Parterre. Zwei Logenreihen, welche die Rück- und Seitenwände, des von Stein erbauten Hauses bilden, waren mit europäisch gekleideten Syriotinnen gefüllt, die die Gelegenheit des Theaters zu benutzen scheinen, um ihren Putz zur Schau zu tragen. — Die bessergebildeten Damen dieser Insel sind meist sogenannte Triestiner oder Wiener Griechinnen, indem sie während der Revolution in diesen Städten weilten und dadurch alle Eitelkeiten und feinen Koketterien, nicht minder jedoch auch Geschmack und Kultur der höhern Damenwelt, von dort nach Syra verpflanzten. Mit behaglicher Ruhe begann ich, mir diese griechischen Schönheiten zu mustern, welche trotz ihren Feueraugen alle so ernst aussahen, als hätten sie sich mit um die Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu bekümmern. Die meist ächt griechischen Profile, bei welchen die Nasenwurzel mit der Stirne in gerader Linie fortläuft, machten auf mich mehr den Eindruck eines Bildes, das wohl Interesse, aber keinesweges Liebe einzuflößen vermag. Und doch vergaß ich die ganze Darstellung der griechischen Tragödie, welche auf der niedlichen kleinen Bühne, mit vielem Fleiß, recht gut dargestellt zu werden schien, über eine Braut, die, wie man mir sagte, mit ihrem Bräutigam vom Festlande gekommen war, um ihre Verwandten in Syra zu besuchen und meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. —

Ein rothes Käppchen auf dem Haupt,
Ein goldnes Kränzchen drunter,
Der Augen schwarzes Kirschenpaar!
Ein wahres Schönheitswunder.

Den Mund voll reichen Perlenſchmucks,
Der Teint wie Blüthenflocken
Und auf der ſchön gewölbten Bruſt
Die Fülle ſchwarzer Locken!

Ganz fein gehüllt in Landestracht,
Wie wenige es waren,
Sah' Trantafill', die Schöne, ich
Die Braut des Palikaren.

Nun, deutſcher Fuchs, ſprach der zu mir,
Wie g'fällt Dir dieſe Traube?
Gar ſchlau ſprach ich: „ſie g'fällt mir nicht,"
Und macht' mich aus dem Staube.

So kam ich auf den Flügeln der Liebe und der Angſt ganz erſchöpft nach Hauſe, den eiferſüchtigen Palikaren immer hinter mir wähnend, der mich im Theater ſo recht ſataniſch fragte, warum ich denn immer nach jener Loge ſehe? Ob mich dieſes Mädchen etwas angehe? Ich ſagte zwar nein, träumte aber die ganze Nacht, als hätte es mich doch etwas angegangen.

Dritter Tag.

Herr Theolog! Herr Theolog! rief ich, als ich des andern Morgens durch die Straßen ging, einem jungen Mann zu; willkommen in Hermopolis! Willkommen auf Syra! Ach, antwortete Herr Theolog, es war nicht unſere Abſicht hieher zu gehen, aber der Sturm, welcher mächtiger war, als der Wille meines Gebieters, trieb uns sans façon von Naxos nach Syra. Dank dem Sturme, erwiderte ich, er hätte mir keinen angenehmern Dienſt leiſten können; melden Sie gefälligſt mein Hierſeyn und meine Dienſtbereitwilligkeit. Gut, gut, antwortete Herr Theolog ganz eilig, ich muß ſchnell zum Gouverneur, damit dem Verſtorbenen eine anſtändige Wohnung eingeräumt werde. — Ach, ſagte ich, ſo iſt gut todt ſeyn! und widmete meinem Leben einen Seufzer.

Nun habe ich das Vergnügen, Herrn Theolog, einen jungen Griechen, von guten Sitten und dunklem Teint, mit ſchwarzem Frack und unheimlichen Augen, den verehrlichen Leſern und Leſerinnen vorzuſtellen. Derſelbe hat das Schickſal, Sekretär eines Verſtorbenen zu ſeyn, deſſen

Lebendigkeit ihm viel zu ſchaffen macht, und ich bin feſt überzeugt, daß manchen unter Ihnen der Geiſt dieſes ewigen Chriſten, welcher nicht aufhört zu wandeln, ſchon viel Vergnügen gewährte. — Noch war keine Stunde verfloſſen, als mich Herr Theolog ſchon wieder aufſuchte und mir eine Einladung des Verſtorbenen brachte, heute Abend mit dem Glockenſchlage ſieben Uhr vor ihm zu erſcheinen, was mich um ſo mehr überraſchte, da doch gewöhnlich die Verſtorbenen uns erſcheinen. — Mit wahrer Freude nahm ich indeß dieſe Aufforderung an und muß geſtehen, daß mir der Tag nie länger ſchien, als gerade damals, wo er am kürzeſten war. Die Todten ſind hübſch freundlich und fein ruhig, dachte ich mir, das wird eine eigene Abendunterhaltung geben. Und was kann mir dieſer Verſtorbene Alles erzählen, denn es heißt ja!

„Dem Menſchen wird es erſt im Sterben klar,
Ob Leben wirklich Leben war!“

Ich beſchäftigte mich den ganzen Tag über mit dem Durchleſen der Briefe eines Verſtorbenen, welche von demſelben Verblichenen ſeyn ſollen, um den Charakter dieſes nie hungernden Schriftſtellers genau aufzufaſſen, und las mir auf dieſe Weiſe den langen Tag vom Hals. Endlich ward es Abend, der Mond ſtieg in ſeiner ganzen Völle auf, machte aber ſo ein breites Maul, als ob er ſchwatzen wollte. — Ha, ha! ſprach ich zu mir ſelbſt, das bedeutet was!

„Iſt's in jenen dunkeln Orten
Alſo auch ſchon kund geworden
Daß bei ihm zu Tiſch' ich geh'?

Doch ich ließ mich nicht irre machen, ob ich gleich den Mann im Mond noch nie ſo leichenblaß, ſo fahl und grinſend erblickt hatte. Der Hammer hob die ſiebente Stunde aus und ich verdoppelte meine Schritte nach dem Haus des Verſtorbenen. Da ſchlüpfte der Mond, gleichſam warnend, ſchnell hinter eine drachenförmige Wolke und leuchtete mir nicht bei dieſem großen Gange, aber ich ging immer muthig zu und ſtand in einigen Minuten an der verhängnißvollen Schwelle. — Nachdem mich Herr Theolog mit feierlicher Stimme dem Verſtorbenen gemeldet, trat ich mit einer tiefen Verbeugung in den etwas magiſch beleuchteten Salon. Der Verſtorbene ſaß auf einem ſchwarzen Sopha und hatte ein weißes Hemd an, welches ich jedoch (um der Wahrheit treu zu bleiben) nicht ſah, ſondern blos vermuthete; denn feuerrothe Beinkleider mit breiten Goldborten, und ein ſchwarzer polniſcher Rock

mit Schnüren verdeckten das vorerwähnte Geistergewand. Ein großer türkischer Shawl wand sich in Schlangenform von dem Halse des Verstorbenen auf die Brust herunter. Das schwarzbehaarte Haupt war entblößt; zu dessen Bedeckung stand eine hochrothe griechische Fes mit einer langen blauen Quaste zur Seite. Ich erwartete nun mit Gespanntheit die ersten gebietenden Worte mit hohlen Grabestönen aus der eisigen Brust des Verstorbenen. Wie staunte ich aber, als die freundlichsten Redensarten, begleitet von einem höchst angenehmen Organ, sprudelnd von dessen Lippen quollen. Ich mußte mich dem unbegrabenen Verschiedenen gegenüber setzen; zwischen ihm und mir auf einem runden Tisch von Sargholz lag ein Schatz, den ich gerne gehoben hätte, aber es war das Eigenthum des Verstorbenen, der das klügste Testament auf der Welt hinterließ, indem er sich seinen eigenen Nachlaß selbst vermachte. Der Schatz bestand in vier Theilen ganz vollendeter Manuscripte, deren Inhalt die Erfahrungen birgt, welche der Verstorbene bei seinen Lebzeiten in Griechenland machte. Ich wagte die Bitte, mich mit einigen Stellen aus diesen demnächst nach Deutschland wandernden Papieren bekannt zu machen, und hatte eine volle Stunde das ausgezeichnete Vergnügen, mich zu überzeugen, daß der Verblichene nicht nur allein gut schreibt, sondern auch gut liest. Das deutsche Publikum kann sich im Voraus auf diese neuen Erscheinungen aus den Papieren eines Verstorbenen freuen, welche weit interessanter sind als verstorbene Papiere eines Lebenden, die übrigens nicht so selten seyn dürften. Nachdem diese Stunde mir mit wahrer Wonne sowohl an meiner Seele als meinem Herzen vorübergegangen, läutete der Verstorbene und ein dienstbarer Geist erschien, das heißt, er kam nicht von unten herauf, sondern von der Seite herein. Wir wollen zu Tische! herrschte ihn der Verstorbene an. Sehr wohl! antwortete ihm der Geist und verschwand. Aber er ging nicht unter, sondern ab. Nun war ich wirklich begierig, was die Verstorbenen speisen und ob mir als Lebenden, diese Kost wohl munden würde, und noch begieriger war ich, als sich nun der Verstorbene von seinem Sitz erhob, ihn schweben zu sehen, denn ich habe immer gehört, daß solche wandelnde Geister von so leichter Art sind, daß sie auf die Flügel eines Schmetterlings treten können, ohne ein Farbenstäubchen hinweg zu wischen. Aber wie irrte ich mich! Der Durchlauchtigste Verstorbene hätte sagen können:

„Wenn ich auftrete, zittert ein Fürstenthum!“

Mit festen Schritten näherte sich der Selige dem Speisetisch und zeigte durch eine graziöse Bewegung, daß wir ihm folgen sollten. Der

dienſtbare Geiſt erſchien nun wieder mit einer weißen Schüſſel, worin eine glühend heiße, weiße Suppe war. Ha, ſo! dachte ich, die Geiſter dürfen nur weiße Gerichte eſſen, und war geſpannt auf die zweite Auflage, indem mir die erſte ganz menſchlich ſchmeckte. Wie erſchrack ich aber, als nun wirklich Glieder von Verſtorbenen aufgetragen wurden, die zum Ueberfluſſe noch in einer blutrothen Brühe umherſchwammen. Nach dem erſten Schrecken überzeugte ich mich jedoch, daß es nur verſtorbene Hühner und Gänſe waren, deren Glieder in einer Granatäpfelſauce paradirten, und aß ruhig weiter. Die geiſtreiche Unterhaltung des Verſtorbenen lenkte meine Aufmerkſamkeit bald von den proſaiſchen Bemerkungen des zwei Stunden langen Speiſewechſels ab. Ich weiß nicht, war es die Glut des ächten Naxos oder ſonſt eine feurige Veranlaſſung, welche das Geſpräch bald auf Liebe lenkte, und als wir ſo nach und nach hinabſtiegen, — der Verſtorbene und ich, — in das verſunkene Herkulanum unſrer Jugendfreuden und uns bei allen dieſen Erinnerungen nichts mehr wohl that, als was uns ſchmerzte, da verſicherte mich der Verſtorbene, in ſeinem ſechzehnten Jahre ſchon ſo von dieſer Alles verzehrenden Leidenſchaft ergriffen geweſen zu ſeyn, daß die Idee, bei ſeiner Angebeteten keine wahre Gegenliebe zu finden, ihn veranlaßte, mit ſeinem eigenen Blute, eine treue Copie von Werthers tragiſchem Ende zu liefern. Unabänderlich ſchritt der unglücklich Liebende auch zur Ausführung dieſes Entſchluſſes, machte den Mittelpunkt ſeines Herzens zur Zielſcheibe, drückte feſten Fußes eine Piſtole darauf ab, aber die ſonſt ſo ſichere, nie verſagende Waffe entleerte dieſesmal, höchſt wunderbar, ihren tödtenden Inhalt nicht. — Da fiel es wie ein Schleier von den Augen des verblendeten Jünglings, er nahm ſich vor, zu leben, und ſchon nach kurzer Zeit wollte ſich das Mädchen erſchießen, um deſſen Willen er ſterben gewollt, weil es eine ewige Verbindung verlangte, der damals gerettete Verſtorbene aber vernünftiger geworden, mit Lacoſte antwortete:

„Das wär' zu harte Strafe unſrer Sünden,
Wenn ſich die Schönen, die die Langeweile
Von ein paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
Gleich Furien an unſere Ferſen hingen." —

Hier folgte eine Pauſe; Jeder trank und huſtete. — Das üppigreiche Deſſert, welches die Nähe des Orients verkündete, ward bereits ſervirt, als der Verſtorbene von den Bildern der Jugend auf jene ſeiner Reiſen zurückkam, und wem muß nicht unwillkührlich, wenn von Reiſe-

bildern die Rede iſt, Heine, der Großmogul aller ſchreibenden Bildermaler zu Sinne kommen, welcher während ſeines Lebens ſchon im Beſitze einer Anweiſung auf die Unſterblichkeit ſeines Namens iſt.

Viele Namen junger deutſcher Dichter reiheten ſich nun an den ſeinigen, und wir vertieften uns in die neuere Literatur, während wir Caffee tranken. — Da ſchlug es von dem nahen Thurm mit dumpfem Klang eilf Uhr. Deſſenungeachtet blieb ich, bis mich die Bitte zu bleiben an's Gehen erinnerte. Ich vermuthete, der Verſtorbene könnte doch in dieſer Geiſterſtunde etwas zu thun haben, und traf daher Anſtalten, mich zu entfernen. — Da reichte mir der Verſtorbene ſeine Hand, — ſie glühte nicht, ſie war nicht eiſig kalt, — mit Inbrunſt drückte ich ſie, mit der Bitte, mir zu erlauben, einen Abend öffentlich beſprechen zu dürfen, den mir hundert Lebende nicht ſo vergnügt gemacht hätten, als ein Verſtorbener.

Als ich auf die Straße gelangte, ſah der blaſſe Geſelle wieder recht höhniſch auf mich herab, ich winkte ihm zu, nicht zu verrathen, woher ich komme; er verſprach mir, zu ſchweigen, aber er ſchwieg nicht, der Mond, er erzählte mein Geheimniß den Sternen, die Sterne ſagten es den Bergen, die Berge vertraueten es den Thälern, die Thäler erzählten es den Bäumen, die Bäume verriethen es den Blumen, die Blumen ſagten es den Mädchen, und nun war es kein Wunder mehr, daß den andern Tag die ganze Stadt wußte:

„Fürſt Pückler iſt auf Syra!“

Vierter Tag.

Aus jedem Morgennebel ſteigt die Welt neu und jugendlich hervor für die Phantaſie des Menſchen; mit jedem Frühroth erwacht das Menſchenherz in frommer Güte. Erſt mit der Tageshelle, wenn das Getriebe wieder losgeht, fährt auch der Satan wieder hinein und weckt die alten böſen Gewohnheiten. — Ich erwachte zum Glücke vor der vollen Tageshelle und hatte gerade noch Zeit, mir vorzunehmen, mich heute nicht von dem Sturm des allgemeinen Treibens hinreißen zu laſſen, ſondern den ganzen Tag über Syras Natur die Cour zu machen. Zwar ſtudiere ich gewöhnlich die Natur lieber an Menſchen, als an ländlichen Triften u. dergl., denn ich habe noch immer gefunden, daß keine Landſchaft dem Auge eine ſolche Mannigfaltigkeit und ſolchen Reichthum

der Betrachtung darbietet, als die Ungleichheit der menschlichen Charaktere. Doch ich liebe die Veränderung und fing deßhalb, meinem Vorhaben treu bleibend, an, aufwärts zu steigen, und stieg und stieg, bis ich den Gipfel eines hohen Berges erreichte, wo ich den Vorsprung eines kolossalen Felsens zum Sitze meiner Naturforschungen benützte. —

Da saß ich nun, und vor mir breitete sich in tiefer, feierlicher Ruhe das mythologische Inselmeer, der Archipelagus, mit seinem Nomos der Cykladen aus. — Es war ein freundlich lieblich-warmer Tag. Die Wolken, im besten Humor, tändelten am Himmel und suchten sich und flohen sich, und fanden sich wieder und zerrannen in einander. — Mir gegenüber lag das mit Dörfern besäete, durch seinen heiligen Hain und prächtigen Neptunstempel einst so berühmte Eiland, Tinos, welches außer der Höhle des Aeolus, die noch in alter Schönheit dort bestehet, keine Spur seiner frühern Größe mehr aufzuweisen hat. Auch die im Alterthum berühmteste aller Inseln Griechenlands, das hochheilige Delos, gewahrte ich, wo einst Apollos und Latonas Tempel prangten. Auch Termia sah ich und — doch ich will hier nicht alle jene Inseln nennen, die ich im Glanze der Morgensonne erblickte, indem ich sie erst zu besprechen gedenke, wenn ich sie besucht haben werde; aber gewiß ist's, daß ich in demselben Augenblick fest glaube, daß, wenn Gott auf Erden wohnen wollte, er gewiß dieses Plätzchen zu seinem Aufenthalte wählen würde. Ich war so begeistert von diesem himmlischen Panorama, von diesem Frühlingstag zu Ende Novembers, von diesem göttlich grünen Schöpfungssaale, von diesen wellenförmigen Bergen, die sich hindehnten an dem Meeresufer, wie Busen, die so manche süße, so manche schmerzliche Geheimnisse bergen, daß ich Jean Pauls Siebenkäs wörtlich nachbetete und gleich ihm begann:

> „Du gute Natur voll unendlicher Liebe bist es ja, die in uns die Entfernung der Körper in Annäherung der Seelen verwandelt; du bist es, die vor uns, wenn wir uns an fernen Orten recht innig freuen, die freundlichen Bilder aller derer, die wir verlassen mußten, wie holde Töne und Jahre vorüberführt, und du breitest unsere Arme nach den Wolken aus, die über die Berge herfliegen, hinter denen unsere Theuersten leben."

Als ich gebetet, fragte ich mich: „Ist denn wirklich das Jahr schon alt geworden? Wirklich der November schon in den letzten Zügen? Und ich sehe noch in den milden Sonnenstrahlen, so recht nach Frühlingsart, Schmetterlinge mit Blumen kosen? Und als ich sie betrachtete zu meinen Füßen die holden Kinder der Natur, da tönten sinnig

und zart die Mythen über die Schöpfung der Blumen aus dem griechischen Alterthume zu mir herüber. Vor meinen Augen wogte, von leisen Lüften bewegt, eine scharlachrothe liebliche Anemone; ist sie nicht auf Venus Klage aus den Blutstropfen des schönen Jägers Adonis erblüht? Und hörte ich denn nicht sagen, fragte ich mich weiter, daß, wo Venus dem Schaume des Meeres entstieg und der schäkernde Zephyr die Schaumflocken hintrug, sich die Küste mit Rosen schmückte? Und sind es denn nicht Rosen, die da unten so lieblich sehnend heraufblicken? Und diese Myrten hier, zwar wild wachsend, sind sie nicht den Thränen der Liebe entsprossen und deßhalb der Liebe Schmuck? Ach, könnte ich doch auch Lorbeer erspähen! klagte ich, und langte wehmüthig nach meinem Kopfe, fand aber keine Spur davon. Im Lorbeer seufzte Daphne, die schöne Nymphe. Und spendet denn eine Blume ihren Duft, schmückt eine die Erde, der nicht eine reizende Nymphe, eine Najade, ihre Sorge und Pflege widmete? —

So ganz durchdrungen von dem Novembermai Griechenlands, gedachte ich auch der gegenwärtigen Jahreszeit meiner fernen Heimath, aus welcher längst die Zugvögel auf ihren Rücken die warmen Tage und die milden Nächte davon trugen und nichts zurückließen, als den alten weißflockigen Winter mit seinem Leichentuche, womit die schlafende Erde meines theuern lieben Vaterlandes nun bedeckt ist. Und ich schrieb es nieder, was ich bei diesem Gedanken fühlte, und was ich fühlte, war nichts als dieses kleine, unkorrekte Liedchen:

Auf der Insel Syra saß ich,
In des Jahres letzten Tagen,
Schmetterlinge sah ich kosend
Um die bunten Blümlein jagen;

Sonnenstrahlen, mild und lieblich,
Senkten freundlich sich hernieder;
Vöglein, die den Winter flohen,
Fanden hier den Frühling wieder.

Da gedachte ich der Heimath,
Unsrer Berge Schneegespenster,
Unsrer Blumen dieser Jahrszeit,
Die gefroren nur am Fenster;

Unsrer Mädchen auf dem Balle,
Die den frischen Schnee beschämen,
Die oft weißer, doch auch kälter,
Manchen Mann zu Tode grämen.

Und auch Dein, mein Lieb, gedacht ich
In des Jahres letzten Tagen,
Als auf Syra ich gesehen
Schmetterling' nach Blumen jagen.

Fünfter Tag.

Ich liebe die Narren, wie ich mich selbst liebe; ich weiß nicht warum, aber ich fühle mich so hingezogen zu einem gescheidten Narren, wie ein Student zu seinem Professor. Deßhalb fragte ich auch heute meinen Wirth: Sagen Sie mir, ist kein Narrenhaus hier? — Nein, erwiderte er lächelnd, wir bedürfen Gottlob keines. Es ist ein einziger Narr auf unserer Insel und der ist ein Deutscher. — Ein Deutscher?! rief ich erstaunt. Ich bitte, sagen Sie mir, wo kann ich ihn treffen? — Dort, antwortete mein Wirth ganz pathetisch, wo unserer aller Vernunft zu Ende geht, auf dem Leichenacker. — Ist er todt? fragte ich theilnehmend. — Nein, er lebt und scheint nur dort seiner fixen Idee nach glücklich zu seyn. — Wie? sprach ich, und diesen Mann heißen sie einen Narren? Wäre es denn nicht sehr gescheidt, wenn alle Menschen sich schon bei ihrem Leben an ihre zukünftige Gesellschaft, an die Todten, gewöhnen würden? — Chacun a son gout, sagte mein Wirth lächelnd und ließ mich stehen. — Und als ich hinauskam auf den Friedhof, woselbst die Griechen ruhig und ohne Parteigeist neben einander liegen, wo die Habgier und die Ruhmredigkeit, die Falschheit und der Argwohn, die List und die Treulosigkeit dieser Helden ein Ende hat, da saß ein Mann, bleich und abgemagert, mit einem verwitterten Gesichte, und dieser Mann war der Narr und dieser Narr war ein Philhellene.

Ich ging mit theilnehmenden Blicken auf ihn zu und reichte ihm ein Almosen; er aber, mich für einen Griechen haltend, wies meine Gabe verächtlich zurück, die bekannte Stelle rezitirend:

Ein griechisches Geschenk und kein Betrug verborgen?
So schlecht kennt ihr Laertens Sohn?
Trojaner trauet nicht!
Die Griechen fürchte ich, und doppelt wenn sie schenken.

Ich bin ein Deutscher, sprach ich stolz, nehmen Sie! Wenig ist's, was ich reiche. —

Ein Deutſcher! O Gott, ich danke dir, daß du vor meinem Ende mir noch einen Deutſchen zuführteſt. Sie kommen mir gerade recht. Ich ſterbe heute, drum ſeyn Sie doch ſo gut und nehmen Sie mein armes Herz mit nach Deutſchland. Aber geben Sie recht Acht, daß es nicht zerbricht, es hat ſchon einen Sprung. Nicht wahr, fuhr der Unglückliche fort, ich war recht dumm, daß ich ſo weit reiste, um zu ſterben? Und da werden ſie nun meinen Leichnam in die fremde Erde verſenken, und in einigen Jahren wird der Hügel längſt ſchon wieder glatt getreten ſeyn, auf den keine befreundete Seele Blumen ſtreute, kein Verwandter einen Gedenkſtein ſetzte, keine Geliebte eine Thräne weinte und höchſtens ein vorübergehender Grieche ſagen wird: da liegt er, der deutſche Narr. — Nicht doch, antwortete ich gerührt, Sie werden Ihr Vaterland noch ſehen, und ſollte es Ihnen jedoch vom Schickſale nicht mehr vergönnt ſeyn, ſo wird Ihrem Philhellenismus eine Ehrenſäule geſetzt werden. — Sie ſind ein Narr, ſagte der Narr zu mir, Sie kennen die Griechen nicht, und ihren Undank, und ihren Neid und ihre Eiferſucht, und ihren Parteigeiſt und ihre Zwietracht, und ihren Mangel an allem Nationalſinn, jeder nur ſich als ſeine Welt ſchauend, und kein gemeinſames Intereſſe anerkennend. O wie oft haben dieſe grellen Fehler ſelbſt im Befreiungskriege die ſchönſten Hoffnungen der theilnehmenden beſſern Menſchheit gehöhnt, vereitelt!! —

„Sie ſprechen in der Fieberhitze, mein armer Landsmann; Sie ſind nicht recht bei ſich ſelbſt, nehmen Sie ihre fünf Sinne zuſammen, gewiß Sie finden dann Alles anders. Sie ſchildern die Griechen wie ſie zu Alcibiades Zeiten waren. —“

„Sie ſind ein Narr, ſagte der Narr abermals zu mir, wenn Sie glauben, daß ich phantaſiere. Die Griechen ſind nicht beſſer geworden ſeit jenen alten Zeiten, durch den Druck ihrer Tyrannen wurde ihr früherer muthiger und gewandter Ehrgeiz in eine liſtige Verſchmitztheit und tief eingewurzelte Rachſucht verwandelt. Mit Meiſterſchaft üben ſie die Künſte der Verſtellung, begleiten die unbedeutendſte Rede mit einem Schwure, und lachen über die Leichtgläubigkeit derer, die ihren Schwüren trauen.“

„Aber Ihr Fieber macht Sie ganz verrückt, Sie bedenken nicht, daß die Griechen, Sclaven ſeit 400 Jahren, wohl alle die Fehler und Laſter haben müſſen, welche ſtets mit der Erniedrigung und der Knechtſchaft der Völker verknüpft ſind.“

„Nein! nein! Ich bin nicht verrückt, wenn ich behaupte, daß ſich die Griechen durch ihre Eitelkeit, Ruhmredigkeit und ihren Hochmuth

ihren Unterdrückern selbst verächtlich machten. Kriechend vor ihren Tyrannen, waren sie, sobald sie selbst zu Macht und Einfluß gelangten, viel ärgere Quälgeister ihrer eigenen Landsleute, als die Türken."

„Sie urtheilen einseitig, mein Freund, Sie sind krank, Sie sagen ja selbst, daß Sie bald sterben werden."

„Eben darum können Sie mir um so mehr glauben, griechischer Undank ist auch der Nagel zu meinem Sarge. Am Rande des Grabes ist Wahrheit, keine Lüge wagt sich über die bleichen Lippen des Sterbenden, das Blut der Seelenwunden strömt frei aus und bezeichnet die verletzte Stelle des Scheidenden. —"

„Kann ich Ihnen vielleicht etwas nützen, um Ihr Geschick zu erleichtern?"

„Bewahren Sie nur mein Herz recht gut und geben Sie wohl acht, daß es an der Gränze nicht geöffnet wird, denn es könnte seiner liberalen Gesinnungen wegen zuletzt noch konfiscirt werden."

„Sorgen Sie nicht, ich werde dessen Geheimnisse wie meine eigenen bergen. Wie lange sind Sie schon in Griechenland?"

„Gerade lange genug, um einzusehen, daß man nicht kurz genug hier seyn kann."

„Ihre Absicht, als Sie nach Griechenland gingen, war eine so edle, großmüthige, daß Sie wenigstens sich selbst keine Vorwürfe zu machen haben. Sie sind Philhellene."

„Es gibt vielleicht keinen unleidlichern Gemüthszustand, als unsere Empfindung, wenn wir eine großmüthige Handlung begangen zu haben glauben und dann einsehen, daß es blos eine thörigte gewesen. Und ich kam zu dieser Einsicht. —"

„Beruhigen Sie sich, Sie sterben doch wenigstens für das, was Sie wollten; für Griechenland."

„Es ist ein großer Unterschied, an etwas sterben, und für etwas sterben; ich sterbe an Griechenland."

„Mein Herr, ich staune, man hat mir gesagt, Sie seyen ein Narr."

„Das hat Ihnen ein Grieche gesagt und hat nicht gelogen, denn ich bin ein Philhellene."

„Aber bedenken Sie doch, wie viele Philhellenen es gibt."

„Leider leben wir gerade in einer Welt, worin ein Narr viele Narren, ein Weiser aber nur wenige Weise macht."

„Mein Herr, ich kann Ihre Grundsätze nicht billigen, und verlasse Sie deßhalb. Auch thut es mir leid, mein Wort zurücknehmen

zu müſſen, ich kann auch Ihr entdeutſchtes Herz nicht mit nach Deutſchland nehmen, es wäre die ſtärkſte Contrebande."

„Das gibt mir vollends den Todesſtoß, ich fühle, daß es zur Neige geht. Gott ſegne und erhalte Sie, ich werde mich bald mit den Irrthümern der Zeit abgefunden haben, und freue mich, verſchiedene Geiſter da unten kennen zu lernen, die ich ſo oft da oben vermißte. Gönnen Sie mir wenigſtens eine Thräne des Mitleids, damit ich nicht gar zu trocken ſterbe. —"

Ich reichte dem Unglücklichen die Hand und wohl fühlte er, daß er nicht unbeweint ſtirbt. —

— Ich konnte den ganzen Tag nichts Geſcheidtes mehr beginnen, denn der Narr ging mir nicht aus dem Kopfe. —

Sechster Tag.

Thätig und regſam geht es auf dem Schiffswerft in Syra her; gar viele Fahrzeuge, wenn auch gerade keine bedeutenden, werden das Jahr über auf dieſem Werft vom Stapel gelaſſen, und manches dieſer Schiffe verläßt ſtolz und aufgeblaſen den Hafen, und kehrt zerſchlagen und entmaſtet wieder zurück. Und wie es den Menſchen gewaltig an ſeine Vergänglichkeit mahnt, wenn die Großen und Mächtigen der Erde gleich den Kleinen und Machtloſen vergehen, ſo mahnt es auch den armen Schiffer an ſein Ende, der in ſeiner kleinen Barke ſich täglich auf demſelben Weltmeer umhertreibt, welches den himmelanragenden Dreimaſter eines ſtolzen Kapitäns, wie das kümmerliche Fahrzeug eines armſeligen Fiſchers verſchlingt. — Und ſolch ein armſeliger alter Fiſcher war es, mit dem ich von dem Werft aus hinausfuhr aus dem Hafen, um mit anzuſehen, wie er ſein tägliches Brod aus dem Waſſer zieht. — Das gemeine Volk, beſonders aber die Seeleute, ſind noch jetzt, wie ehemals, ungemein abergläubiſch, und die alte Leichtgläubigkeit des abgöttiſchen Griechenlands an Weiſſagungen, Orakel und Vorbedeutungen iſt auch unter den jetzigen chriſtlichen Griechen noch lange nicht erloſchen. Einen deutlichen Beweis hievon gab mir mein alter Kahnführer, der mir ſagte, daß er ſchon acht Tage keinen ordentlichen Zug machen konnte, weil wieder ein Seemenſch (Triton) in den Gewäſſern ſeyn müſſe, um die ausgetretenen Wellen in den Schoos des Meeres

zurückzutreiben. — Da fielen mir die Erzählungen von den vielen ſonderbaren Seegeſchöpfen der Griechen und Römer bei, und ich war begierig, unter welchen Veränderungen ſich dieſelben bis jetzt noch unter dem Volke erhalten haben. Ich fragte deßhalb meinen abergläubiſchen Führer, ob er ſchon ſo einen Seemenſchen geſehen hätte, und wie denn dieſe Waſſermänner ausſähen. — Ach, erwiderte er, ein Kreuz von der Bruſt über den Unterleib hinunterſchlagend, die Panhagia (Muttergottes) bewahre Euch und mich, ſolch einen Meergeiſt zu Geſicht zu bekommen; mein Vater ſah einen und mußte bald darauf ſterben.

Wie alt iſt Euer Vater geworden? fragte ich theilnehmend.

Fünf und achtzig Jahre. Er erzählte uns oft, wie dieſer Seemenſch ausgeſehen. Von ſeinen grünen, faſerigen Schilfhaaren, womit ſein Kopf bedeckt war, von ſeinem beſchuppten Rücken, von ſeinem geringelten Unterleib, der in einen Delphinen-Schweif auslief, von ſeinen breiten behaarten Händen, und von ſeiner hohlen Menſchenſtimme, mit welcher er meinem Vater den nahen Tod verkündigte. — Doch laßt mich jetzt davon ſchweigen, es iſt nicht geheuer hier. Seht Ihr dort, wie er die Wellen peitſcht! In ein paar Tagen hat er alle eingetrieben; dann geht der Fang ſchon wieder beſſer.

Nun, ſagte ich halblaut, wenn Ihr die männlichen Seeungeheuer fürchtet, ſo werdet Ihr doch bei dem Anblick der weiblichen wie z. B. der Sirenen nicht erſchrecken; die haben wohl keine hohlen Stimmen? Habt Ihr von deren vortrefflichem Geſang noch nichts gehört?

Ach, Ihr meint wohl die ſchön geformten Weibchen, die halb Menſch und halb Fiſch ſind? Die denſelben Dienſt im Meere haben, welchen die Schlangen im Paradieſe hatten — die Menſchen zu verführen? Mich haben ſie noch nicht angeſungen; ich bin aber auch nie ſo ein ſchöner Schiffsjunge geweſen, wie Janni, der ſich als Bräutigam, wie mein Vater auch oft erzählte, einen Tag vor ſeiner Hochzeit durch ihren Geſang verführen ließ, an den gebirgigen Inſeln zu landen, und da ſangen ſie ihn in den Schlaf, und ſtießen ihn dann hinunter ins Meer und des andern Tags, als ihn die Braut am heimathlichen Ufer erwartete und er immer nicht kam, da ging der Prieſter hinaus mit dem Kreuze und rief dreimal im Namen der harrenden Braut den Bräutigam; da tauchte er auf einmal aus der Tiefe herauf, aber als man ſchnell auf ihn zufuhr, um ihn ans Land zu ziehen, ward er zum Felſen, an dem nachher viele Schiffe ſcheiterten.

Das Schickſal hat ſich gerächt an dieſen liſtigen Verführerinnen, erzählte ich dem erſtaunten Fiſcher und machte ihn mit der mythologi-

schen Sage bekannt, die wohl weit älter als seine mir mitgetheilte Geschichte war. Den Sirenen, sagte ich ihm, war vom Schicksale nur so lange bestimmt zu leben, als sie fähig waren, durch ihren Gesang die Reisenden an ihre Insel zu locken; als es aber sowohl Orpheus mit den Argonauten, so wie Ulysses mit seinen Begleitern gelungen war, ohne sich hinreißen zu lassen, an ihnen vorüber zu fahren, so stürzten sich die Sirenen, aus Verzweiflung über ihre fehlgeschlagene Hoffnung, ins Meer und wurden selbst in Felsen verwandelt. —

— Ach, hätte das doch mein Vater erlebt, sagte der unwissende Schiffer, gewiß, dem hätte es recht viele Freude gemacht, denn er war ein gar zu guter Freund von dem unglücklichen Janni.

Erzählt mir doch mehr solche Schiffersagen, bat ich den Alten, ich habe meine Freude daran.

Dort seht hin, daran habe ich meine Freude, begann Jener recht vergnügt; seht Ihr, wie sich's aus dem Wasser hebt und Purzelbäume macht, das sind Tummler (so nennen die Schiffer die Delphine), jetzt bekommen wir ganz ruhiges Meer. Diese Tummler sind gar gute Thiere, die haben einmal ein Schäfer-Söhnchen, das in's Meer gefallen war, und dem der am Ufer stehende jammernde Vater nicht beistehen konnte, aus Mitleid auf ihren Rücken wieder ans Land getragen, und aus Dankbarkeit blies ihnen der Schäfer alle Abende auf seiner großen Pfeife etwas vor, und da purzelten sie immer in der Nähe des Ufers recht fröhlich durcheinander, als wollten sie tanzen.

Ich war wirklich überrascht, alle die alten Sagen verändert zwar, doch noch immer äußerst sinnig in dem Munde einer Volksklasse zu vernehmen, die weder Homer noch Virgil gelesen, noch jene Poeten kennen, die in ihren Dichtungen die gefühlvollen und musikliebenden Delphine an's Ufer kommen ließen, um den sanften Melodien der Schäfer zu lauschen. Ueberhaupt tragen die Paramythien, welche, wie bei den Griechen des Alterthums von den Paramanas (den Ammen) bei der Abendlampe gewöhnlich erzählt werden, alle noch den ächten Stempel der Mythen und sind wunderbar lieblich. —

Diese kurzen Mittheilungen des Fischers waren der einzige Fang, den ich bei dieser kleinen Fahrt machte; mein Führer machte gar keinen, und mußte sich mit dem Wenigen begnügen, was ich ihm in die Hand drückte, es war kein Goldfischlein. Einmal waren wir wohl nahe daran, einen ordentlichen Fang zu thun, denn es gibt in den griechischen Gewässern eine Art Aale von 5 bis 6 Fuß Länge, aber der

erjagte Fiſch blieb nur mit ſeinem Schweife an der Angel-Ruthe hängen und man weiß ja

Wer einen Aal beim Schwanz und Weiber faßt bei Worten,
Wie feſt er immer hält, hält nichts an beiden Orten.

Siebenter Tag.

Am letzten Tage meines Aufenthaltes auf Syra bemühte ich mich, eben ſo vergebens wie alle Frühern, die ſchöne Münchnerin zu ſehen, die, abgeſchloſſen von aller Geſellſchaft, an der Seite ihres jungen Mannes, eines Deutſchen, ihre Tage trauernd und einſam auf dieſer Inſel verlebt. — Der Mann kann ſich im Lande der Antipoden verheirathen, es mag gehen; doch das Weib gehört nun einmal wie dem Hauſe, ſo auch der Heimath an. Es gehört zu viel Kraft dazu, das nagende Weh nach den heimathlichen Gauen durch Reſignation und Vernunft zu beſchwichtigen, denn es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen der Sehnſucht nach dem Vaterlande und jener nach der Heimath. Der Begriff „Vaterland" liegt in der weiblichen Seele theils zu enge, theils zu weit begränzt. Was des Mannes Bruſt mit dem Worte „Vaterland" ſtählt und ſchwellt, was ſeine Stirne mit der Sieges- und Bürgerkrone umlaubt, kann das Weib nie wahrhaft innig faſſen und ſich zu eigen machen; es iſt von jener ſüßen Anhänglichkeit an die Heimath ſo verſchieden, wie die ſanfte Melodie der Flöte vom gewaltigen Poſaunenſchalle. Weibliche Sehnſucht nach der Heimath artet gewöhnlich in Ueberſchmerz aus, und was iſt Ueberſchmerz anders als Selbſtmord des Herzens? Das Auge, welches immer thränend in das Gewirr vergangener Leiden und Freuden hineinblickt, erblindet am Ende, weil es die grüne Farbe der Hoffnung nie benützt, die ſo wohlthuend für unſern Blick in die Zukunft iſt. — Und ſo lebt die ſchöne Münchnerin auf Syra immer nur in der Vergangenheit, indem es die Gegenwart iſt, in welcher ſie kein Leben zu haben ſcheint. Und in dieſer Vergangenheit taucht ein Bild auf, das mit ſeiner blutenden Wunde den weißen Schaum des Meeres färbt: Ein Jüngling, der ſich wegen hoffnungsloſer Liebe zu ſeiner ſchönen Reiſegefährtin, welche eben dieſe Münchnerin war, im Hafen von Pireus in jenem Momente durch einen Schuß den Tod gab, als die weitgereiste Braut in Begleitung ihres Vaters den Armen ihres Bräutigams auf Syra entgegen eilte. —

Solch eine Begebenheit ſetzt ſich feſt in dem eitlen Herzen der Frauen, die mit Stolz ſagen können: „Meinetwegen hat ſich ſchon einmal Jemand erſchoſſen;“ und der Lebende, dem man die Erhörung verſagte, wird gewöhnlich als Todter geliebt. Iſt auch die Liebe zu ihm nicht im Herzen entſproſſen, ſo iſt es doch der Nachklang der langen Sehnſucht, durch die es gerührt, und Dankbarkeit, Eitelkeit und Sehnſucht werden dann zur Liebe. Bei ſolchen Zuſtänden gewährt endlich der Schmerz ſelbſt ein trübſinniges Vergnügen und dient dem Geiſte zu einer Art von Unterhaltung, bei der man keine Geſellſchaft vermißt und am liebſten allein iſt. — Dieſes mag wohl auch die Urſache ſeyn, warum ſich die ſchöne Münchnerin auf Syra nie ſehen und ſich vor allen Deutſchen, die ihre Aufwartung bei ihr machen wollen, verläugnen läßt. Ich ehre ſolchen Schmerz, er iſt ächt weiblich; doch ärgere ich mich auch darüber und das iſt ächt männlich; denn wüßten ſolche ſchmerzdurchbeizte Seelen, wie ſehr uns die intereſſante Bläſſe von Sehnſucht und Gram gebleichter Wangen gefällt, gewiß ſie ließen ſich ſehen, denn das Gefallen iſt doch immer der beſte Balſam für weibliche Wunden. — Zwar gibt es auch ſtolze Schönen, aber ich kann mir nicht denken, daß der Stolz ſtärker wie die Eitelkeit ſeyn kann; denn eine Eliſabeth konnte eher die Verletzung ihrer Majeſtät, als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. Aus Stolz hat gewiß nie ein Weib ſeine Schönheit verborgen, und würde auch höchſt unrecht daran thun. Denn immer ſollten die hübſchen Frauen bedenken, daß es der Mutter Natur beliebte, die äußerſten Gränzlinien der Schönheit und Häßlichkeit in dem weiblichen Körper zu vereinbaren; das höchſte Ideal der Schönheit iſt ein Weib, und das höchſte Ideal der Häßlichkeit iſt auch ein Weib, und es iſt eine etwas demüthigende Bemerkung für ſtolze Schönen, daß dieſe beiden Endpunkte gewöhnlich in einer und der nämlichen Perſon, wiewohl in ganz verſchiedenen Epochen, zuſammentreffen.

So lebe denn wohl, ſagte ich ſtill vor mich hin, als ich den ſiebenten Tag wieder vergebens um das Haus der ſchönen Münchnerin ſchlich, lebe wohl! War jener Jüngling nicht glücklicher, der dich ſah und ſterben mußte, als ich, der dich nicht ſah, und auch ſterben muß? —

Dieſes war meine letzte Frage, welche ich an die Berge Syra's richtete; aber kein Echo antwortete mir, und ſchon fuhren wir hinaus aus dem belebten Hafen und ich lauſchte noch immer, ob nicht aus irgend einer Bergſchlucht ein günſtiger Zephyr mir die Antwort

auf ſeinen Schwingen zuführen würde; aber vergebens; ſo wie ich nichts ſah, ſo hörte ich auch nichts von der ſchönen Münchnerin:

Und ſo ſaß ich nun drei Tage,
Saß drei Nächte lang,
Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis ich nach Pirens kam.

Der Dichter Puschkin.

Von H. König.

Die Dichter haben das mit den Sternen gemein, daß in einem und demselben Sprach- und Sonnengebiet auch die Kleinen, ja die mit erborgtem Lichte funkelnden bemerkt und beobachtet werden, aus fernen und fremden Gebieten aber nur die von den ersten Größen bekannt und benannt sind. Zu solchen gehört der russische Dichter Puschkin, der vor Kurzem, wie die Zeitungen gemeldet haben, im Zweikampf von der Kugel seines Schwagers gefallen ist. — Es ist ein Fall, der durch ganz Rußland dröhnt. Denn Puschkin, so wenig Aehnlichkeit als Mensch und Dichter er mit Schiller hatte, war doch vielleicht noch volksthümlicher in Rußland, als dieser bei uns. Jeder Einfall Puschkins, jede Wunderlichkeit, die der leidenschaftliche Mann beging, verbreitete sich schnell bis nach Sibirien und bis an den Kaukasus.

— Sollen wir nicht in Deutschland, und zwar durch das Organ der Europa, von diesem europäischen Manne einige Worte sagen, die sich zumal auf gute Mittheilung von einem Landsmanne des Dichters gründen? — —

Puschkin war im Mai 1799 geboren, und stammte aus einer alten, um die Thronerhebung des Romanow'schen Hauses verdienten bojarischen Familie, jedoch nicht aus dem gräflichen Aste dieses Stammes, mit welchem er nur verwandt ist. Wenn man es auch hätte vergessen wollen, daß Puschkin mütterlicher Seits von einem Mohren abstammte, — von jenem Hannibal, den Peter der Große als Sclaven erkauft, erzogen, zu seinem Liebling und zuletzt zum Admiral seiner Flotte gemacht hatte; so erinnerte das Aussehen und jede leidenschaftliche Bewegung

des Dichters an jene Abkunft und an das Mohrenblut, das mit Hannibals Tochter, die einen Puschkin geheirathet hatte, in diese Bojarenfamilie gekommen, und bis zum Enkel herab noch nicht neutralisirt war. Ja noch die letzten Lebenszuckungen im Ausgang des Duells erinnern an jene krollhaarige heiße Leidenschaft, indem Puschkin, schon in die Brust getroffen und niedergesunken, sich noch nicht versöhnt, zu seinem Schuß aufrafft, und mit der zweimal seiner zitternden Hand entfallenen Pistole dem Gegner noch den Arm zerschmettert.

Im Lyceum zu Petersburg, in welchem Puschkin seine Erziehung erhielt, hatte er eben keine besondern Studien gemacht, und verließ es mit wenig Kenntnissen. Seine französische Erziehung hatte ihm indeß Vollmacht über diese Sprache gegeben; auch das Italienische war von Kindesbeinen an mit ihm erwachsen, und so wendete er sich nun dem Englischen zu. Die poetische Ader war bereits in seiner Familie; zwar in seinem Vater, der französische und italienische Verse tiftelte, nur in geckenhafter Pulsation; allein sein Oheim, Vasil Puschkin, war als russischer Dichter nicht ohne ehrenvollen Namen. —

Mit poetischen Launen und Leistungen schlug sich der junge Alexander Puschkin zu der vom Kaiser Alexander damals noch begünstigten liberalen Partei. Es war indeß ein aristokratischer Liberalismus, mit dem Puschkin keinen Augenblick seiner alten bojarischen Abkunft vergaß. Doch riß die Jugendtollheit den jungen Dichter zu wirklich republikanischen Versen hin, so Robespierr'schen Accentes, wie sie wohl selbst unter freiern Verfassungen nicht laut werden dürfen. Als solche sind besonders das Gedicht an die Freiheit und „der Dolch" berüchtigt geworden. — Puschkin wurde — gnädig genug — vom Kaiser Alexander durch eine Anstellung in Bessarabien verbannt, nachdem er eben sein erstes größeres Gedicht: „Rußlan und Ljudmilla" vollendet hatte. In sechs Gesängen bewegt sich dieß Gedicht im Wladimir'schen Sagenkreise, — ein Mährchen im Geiste Arioſtos und von des Dichters italienischen Studien angeregt, wiewohl durchaus volksthümlich in Rußlands Heldenzeit gehalten.

Der Druck der Verbannung, fremde Natur und Menschen, Erinnerungen der Vorzeit regten Puschkins Fleiß an und steigerten seine Phantasie. Er holte manche Studien nach, und las fleißig die Dichter. Auf seinen damit verbundenen Reisen durch die Krim und über den Kaukasus gewann er für seine spätern Poesien die anschauliche Wahrheit der Landschaften und Sitten, die er darstellt. So finden wir gleich in seinem zweiten großen Gedichte: „Der kaukasische Gefangene"

die wilde Lebensweise der Räuberstämme am Kaukasus geschildert. Doch zeigt sich noch in der Behandlung der Einfluß englischen Studiums, besonders Byrons.

Es folgte das Gedicht: „Die Quelle von Baktschi-Sorai" in etwa 600, vom Buchhändler (so berühmt und beliebt war schon der weit verbannte Dichter!) mit 3000 Rubeln bezahlten Versen. Baktschi-Sorai bezeichnet die frühere Residenz der tatarischen Khanen in der Krim, deren in Ruinen liegender Palast an das spanische Alhambra erinnert. Der Krim'sche Khan Ghiraj weiht in einem einsamen Theil seines Palastgartens eine Quelle — heute noch die Thränenquelle genannt — dem Andenken einer polnischen Prinzessin, die er auf seinen Kriegszügen geraubt hat, und die, in seinen Harem eingebracht und seiner Liebeswerbung trotzend, von der verlassenen früheren Geliebten, der Georgierin Zarema, aus Eifersucht ermordet worden ist. —

Bei solchen Ausflügen einer weit genug gesteckten Verbannung muß Puschkin doch wieder übermüthig geworden seyn; wenigstens fand sich der Kaiser Alexander bewogen, den Dichter enger — nämlich auf ein Landgut zu bannen, welches derselbe in der Nähe von Pskow besaß. Während zweier hier verlebten Jahre widmete er sich neben der Poesie ernsten Studien der russischen Geschichte. Es entstanden seine „Zigeuner," ein poetisch so eigenthümliches Gemälde, als das von ihm beobachtete Leben der Zigeuner in Bessarabien eigenthümlich ist. Aleko, der Held des Gedichtes, mag vielleicht noch ein wenig nach Byron aussehen; sonst ist Puschkin hier eben so frei von fremdem poetischen Einfluß, als lebendig in der Darstellung, in welcher sich bereits ein dramatisches Element bemerklich macht.

Eben so eigenthümlich, was den Inhalt angeht, ist Puschkins fünftes größere Werk, — vielleicht sein populärstes — „Eugen Onegin" In der Composition nur erinnert dieser „Roman in Versen," wie der Dichter ihn bezeichnet, an Byrons Don Juan. Puschkin gibt nämlich eine Schilderung des Weltlebens in der Residenz und den Provinzen, indem er offenbar seine eignen äußern und innern Erlebnisse an einander reiht; wie denn der Roman alle jene Gegenden durchzieht, in denen Puschkin selber war, auch nur stückweise, nach den Lebensabschnitten des Dichters, entstanden ist, so daß schon vor der Verbannung das erste Kapitel, und die letzten erst 1833 und 1834 geschrieben worden.

Das in den Zigeunern sprossende dramatische Element entfaltet sich in „Boris Gudunoff." Man hat dieß, von dem Dichter nach keiner dichterischen Gattung bezeichnete Gedicht eine Tragödie genannt,

ohne daß man es dadurch für ein förmliches Bühnenstück ausgeben dürfte. Es umfaßt die Regierung Gudunoff's von seiner Erwählung bis zur Ermordung seiner Kinder. Der Dichter gedachte in einer Trilogie auch die übrige Zwischenperiode bis zur Wahl Romanow's darzustellen; er hat aber, so viel bekannt, nur den Anfang eines zweiten Gedichtes niedergeschrieben. — Dieß dramatische Gedicht hat keine eigene Erfindung, sondern ist ganz nach Karamsins Geschichte behandelt. Indem aber Puschkin die prächtige Prosa des Historikers poetisch umschmolz, gelang ihm nach dem Colorit der Sprache und der Lebendigkeit der Darstellung ein meisterhaftes Gemälde des Volkes in allen Ständen und Zuständen, — durchaus objectiv und wahr. — —

Die bezeichneten Werke rühren alle, mit Ausnahme der letzten Kapitel des Onegin, aus der Periode des verstorbenen Kaisers. Als der jetzige an die Regierung kam und der Krönung wegen einige Zeit in Moskau zubrachte, ließ er unerwartet durch einen Feldjäger den Dichter von dessen Land- und Bannsitze abholen. Dieser, nichts gewisser als eine schärfere Verbannung nach Sibirien erwartend, mußte aus der Kibitka, wie er war, vor dem Kaiser erscheinen. Nikolaus empfing ihn mit Huld, freute sich, ihn nicht in die aufrührische Bewegung bei seiner Thronbesteigung verwickelt gefunden zu haben, erinnerte ihn an die Jahre, in denen ein so talentvoller Mann gewiß Besonnenheit gelernt habe, und bot ihm unter der Bedingung die Freiheit an, daß er seine künftigen Schriften ihm selbst zur Censur vorlege. — Die Ueberfahrt zu einem so gnädigen Empfang ist noch dadurch merkwürdig, daß Puschkin während derselben das Gedicht — „Der Prophet," das erhabenste seiner lyrischen Gedichte, verfaßte.

Die wiedergewonnene Freiheit verwendete der Dichter zu weitern Ausflügen in dem ausgedehnten Reiche, seiner poetischen Laune folgend, die ihn bald nach alten Denkmälern, bald zur Erforschung der Sitten und Lebensart der verschiedenen Volksstämme, oder auf die Spuren alter Volkslieder führte. — So schloß er sich auch dem Feldzuge des Feldmarschalls Paskewitsch in die asiatische Türkei an, um sich durch den Augenschein des Kriegs zur Geschichtschreibung und richtigen Darstellung von Schlachten und Heerbewegungen vorzubereiten.

Dieser neuen Periode seines Lebens gehört „Poltawa," ein Gedicht aus den Kriegen Peters des Großen mit Karl dem Zwölften an. Mazeppa, der Befreier Kleinasiens, und die seltsame Liebe eines jungen Mädchens zu diesem grauen Kosakenhetman machen den Gegenstand des Gedichtes, in welchem Puschkin den Gipfel der histo-

riſch-dichteriſchen Sprache in einer abwechſelnd epiſchen und dramatiſchen Darſtellung erreicht hat. —

Seine außerordentliche Popularität gewann Puſchkin vorzüglich auch durch ſeine kleinen vermiſchten Gedichte, die von allen leſenden Volksklaſſen wie Kleinodien aufgenommen wurden, und ſeinen Namen durch alle Provinzen verbreiteten. Vom Mährchen und der Elegie bis zur Ode und Hymne ſchlagen dieſe Gedichte alle tiefen und hohen Töne an.

Noch muß eines Bandes Novellen gedacht werden, — allerliebſter Erzählungen, in denen moderne ruſſiſche Stoffe mit großer Anſchaulichkeit und Wahrheit behandelt ſind. — In der letzten Zeit überſetzte Puſchkin aus dem Engliſchen, und gab ſeit vorigem Jahre eine Art vierteljähriger Revue, — „Die Zeitgenoſſen“ heraus, in welchen ſich unter den fremden Beiträgen ſeine Kritiken und literariſchen Ueberſichten als muſterhaft auszeichnen.

Viel von ſeiner Popularität büßte Puſchkin ſeit ſeiner Rückkehr aus der Verbannung ein, nachdem er ſich von der eigentlich liberalen Richtung einer Partei zuwendete, die man die patriotiſch-abſolutiſtiſche bezeichnen kann; mag es nun Dankbarkeit gegen den Kaiſer, Lebensklugheit oder natürliche Entwicklung ſeines Geiſtes ſeyn, was ihn der Oppoſition gegen die Regierung abwendig gemacht hat. Zwei Gedichte ſchadeten ihm beſonders in der öffentlichen Meinung, jenes die Einnahme Warſchaus feiernde, und dann die Ode gegen die Verläumder Rußlands. Die patriotiſche Begeiſterung riß ihn ſoweit hin, daß er Rußland einem mit Bajonetten geſtachelten Thier verglich, und ſo unpoetiſch wie unpolitiſch genug, an ein Stachelſchwein erinnerte.

Neben ſeinen bloß in Abſchriften umlaufenden revolutionären Liedern ſind auf gleichem Wege noch andre verbreitet, die man, welch graziöſen Schleier ſie auch meiſt tragen mögen, als frivol-liederlich bezeichnen muß, wie z. B. ſeine Gabrielide auf die Empfängniß Mariä, die Niemand weder zu einem orthodoxen, noch rationalen, noch mythiſchen Beitrag zum Leben Jeſu empfehlen kann.

Puſchkin war vom Kaiſer zur Geſchichtſchreibung über Peter den Großen beſtellt und ſeit Jahren mit wenigſtens 6000 Rubeln beſoldet. Er hatte zu dem Ende die Archive in Petersburg und Moskau durchforſcht, die ganze Correſpondenz Peters aufgefunden, und ging mit großem Ernſt und Bedacht an ſein Werk. Er ſprach ganz neue und eigenthümliche Anſichten über dieſen großen Mann aus, und verfolgte mit hiſtoriſchem Scharfblick die Charakterentwicklung dieſes einſt ſo jähzornigen und im Alter ſo weichmüthigen Herrſchers. Alles war auf

die Erscheinung eines außerordentlichen Werkes gespannt, als Puschkin mit der „Geschichte des Aufstandes des Pugatscheff" — also eines Räubers hervortrat, und die Erwartung verblüffte. Freilich war Puschkin's Absicht nur eine Probearbeit zur Vorübung höherer Geschichtsdarstellung zu liefern.

Puschkin nimmt, um seine Stellung in der russischen Literatur anzudeuten, als Volksdichter den ersten Platz ein. Er hat die von Schukowsky angefangene Periode der Sprachbildung fortgeführt und vollendet. Er bezeichnet den Höhepunkt der Poesie des Styls, und ist weniger durch die Erfindung als durch die Darstellung ausgezeichnet. Dennoch nahm er wohl unter den im Augenblick lebenden europäischen Dichtern als Begabtester den ersten Platz ein. Er hat etwas von Goethe'scher Objectivität, erinnert als Erzähler an Merimée, als Humorist an Heine, besonders wenn er den ihm verhaßten Bulgarin geißelt.

Puschkin war klein und garstig. Das krollige Haar, wenn auch mehr braun als schwarz, erinnerte in Gesellschaft einer breiten Nase und lebhafter Mausaugen an die halbe Negerabkunft. Seine Bewegungen waren unruhig und leidenschaftlich; eben so sprach er lebhaft und in abgerissenen Sätzen. Er hatte mehr glänzenden als tiefen Geist, und mehr französische als deutsche Geistesart. Zu seinen Leidenschaften gehörte die Liebe in ihrer Genußsucht und Eifersucht. Vor jener so wenig wie vor dieser — wiewohl er zu dieser keinen Grund, zu jener kein Recht mehr hatte, schützte ihn die Ehe mit „seiner schönen braunen Madonna." — Das Spiel war seine zweite Leidenschaft oder zu Zeiten wohl auch die erste. Doch war diese Raserei in seiner frühern Zeit stärker als in den letzten Jahren. Aber wenige Spieler werden, wie er, eine Quelle des Einsatzes in sich selbst haben. Puschkin erhielt nämlich von seinem Verleger fünf Rubel für die Verszeile. Dieß Honorar stand so fest, daß er, ohne Geld oder nach Verlust seiner Baarschaft, seine Verse aus der Tasche zog und nach Zeilen berechnet auf die Farobank einsetzte.

Tausend Witzworte und noch mehr tolle Streiche waren von ihm umlaufend; denn was von Puschkin kam, ging von Mund zu Mund. Aber an seinem Grabe wird die Nachrede verstummen, und nur der Nachruhm wird das Wort behalten und seine Posaune. —

Die Waterloo-Säule in Hannover.

(Vision eines Kalenberger Rekruten.)

Vor dem Wachthause, welches am Steinthor zu Hannover steht, saßen, friedlich ihre Pfeife rauchend, ein Paar Grenadiere. Es war ein stiller Sommerabend, und die Leute strömten in hellen Haufen zur Herrenhäuser Allee, allwo die Residenz sich zu lüften pflegt. Vom nahen Stadtwalle wehte der Wind leisen Blumenduft herüber und rauschte in den dunkeln Kronen der Kastanienbäume. Aber die Schildwache am Steinthore schien gar nicht ruhig in den ruhigen Abend hinauszuschauen; sie lehnte gedankenvoll an ihrem Häuschen, spielte mit der Muskete, die im Sonnenschein recht lebendig funkelte, und betrachtete nachdenklich den rothen Rock und die blauen Modesten, womit man sie angethan hatte. —

„Seht nur!“ sagten die Kameraden auf der Bank und stießen sich flüsternd an. „Der hat sein gelehrtes Schauer 'mal wieder!“ Und sie lachten über ihn, und der Rauch ihrer Pfeifen kräuselte sich behaglich in der milden Luft. Da trat die Schildwache ins Gewehr, richtete sich, schulterte, und die Kameraden fuhren mechanisch auf und legten die Hand an die Bärenmütze. Es war aber Niemand zu sehen, kein Helm und kein Offiziersfederbusch, und als sie den noch immer Salutirenden gefragt, weßwegen er sie geneckt, nickte er sinnig und sagte halb vor sich hin, denn eine Schildwacht soll eigentlich mit Niemanden reden: „Den habt ihr nicht gekannt, das war der Bonapart'!“ Dabei wies er mit dem Kopfe nach einem Manne, welcher langsam vorüberging; der Mann trug aber eine große Gipsfigur in beiden Armen, in grauen Flor geschlagen, und die weiße Gipsfigur war eben der Bonapart'. Die Kameraden schüttelten mit dem Kopfe und deuteten mit

mitleidigen Blicken auf die Stirne, denn ſie meinten der Kurt müſſe wahr und wahrhaftig übergeſchnappt ſeyn. Kurt hieß die Schildwacht.

Kurt war noch Rekrut bei der Compagnie und erſt ſeit Frühjahr im Dienſt. Er war ein ſchweigſamer, trübſeliger Burſche, und wenn ſeine Geſellen Sonntags zum Tanz gingen oder ihr Solo auf der Hauptwache ſpielten, ſaß er in der Ecke und las in einem Buche; am liebſten in einem franzöſiſchen; denn Kurt war ein halber Gelehrter, er hatte ſeinen Curſus bis in secundam ordentlich durchgemacht und war gegen ſeinen Willen durch die unerbittliche Conſcription den Vaterlandsvertheidigern einverleibt worden. Nun kannte er kein größeres Vergnügen, als in freien Stunden die Gallerie des Theaters zu beſuchen, und dem ſchöngeiſtigen Lieutenant, welchem er aufwartete, las er alle Zeitſchriften und Romane heimlich weg. Deßhalb wußten die Kameraden nicht recht, was ſie aus ihm machen ſollten, ſie hatten ihn aber alle gern wegen ſeines gemüthlichen, faſt kindlichen Weſens, und weil er ſo nette Lieder zu ſingen wußte beim Baden und vor der Wache.

Kurt wurde abgelöst. Die Nacht kam und war ſehr warm und ſehr weich, wie wenig Nächte im Lände Hannover ſind. Wie die Grenadiere drinnen in der dumpfigen Wachtſtube ſich auf der Pritſche dehnten und rekelten, ging Kurt hinaus und ſetzte ſich auf die Bank, die der Mond hell beſchien. Es hatte eben eilf geſchlagen. Der Soldat, der jetzt ſchilderte, hieß Anton und war ein recht guter Freund von Kurt; der trat denn zu dem Sitzenden und fragte, was das mit dem Bonapart' von Gips habe bedeuten ſollen und warum er immer ſo närriſch thue, daß ihn die Leute bei der Compagnie auslachten?

„Anton!" ſagte Kurt, indem er ſich langſam erhob und auf den Steinplatten vor dem Wachthauſe auf und ab wandelte, „mit dem Bonapart' das iſt eine eigene Geſchichte. Hör' zu!"

Und Kurt erzählte:

„Am vergangenen Sonnabend ſind's acht Tage geworden, da ſtand ich zum erſten Mal Schildwacht in meinem Leben. Das war der achtzehnte Juni, gerade von eilf bis zwölf des Nachts, wie Du jetzt. Ich hatte aber den Platz am Waterloo-Monument bekommen. Am Tage, weißt Du, hatt' es ſtark geregnet und wir hatten nicht einmal große Parade halten können, obſchon es ein hoher Tag für uns Hannoveraner iſt, der achtzehnte Juni."

„„So Du meinſt von wegen der Affaire?""

„Siehſt Du, wie die Ablöſung mit dem Gefreiten von mir gegangen war, ſah ich mich auf dem großen, öden Platze ganz allein und

fing an, ſo recht mit heimlichem Fröſteln (denn wir hatten unſere Mäntel nicht mehr, weil längſt Frühlingsanfang geſchrieben ſtand) an meinem Schilderhauſe auf und nieder zu ſchreiten. Mir ging allerlei durch den Kopf, wirres Zeug, von dem Du doch nichts verſteheſt."

„Am Tage hatt' ich oft genug auf dem Platz exerziren müſſen. Ich kannte auch die Waterlooſäule ſchon. Denn ich war als Knabe einmal oben geweſen, eines Sonntags Morgens, wo alle Glocken läuteten und rings das Land in ſtillem Schnee begraben lag, die Häuſer, die Brücken, die fernen Berge und die weite, mir ganz ungewohnte Ebene. Damals hatt' ich mir das Monument recht ordentlich beſehen, die wunderbare Einrichtung mit der freien Treppe, oben die Viktoria auf der Kugel — ich kannte Alles und hatte tiefen Reſpekt vor dem Baumeiſter Lawes gekriegt. Aber Nachts iſt das ein ganz ander Ding, zumal wenn man unten an dem langen Steinhaufen Schildwacht ſtehen muß und einen die weite, ausgeſtorbene Sandfläche rund herum recht unheimlich anſtarrt."

„Gegenüber, wo Altens Garten liegt und die Sommerwohnung unſeres braven Generals, war noch ein einzeln Licht. Da dacht' ich mir nun, das müßte in der Schlafſtube des grauen Helden ſeyn und der hätte vor dem Zubettegehen noch einmal einen Blick auf das Denkmal ſeines großen Lebens geworfen und wohl gar, wie ein gemeiner Mann, recht ordentlich gebetet. Denn ſiehſt Du, Anton! Es wurden den Abend gerade eilf Jahre *), und vor eilf Jahren mocht' er wohl nicht ſo ruhig in die Federn gegangen ſeyn, als heute. Mir war das Bild des alten, einſamen Mannes, wie er ſein Sommerſchlößchen gerade dem Monumente ſeines beſten Tages gegenüber hat, recht rührend."

„Mittlerweile war der Mond, der jetzt voll und rund über uns hinſchritt, in ſeinem erſten Viertel aufgegangen und warf zwiſchen einzelnen Wolken heraus unſichere Lichter auf die Erde. Die fielen aber gerade auf die Säule und goſſen die Namen der Gebliebenen wie mit Silber aus und beſtrahlten die Kanonen, die von den Ecken her ſchwarz und hohl mich anglotzten. Da war's mir, als müßt' ich unter den Namen den meines Vaters aufſuchen, der auch bei Waterloo geblieben iſt, und ich ſuchte und ſuchte unter den gleißenden Lettern, bis mir die Augen weh thaten. Mein Vater ſtand nicht drunter. Der war aber auch nicht in unſerer Legion gefallen, ſondern bei den Franzoſen, zu welchen er übergegangen, unter der Garde vom Kaiſer, der auf Helena liegt."

*) Anton ſtand im Jahre 1836 Schildwacht.

Kurt hielt inne, denn Anton war ein wenig zur Seite gegangen vom Sohne des Ueberläufers.

„Du mußt ihm das nicht verdenken, mein Junge! Mein Vater war ein ganzer Soldat mit Leib und Seele, ich hab' ihn aber nicht mehr gekannt; meine selige Mutter sprach nur oft von ihm und wie prächtig ihm die blaue Uniform mit den weißen Klappen gestanden. Mir war's, als säh' ich ihn im engen Häuflein der letzten Franzosen fechten, die Berge von St. Jean und der blutige Meierhof standen mir lebendig vor der Seele, die Kanonen an der Säule spieen Feuer und röchelten Todesseufzer — und rund herum lag der stille, sand- und mondbestreute Platz, wie ein Leichenfeld, und das Monument warf seinen langen, schmalen Schatten darüber hin."

„Und mit einem Male — Du mußt nicht lachen, Anton! — da rauscht es mir zur Seite und ich sah eine kleine Gestalt im grauen Mantel die steinernen Stufen zum Monument hinaufhuschen und an die eherne Pforte klopfen, daß es hell durch die Nacht klang. Ich rufe wer da? oder ich glaube, ich hab' es nicht gerufen, denn geantwortet hat mir Niemand. Die kleine Gestalt warf den Mantel weg und das dreieckige Hütchen; da bemerkt' ich, daß sie eine Krone auf dem Kopfe hatte, größer, als ich sie je gemalt gesehen habe, und um ihre Schultern wogte ein Imperatormantel von Purpur."

„Ich stand starr, ganz starr. Und da sah ich, wie die Gestalt sich mühsam immer höher reckte, bis sie an die Namen reichen konnte, die goldenen; dort wischte sie emsig einen nach dem andern aus, und die glänzenden Buchstaben zerfielen ihr auch wie Aschenhaufen unter den Fingern. Sie wuchs höher und höher. Die Säule bebte, wie vor Ingrimm oder in Furcht; die Steine schienen zu wanken, der kleine Mann, der unterdessen ein Riese geworden, klammerte sich mit seinen Armen dran und wuchs, wie sie sank, bis die bronzene Viktoria mit ihrem Kranze dicht über ihm schwebte. Der kalte, dunkle Kranz glühte aber in ihren Fingern, ihre steifen Knie beugten sich vor dem Gespenst, und sie schlang die blitzende Krone um sein Haupt. Da schwangen sich seine klaren Augen, die vorher leer schienen, wie die Augenhöhlen in einer Bildsäule, feurig in ihren Ringen, das Schwert an seiner Seite klang und hüpfte von selbst, der weite Mantel flog wie eine Wolke über die Gegend, und fern im Altenschen Garten (ich weiß nicht, wie ich gerade dahin gesehen) — aber da war das Licht ganz erloschen und eine Nachtigall klagte aus den Büschen."

„Ich glaube, daß ich umgefallen bin, wie die Säule mit dem

Manne zuſammenbrach und in die Erde hinabgeſchlungen wurde. Auf einmal kam ich wieder zu mir ſelbſt. Die Glocke mußte wohl zwölf geſchlagen haben, denn die Ablöſung ſtand vor mir und ſtieß mit dem Flintenkolben hart auf die ſteinernen Stufen. Ich fuhr auf. Da ſchimpfte mich der Unteroffizier gewaltig, ſagte, ich habe auf den Knien gelegen und geſchlafen, mein Gewehr neben mir, unfern vom Fuße der Säule, im Traume aber hätt' ich gemurmelt allerlei wälſches Zeug, wie „Place Vendome“ und „Vive l'Empereur.“ In der Zeit hätten die Jungen die ganzen Blumen vom Hügel des Leibnitz-Monuments, worauf ich natürlich auch mit wachen ſollte, weil es ſo nah iſt, rein fortgeſtohlen; ich ſei ein Bärenhäuter, er wolle es dem Herrn Hauptmann melden.“

„Das that er denn auch. Ich wurde abgeführt in die Wache und mußte 48 Stunden brummen. Es half nichts, daß ich dem Herrn Hauptmann den ganzen Satansſpuk erzählte; er fuhr mich an und ſagte: ich ſey ein Eſel und ein königlich-großbritanniſch-hannöveriſcher Grenadier; ein ſolcher dürfe aber nicht an Geſpenſter glauben.“

„Das iſt wahr, Anton, wie ich über den Platz gebracht wurde, die Nacht, ſtand das Monument gerade noch ſo wie vorher. Allein, ich will d'rauf ſchwören, daß es fort war, und mit dieſen meinen Augen hab' ich geſehen, wie der kleine Mann mit der Säule verſchwand in den Bosquets, die jetzt noch um dieſelbe ſtehen und die dazumalen über ihm zuſammenſchlugen, wie Meereswellen über einem geſtrandeten Schiff.“

„Siehſt Du, Anton! ſo iſt es mir mit dem Bonapart' ergangen und darum läuft's mir ordentlich eiskalt über den Nacken, wenn ich am Platze wieder vorbei muß, oder dort „Gewehr ab“ lerne. Und heute, wie die Gipsfigur dahingetragen wurde, zuckt' es mir in allen Gliedern, ich mußte wider Willen Honneurs machen und es fehlte nicht viel, ſo hätte ich Wache 'raus gerufen.“

Anton ſchüttelte mit dem Kopf, wie vorher, und ſah den Freund ſorglich an. „Du glaubſt mir nicht,“ ſagte dieſer wieder. „Kein Menſch glaubt mir. Aber ich will noch einmal zu unſerem lieben Blumenhagen gehen, oder zum Herrn Worosdar, der die hübſchen Briefe über Hannover geſchrieben hat — die müſſen ſich ja auf ſo etwas verſtehen!“

Es ſchlug zwölf. Die Ablöſung kam. Anton ging ins Wachthaus, ohne eine Sylbe erwidert zu haben. In der Thür ſah er ſich noch einmal ſcheu nach dem Kameraden um; der hatte ſich auf die Bank vor dem Hauſe geſtreckt und der Mond ſchien ihm hell in das blaſſe, ſtille Geſicht. —

Ein Gespenst.

Wir geben hier eine Anekdote, die vielleicht hie und da ein ungläubiges Lachen erregen dürfte. Wir stellen es einem Jeden anheim, und begnügen uns damit, hier das Factum zu erzählen.

Madame W. wohnte in Piccadilly, einem der belebtesten Quartiere von London. Es war Nacht und sie erwartete ihren Mann, der sehr spät heimkehren sollte. Sie saß arbeitend in einem Zimmer des Erdgeschosses, und die erstickende Hitze der Steinkohlen, so wie die Langeweile die sie hatte, versenkten sie in eine lethargische Erschöpfung. Plötzlich vernahm sie harmonische Töne, welche nicht der Erde anzugehören schienen. Sie hörte halb schlafend zu und glaubte zu träumen. Endlich erhob sie sich, um sich zu ermuntern, und vernahm nun jene Akkorde deutlicher aus ihrem Salon kommen, der über dem Zimmer lag in dem sie sich befand. Es schlug Mitternacht. Die Musik wurde nach und nach schwächer. Jetzt war Madame W. vollkommen zu sich gekommen und begriff, daß hier etwas Uebernatürliches im Spiel sey; ein leichter Schauer durchrieselte sie, der jedoch zum Entsetzen ward, als sie schwere Tritte auf ihrer Treppe vernahm, die sich ihr näherten, und als ein leises Geräusch an der Thür ihr zu erkennen gab, daß etwas im Begriff stehe, in das Zimmer zu treten. Ganz außer sich lief sie zum Glockenzuge, allein die Thüre ward aufgerissen und Madame W. stürzte ohnmächtig, einen durchdringenden Schrei ausstoßend, zu Boden. Ihr Gatte, der etwas später nach Hause kam, fand sie noch besinnungslos und mit kaltem Schweiße bedeckt; es dauerte länger als eine Stunde, ehe sie ihrer Sinne wieder mächtig wurde.

Anfänglich wollte sie die Ursache ihres Schreckens nicht sagen: endlich aber durch die Bitten ihres Gatten bestürmt, schilderte sie ihm das Vergnügen, welches sie empfunden hatte, als sie die himmlische Musik vernommen und das Entsetzen, das sie ergriffen, als durch die langsam geöffnete Thüre ein Gespenst in das Zimmer trat, dessen Knochenbrust eine tiefe Wunde zeigte, aus welcher noch einige Tropfen Blutes strömten. Dieses Gespenst streckte seine dürre Hand aus und gab ihr ein Zeichen, ihm zu folgen. Allein die Sinne vergingen ihr und sie sank zu Boden. Sie beschwor ihren Mann, sie nie mehr des Abends allein zu lassen.

Dieser konnte seinen Spott nicht unterdrücken und schrieb das Ganze einem aufgeregten Zustande zu, der durch die Lectüre irgend eines schauerlichen Romans erregt worden seyn könnte. Um jedoch seine Frau zu beruhigen, versprach er ihr den nächsten Abend bei ihr zu bleiben und bat seinen Hausarzt zur Gesellschaft, um die arme Geisterseherin zu trösten.

Der nächste Abend sah alle drei in dem Zimmer des Erdgeschosses um eine Punsch-Bowle sitzen. Herr W. den einige Gläser Portwein in die rechte Stimmung versetzt hatten, erließ eine Einladung an das Gespenst, wie sie Don Juan an den Commandeur richtet. Aber plötzlich ließ sich die Melodie vernehmen und verscheuchte Spott und Lächeln von den Lippen unserer Engländer; die Töne verhallten und zwei Minuten darauf erschien das Gespenst, deutete auf seine Wunde und gab das Zeichen, daß man ihm folgen solle. Herr W. gehorchte auf der Stelle; er ergriff einen Leuchter und folgte dem Gespenste. Kaum aber war er zur Treppe gelangt, die in den Keller führte, so verlosch das Licht und er mußte in das Zimmer zurück um ein anderes zu holen und stellte nun in Begleitung des Doctors die sorgfältigsten Nachforschungen an, ohne etwas zu finden.

Am andern Tage begab er sich zu dem Constable und erzählte ihm den Vorfall. Dieser lachte, und meinte, er könne nur gegen lebende Ruhestörer etwas ausrichten. Hier müsse ein Geistlicher helfen. Herr W. folgte diesem Rathe und ließ den Geistlichen des Kirchspiels, einen alten würdigen Mann zu sich bitten. Der Priester lachte nicht, sondern berichtete, daß dieses Haus einst zwei Brüdern aus Amerika gehört habe, welche bald nach dessen Ankauf auf räthselhafte Weise verschwunden seyen. Blutspuren hatten auf einen Mord hingewiesen; man hätte gesagt, der Eine habe den Andern erstochen, allein keinen Beweis finden können. Herr W. ließ nun sogleich an dem Orte nachforschen wo jene

Erſcheinung verſchwunden war, und da fand ſich in dem Kohlenkeller wirklich ein Skelett, welches er ausgraben und mit den üblichen Ceremonien zur Erde beſtatten ließ. Seitdem ſoll die Ruhe des Hauſes nicht wieder geſtört worden ſeyn. Herr W. und ſeine Familie verließen es jedoch noch an demſelben Tage.

Der Reiſende, dem wir dieſes entlehnen, hat ſelbſt die Lokalität in Augenſchein genommen. Jetzt wohnt ein Schneider dort. Wir geben dieſe Geſchichte, wie wir ſie erhalten haben, ohne Aufklärung; ſie mag, wie ſo manches andere Unentrathſelte, das dem Publikum von verſchiedenen Seiten erzählt wird, auch ihr Plätzchen einnehmen.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Wien, 12. März.

Den Carneval haben wir begraben, aber nicht die keckſprudelnde Carnevalslaune, die bachantiſche Walzerluſt! In dieſer Beziehung ſteht Wien gewiß als einzig in ſeiner Art, den übrigen Weltſtädten Europa's gegenüber, der Faſching modert ſchon im Grabe, die entzerrten Brieftaſchen ſeufzen ihre Threnodie, und noch immer ſummt der Wiener Menſchheit Strauß in den Ohren herum, die Dreivierteltact-Gefühle, gehen uns Wienern gar nie aus, Wien iſt ein ewig-blühender Walzerfrühling, Strauß aber hat gewiß einen ernſteren bedeutungsvolleren Hintergrund für die Bevölkerung Wien's, als den vom griechiſchen Theaterfeuer illuminirten Ehrentempel eines Wirthshausgeigers, er iſt der Vereinigungspunkt aller Stände, in dieſem brauſenden Champagnerrauſche reichen ſich Adel und Bürgerthum die Hand zum Freundesdruck. Strauß, mit ſeiner epicuräiſchen Walzerphiloſophie, läßt den Kakodämon des Jahrhunderts in unſerm Wien gar nicht zu Worte kommen, und er iſt der Einzigberufene, der auf ſeiner Violine alle die gewichtigen Zeitfragen des Jahrhunderts von der heiterlächelnden Phyſiognomie unſers fröhlichen Wiens, wegſtreichen darf. Gegenwärtig hat das converſationelle Vergnügen in Wien den Culminationspunkt erreicht; an allen Straßenecken leſen wir mit knallbarlettern gedruckte Annoncen von unterirdiſchen Converſationen im Elyſium, überirdiſchen Converſationen bei dem Biere, in jeder Kneipe hat der Geſelligkeitsgeiſt ſeinen Thron aufgerichtet, da wird mit gebratenen Faſanen und Rebhühnern, mit Champagner und Dünnbier converſirt, und die Strauß'ſchen Walzer ſind die glatte Eiſenbahn, auf der dieſe thätige Converſation an Ort und Stelle gelangt. In Allem ſind die Wiener hochherzige Patrioten, nur was den öſtreichiſchen Champagner betrifft, nicht, ſeitdem die Einfuhr des ächten Champagners unter geſetzlicher Verzollung erlaubt iſt, ſcheint die ganze Champagne in unſer Wien verſetzt; daß aus dieſem Grunde ſich bisweilen die Converſationen übergeiſtreich geſtaltet, läßt ſich leicht entſchuldigen. Gemeine Geldgier einiger Wirthshausbeſitzer, hat einen lieben Todten, den genialen Raimund ſelbſt im Grabe nicht verſchont. Ein großes Feſtarrangement, im Sperl, unter der Benennung „Erinnerung an Guttenſtein, (der Ort wo Raimund begraben liegt), mit Gypsfiguren, Raimund in ſeinen beliebteſten Charakterrollen darſtellend, und anderem Decorationsflitter ausgeſtattet, war eine Scheinapotheoſe, den Manen dieſes unglücklichen Volksdichters dargebracht, welche in ihrem Grundmotiv: Geld auf Koſten eines Todten zuſammenzuſcharren erkannt, vor dem Tribunal des unverdorbenen Wienergefühls ihr Verdammungsurtheil fand.

Hier berichte ich Ihnen zugleich eine Begebenheit, die ſich an dieſes Guttenſteiner Feſt im Sperl kettet, ſchon durch acht Tage das große Wien ausſchließend als Tagesgeſpräch beſchäftigt, und die gerechteſte Indignation durch das Schändliche des ganzen Hergangs in der Bruſt eines Jeden hervorge-

rufen. Der junge talentvolle Literat Wieſt, Mitarbeiter der Wiener Theaterzeitung wurde von dem Wirthe Joſeph Scherzer, Inhaber der Spielſäle auf meuchelmörderiſche Weiſe körperlich mißhandelt. Nachdem jener in einer kritiſchen Notiz über dieſes Erinnerungsfeſt an Raimund, in der Theaterzeitung, beſcheiden die Anſicht von ganz Wien: „daß ſolch ein ernſtes Todtenopfer nicht für einen Tanzſaal paſſe," ausgeſprochen, wurde er, da er ſich bei der Wiederholung des Feſtes als Gaſt eingefunden, vom Wirthe, heimtückiſch in das Wohnzimmer gelockt, und von demſelben mit einer Reitgerte ſo gröblich mißhandelt, daß die ſchmerzlichſten Verletzungen am Fuße Herrn Wieſt zwangen, mehre Tage das Bett zu hüten. Die Sache iſt bereits dem Senate in ſchweren Polizeiübertretungen übergeben. Magiſtratsrath Tauſch, ein energiſcher, hellſehender Mann iſt Referent in dieſer Angelegenheit, und Herr Wieſt wird, außer der glänzenden Satisfaction, welche ihm die Theilnahme aller Bewohner Wien's in der laut ausgeſprochenen Verachtung dieſer Rohheit gegeben, auch die vollgiltigſte geſetzliche Genugthuung erhalten. Jene Parvenus aber, die durch die Laune des Glücks vom Hausknechts-Stande zu Millionärs über Nacht avancirt, und die der Anſicht zu ſeyn ſcheinen, als ſchützten ſie ihre Geldſäcke vor dem Arm der Gerechtigkeit, werden ſich dießmal arg enttäuſcht finden. Die Zeiten des Fauſtrechts gehören Gott Lob auch in Wien nun mehr der Sagengeſchichte an, und der Wahlſpruch unſers hochverehrten Monarchen „Bacta tueri" iſt von jeher nicht nur ein hochherziges Wort, ſondern auch die kräftigſte, edelſte That geweſen.

Von den blauen Flecken wende ich mich nun zu den Blau-Anlaufungen der Wiener Tagesliteratur.

Herrn M. G. Saphirs „Humoriſt" iſt ſelbſt hinter den beſcheidenſten Erwartungen meilenweit zurückgeblieben, und einige gelungene Aufſätze ſogar, wie z. B. der über Börne's Tod, werden im Auge des leſenden Publikums von dem Schwalle nichtsſagender Faſeleien erdrückt, die bis jetzt die Spalten des Saphir'ſchen Journals ausfullten. Heer Saphir wirft in ſeinem Blatte mit den techniſchen Ausdrücken, Eſel, Ochs, Rindvieh herum, gerade ſo, als ob er nur für Freunde und Beförderer der Viehzucht ſchriebe! Und dieß ſoll nun der Humoriſt ſeyn, das Blatt, das dem Vernehmen nach in den feinſten Salons circulirt, und deſſen Redacteur ſich der auszeichnendſten Protectionen rühmt! Ich weiß nicht, wer bei dieſer Geſtaltung der Dinge mehr zu bedauern iſt, die Abonnenten des Humoriſten oder der Humoriſt ſelbſt? Ich meine faſt, Herr Saphir hat ſeine Modephaſe in Wien durchgemacht, der wortſpielwitzelnde Comet wird bald von unſerm Horizonte verſchwinden.

Die italieniſche Oper der Frühlingsſaiſone beſchäftigt ſchon jetzt die Muſikfreunde Wien's in hohem Grade; wir werden gewiß Gutes, mitunter Vorzügliches hören, die Tacchinardi-Perſiani, eine Künſtlerin im Geiſte der Paſta, den feurigen Tenor Reina, der gegenwärtig das Londner Publikum entzückt, den liebegirrenden Poggi, il Rubinetto, wie ihn ſeine Landsleute ſcherzweiſe nennen, den tüchtigen Operiſten, Cartagenova und noch mehre andere Sänger und Sängerinnen bel cartello. Wir ſchwelgen ſchon jetzt im Gedanken an dieſe italieniſche Opernzukunft, wenn nur die Eintrittspreiſe nicht wieder, wie ehedem nur für Millionäre berechnet ſind, alles Uebrige wollen wir gern ertragen. Das k. k. Hofburgtheater liefert nur ſtets mit geſchmackvoller Auswahl das Gelungenſte, was die Zeit Einheimiſches und Fremdes im Gebiete dramatiſcher Poeſie producirt. Es gibt kein Stillſtehen für den Künſtlerverein dieſes großartigen Inſtituts, jede Vorſtellung iſt ein raſtloſes Vorwärtsſtreben zur Kunſtvollendung, man muß nur Vorſtellungen der Halm'ſchen Chriſeldis, des Adepten oder ein Stück im Converſationsgenre geſehen haben, um ſo ganz von ächter unaffectirter Begeiſterung für die Leiſtungen dieſes Inſtituts durchglüht zu ſeyn.

Zum Schluſſe vernehmen Sie noch, daß die Stiefſchweſter der Cholera, die Grippe, in Wien angelangt und im Hotel zum Erzherzog Karl abgeſtiegen iſt, von wo ſie Viſitenkarten an die ſämmtliche Geſangswelt Wien's ausſendete. Die Operndirektion hat da ein ungebetner weiblicher Gaſt überfallen, der ihre Stellung den Anforderungen des Publikums gegenüber um vieles erſchwert.

Die Sänger und Sängerinnen unſerer Oper ſind gegenwärtig von der Grippe dominirt; haben ſie dieß Rigoroſum beſtanden, kommt eine kleine Heiſerkeit durch ſechs Wochen, dann zur Abwechslung für die Reconvaleſcenten ein gelinder chroniſcher Schnupfen, oder einige Champagnerdiners, die Opernabonnenten fordern neue Leiſtungen, die kranken Mitglieder ihre Gage wie im geſunden Zuſtande, dabei wird über Saumſeligkeit und Unaufmerkſamkeit der Direktion gemurrt, da doch nur die Grippe die Pandorabüchſe der Gegenwart iſt, aus der ſo vieles Unheil für die Kaſſen unſerer Theaterdirektion hervorgeht. Direktor Karl vom Theater an der Wien hat ſich dieſe Unpäßlichkeit und Krankheitsgeſchichten ſeiner Schauſpieler und Schauſpielerinnen viel bequemer arrangirt. In einem von der Direktion des k. k. privileg. Theaters an der Wien ausgehenden Circulare wird allen Mitgliedern dieſer Bühne erklärt, daß ſie vom Tage ihrer Unpäßlichkeit oder Krankheit-Meldung keine Gage mehr durch die ganze Dauer ihres Entferntſeins von der Bühne erhalten. Wie human! Wie wird ſich jedes ächt-

Schauſpielertalent Deutſchlands bemühen, ein Mitglied dieſer Bühne zu werden, die ſich auf ſolche edle Statuten baſirt! Da kann man ſich leicht einen Bauplatz nach dem andern — wenn auch nicht einen Ehrenplatz in der öffentlichen Meinung kaufen! Gern gehe ich von dieſem ſchmutzigen Theaterwetter, zur heitern Frühlingswitterung über, die ſeit drei Tagen unſer Winter-entpupptes Wien anlächelt. Der Himmel hängt ſein blaues Luftkoſtüme, und die Menſchen unter ihm ihre bunten Frühlingsgewänder zur Schau aus. Der Prater, unſer reizendes dolce far niente, nickt uns ſchon einladend mit ſeiner grünenden Coeffure entgegen. „Der Prater grünt," iſt ein Aufruf an alle Bewohner Wien's, die Flanell-Wintergefühle abzuſtreifen und mit raſchpulſirender Jugendbegeiſterung in dieſes aufkeimende Frühlingsleben hineinzuſtürmen.

Ueber unſer Wiener Frühlingsleben mit ſeinen abwechſelnden Reizen, nächſtens ein Mehres.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

I.

Man bemerkt, daß ich plötzlich die Revüe der poetiſchen Literatur abgebrochen habe. Es iſt für Einen, der nicht ausübender Künſtler iſt, zu ſchwer, ſich ein ganzes Vierteljahr blos mit Kunſt und Kunſtgegenſtänden zu beſchäftigen. Deßhalb griff ich gewaltſam nach anderem Stoff, um gelegentlich die poetiſche Literatur fort zu führen und ſo nach und nach das Bild abzurunden, welches bisher nur an einer Seite gezeichnet wurde. Ueber Roman und Novelle der neueren Zeit halte ich noch einen größeren Artikel zurück, ein anderer ſoll das Verhältniß des Dramas zur Gegenwart und die Hoffnungen beleuchten, die wir zu ihm hegen. Wichtigere Erſcheinungen der neueſten deutſchen Poeſie denke ich nie unbeachtet zu laſſen, ſo wie ich denn recht bald über Eichendorff's Gedichte, die ſo eben erſchienen ſind, ferner über Wilhelm Zimmermann's Gedichtſammlung, der eine neue gereinigte Ausgabe bevorſteht, Ausführliches berichten werde. Dinge, die ſchon in allen deutſchen Blättern zur Genüge beſprochen und wieder beſprochen ſind, ſuche ich zu vermeiden, dagegen ſoll das Unumgängliche, wie das bisher nicht nach Verdienſt Gewürdigte, ausführlicher in den Kreis meiner Ueberſichten gezogen werden.

So viel glaube ich im erſten kritiſchen Quartal geleiſtet zu haben, daß man über meine literariſche Tendenz nicht im Unklaren blieb. Man kann heut zu Tage ſeinen Standpunkt nicht beſſer Kund geben, als wenn man ſich über deutſche Dichtkunſt, beſonders über die neuere Lyrik ausläßt, weßhalb ich mein Programm endigte, als ich für dieſen Zweck genug gethan zu haben glaubte. Das Urtheil über die Haupterſcheinungen unſerer gegenwärtigen Poeſie iſt der wahre Probierſtein aller literariſchen Kritik. Von jetzt an greife ich auf, was mir gerade am Herzen liegt, nur beſorgt, daß jeder Artikel ein Ganzes für ſich darſtelle.

Bevor ich einen neuen Gegenſtand beſpreche, gebe ich nachträglich noch eine Notiz, die meinen jüngſt über Gentz geſchriebenen Artikel (Nr. XII.) auf höchſt erfreuliche Weiſe ergänzt, mir aber erſt nachher zu Augen gekommen iſt. In der Mitternachtszeitung vom 2. März dieſes Jahres findet ſich nachſtehende Mittheilung, die meiner Vermuthung nach aus Varnhagen's Feder gefloſſen iſt:

„Urtheil über Gentz. Ueber eine Sammlung kleiner Aufſätze und Zeitungsartikel von Gentz urtheilte kürzlich ein jüngerer Gelehrter alſo: „„Mehr als aus ſeinen umfangreichen Werken, habe ich die eigentliche Redemacht und Wendungsfähigkeit dieſes ſeltenen Mannes in dieſen Flugſchriften kennen gelernt, welche die Noth des Augenblicks ihm abgedrungen hat. Es iſt ein durchaus antikes Element, in das die Kunſt ſeiner Darſtellung verſetzt, während die Geſinnungs- und Ideenwelt, in der er ſich bewegt, der modernſten Gegenwart angehört. Der Aufſatz über den neapolitaniſchen Feldzug hat mich entzückt: er iſt ein in ſich vollendetes Kunſtwerk, ein Meiſterſtück von kluger Berechnung, in dem er die Ereigniſſe ſelber reden läßt, und ſomit das Ridicüle, das man durch die großen Vorbereitungen und den darauf

erfolgten allzuleichten Sieg auf ſich geladen hatte, mit überlegener Kraft den Feinden zuzuwenden weiß. Die Wirkung iſt ſo überraſchend, wie bei einer Boccaccio'ſchen Novelle. Eine Sammlung ſolcher Abhandlungen herauszugeben, müßte vom größten Werth ſeyn.“ Aber freilich, fügt der Referent hinzu, müßten dergleichen Aufſätze mit Kenntniß und Urtheil erſt ſicher aufgefunden, erkannt und gewählt werden, da ſie meiſtens zerſtreut und in vielen Jahrgängen des Oeſterreichiſchen Beobachters, der Allgemeinen Zeitung und vielleicht noch andrer Tagesblätter verſteckt liegen. Auch an kurzen Erläuterungen dürfte es nicht fehlen. Dieſe kleinen Schriften und herrlichen, lebensſprühenden Briefe von Gentz möchten wir zwar nicht über ſeine größeren Hauptwerke ſetzen, aber ſie ſtehen ihnen wenigſtens gleich, gehören nothwendig mit ihnen zuſammen, und gewähren einen Unterhaltungsreiz, den die ernſten Verhandlungen über wichtige Staatsfragen allerdings nicht für Jedermann haben können.“

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

I.

Ich erhalte folgende Nachrichten über die Theater zu St. Petersburg:

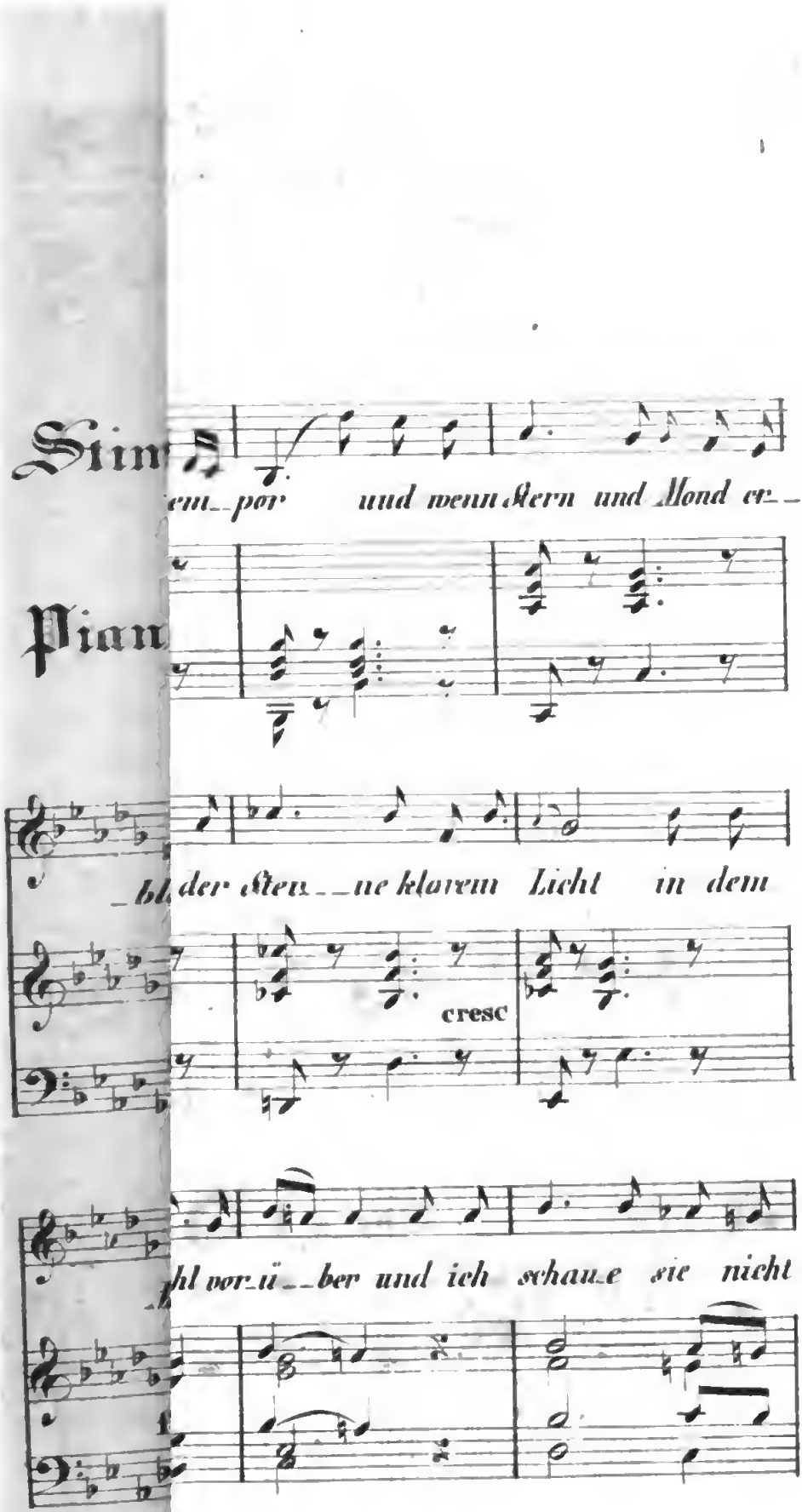
Die Façade des Alexandratheaters in St. Petersburg iſt nicht ſehr ausgezeichnet und ſieht der großen Oper in Paris ähnlich, mit der Ausnahme, daß die Caſſen und Controlen von außen nicht ſichtbar ſind. Man gelangt durch zwei kleine Corridors dahin, und ſteigt dann in die Vorhalle hinab, aus welcher zwei mit Teppichen belegte breite Treppen zu allen Plätzen führen. Am Fuße einer jeden ſieht man zwei Statuen: dieß ſind zwei Soldaten der kaiſerlichen Garde mit dem Gewehr im Arm, unbeweglich, unverwandt blickend, daß man ſchwören möchte, ſie ſeyen von Erz oder von Marmor.

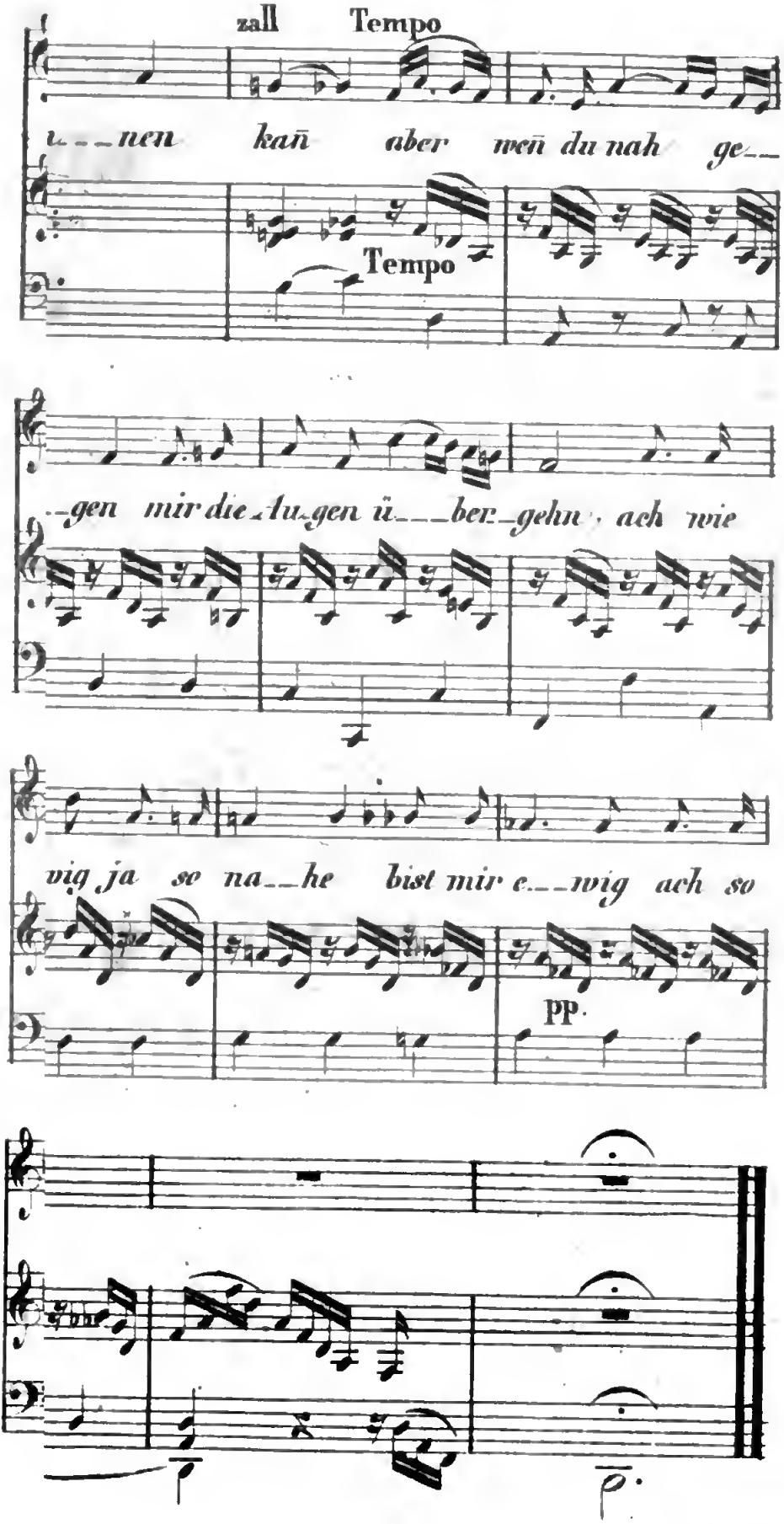
Hinter dem Orcheſter ſtehen vier Reihen Lehnſtühle, ſtatt der in andern Theatern üblichen Sperrſitze, und viel nobler und bequemer als dieſe. Die Plätze im Parterre ſind numerirte Sperrſitze, die ſich amphitheatraliſch erheben. Sowohl die Lehnſtühle als dieſe Sitze werden von Herrn und Damen eingenommen. Links beim Theater iſt die ſehr reich geſchmückte kaiſerliche Loge; ihr gegenüber liegt die Loge der Miniſter, die ganz gleich decorirt iſt. Der kaiſerliche Adler in Gold ſcheint auf ſeinen ausgebreiteten Schwingen dieſe Logen zu tragen. Im Innern ſind ſie mit Spiegeln geziert, und haben kleine gothiſche Fenſter mit goldenen Gittern. In der Mitte des Saales iſt die große kaiſerliche Loge mit prächtigen Sammetdrapprirungen und Adlern geſchmückt. Hier befinden ſich die Hofdamen, Adjutanten und andere zum Hof gehörige Perſonen. An dem Eingange jeder dieſer drei Logen befinden ſich zwei Gardiſten wie an den Treppen, unbeweglich und in ſtrengſter Haltung, und wäre der Kaiſer auch nicht einmal in der Reſidenz anweſend; ſo dürfen dieſe Schildwachen an den Logen nicht fehlen.

Das Alexandratheater hat fünf Reihen Logen, die jedoch ſehr niedrig ſind. Ein Foyer zum Promeniren in den Zwiſchenakten fehlt. Hingegen iſt ein Buffet mit Erfriſchungen vorhanden. Die Erleuchtung iſt prächtig.

Das Alexandratheater iſt erſt ſeit fünf Jahren eröffnet, und ſein Erbauer heißt Roſſi, der dafür mit dem St. Annenorden belohnt wurde.

Das franzöſiſche Theater in St. Petersburg ſtand auf demſelben Platze, wo jetzt das Alexandratheater ſteht; es war ein kleines hölzernes Gebäude, worin die franzöſiſchen Schauſpieler ihre Vorſtellungen gaben. Jetzt iſt ihnen in der Nähe des Michailowſchen Palaſtes, in dem ſchönſten Stadtviertel ein ſchönes Schauſpielhaus, unter der Leitung des Architekten Grullow, erbaut worden. Das Aeußere iſt ſehr einfach; die Façade hält eine gleiche Linie mit anſtoßenden Gebäuden und iſt auch nicht höher. Das Theater ſieht einem ſchönen Wohnhauſe gleich. Im Innern enthält der Saal drei Ranglogen und Gallerien und iſt ungefähr ſo groß wie das italieniſche Theater in Paris; die Ein-


Stim
em_por und wenn Stern und Mond er_
Pian
_bl der Sten_ne klarem Licht in dem
cresc
hl vor_ü_ber und ich schau_e sie nicht


zall Tempo
nen kañ aber weñ du nah ge
Tempo
gen mir die Au gen ü ber gehn, ach wie
vig ja so na he bist mir e wig ach so
PP.

richtung der Plätze iſt eben ſo wie in dem Alexandratheater: Lehnſeſſel hinter dem Orcheſter und Sperrſitze im Parterre. Die Decorirung iſt einfach, aber geſchmackvoll und beſteht aus kleinen zierlichen Arabesken auf den Logenbrüſtungen.

Der Vorhang des ruſſiſchen Theaters iſt blau, allein ſchlecht gemalt; der Vorhang des franzöſiſchen iſt himmelblau und zeigt in der Mitte eine Allegorie, die jedoch eben ſo wenig zu loben iſt.

Die kaiſerlichen Theater von St. Petersburg ſtehen unter der Leitung des Hrn. von Gideonoff, der vor vier Jahren aus Moskau dahin berufen wurde, um dieſen großartigen Anſtalten Leben und Bewegung zu verleihen. Man rühmt ſehr die Einſicht, den Takt und die Thätigkeit, die dieſer Mann ſeit ſeiner Geſchäftführung entwickelt hat. Außerdem genießen die Theater noch des beſondern Patronats des Fürſten Wolchonski, Miniſter des kaiſerlichen Hauſes, eines eben ſo warmen Kunſtfreundes, als humanen Beſchützers der Künſtler.

— Das Londoner Theater beſchäftigt ſich in dieſem Augenblicke ſtark mit den Pantomimen; es ſcheint, daß dieſe Unterhaltung in der Mode iſt. Sowohl in Drurylane als auch in Coventgarden intereſſirt ſich die feine Welt ſehr dafür. Ich will hier die Analyſe der beliebteſten Pantomime The lost needle (die verlorene Nadel) mittheilen, die ich von einem Reiſenden erfahren habe.

„Beim Aufgehen des Vorhangs erblickt man ein ſtürmiſches Meer; eine Menge Dämonen mit den üblichen Blitzfackeln und eine gekrönte Perſonage erheben ſich aus den Wellen. An dem Dreizack glaubte ich Neptun zu erkennen; aber der Feuerthron, auf dem er ſaß, brachte mich wieder auf eine andere Meinung. Ich will die Sache hier nicht weiter unterſuchen, allein ſeit Theſpis Zeiten hat gewiß eine ſolche Vermiſchung von Attributen und Umgebungen der Höfe zweier Brüder nicht ſtattgefunden. Ich bewunderte die Kühnheit der Idee. Die Decoration wird verwandelt, und ländliche verliebte Paare erſcheinen an der Stelle der Dämonen. Einige Schäferſcenen, doch nicht eben der graziöſeſten Art, folgen nun. Ich bemerke noch, daß in dieſer Art von Stücken, obgleich ſie Pantomimen betitelt werden, geſungen, geſprochen, getanzt und geſtikulirt wird. Ebenſo vermiſchen ſich die mythologiſchen Perſonen mit den Menſchen auf die freundſchaftlichſte Weiſe, und es herrſcht die vollkommenſte Freiheit. Liebesgötter und Zephyre wohnen der Hochzeit einer Schäferin bei; die Göttinnen des Olymp vergeſſen ihrer Würde ſo ſehr, daß ſie mit ſimpeln Bauern tanzen und der Clown darf ungeſtraft der Königin von Paphos Schmeicheleien ſagen.

Die vier obligaten Schauſpieler in einer engliſchen Pantomime ſind Colombine, Harlekin, Pantalon und der Clown; bis auf die erſtere ſind die übrigen komiſche Figuren und faſt beſtändig auf dem Theater. Die drei letztern können nur von Springern von Profeſſion dargeſtellt werden. Es iſt unmöglich, ſich von der Menge von Bonfonerien, Sprüngen aller Art und Kraftanſtrengungen, ſo wie auch von dem beſtändigen Decorationenwechſel einen Begriff zu machen. Wenn gleich dieſes Alles eine halbe Stunde lang unterhaltend ſeyn kann, ſo dauert es ſo lang, daß es am Ende langweilig und ermüdend wird. Die artigſten, witzigſten Späße werden auf dieſe Art am Ende Dummheiten.

Unter den Decorationen, oder vielmehr Maſchinerien dieſer Pantomime muß ich jener erwähnen, welche die Luftreiſe Pantalons und Clown's in einem ungeheuren Ballon verſinnlicht. Das Theater ſtellt das Vaurhal vor, aus welchem Herr Green aufſtieg; die Hinterwand rollt ſich nach einander auf und zeigt nach und nach die Anſicht aller Gegenden zwiſchen London und der Umgegend von Mainz.

Man ſagt, daß „die verlorene Nadel“ aus einem alten Luſtſpiel gemacht iſt, welches aus einer Zeit ſtammt, da die Kunſt noch in ihrer Kindheit war. Wenn dieſes wirklich ſo iſt, ſo muß man geſtehen, daß die Pantomime ihren Urſprung nicht verläugnet und daß die Tochter ihrer Mutter würdig iſt. Von der Künſtlerſchaft der Darſteller

iſt nicht viel mehr zu ſagen, als daß ſie ganz in den Beinen liegt. Auch kann man nicht mehr von ihnen verlangen. Was ſie auch ſagen mögen und wie ſie agiren, immer ſind ſie in ihren Rollen; denn wo kein Sinn iſt, da kann auch kein Unſinn ſtattfinden. Dieß iſt eine jener Wahrheiten, deren Evidenz in die Augen ſpringt. Was die Zuſchauer betrifft, ſo mußte ich — indem ich ihr Beifallklatſchen und ihr Jauchzen hörte — mir ſelbſt ſagen, daß der Verfaſſer es gut verſtanden hat, ſie nach ihrem Geſchmacke zu bedienen, und daß er allen Kritikern getroſt entgegen rufen kann: Ich habe mein Publikum gekannt und deßhalb habe ich ihm die verlorene Nadel componirt.

Neuigkeiten.

Nach franzöſiſchen Blättern hat der Herzog von Orleans bei ſeiner Anweſenheit in Berlin bereits den günſtigſten Eindruck auf die Prinzeſſin von Mecklenburg-Schwerin gemacht. Die Vermählungsfeierlichkeiten werden mit vielem Glanze zu Compiegne gehalten werden. Der Herzog von Choiſeul wird zu Ende des Monats Mai nach Ludwigsluſt abreiſen, um ſich mit der Prinzeſſin par procuration zu verbinden. Der Graf Flahaut wird die zukünftige Herzogin von Orleans empfangen und ſie als Ehren-Cavalier bis nach Compiegne begleiten. Der Herzog von Orleans geht ihr bis zur Brücke von Kehl entgegen; hier wird die Prinzeſſin ihr deutſches Gefolge verabſchieden und nur noch von den Leuten ihres Hauſes umgeben ſeyn, das man ſo eben für ſie bildet. Herr Breſſon, königl. franzöſiſcher Geſandter in Berlin, ſo wie Herr von Pleſſen, großherzogl. mecklenburg. Miniſter erhalten das Großkreuz der Ehrenlegion. Der mecklenburgiſche Miniſterreſident in Paris, Herr von Oerthling ſoll, wie es heißt, von dem Könige der Franzoſen das Commandeurkreuz der Ehrenlegion und den Grafentitel erhalten. Die Mitgift der Prinzeſſin Helena ſoll ohne den Trouſſeau 500,000 Franken betragen. Die Prinzeſſin iſt geboren den 24. Januar 1814, und ſoll ſich ebenſowohl durch Schönheit des Körpers als des Geiſtes in hohem Grade auszeichnen. Beſonders war ſie ſtets eine große Freundin der franzöſiſchen Literatur.

Kunſt.

Bei den Pariſer Kunſtausſtellungen wurde in den letzten vier Jahren folgende Anzahl verſchiedener Werke angenommen:

	1834	1835	1836	1837
Malerei	1956	2175	1856	1865
Bildhauerei	189	155	136	131
Architektur	17	32	26	37
Kupferſtiche . . .	81	96	61	61
Lithographien . . .	71	78	43	36
	2314	2536	2122	2130

Im Jahr 1835 wurden Werke von 235 Frauen aufgenommen; 1836 nur von 157 und 1837 von 181; ſämmtlich Malereien oder Kupferſtiche.

Der Stephansthurm.

Während von Wien aus gemeldet wurde, daß die Spitze des Stephansthurms abgetragen werden ſollte, und die meiſten deutſchen Blätter dieſes betrübende Ereigniß kalt und nichtsſagend nachſchwatzten, ohne es auch nur mit einer Bemerkung zu begleiten, hat das bei Gropius in Berlin erſcheinende Muſeum allein ein bedeutendes Wort bei dieſer Gelegenheit geäußert. Da das Muſeum nur hauptſächlich in Künſtlerkreiſen geleſen wird, ſo beeile ich mich, jenes Wort in einem weitern zu verbreiten:

„Unter den Thürmen gothiſcher Cathedralen in Deutſchland iſt der Stephansthurm einer der wenigen, vielleicht der merkwürdigſte, welcher bis heute den kühnen und majeſtätiſchen Schmuck ſeiner himmelanſtrebenden Spitze bewahrt. Wir haben dem Gerüchte von deren Abtragung bisher keinen Glauben beimeſſen mögen, können jetzt aber nicht umhin, die ſchwere Ver-

antwortlichkeit dieſes Beſchluſſes vor dem Urtheil unſerer Nachkommen in Erwägung zu ziehen. Es handelt ſich hier nicht um die Zierde einer einzelnen Stadt, ſondern um ein Werk, welches dem geſammten Vaterlande und ſeiner Geſchichte angehört, welches der hohe Sinn der Vorfahren gegründet hat, um es fodnun der Pietät der folgenden Geſchlechter zur Aufbewahrung anzuvertrauen. Vor Zeiten wurden, wenn es ſich um die Förderung und Sicherſtellung heiliger Gebäude handelte, Collecten im ganzen Vaterlande und über deſſen Gränzen hinaus geſammelt und Erhebliches hiedurch gewonnen; — ſollte denn gar kein Vertrauen mehr vorhanden ſeyn, daß auch die Gegenwart in Aehnlichem, in ſo hochwichtigem Falle Großes zu leiſten vermöge? Sollte denn jene Summe von 10,000 Gulden, nis zu welcher allein das Gerüſt für die Abtragung der Spitze veranſchlagt iſt, durch gar keine Mittel in ſo weit erhöht werden können, wie es zu der, gewiß nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegenden Reparatur erforderlich iſt? Oder ſind wir derjenigen Stufe der Cultur bereits entwachſen, in welcher das Gemüth ſich an den erhabenſten Heiligthümern der Geſchichte zur Ruhe und zum ernſten Widerſtande gegen die Stürme der Zeit aufrichtet und ſicherſtellt?“ —

Glücklicher Weiſe iſt die hier auf ſo edle Weiſe ausgeſprochene Beſorgniß ungegründet, und der Stephansthurm wird, neueſten Nachrichten zufolge, ſtehen bleiben.

Der Roman vor Gericht.

Giles, ein herrlicher Burſche, hochbeinig, mit langen Armen, einem ungeheuern Kopf und einem, durch ſeine ungeborne Unſchuld und ſeine kräftige achtzehn Jahre, ſtark gefärbtem Geſichte, ſteht vor dem Gerichte der Grafſchaft Midleeſſer als Kläger gegen Ephraim Hopkins, der einen falſchen Blick hat und auffallend lange und unausgekämmte Haare.

Der Präſident. Laſſ' hören, mein dicker Junge! Was verlangſt Du? weßhalb beſchwerſt Du Dich?

— Ich klage wider Ephraim Hopkins auf den Erſatz von achtzehn Schilling.

— Aber weßhalb? auf welchen Grund?

— Soll ich das hier vor allen Leuten ſagen?

— Warum nicht? Sey nicht ſo blöde. Glaubſt Du, daß wir unſer Urtheil um ein Geheimniß abgeben?

— Je nun, was thut's auch weiter? Ihr werdet es nicht meiner Mutter ſagen. Alſo vernehmet: ich bin verliebt, und noch dazu in Betty Jones. Betty Jones dient bei einem Pächter, vier Meilen von uns. Voriges Jahr ſah ich ſie beim Tanz zu Weihnachten, und da hat ſie mir's ſo angethan, daß ich nichts mehr eſſen konnte. Da kam Ephraim zu mir, der Schreiber beim Notar iſt, und der daher ſchreiben, leſen, inteiniſch und Alles kann und ſprach: Du biſt ein Eſel! Mußt deßhalb nicht ſterben wollen; Du kannſt ſie freilich nicht ſprechen, alſo mußt Du an ſie ſchreiben. — Ja, da hat ſich was zu ſchreiben, das wäre leicht für Den, der's könnte. — Gut! ſo wirſt Du mich bezahlen, und ich werde für Dich an ſie ſchreiben. — Nun gut! ſprach ich zu ihm. Und da hat er mir denn ein ganzes Jahr über für achtzehn Schilling Briefe geſchrieben mit flammenden Herzen, mit Tauben und Pfeilen, die ich ihm noch beſonders bezahlen mußte, und habe auch immer müſſen die Briefe ſelbſt auf die Poſt tragen. Es verdroß mich zwar, keine Antwort zu bekommen. Dann ſagte er mir aber immer: Das macht die Beſcheidenheit. Schreibe ihr nur immer, deine Sache ſteht gut. Wie ich nun dieß Jahr wieder zum Tanz an Weihnachten ging, was hab' ich da geſehen? Betty Jones tanzte mit Ephraim! Ich ſtellte ſie zur Rede, und ſie ſagte mir kurz, daß ſie ihn heirathen wolle. Und da hörte ich denn, daß er immer für ſich ſelbſt ſchrieb, während er ſich von mir bezahlen ließ. So hat er mir denn meine Geliebte und mein Geld geſtohlen. Die Geliebte ſchenke ich ihm, aber mein Geld will ich zurück haben. Ich habe nicht nöthig, ihn zu bezahlen, daß er mir mein Mädchen vor der Naſe wegnimmt. Es iſt ja ſchon

genug, daß ich die Briefe ſelbſt auf die Poſt trug, ohne Botenlohn zu fordern.

Der Präſident. Ihr habt die Anklage gehört; was habt Ihr zu erwidern?

Der Beklagte (indem er mit Würde die zwei Spitzen eines ſchmutzigen Hemdkragens vorzieht). Ich habe zu erwidern, daß ich nicht unter dieſe Gerichtsbarkeit gehöre. Ich bin ſelbſt ein Mann der Geſetze, und kann nur von einem höhern Gerichtshof belangt werden. Deßhalb beſchließe ich, daß Ihr den Kläger fortzuſchicken habt ex curia, ex debito juſtitiae.

(Anhaltendes Gelächter unter den Zuhörern.)

Der Präſident. In der That, mein werther Herr Schreiber, Ihr ſcheint mir Eure Rechte vor ſieben oder achthundert Jahren ſtudirt zu haben.

Der Beklagte. Ich nehme die Privilegien des Geſetzes für mich in Anſpruch; ich verehre Eure Perſon, aber ich verachte Euer Urtheil. Ich wiederhole es, daß Ihr mich los und ledig zu laſſen habt privilegii clericalis causa.

(Fortwährendes Gelächter.)

Der Präſident. Das iſt ſeltſam! So hört denn, mein Herr Schreiber, daß Ihr trotz Eures Privilegiums der Schreiberei dem hier das Geld erſetzen müßt, das Ihr ihm geſtohlen. Ueberdieß habt Ihr die Koſten zu entrichten und dieſes Alles innerhalb acht Tagen, ſonſt müßt Ihr in die Tretmühle marſchiren, wo Ihr hinlänglich Zeit haben werdet, über die Veränderungen nachzudenken, welche die Geſetzgebung ſeit den Kreuzzügen erfahren hat.

Rührende Gerichtsſcene.

Ein armer kleiner Knabe erſchien in dieſen Tagen vor dem Tribunal des Zucht-Polizeigerichts in Paris, des Vagabundirens angeklagt; ſeine geiſtreiche und hübſche Geſichtsbildung erregte ſogleich eine große Theilnahme für ihn, die ſich bis zum Schluſſe der Verhandlung ſteigerte.

Der Präſident. Mein Kind wie heißt Du und wie alt biſt Du?

Der Knabe. Ich heiße Alphons Pellan und bin acht Jahre alt.

Der Präſident. Wie konnteſt Du, ſo jung noch, wegen Herumtreibens aufgefangen werden?

Alphons ſtößt einen tiefen Seufzer aus.

Der Präſident. Haſt Du keine Eltern mehr?

Der Knabe. Ja, mein Herr, ich habe noch einen Vater.

Der Präſident. Und warum nimmt er ſich Deiner nicht an?

Alphons (mit unterdrücktem Seufzer). Weil — weil man mich zu Hauſe nicht gern hat.

Der Präſident. Kennſt Du nicht Jemanden, der Dich reklamiren würde?

Alphons (ſich nach dem Auditorium kehrend). Ich ſehe hier wohl Einen, der es gern möchte; es iſt ein Wagenvermiether, der ſchon ſehr gütig gegen mich geweſen iſt.

Der Präſident bittet den Wagenvermiether, näher zu treten, und fragt ihn, ob er darein willige, den kleinen Alphons zu reklamiren.

Der Wagenvermiether. Mein Gott, ich kenne das arme Kind gar nicht, und weiß in der That nicht, warum man mich vorgeladen hat.

Alphons. Ach mein guter Herr, verlaſſen Sie mich nicht! Ich kenne Sie wohl. Einmal haben Sie mir auf den Boulevards zwei Sous geſchenkt, und ſeitdem habe ich ſtets an Sie gedacht.

Der Wagenvermiether (gerührt). Es kann ſchon ſeyn, armer Kleiner, daß ich Dir einmal zwei Sous geſchenkt habe, denn ich liebe die Kinder.

Alphons. Und dann ſagten Sie mir auch, daß Sie ſich immer meiner annehmen wollten, wenn ich artig ſeyn würde. Ach Gott, ich will ja gern arbeiten.

Der Präſident (zu dem Wagenvermiether). Sie ſehen, mein Herr, daß dieſes Kind die beſten Anlagen zeigt; könnten Sie nicht etwas für daſſelbe thun?

Der Wagenvermiether. Ich wollte wohl, meine Herren, aber ich habe ſelbſt bereits mehrere Kinder, und ich bin nicht reich.

Der Knabe (weinend und die Hände faltend). Ach mein Herr, verlaſſen Sie mich nicht, ich will folgſam ſeyn und arbeiten. Sie werden gewiß zufrieden mit mir ſeyn.

Der Wagenvermiether zieht gerührt ſein Tuch aus der Taſche und wiſcht ſich die Augen; es iſt ſichtbar, daß er einen innerlichen Kampf beſteht. Das Auditorium harrt in ängſtlicher Erwartung auf ſeinen Ausſpruch, der über das Schickſal des verlaſſenen Knaben entſcheiden ſoll. Da erheben ſich zwei Advokaten, die Herren Bonjour und Peyre und erklären mit bewegter Stimme, daß ſie ſich des kleinen Alphons annehmen wollen, um ihn einſt zu einem brauchbaren Menſchen zu machen. Dieß erregt große Theilnahme. Unter Thränen lächelt der kleine Alphons vor Freude und Erſtaunen. Der Wagenvermiether athmet freier und leert ſeinen Beutel in die Hände der großmüthigen Advokaten, um ein Scherflein zu ihrer guten Handlung beizutragen.

Der Gerichtshof beſtiehlt die Freilaſſung des Knaben und übergibt ihn den Händen der beiden Advokaten.

Napoleon als Theaterkritiker.

Einſt ſollte auf dem Hoftheater ein Luſtſpiel von den Prinzen und Marſchällen geſpielt und ein Vaudeville von den Hofleuten geſungen werden.

Die Kaiſerin ſelbſt hatte eine Rolle übernommen und mühte ſich heimlich ab, ſie ſo gut als möglich einzuſtudiren, um dem Kaiſer eine Ueberraſchung zu gewähren, der keinen hohen Begriff von den dramatiſchen Eigenſchaften ſeiner Gemahlin hatte.

Beim Aufziehen des Vorhangs zeigten die Logen eine ſo hohe Pracht, die dem Range der Schauſpieler auf der Scene vollkommen entſprechend war. Nur ein Platz war leer, der des Kaiſers in ſeiner Loge. Dieß wurde von Allen mit großem Mißbehagen bemerkt.

In dem Augenblick, als die Kaiſerin Joſephine erſchien, hörte man einen gellenden Pfiff, der, wie natürlich, allgemeine Beſtürzung erregte. Nachdem die Kaiſerin ihre Rede geendigt hatte, ein neuer Pfiff, und da man nun über den Zweck des Pfeifens nicht mehr im Zweifel war, ſo erhoben ſich einige Offiziere ſchnell, auf die Gefahr hin, die Vorſtellung noch ärger zu unterbrechen. Aber in demſelben Augenblick ſah man Napoleon aus einer kleinen Loge treten, wo er ſich bis dahin verborgen gehalten hatte, und hörte ihn laut ſagen: „Man muß geſtehen, das war kaiſerlich ſchlecht geſpielt.“ Man kann leicht denken, daß die Aufwallung der Generale ſich ſogleich wieder legte.

Am folgenden Morgen wohnte der Kaiſer wie gewöhnlich der Toilette ſeiner Gemahlin bei, und indem er das Geſpräch auf die Vorſtellung des vorigen Abends lenkte, ſah er die Kaiſerin ſcharf an und lächelte.

— Und was iſt's denn weiter, Bonaparte, ſprach Joſephine ebenfalls lächelnd. Ich ſtand auf dem Theater, und da muß man entweder applaudirt oder ausgepfiffen werden.

— Sie haben ſich nicht zu beklagen; ich habe gewiſſenhaft geurtheilt. Da die Kaiſerin ſich zur Schauſpielerin machte, konnte Napoleon wohl ein Recenſent werden.

— Sollte Ihnen das mißfallen haben? fragte Joſephine lebhaft. Und warum ſollte ich denn wohl nicht Comödie ſpielen? Hat es doch auch die Königin Maria Antoinette gethan auf dem Theater der kleinen Oper in Trianon?

— Das weiß ich, Madame, erwiderte der Kaiſer; und es war darum nicht beſſer von ihr gethan. Ludwig XIV. tanzte ſogar Ballet in Verſailles, aber er entſagte dieſer Unterhaltung, als ihm Racine in ſchönen Verſen geſagt hatte, wie unwürdig ſie eines gekrönten Hauptes ſey. Das nächſte Mal, wenn Talma wieder hier iſt, laſſen Sie ſich das von ihm vorleſen. Dann möge es Ihnen freiſtehen zu ſpielen, wie mir zu pfeifen.

Darauf drehte ſich Napoleon, wie er es zu thun pflegte, auf dem Abſatz herum und ging.

Dieſe Lection war für Joſephine nicht verloren, die ſich von nun an nur auf ein dramatiſches Sprichwort beſchränkte, und es in ihrem kleinen blauen Salon nur im vertrauteſten Kreiſe aufführte.

Eine theatraliſche Vorſtellung im Jahre 1607.

Heinrich IV. und ſein ganzer Hof wohnten den 26. Januar 1607 einer Vorſtellung bei, welche damals von den Kunſtfreunden ſehr originell und pikant genannt wurde. Das Stück führte den einfachen Titel: „Der Trunkenbold und ſeine Frau, oder: in vino veritas.“

Es war eine Nachahmung des „armen Bauern,“ einer Poſſe von Jacques Quintil, die bei der Hochzeit Heinrich II. aufgeführt worden war.

Als die Scene aufging, erblickte man die Frau des Trunkenbolds, die Hände in die Seite geſtemmt, wie ſie ihren Mann zur Rede ſtellte über ſeinen Hang zu den Gaben des Bacchus und ſeinen Abſcheu für das reine Waſſer. Dieſe natürliche Expoſition erklärte hinlänglich die Hälfte des Titels der Poſſe. Hierauf folgte die Antwort des Mannes; allein die ſtämmige Ehehälfte wollte weder von Noah, noch von den Herrlichkeiten des von ihm gepflanzten Weinſtocks etwas hören.

— Trinken und immer trinken, ſchrie das Weib, während wir doch alle Tage der Steuern und Abgaben wegen Exekution erhalten, die wir dem König zahlen müſſen!

— Deßhalb eben vertrink' ich Alles, erwiderte der Trunkenbold; denn was würde es mir helfen, Geld zuſammen zu ſparen, da doch nur Alles für den Steuereinnehmer wäre. —

Bei dieſer Stelle des Stücks blickten alle Hofleute nach dem König hin, der ſich bei dieſem Streit ſehr zu unterhalten ſchien.

— Und deßhalb werde ich nur noch beſſern trinken, fuhr der Schauſpieler fort, indem er ſich mit ſchwankenden Beinen an eine Mauer lehnte. Der Herr König ſoll nichts davon haben. Hole mir gleich jetzt einen Topf; Marſch! ...

Bei dieſen Worten ſtieß er ſeine Frau zur Thüre, indem er ſie ſeine Angebetete und ſein Liebchen nannte, um ſie für ſich zu gewinnen. Allein bei dieſen Worten trat der Einnehmer mit zwei Gerichtsdienern herein, um zu ſehen, „ob nicht noch etwas wegzunehmen ſey.“

— Ihr kommt zu ſpät, ſagte der Trunkenbold; Eures Gleichen hat ſchon Alles genommen.

— Und jener Koffer, auf welchem die Frau ſitzt? fragte der Beamte.

— Ach, rief das arme Weib, wollt Ihr den auch noch nehmen, ſo werd' ich mich auf die Erde ſetzen müſſen.

Der Einnehmer, der darin wahrſcheinlich Koſtbarkeiten vermuthete, wollte ihn aufheben laſſen; allein die Leute widerſetzten ſich und es entſpann ſich ein luſtiger Kampf, der damit endete, daß der Deckel des Kaſtens aufſprang und drei Teufel herauskamen, die mit den drei Dienern der Gerechtigkeit durch die Luft flogen.

Dieſer Schluß erhielt den größten Beifall; ſelbſt Heinrich IV. klatſchte aus Leibeskräften, denn dieſe zugleich ſo beißende als naive politiſche Komödie zeugte von dem guten Geſchmacke und dem feinen Beobachtungsgeiſte des Verfaſſers. Nachdem der König in ſeine Gemächer zurückgekommen war, war er noch außer ſich vor Entzücken, nicht aber ſo der Magiſtrat von Paris, der ſich beleidigt glaubte und die Schauſpieler ins Gefängniß werfen ließ. Als Heinrich dieß erfuhr, ſagte er zu den Magiſtratsperſonen: „Ihr ſeyd Narren; mir wurde ärger mitgeſpielt, als Euch, und doch lachte ich, daß mir die Augen übergingen; gebt die Schauſpieler ſogleich frei.“

Der Befehl wurde befolgt, und da der Schauſpieler, der den Trunkenbold gegeben hatte, auch zugleich der Verfaſſer der Satyre geweſen war, ſo ließ ihm der König zur Belohnung ein Dutzend Flaſchen vom Aelteſten ſeines Kellers verabfolgen.

Vermiſchtes.

In Paris erſcheint ſeit dem 9. März unter dem Titel Momus ein Journal ganz in Verſen, und was noch mehr ſagen will, ganz in Chanſons, die nach einer beſtimmten Melodie zu ſingen ſind. Die erſten Dichter in dieſer Gattung ſind Mitarbeiter. Die Ankündigung heißt:

Momus n'ayant jamais déposé son bilan
N'a pas de caution en bons billets de banque;
Il espère beaucoup, mais l'effectif lui manque,
Aussi ne paraît-il que douze fois par an.

Der Preis der Inſerate wird nach der Melodie des Pas redoublé alſo mitgetheilt:

Les annonces se régleront
Suivant leur importance;
Mais à ceux, qui s'abonneront,
Disons le prix d'avance:
Chacun d'eux nous paira toujours,
Sur quittance donnée,
Trois francs pour cent quatre-vingt jours
Et six francs pour l'année.

Für die Abonnenten wird noch Folgendes beſonders — hier nicht zum Bedenken, ſondern zum Singen — hinzugefügt:

Bondy, le sais-tu cher lecteur,
Est le nom de la rue,
Où de notre administrateur
On se fait la recrue.
Quarante est notre numéro,
Mais *Momus* te supplie
De croire, que notre bureau
N'est pas l'Académie.

Da es nicht in Abrede geſtellt werden kann, daß die Franzoſen bei allem Ernſte ihrer Verhältniſſe dennoch ein geſangluſtiges Volk geblieben ſind, ſo iſt anzunehmen, daß dieſer Verſuch bedeutendes Glück machen wird. Wir geben nach dieſem Vorgang die Hoffnung nicht auf, daß die Idee Jean Pauls, die holländiſche Zeitung in Muſik zu ſetzen, noch einmal ausgeführt werde.

— Von Raupach wurde den 16. März auf dem Hoftheater in Berlin ein neues zweiaktiges Stück unter dem Titel: „Ein theurer Spaß" zum erſten Mal aufgeführt.

— Die berühmte Mariana Seſſi gab ebendaſelbſt am 18. März ein Concert, worin Pergoleſe's Stabat mater, eine Preghiera von Zingarelli und der Paſſionstheil aus Händels Meſſias aufgeführt wurden.

— Nach dem neuen Contract, den Mlle. Mars mit dem Théâtre français abgeſchloſſen hat, ſind die erſten jugendlichen Rollen nicht mehr ihr alleiniges Eigenthum. Es werden nunmehr auch jüngere Talente bei dieſem Theater ihre Carriere machen können.

— Am 5. März fand die erſte von den zur Errichtung eines Denkmals für Mozart zu gebenden Academien in Prag ſtatt, zu der ſich eine bedeutende Anzahl von Zuhörern eingefunden hatte.

— Mlle. Bauer aus Dresden wird zu Oſtern in Breslau erwartet und dort bis zum 10. April gaſtiren; dann werden Herr und Mad. Haizinger die dortigen Theaterfreunde erfreuen.

— Meyerbeers beide Opern haben bis jetzt der Verwaltung der großen Oper in Paris die reſpektable Summe von zwei Millionen Franken eingetragen.

— Die in der großen Oper durchgefallene Oper Esmeralda wird jetzt, in einen Akt concentrirt, gegeben, indem man alle Nummern, die einigen Beifall bei der Aufführung des Ganzen erhielten, vereinigt hat.

Nekrologe.

Herr von Pradt, der ehemalige Erzbiſchof von Mecheln, als politiſcher Schriftſteller ſehr bekannt, iſt vor wenigen Tagen am Schlage geſtorben.

— Der berühmte Chemiker, Dr. Trommsdorff, iſt am 8. März in Erfurt geſtorben.

Telegraph von Deutſchland.

Neuere Dichter.

J. W. Theegarten,
aus Solingen,
Horn- und Knopf-Fabrikant,
Empfiehlt ſeine Knöpfe
Einem geehrten Stand!
Weil ſie ganz ächt
Und dauerhaft ſind;
Sich auch ſchön halten
In Regen und Wind,
Verkauft dießmal
Zu billigen Preiſen,
Weil er nach kurzer Zeit
Weiter muß reiſen.
Sein Laden Nro. 62 am Main,
Nahe am Metzgerthor,
Kehre man ein.
(Frankf. Journal.)

Ehrenbezeugung.

Herrn Fanbel, Mitglied des Münchner Hoforcheſters, welcher ſich zur Zeit in Paris befindet, ward die ſeltene Auszeichnung zu Theil, daß ihm vom Conservatoire de musique mit einem höchſt ſchmeichelhaften Schreiben die goldne Medaille zugeſendet wurde.

Allerlei.

Aus München. Dem Vernehmen nach wird nicht allein im k. Hoftheater eine große Vorſtellung, ſondern auch im königl. Odeon ein brillantes Concert für den Zweck der Errichtung eines Denkmals des unſterblichen Mozart in ſeiner Geburtsſtadt Salzburg ſtatthaben.

— Neues Verbrechen. In Hamburg wurde mit acht Tagen Arreſt und dann Stadtverweiſung ein Dienſtmädchen beſtraft, bei der einige Pfund Butter im Koffer gefunden worden.

— Aufforderung. Es hat eine Dame von Lindenau bis Leipzig im Jahre 1835 oder 1836 in dieſen Monaten von Weihnachten bis Oſtern ein Umſchlagetuch mit rothem Boden und bunten Verzierungen verloren. Die Dame wird dringend gebeten, ſich in der Expedition dieſes Blattes zu melden.
(Leipz. Tagbl.)

— Bei brillanter Gasbeleuchtung ſind heute Abend Pökelſchweinsknöchelchen mit Klößen, Sauerkraut und Meerrettig nebſt andern Speiſen zu haben in Schröter's Bierniederlage. — Das muß ſich herrlich ausnehmen!
(Leipz. Tagbl.)

Gelegenheitliches.

Nach der eleganten Zeitung iſt die Fürſtin Eſterhazy, die in den Wiener höchſten Cirkeln glänzt, eine geborene Fürſtin Taxis und hat eine allverbreitete Verwandtſchaft in den allerhöchſten Kreiſen Europas. Sie iſt mit dem ruſſiſchen Kaiſerhauſe gleich nahe, wie mit den engliſchen, preußiſchen, baieriſchen und württembergiſchen Königs-Häuſern verwandt. Man hat ſie la Cousine des rois, genannt.

Nach dem öſterreichiſchen Morgenblatt iſt es auffallend, wie raſch das kleine Städtchen Guns in Ungarn vorwärts ſchreitet, welches wohl nur wenige unſerer Leſer, außer den zahlreichen, die wir in Güns ſelbſt haben, kennen werden. Einen Leſeverein, eine Buchhandlung hat es ſchon; jetzt erhält es auch eine Buchdruckerei und ein Theater-Gebäude. Dilettanten geben muſikaliſche Academien und Freunde der deutſchen Literatur ſind dort nicht ſelten.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Das Bildniß der faſhionabelſten Schriftſtellerin Englands: Lady Bleſſington.

2) Lied von Ernſt Schulze, comp. von L. Lenz.

August Lewald.

Die Nachtigall von Murom.

(Solowei Rasboinik.)

Erzählung

von

Wilhelm Müller.

Erste Abtheilung.

Es ist der Sanct Johannistag, eines der wichtigsten Feste in Rußland; die Abendkirche ist nun geendet, die Töne der Glocke zittern noch in der lauen Luft. Die Bewohner des Dorfes ziehen in ihrem schönsten Sonntagsschmucke aus der kleinen Kirche; aber der Tag, oder vielmehr der Abend ist zu schön, um jetzt schon in die Wohnung einzukehren. Die Gluten der Sonne sengen nicht mehr, eine freundliche Dämmerung hat das Licht des Tages gemildert, und die Schöpfung ist fromm und ruhig wie jetzt die Herzen der Menschen, denn dieser Tag ist den Russen zu hehr, zu groß, um ihn durch laute Freude zu entweihen. Selbst die Schenke ist heute nicht besetzt, die Wirthin steht müßig in der Thüre, grüßt ihre Nachbarn und Freunde, und ihr letzter Gast wandert eben von dannen. Da wankt er hin, er singt aber nur halblaut, denn er ist zu glücklich, um die Ruhe anderer Menschen zu stören; er lächelt jedes Kind, jeden Vorübergehenden an, bemüht sich, ihnen Platz zu machen, und nimmt doch die ganze Breite der Straße ein. Er starrt den Nachbar mit gläsernen Augen an, grüßt ihn höflich, aber erkennt ihn nicht. In der Wohnung angelangt, schlägt er das Kreuz vor dem Heiligenbilde noch mit ziemlichem Anstande, doch nun

ſinkt er auf die Lawka und vermag ſich nicht zu bewegen. Die Hausfrau bemüht ſich, ein ernſtes Geſicht zu machen, es gelingt ihr nicht, ſie zieht dem Ueberſeligen die Stiefel und den Armäk aus und fördert ihn in das Ehebett; er küßt ihr die Hände, gibt ihr die ſüßeſten Worte, welche ſeine Sprache hat, aber mitten unter den Honiglauten beginnt er zu ſchnarchen und morgen hat der Rauſch wie die Zärtlichkeit ein Ende.

Ueberall vor den Thüren ſtehen Freunde und Bekannte und plaudern; die Jungfrauen und Jünglinge wandeln umher und lächeln ſich freundlich zu. Aus der Wohnung des Starſchin tritt Maſchinka, des Hauſes Tochter, mit ihrem noch unerwachſenen Bruder Wanuſchka und einer Fremden, die aus Neu-Tſcherkask zum Beſuche gekommen. Von allen Seiten wird der Gaſt freundlich begrüßt, denn die Jungfrau iſt hold und ſchön, und die Aeltern, welche heirathsfähige Söhne haben, wiſſen gar wohl, daß ihr Vater in Alt- und Neu-Tſcherkask reiche Ländereien, einen bedeutenden Fiſchfang und überdieß noch zwei Eimertöpfe voll preußiſcher Rubel und einen halben Eimertopf voll Goldmünzen hat, die ſich, eine Beute des ſiebenjährigen Krieges, vom Vater auf den Sohn vererbt haben. Aber nicht dieſe Schätze, nicht der blendend reiche Anzug, nicht die goldenen Schauſtücke, welche Hals und Mütze zieren, machen ſie liebenswerth; ihre fromme Demuth iſt es. Es ſcheint, als ſchäme ſie ſich ihres Glanzes gegen die ärmeren Dorfbewohner, als ſchäme ſie ſich ſelbſt jener Reize, mit welchen der Schöpfer ſie ſo reich begabt hat. Das kindlich-jugendliche Geſicht eint mit der zarteſten Sanftmuth eine faſt männliche Geiſteskraft, die langen ſeidnen Augenwimpern decken das ſchönſte Auge, welches ſie nicht aufzuſchlagen wagt; ſie iſt ſo reich, ſo blühend und ſo ſchön, und dennoch nicht heiter; ein leichtes, ſchwermüthiges Lächeln ſchwebt um ihre Lippen, jenes Lächeln, das den erſten heiligen Schmerz des Lebens verkündet. Sie wandert mit ihrer Freundin dem nahen Birkenwäldchen zu. Wie durch Zauberbande nachgezogen, folgen ihr in der Ferne die Jünglinge, die Jungfrauen und die jungen Eheweiber. Der Schritt der beiden Mädchen wird langſamer, ſcheuer, wie ſie ſich dem Wäldchen nahen; endlich ſtehen ſie vor einem kleinen Gebüſche, das ſie von dem Gemeinplatze trennt. Da liegt auf dem weichen Mooſe ein Jüngling, ſtarr, bewegungslos, die ruſſiſche Balalaika in ſeinen Händen; man könnte ihn für eine Leiche halten, wenn es nicht manchmal in ſeinem Auge wild zuckte. Er träumt; aber es iſt kein Traum des Glückes, das fühlen die beiden Mädchen wohl; dennoch wagen ſie nicht, ihn zu ſtören, und die arme Reiche hat die kleine Hand auf das Herz gedrückt, ihr Athem iſt

beklommen und in ihr Auge tritt die Thräne; da faßt Maſchinka endlich Muth: Schwärmſt Du ſchon wieder, Alexander? ruft ſie und wirft eine Hand voll Birkenblätter auf den Sinnenden nieder. Der ſo Geſtörte fährt aus ſeinem Brüten empor, aber ſein Auge erheitert ſich nicht, da er die blühenden Geſtalten erblickt, es verfinſtert ſich noch mehr, und die Scham der ungewohnten und unverdienten Kränkung röthet die Wange der Jungfrau; nun kommen aber mehre Dörfer herbei; alle lagern ſich auf die blumige Raſendecke. Doch bleibt die Unterredung wortkarg und lebensarm. Die ſonſt ſo ſchnell ſich mittheilende Geſelligkeit der Ruſſen iſt geſtört durch die frommen Nachgefühle des heiligen Tages, vielleicht auch durch die Scheu vor der Fremden, die ernſt zu des Himmels Decke emporſchaut und die leuchtenden Welten dort oben zu zählen ſcheint; alle Blicke folgen den ihrigen, alle Blicke hängen an der Schrift Gottes; nur Alexanders Auge erhebt ſich nicht, nur ſeines ſucht den Boden. Laßt uns etwas erzählen, ſpricht endlich Wanuſchka, der Knabe, leiſe. Mehre ſtimmen den Worten bei, aber Niemand beginnt, Keiner weiß ſich einer Mähre zu entſinnen; die ungewohnte Stimmung hat den reichen Sagenſchatz ihres Landes aus dem Gedächtniß vertilgt. Doch nun naht der Pope des Dorfes; er hat das weite faltige Gewand abgelegt und ſchreitet in dem engen Unterkleide einher; er tritt in den Kreis, um mit ſeinen Beichtkindern den Abend zu genießen. Er iſt ein ſchöner Mann, in den Jahren des männlichen Alters; das lange braune Apoſtelhaar umwallt ein ausdrucksvolles, etwas hageres Antlitz, aber die Spuren der Entſagung und der Buße werden durch ein ſchönes leuchtendes Auge belebt. Seine Stimme hat einen unwiderſtehlichen Seelenzauber, der ihm ſchnell alle Herzen gewinnt. Er iſt noch nicht lange der Vorſteher dieſer frommen Schaar, aber Alle lieben ihn ſchon wahr und innig, denn er iſt ſo mild und gut, und ſeine Zunge lehrt nichts, wovon ſein Herz nicht überzeugt iſt. Der Welt und ihren Freuden ſcheint er entſagt zu haben, nur *eine* Regung des Herzens hat er ſich erhalten, nur *ein* Gefühl auf Erden bewahrt: es iſt die Liebe zu ſeinem Vaterlande. Nach Gott iſt ihm Rußland und deſſen Herrſcher Alles! —

Der Sitte des Landes gemäß, waren die Verſammelten aufgeſtanden, begrüßten ehrfurchtsvoll den Geiſtlichen und küßten ihm die ihnen dargereichte Hand. Die Fremde war die Letzte bei dieſem Willkommen; die fromme demüthige Geſtalt, ſo anſpruchslos in dem glänzenden Gewande der koſakiſchen Jungfrauen, ſo ſtrahlend und dennoch ſo beſcheiden, fiel dem Popen auf. Indem er ſeine Hand wie zum Segen

auf ihre Stirne legte, fragte er ſie: Wie nennſt Du Dich, meine Tochter? — Die Fremde war verlegen und vermochte nicht gleich zu antworten; die heitere Maſchinka nahm aber eine Roſe ihr von der Bruſt, reichte ſie dem Geiſtlichen dar und lächelte: Dieß iſt ihr Name, ehrwürdiger Vater. — Das Antlitz des Popen bekam einen ſeltſamen Ausdruck, und er rief mit bebender Stimme: Roſa! Du heißt Roſa? — So iſt es, ehrwürdiger Vater, antwortete die Fremde. — Iſt Euch der Name ſo werth? fragte Maſchinka. — Werth? entgegnete der Prieſter; er iſt mir Alles, die ſelige Rückerinnerung aus vergangenen Tagen! Er wandte ſich wieder zu der fremden Jungfrau: Du kannſt ſiebzehn Sommer alt ſeyn, fuhr er dringend fort; wer war Deine Pathe? Roſa Semenow, entgegnete das Mädchen immer beſtürzter. — Roſa Semenow, wiederholte der Prieſter; Du biſt die Tochter Andrei Iwanow? — So iſt es, erwiderte Roſa; Ihr kennt den Vater? — Aber der Pope antwortete nicht, nur leiſe wiederholte er den Namen „Roſa Semenow!“ und ſcheu, als wollte er eine ſündige Frage thun, zitterte es von ſeinen Lippen: Sprich, mein Kind, wie geht es ihr, wie ſchwinden ihre Tage? — Sie lebt ſtill und eingezogen, antwortete Roſa, auf dem Dorfe Sparnaja Derewno, thut von ihren Reichthümern und Schätzen den Armen Gutes, aber die Freude, welche ſie Andern gibt, ſcheint ihrem Herzen fremd zu bleiben. — Der Herr ſchenke ihr Frieden, ſprach der tief erſchütterte Geiſtliche, wenn Du ſie einſt wieder ſiehſt, ſo bringe ihr den Gruß von Eucharius —! Er konnte nicht vollenden, ſeine Stimme brach, er wandte ſich um, den Kreis zu verlaſſen, der theilnehmend ihn umſchloſſen hatte. Aber Martha, Maſchinka's Mutter, hielt ihn zurück. Ihr ſeyd tief bewegt, ſprach die Alte; theilt uns, die wir Euch Alle ſo innig lieben, Euern Kummer mit! Tragen wir doch, was uns drückt, unſer Leid, unſere Schuld, unſere Hoffnung zu Euch. Thut es mit uns auch ſo!

Der Pope ſtand einen Augenblick unentſchloſſen, dann, mit ſich ſelbſt einig, erwiderte er: Es ſey! Es iſt wohl gut, wenn die Kinder den Vater kennen lernen und ein Vertrauen das andere gewinnt. Warum ſollt' ich euch Guten nicht eine Wunde zeigen, die nur auf der Bruſt vernarbt iſt, die aber im tiefen Innern noch immer ſchmerzt und blutet? — Er hatte ſich neben Alexander niedergeſetzt, enger ſchloß ſich der Kreis um ihn, lauſchend auf die Lippe desjenigen, deſſen höhern Werth ſie ſchon kannten, deſſen menſchliches Leid ſie erſt jetzt erfahren ſollten. Der Prieſter begann: Siebenzehn Jahre, das Alter des lieblichen Kindes, welches mir gegenüber ſitzt, ſind es, als das Jordanfeſt

auf dem Altßai gefeiert wurde. Ein offener Tempel, den leichte ſchlanke Säulen trugen, erhob ſich auf dem Eiſe und war geziert mit den Heiligen unſerer Kirche; hoch oben von der Decke ſchwebte eine ſilberne Taube, das Sinnbild des heiligen Geiſtes auf die Andächtigen nieder und der Fuß der geweihten Geiſtlichen trat auf koſtbare perſiſche Teppiche, denn die frommen Einwohner der Umgebung hatten des Geldes viel geopfert, um dieſen Tag zu verherrlichen, und von allen Seiten, aus allen Dörfern und Städten wallfahrteten Fromme herbei, um bei der heiligen Feier zugegen zu ſeyn und zu beten in dem Tempel. Es begab ſich aber, daß mit dem Beginn dieſes Feſtes, an dem Tage der heiligen drei Könige, die Kälte furchtbar ſtrenge wurde; zugleich waren in der vergangenen Nacht der Kinder viele geboren, welche als hochbegünſtigt nun die Taufe in der enteisten Oeffnung des Fluſſes erhalten ſollten. Ihr wißt, daß die vorſichtigen Maßregeln in dieſer Jahreszeit ſo viel als möglich beachtet werden; ein großer durchlöcherter und mit ſchweren Eiſen beſchlagener Kaſten wird in den Fluß geſenkt, das Eiſen zieht die mächtige Kiſte hinab, während durch die Löcher der Fluß ſeinen Durchgang findet, damit das in dieſem Kaſten geweihte Waſſer ſeine Kraft und ſeinen Segen dem ganzen Fluß mittheile; um dieſe Oeffnung reihen ſich die Tempelſäulen, in ihr werden die Neugeborenen getauft. Ich war damals der Jüngſte unter den Prieſtern, welche die heiligen Pflichten dieſes Tages üben ſollten. Immer ſchneidender wurde die Kälte, und die hohen Protopopen, von Alter, Bußübungen und Faſten entkräftet, waren faſt erſtarrt, als die Weihe des Waſſers ausgeſprochen worden. Jetzt brachte man die Kindlein herbei; ich ſah die ſchwachen Greiſe zittern, und mit troſtloſen Blicken die Menge der Neugeborenen überſchauen. Da hob ich meinen Blick gen Himmel und bat den Herrn der Herren um Kraft. Raſch trat ich vor, denn keine Zeit war zu verlieren, und begann das heilige Werk zu üben. Aber als ich das vierte Kind nach den Geſetzen unſers heiligen Glaubens dreimal untergetaucht, hatte die Kälte bereits meine Kraft vernichtet und ich empfand faſt kein Gefühl des Lebens mehr in meiner Hand. Da brachten ſie, in koſtbare Betten gehüllt, ein wunderſchönes Kindlein herbei; es lächelte, noch nicht von der eiſigen Luft angehaucht, ſo ſüß; aber ich fühlte ein ängſtliches Bangen in meiner Bruſt, doch eilte ich um ſo ſchneller die Taufe zu vollziehen. Als ich nun bei den Worten: „im Namen des Vaters,“ den Säugling untertauchte und wieder emporhob, war das freundliche Lächeln dem Schmerze gewichen; als ich aber daſſelbe zum zweitenmal in die eiſige Fluthen niederſenkte,

und „im Namen des Sohnes" ſprach, ſah ich in meiner Hand nur noch einen blau erſtarrten Körper ohne Lebenszeichen; und wie ich es abermals niederließ und die Worte „im Namen des heiligen Geiſtes" ausſprechen wollte, erſtickten die Laute in meinem Munde, und meine Lippen blieben ſtumm, denn meine Hand war leer, ſchneeweiß und völlig ohne Gefühl; das Kind war derſelben entſunken und lag in der Tiefe des Waſſers. Unter mir bebte die Eisdecke, die Wogen rauſchten dumpf, des Tempels Säulen wankten, ich vernahm nicht das Schmerzgeſchrei des Vaters und der Anverwandten, denn eine innere Stimme rief: Mörder, an geheiligter Stätte!

Da hatte eine Fromme ſich tief über die Oeffnung hinabgebeugt, die zarten Arme in die kalte Fluth geſenkt, und mit überfüllten Augen hielt ſie mir nun das gerettete Kind entgegen, und nicht ich, ſondern ein heiligerer Geiſt als der eines ſchwachen Sterblichen, ſprach durch meinen Mund die letzten Worte der Weihe und vollendete das Werk, wie es der Erlöſer geboten. Ueber mich war die Kraft des Herrn wieder gekommen, die Heiligen hatten ſich mein erbarmt, ich empfand keine Kälte mehr und taufte die noch übrigen Kinder ohne Gefahr. — Als nun die ganze Feier geendet, trat ich aus dem Zuge der Prieſter und fragte die holde Geſtalt, welche mich von der Schuld des Mordes gerettet hatte — in ihrem Auge war die Thräne, mit welcher ſie mir das gerettete Kind gereicht hatte, zu Eis erſtarrt, ſie hatte nicht gewagt, an heiliger Stätte den Lichtfunken wegzuwiſchen. — Biſt Du eine Anverwandte der Neugeborenen? — Nein, entgegnete ſie, ich bin nur ſeine Pathe.

Eucharius war bei den letzten Worten aufgeſtanden, zu Roſa hingetreten, ſprach er tief gerührt: Jenes Kind, das ich faſt getödtet und das ſo wunderbar gerettet worden, biſt Du, meine Tochter. Der Herr ſegne Dich jetzt wie damals, er ſey dein Hort immerdar! Der Prieſter hielt ſeine Hände gefaltet über dem Haupte der Jungfrau, welche leiſe weinte. Die Herzen der frommen Ruſſen waren erſchüttert und Martha ſprach: Groß iſt die Gnade des Herrn, Du aber, Jungfrau, biſt eine Hochbegnadigte.

Der Pope trat wieder auf ſeinen Platz zurück, und ſprach nun leiſe, als hätt' er vergeſſen, daß noch Hörer um ihn weilten, als wolle er nur ſich die Vergangenheit zurück rufen: Seit jener Zeit beſuchte ich Roſa oft, ſie war das Kind eines reichen Pelzhändlers. Anfangs kam ich nur am Sonntage, dann zweimal die Woche, zuletzt alle Tage. Ich ſah ihren Wandel; er war ſo rein, ſo fleckenlos. Sie war geſund

— vergebt dem armen Prieſter, wenn er ängſtlich nach dieſer Eigenſchaft ſchaut, er darf ja, wenn er die Gattin verliert, ſeinen Kindern keine zweite Mutter mehr geben, darf oft nicht einmal mehr Vater ſeyn, ſondern muß die Verwaisten laſſen, und ſeine Sehnſucht, ſeinen Schmerz im öden Kloſter vergraben. — Auch ſchien ſie mir ſo gut; ſie lächelte mir ſo freundlich entgegen, wenn ich kam, koſete wie eine zärtliche Schweſter ſtundenlang mit mir und ſah mir weit nach, wenn ich von dannen ſchied. Ich war ſo glücklich, ich hatte ſo ſchöne Lebensträume, ich bildete ſo herrliche Luftſchlöſſer, ſie ſind alle in Staub zerfallen! Vielleicht war es Strafe, daß ich, ein geweihter Diener des Herrn, mein Herz zu ſehr an ein ſterbliches Weſen hing. Aber nein, Liebe kann keine Sünde ſeyn, ich war beſſer, milder, mein Wandel reiner und ich betete inniger und dankbarer zu dem Herrn, und er der Ewigliebende kann den Nachhall ſeines Selbſt in der Menſchenbruſt nicht verdammen. Als die Geliebte zu ahnen begann, was ſie mir war, trübte ſich ihre Stirne, ihre Geſpräche verloren das Trauliche und in ihren Worten lag ein tief verhüllter Schmerz. Dann war es mir wieder als ob ihr Auge ſehnend in heißer Liebe an mir hinge; ich wähnte, die Eltern wären gegen meine Wünſche, weil ſie reich waren, ich aber arm und mein Einkommen nur gering. Aber da hört' ich die Mutter wieder erzählen von der ſtattlichen Mitgabe der Tochter und wie ſie dagegen nur einen rechtlichen guten Mann für ihr Kind wünſchten. Nicht mehr vermögend, die Qual der Zweifel zu ertragen, entſchloß ich mich, dem Schickſal Entſcheidung abzufordern. Ich betete und ging nun mit banger Hoffnung zu der Geliebten. Ich fand ſie allein, ſie war ſo weich geſtimmt und ſchien zu ahnen, weßhalb ich kam; ich geſtand ihr meine Gefühle und bot ihr Herz und Hand. Sie hob den Blick zu mir hinauf — in dem Blick lag ihre Liebe, ihre Seele — in dieſem Augenblick war ich ſo glücklich, wie man es auf Erden ſeyn kann, aber die Secunde rauſchte hinweg ohne Dauer, und mein Glück war nur ein Ahnen von dem, was wir dort Jenſeits hoffen, hier nicht erwarten dürfen, denn als ich ihre Hand umſchloß, erkaltete dieſe, ihr Geſicht erbleichte zu Todesgraun und tonlos ſtammelten ihre Lippen: Ich bin Witwe! *)

*) Der ruſſiſche Geiſtliche — die hohen Weihen dürfen gar nicht heirathen — darf nur eine Jungfrau ehelichen. Stirbt ihm die Gattin, ſo kann er nicht wieder heirathen, darf nur ſelten ſeine Pfarre behalten, ſondern muß ein Kloſter beziehen, wo er zum Unterſchiede von den andern Mönchen Hieromonach genannt

Dahin war nun mein Traum, mein Anſpruch auf Erdenglück! Ich übertrug die heiße Liebe, welche meine Bruſt verzehrte und die ich keinem Weibe mehr weihen konnte, meinem Vaterlande. Und warum ſollt' ich es nicht lieben, das Land meiner Vorfahren? iſt es doch groß und herrlich, wie keines auf Erden; ſtarrt doch auf ihm das ewige Eis, wo kein Leben gedeiht, kein Moos, keine Flechte ſprießt, und blühet doch wiederum auf ihm der Oelbaum und das ſüße Zuckerrohr; iſt es doch von der Erde Gottes das einzige Reich, wo der Roggen, der Waizen, die Gerſte wild wächst. Sollte ich nicht lieben die Erde, welche das Blut meiner Väter getrunken, und in der meine Eltern ſchlafen? War Rußland doch immer groß, im Unglück, in der Gefahr wie im Siege! Die Geſchichte kennt keinen Zeitraum, der deſſen Namen entehrt.

Die Blicke der Jünglinge und Männer leuchteten auf bei dieſen Worten, ihre Geſtalten hoben ſich und wurden größer und auf ihre Stirne trat die Röthe eines edlen Stolzes. Eucharius fuhr aber nach einer Pauſe ruhiger fort: Ich beichtete dem Biſchofe meinen Schmerz und mein Mißgeſchick. Er hatte Mitleid mit mir und verſetzte mich in eine andere Pfarre. — Die Geliebte hab' ich nie wieder geſehen!

Tiefe Stille herrſchte rings umher, als der Prieſter endete, keiner der ungebildeten Naturmenſchen hatte einen armſeligen Troſt, einen alltäglichen Gemeinſpruch für ihn und dennoch empfand Jeder Mitleid mit dem Leidenden. Der Abend war unterdeſſen tiefer niedergeſunken, der Mond leuchtete auf die Schweigenden nieder, die Wolken zogen über ihn her und verhüllten mit ihren Schatten die Verſammelten gegeneinander und das falbe Licht erhellte dann wieder die von der Nachtluft und von der innern Bewegung erbleichten Geſichter. Ein Ton ſchwirrte durch Alexanders Balalaika; Roſa fuhr empor und bat: Singe Alexander, die Stille tödtet mich ſonſt. — Du hätteſt ihn nicht bitten ſollen, flüſterte Maſchinka, Du weißt ja, daß er nur Schmäh́lieder auf unſer Geſchlecht ſingt. — Laß ihn doch, entgegnete Roſa, wenn das Leid eine Sprache bekömmt, wird das Herz leichter, nur der verſtummte Schmerz tödtet. Wenn er ſo ſingt mit ſeiner ſchönen, wei-

---

wird. Deßhalb ſind die Prieſter bei der Wahl einer Gattin äußerſt vorſichtig. Denn ihr Verluſt iſt ihm unerſetzlich und bannt ihn in die öde Kloſterzelle. In Hinſicht der ehelichen Aufmerkſamkeit iſt daher die Prieſterfrau die glücklichſte dieſes Landes.

chen Stimme, traurige Lieder, die uns alle anklagen, fühl' ich in meiner Bruſt ein heißes Weh, das mich dennoch glücklich macht. Singe Schaſchinka, ſinge, flehte ſie dringender. Alexander legte die Hand an die Stirne und erwiderte endlich: Ich kann mich jetzt auf kein Lied beſinnen! — Singe was Du fühlſt, was Du empfindeſt, bat Roſa wiederum. Jetzt hob ſich Alexander empor und nun erſt konnte man gewahren, daß er ein Krüppel war. Er ſtimmte einen Augenblick die einfache Balalaika und begann dann mit jenen weichen kunſtloſen Tönen, deren Allgewalt über die Seele man nur bei dieſem Volke kennen lernen kann, aus dem Stegreife:

In der Wüſte, in der Steppe,
Rennt ein herrenloſes Pferd,
Im Gebüſche, an dem Walde
Liegt ein ſchwer verwundter Mann,
Neben ihm zerbrochne Waffen,
Neben ihm das blut'ge Schwert.
Sprecht, wer hat den Mann erſchlagen,
Sprecht, wer ſchuld't die böſe That?

Und die Zuhörer, die Knaben, Jünglinge und Männer — die Jungfrauen und Weiber ausgenommen — in die einfache Weiſe des Sängers einfallend, wiederholten klagend und fragend:

Sprecht, wer hat den Mann erſchlagen,
Sprecht, wer ſchuld't die blut'ge That?

Alexander ſang:

Ihn ermordeten Verbrecher,
Ihn erſchlug der finſtre Haß;
Als er durch paroger Flüſſe
Auf dem treuen Roſſe ſchwamm,
Harrte ſein im finſtern Walde
Seines Stamm's geborner Feind;
Dieſem war der Pfad verrathen
Den der edle Krieger ritt.

Die Gefährten wiederholten:

Sprecht, wer hat dem Feind verrathen
Dieſes Kriegers ſtillen Pfad?

Alexander antwortete:

Eine Dirne, die dem Krieger
Heiße Lieb' und Treue log,
Sandte ſeinem Pfad entgegen
Jene feige Mörderzahl.

Aus vergoßnem Blute ſprießet
Ihr ein neues Liebesglück.
Und des Kriegers Liebe endet,
Wie das Leben, nun der Tod.

Und noch ſchmerzlicher ſchloſſen die Zuhörer:

Und des Kriegers Liebe endet,
Wie das Leben, nun der Tod.

Noch hatte Alexander die Balalaika nicht ſinken laſſen, noch zitterten die Töne in der Luft, als ſich dieſem wunderbare Laute anſchloſſen und abermals Geſang begann; aber dieſer kam nicht aus der Menſchenbruſt; klagend, ſehnend, ſank er aus der Höhe nieder. Es war eine Nachtigall, ſie ſchlug ſo ſchön, als wollte ſie die Menſchen zu der Verklärung einer ſchönern Welt hinüberrufen. Der Athem ſtockte den Zuhörern, Niemand wagte eine Bewegung, aus Furcht, die Sängerin zu verſcheuchen, nur Maſchinka flüſterte nach einer Pauſe: Es iſt heute Johannis, man ſpricht, daß an dieſem Tage die Nachtigall zum letzten Male ſinge. Dieß ſind vielleicht ihre letzten Töne und ſie iſt verſtummt für dieſes Jahr.

Vielleicht für immer, erwiderte Roſa eben ſo leiſe; der Tod kann ſie ereilen, ehe der Geſang in ihrer Bruſt wieder laut wird. Auch geht die Sage, daß die Nachtigall oft ſo lange ſingt, bis Leid und Lied ihr das Herz bricht und ſie mitten im Geſange ſtirbt. — Habt Ihr gehört von der Nachtigall von Murom? fragte Maſchinka's Bruder. Nenne die Unglücksſtätte nicht, fiel Alexander laut und finſter ein; ſie iſt berühmt in den Jahrbüchern von Rußland's Unglück, in den Zeiten, wo Völker und Fürſten gegen einander fehdeten, wo der Bruder das Blut des Bruders vergoß, aber als wieder Geſetz, Friede und Eintracht herrſchten, verſank ſie in Vergeſſenheit. Schon ihr Name ruft Weh und Unglück hervor. — Hat er Dir doch Ehre und Ruhm gebracht, entgegnete Eucharius. — Du meinſt das Ehrenzeichen auf meiner Bruſt, ſprach Alexander bitter. Ich hab' es mit dem Blute meiner Gefährten in dem Augenblicke erkauft, wo Gott ſein Antlitz von uns wandte. — Frevle nicht, rief der Geiſtliche, aber die Andern baten: Theil, uns die dunkle Stunde Deines Lebens mit. — Alexander ſchüttelte das dunkle Lockenhaar: Was ich erzählen kann, ſprach er, würde nur in Schmerztönen aus meiner Bruſt ſtürmen und die Nachtigall verſcheuchen. Du irrſt, antwortete der Prieſter, wenn die Nachtigall wie jetzt ſingt, ſtört ſie kein Geräuſch mehr und ſie hört nur die eigne Klage.

Da bat auch Roſa: Erzähle, Schaſchinka, laß uns mit trauern um Deine gefallenen Brüder; der Abend iſt ſo mild und ſchön, wir wollen ihn feiern, als wäre er der Tag zur Erinnerung an die Todten, wo wir die Trauerſpeiſe auf die Gräber der Geliebten ſetzen. Enger drängte ſich das kleine Häuflein zuſammen um kein Wort aus Alexanders Munde zu verlieren und doch auch die Nachtigall nicht zu verſcheuchen; Alexander, die kräftige Stimme dämpfend, begann. Es war an dem Tage in der Schlacht von Kulewtſcha, deſſen ſiegreicher Ausgang unſerem Heere den Weg über den Balkan öffnete. Jener Balkan, hinter dem ſich die Moslemiten ſo ſicher wähnten und deſſen Gipfel ſeit Jahrhunderten kein Feind beſchritten hatte. Dunkel und Unheil drohend begann der Kampf. Die Erbitterung der beiden befeindeten Völker war zur grenzenloſen Wuth, zum Parteihaſſe, zur mitleidsloſen Blutgier geſteigert. Nur ſelten erhielten die Türken noch Gefangene; ſelbſt die Verwundeten wurden gemordet. Todte! Todte und nichts als dieſe deckten die Wahlſtätten. In den erſten Stunden der Schlacht hatten die Türken eine Höhe und eine Batterie verlaſſen. Das zweite Bataillon Murom, es war ſechshundert Mann ſtark, erhielt mit einem Huſarenregiment den Befehl vorzuſchreiten und die Höhe zu beſetzen. Mit einem „Hurrah," es war der letzte Laut dieſer Tapfern, ſchritten wir durch den Bach, die Gewehre hoch empor haltend und eilten dann im Sturmſchritt den Hügel hinan. Da brach plötzlich mitten in unſerem Siegesrauſche die Uebermacht des Feindes aus dem Walde auf uns ein. Zwanzig Türken kämpften gegen einen Ruſſen; das Huſarenregiment floh und ließ zwei Geſchütze zurück, *) die alſobald in unſere Reihen ſchmetterten. Unmöglich war der kleinen Vorhut Widerſtand gegen die Menge. Furchtbar iſt der erſte Andrang der türkiſchen Reiterei, keine menſchliche Macht vermag ihr zu widerſtehen. Es ſind nicht Sterbliche, es ſind beflügelte Dämonen, die mit dem Pferde ein Weſen erſcheinen, vernichten und entſchwinden. Ihre wilde Begeiſterung durch das Gift des Opiums erregt, ihre Waffen, ihre Roſſe! — O, ich hatte auch einſt ein Roß, ich war einſt auch ſo glücklich, zügellos auf dem edlen Thiere durch Steppen und Flüſſe zu jagen. Doch ſtill! die Erinnerung gehört einer andern Zeit, andern Stunden an! — Es war kein Kampf, was uns bevorſtand, es war nur ein blutiges Vernichten; keine Todesangſt faßte den Gemordeten, denn in demſelben Augenblicke, wo er ſich noch ſicher wähnte, lag bereits ſein blutiger Körper hauptlos am Boden.

*) In dieſem Kriege wurde oft der leichten Reiterei Geſchütz beigegeben.

Wir wurden nicht beſiegt, wir wurden von den Hufen der Roſſe niedergetreten, wir wurden gemeuchelt! Und in weniger Zeit als ich jetzt ſpreche, waren von ſechshundert Mann nur noch acht am Leben, und keiner von dieſen ohne Wunden. Nur Krüppel ſind es, nur Menſchenſchatten, unfähig, dem Feind wieder ins Auge zu ſchauen, wäre auch ihnen beſſer, ſie hätten mit ihren Brüdern ein gleiches Loos gefunden.

Leiſe hatte der Erzähler begonnen, aber bei der Uebermacht ſeiner Empfindung war er lauter geworden; die letzten Worte brachen einzeln, ſtammelnd ſchmerzreich aus ſeinem Innern empor. Jetzt ſchwieg er, nur in ſeiner Bruſt keuchte der Athem ſtark und heftig, und ſein dunkles Auge ſuchte den Boden, als erblicke er noch da das Blut der gefallenen Streiter, deren Leichname zertreten, zerſtampft, nicht die Erde Gottes empfangen hatte. Und ungeſtört — der Geiſtliche hatte Wahrheit geſprochen — ſang die Nachtigall lauter fort und ihre Klage milderte die Schauer, welche kalt und eiſig die Zuhörer durchbebten. Alexander blieb verſtummt, da ergänzte der Prieſter:

Unter den Hufen eines türkiſchen Roſſes lag ein verwundeter Ruſſe; das Pferd des Feindes über ihm war, wie die Streiter, von Blutgier ergriffen und biß und ſchlug um ſich her; jetzt ſank der Fahnenträger neben den Verwundeten nieder. Ein wildes Jubelgeſchrei der Türken erſchallte, aber die blutige Rechte des niedergeſtürzten Kriegers griff nach der heiligen Fahne, riß dieſelbe von der Stange und ſtieß zugleich mit ſeiner Linken das Meſſer tief in die Weichen des Pferdes über ihm. Dieſes bäumte ſich im Todesſchmerz hoch empor, und ehe deſſen Hufe wieder ſanken, hatte ſich der Ruſſe empor geriſſen und eilte, die Fahne um den Leib, dem rettenden Gebüſche zu. Die Kugeln der Osmanen ziſchten ihm nach; auf dem halben Wege ſtürzte er mit zerſchmetterten Beinen nieder; aber nicht für ſein Leben, nur für das heilige Panier beſorgt, kroch er weiter, um ihn der Kugelregen, um ihn die Todesgluten, und wie er endlich das ſchützende Laub erreichte, ſchwand ihm von dem Blutverluſte auch ſein Bewußtſeyn. Als er erwachte, wogte die Schlacht noch wild und grauſam. Die Ruſſen waren zurückgedrängt und der Sieg ſchien den Türken anheim zu fallen. Flüchtige Maſſen ſah er durch das Laub der Bäume ſeinem Auge vorbeieilen; es waren Ruſſen; wilder Jubel ſchlug an ſein Ohr, es war der Siegesruf der Türken! Endlich ſah er auch das ſchwere Geſchütz weichen und hörte die Worte: Tſchirkowna iſt von den Feinden genommen. Da lächelte er bitter, er fühlte nicht mehr das Nahen des Todes, er ſchlug die Zähne wie im Zorn zuſammen und begann mit ſeiner unverwundeten

linken in der Erde zu ſcharren. Was will der Unglückliche? Will er, wie die Monachi der ſtrengen Regel, ſich ſelbſt ſein Grab graben? Ach nein! ach nein! Er will das heilige Feldzeichen ſeines untergegangenen Regiments vor dem Raub der Feinde ſichern, und als dieſes nun geſchehen, ſtreckt er ſich über die geſchloſſene Gruft, und ſein Leichnam ſoll der Hort der geretteten Fahne werden. Dieſe Anſtrengung hat ſeine letzten Kräfte erſchöpft; das Blut ſtrömt nicht mehr aus ſeinen Wunden, ſie glühen nicht mehr, ſondern eiſiger Schauer rinnt durch ſeine Adern; ſein Ohr hört nicht mehr das Rollen des Donners, ſein Auge ſieht nicht mehr das Walten des Todesengels, nicht mehr die Ströme des vergoſſenen Blutes; bleiern und ſchwer ſenken ſich die Augenlieder und er ſchläft dem Tode entgegen. Da rüttelt ihn Etwas aus ſeinem kalten Schlummer, mühſam kehrt er ins Leben zurück; um ihn ſtehen ſeine Brüder, die Schlacht iſt geendet, das blutige Spiel hat ſich gewandt, der theuer erkaufte Sieg iſt den Ruſſen geworden; ſeine Wunden ſind verbunden, und die Gefährten ſind eben beſchäftigt, eine Bahre zu flechten, um ihn ins Lager zu tragen. Aber mit ernſtem Widerſtreben, mit einer faſt wahnſinnigen Wuth klammert ſich der Ruſſe an die Erde und will nicht von dannen. Staunend ſtehen die Krieger um ihn her, das Lallen ſeines Mundes bleibt ihnen unverſtändlich und ſie wähnen, die Glut des Wundfiebers verwirre ſeinen Geiſt. Der Anführer allein glaubt ſeine Wünſche zu errathen. Grabt, ruft er, vielleicht hat der Verwundete Gold oder reiche Beute hier verborgen. Sie graben und finden die Fahne des Regiments Murom. Die rauhen, harten Krieger, noch fühllos von der Nachempfindung der blutigen Schlacht, vergießen Thränen beim Anblick des geretteten Heiligthums. Sanft legen ſie den Schwerverwundeten auf die Bahre, decken ihn mit dem Banner der Erſchlagenen und tragen ihn zu dem Gezelte des Feldherrn, vor welchem — denn es iſt bereits der Tag nach der Schlacht — die Trophäen des Sieges, acht und vierzig Geſchütze, zahlloſe Karren, herrenloſe Roſſe und die prachtvollſten Sachen der Welt aufgeſtellt ſind. Durch die glänzenden Reihen der Oberoffiziere drängt ſich der Zug und ſetzt die Bahre mit dem Halbtodten zu Diebitſchs Füßen nieder, und als der Held die That erfährt, ruft er tief gerührt: Mehr als jene erbeutete Zier und prächtigen Waffen ehrt unſern Sieg die blutbeſpritzte Fahne der erſchlagenen Helden *).

*) Die furchtbare Vernichtung des Bataillons Murom, wie die Rettung der Fahne, iſt geſchichtlich.

Der Prieſter ſchließt mit den Worten: Der Mann, der dieſe Fahne rettete, iſt unſer Alexander! — Alexander! riefen Alle und wandten die Blicke auf den Jüngling, der ſo ſtill, ſo theilnahmlos und finſter da ſaß, deſſen Wange ſich bei der Rückerinnerung nicht röthete, deſſen Auge nicht leuchtete im Selbſtgefühle. Wanuſchka, der lebhafte Knabe, war aufgeſprungen, hatte die Hand Alexanders feſt umſchloſſen und rief: Das thateſt Du? — Ich that es, wiederholte der Jüngling, aber glaubt nicht, daß es Tapferkeit, daß es Heldenmuth geweſen, es war nichts als der Wunſch, des Lebens Bürde entledigt zu werden. — Lüge nicht, rief der Pope in edler Hitze, denn die Lügner werden das Antlitz Gottes nicht ſchauen. War in jenem Augenblick dein Buſen von keinem heiligen Gefühl belebt? War es nur die Sünde, welche dich zu jener That trieb? Gedachteſt Du nicht deines Volkes, nicht deines Vaterlandes? — Alexander ſchwieg einen Augenblick, als wollte er einen Blick in ſein Inneres werfen, dann ſprach er ſtockend, wie gegen ſeinen Willen: Ja, mein Vater, ich gedachte meines Vaterlandes! Alle reichten dem Jüngling die Hand, auch Roſa war hinzugetreten, aber ſie wagte ſich nicht zu dem kalten Jüngling hinan, ſie faßte nur die Hand des Knaben, welche durch die Berührung des Geliebten geheiligt war, und ſprach leiſe: Mit Schaudern werd' ich nun den Namen Murom hören. Furchtſame, lächelte Maſchinka, obgleich ſie ſelbſt bleich vor Schrecken war, wie würdeſt Du erſt zittern, wenn Du die Sage von der Nachtigall vernehmen würdeſt?

Ich glaube kaum, entgegnete Roſa, hier iſt Wahrheit, dort Mähre.

Die alte Martha wandte ſich zu dem Popen: Sprecht, frommer Vater, glaubt Ihr an das Unbegreifliche und an die Wunder unſerer Sagen?

Der Prieſter antwortete: Beten wir doch Alle zu einem unbegreiflichen Gott. Geſchehen doch alle Tage noch Wunder vor unſern Augen. Daß die Saat ſprießt, die Blume blühet, der Frühling wiederkehret, ſind Wunder ſeiner Allmacht. Es wäre vermeſſene Selbſtſucht, wenn der Staubgeborene Alles ergründen wollte mit dem Verſtande, der auch nur ein Lichtſtrahl Gottes iſt. Liegt in der Mähre, welche Ihr eben erwähntet, doch nur blos die Lehre: Du ſollſt immerdar halten das erſte Gebot des Herrn und nimmer von ſeinem Wege weichen. Alle Augen ruhten jetzt auf dem Geiſtlichen, und ihre freundlichen Blicke ſagten ihm, was die Verſammelten wünſchten und dennoch nicht auszuſprechen wagten. Er verſtand dieß ſtumme Begehren und begann: Ich will Euch

erzählen die Sage, wie ich ſie vernommen habe in der Zeit meiner Kindheit, und Euer Verſtand mag entſcheiden, was an ihr wahr, was unwahr iſt. Es kann möglich ſeyn, was viele Menſchen behaupten, daß jener Vogel, deſſen Lied über uns eben verſtummt iſt, oft ſingt bis er todt niederfällt; aber habt Ihr ſchon gehört von einer Unglücklichen, die geſungen hat in der ſchrecklichſten Stunde ihres Lebens, geſungen als das Blut ihrer heiligen Liebe vergoſſen wurde, geſungen bis ihr Herz brach, und ſie wie die Nachtigall dahin ſtarb?

(Die zweite Abtheilung folgt.)

Blätter aus einem Album.

Von

Sidonie, Freiin von Seefried.

Victor Hugo.

Mitten in Paris, in der Weltſtadt, iſt ein ſtiller, öder Platz, der königliche genannt. Sie haben ihn vergeſſen, gleich ihren Königen! Hier aber wohnt ein Dichter, auch ein König im Gebiete des Geiſtes und der Literatur, Victor Hugo, der Chef der romantiſchen Schule. Man hat ihm die Krone gegeben und wieder genommen, einen königlichen Mantel umgethan und wieder in Stücke zerriſſen, aber als nun alle Schatten heraufbeſchworen waren, die ſeine Werke verdunkeln ſollten, ſo konnten ſie doch ſeinem Genius nicht das glänzendſte Licht nehmen, nicht den Aufſchwung des Adlers, an dem man auch nicht zweifelt, wenn er ſich in Wolken verliert, oder wenn er auf unzugänglichen Alpenſitzen ſeinen Horſt baut!

Der Mann im ſchwarzen Sammtrock, mit Augen wie Krater im dunkeln Geſicht, mit einer Stimme wie Orgelton aus Notre Dame, tief und ſonor, er hat einſt unter Granada's flammendem Himmel die Blitze ſeines Genius geſammelt, er hat von Alhambra's goldnen Mauern die Zeichen, die Hieroglyphen und die Liebesſprüche genommen und ſie ſeiner Dichtung verwebt; jetzt aber ſeht Ihr ihn einfach und ſchlicht, gleich einem deutſchen Hausvater Euch entgegen kommen. Die lieblichen Kinder zu ſeinen Füßen oder um den Kamin gekauert, ihm zur Seite die junge Frau, die er ſich zur duftenden Roſe gebildet und die, wenn

ſie ſpricht, nur Träume aus ſeiner Seele wieder erzählt, dieſe alle bilden vollſtändig das Tableau der patriarchaliſchen Familie.

Was erinnert noch in ſolchem Stilleben an die grellen Farben einer Himmel und Erde durchwühlenden Einbildungskraft? Was an die phantaſtiſchen Mißgeſtalten, die der Dichter in die Welt hineinſchleudert? Iſt dieſe freundliche Häuslichkeit ein Maasſtab für die Giganten-Seele, für den Genius, der ſich zur Rieſengröße dehnt, wenn er nach ſeinen Bildern langt, der unter allen Formen ſich die mißgeſtaltetſte wählt, um den göttlichen Geiſt hineinzu bannen und die ſchönſte, um ſie mit dem letzten, ſchwachen Lichte einer untergegangenen Seele auszuſtatten? — Und warum dieß Alles? Nur um das Abnorme zwecklos und wie in Fieber-Ertaſen auszuſprechen, Undinge oder Hors-d'oeuvres zu ſchaffen? Oder hat er die tiefſten Blicke in das Leben des Geiſtes gethan, will er in dem Geſchöpfe, das die Natur vernachläſſigte oder die Erziehung, oder die eigne Schuld, noch den Leitfaden zeigen, der erfaßt, benützt, oft in dem letzten Funken moraliſcher Kraft der Seele wieder zum Leben hilft und der menſchlichen Geſellſchaft zurückgibt, was ſie für verloren hält? Er ſagte es:

„Sie mögen auf Mittel denken, die Köpfe zu beſſern, die beſten Keime der Seele zu pflanzen, zu pflegen und nützlich zu machen, ehe ſie das Beil der Guillotine fallen laſſen. Beſäet die Dörfer mit Evangelien, gebt jeder Hütte eine Bibel. Jedes Buch und jedes Feld ſoll einen moraliſchen Arbeiter erziehen. Erinnert Euch, daß es ein größeres philoſophiſches Buch gibt, als den Conſtitutionel und die Charte von 1830 — die heilige Schrift. Gebt ſie allen! Benutzt ſie wie Sonnenlicht, damit in den Köpfen des Volkes die Keime des Guten reifen. Der mordet auf der Straße, der beſſer geleitet der nützlichſte Bürger der Stadt geworden wäre. Denn ſie bedürfen alle den Glauben und die Geduld, und die lernen ſie in der Verheißung des ewigen Lebens. —“

Es iſt ſeltſam, daß einem Manne, der ſo denkt, der Umſturz der Moral in ſeinen Schriften vorgeworfen wird. Wenn er die Mängel der Geſellſchaft oder der Geſetze beſſern wollte, waren auch vielleicht dramatiſche Werke nicht geeignet, dieſen Ideen Eingang zu verſchaffen und die Welt zu ändern, indem man ihr den Anblick des Laſters gibt.

Ich liebe mehr ſeine Gedichte! Sie ſind der Flügelſchlag des Condor's, der nicht auf der Erde, nicht auf der Höhe der Berge,

nicht auf den Spitzen der Wälder raſtet, der ſich nur mit dem Sturm über dem Meere erhebt und dann die ganze unermeßne Welt überſieht. In einer ſeiner lyriſchen Poeſien ſagt Victor Hugo: „ich bin unglücklich, weil ich glücklich bin.“ Der ruhige Beſitz aller Güter des Lebens, den man Glück nennt, iſt ſeinem genialen Geiſt Unglück. Jeder errungene Standpunkt, jeder erfüllte Wunſch hat Bedingniſſe, Opfer, die den poetiſchen Geiſt feſſeln und hemmen. Victor Hugo hat daher bei allem Glück, das ihn umgibt, kein ſehr frohes Ausſehen. Doch kann ich mir ihn wahrhaft beglückt denken in den Stunden und Tagen, die er in ſeinem gothiſchen Dome zubrachte, in jener Zeit, da er an dem Meiſterwerke ſchrieb, das ſeinen Ruhm mit allen Glocken einläutete. Dort, in Notre-Dame hat er jeden Stein vergeiſtigt, jeder Stein war ihm eine Geiſterſtimme, die ſeine ganze Seele erfüllte. Er war oft in unbeweglichem Erſtaunen vor allen Viſionen, die ihm hier begegneten und er hat ein Etwas daraus geſchaffen wie Liebe und Leben im todten Geſtein, das, wie jedes Kunſtwerk, die Seele des Schöpfers in ſich trägt. Er hat den Steinen und Glockenſtimmen ſeinen Geiſt gegeben.

Der Dichter erkennt die Diction ſeiner Werke als etwas ſo Eigenthümliches, daß er befürchtet, keine fremde Sprache möchte ſie wiedergeben. Er bedauert die ſo gelungene Ueberſetzung, die in Deutſchland erſcheint, nicht leſen zu können, unſere Sprache nicht zu verſtehen, da er doch den ſoliden Geiſt und Charakter der Deutſchen vorzüglich ehrt und liebt. Er möchte wohl auch die alten Städte und die gothiſchen Kirchen und das intereſſante München ſehen.

Goethe's Bild ſah ich auf einem Nebentiſche, dem Portrait der Madame Dudevant (Sand) und Mlle. George beigeſellt. Wo würde auch Goethe nicht geſehen oder genannt in Paris. Selbſt in der entfernten Provinz kennt man ihn jetzt und ſagt: Deutſchland hat zwei große Dichter: Monsieur Goethe et Kosebu. Das erſte Buch, in dem ich Victor Hugo's Namen las, war: *les trois jours d'un condamné.* Es blieb mir wie Alpdrücken in der Erinnerung. Die Qualen des zum Tode Verurtheilten, das marternde Zucken der Seele in Furcht und Hoffnung unter dem Minutenſchlag jeder Stunde, bis zu dem Augenblick, der erlöſend erſcheinen muß, wenn die Angſt zum Wahnſinn geſchraubt iſt. Vielleicht die Einſicht des Verbrechens und kein Mittel der Verſöhnung, die Seele ſchaudernd vor der Vernichtung und doch nicht reif genug, einen Glauben in ſich aufzunehmen; der Schrei der Verzweiflung und die Reſignation auf das Nichts, dem Tode verfallen,

wenn die ohnmächtige Reue vielleicht die ganze moraliſche Kraft wieder aufgerufen hat, die ein Leben braucht, ein Leben will und die der Hohn der Hölle (der Verbrecher hört nur dieſen) in die Vernichtung zieht. —

Ich konnte das Buch nie wieder leſen, aber Victor Hugo fragte ich, warum er die hilfloſe Reue, den Fluch der Gedanken eines Verurtheilten belauſchte und der Welt mittheilte, die nun das Entſetzen fühlt und doch keine Möglichkeit erkennt, die Todesſtrafe abzuſchaffen! Ich zweifle, ſagte er, daß die Idee, die ich durch dieß poetiſche Werk wieder anregte, ſobald Eingang finden, oder ihre Früchte tragen möchte. Später hoffe ich, tritt ſie in Wirkſamkeit, ſey es in meinem Vaterlande, ſey es bei einer andern Nation.

Es iſt vielleicht das beſte Verdienſt des Dichters, wenn er Ideen im Intereſſe der Menſchheit den Umſchwung gibt und ſein Talent benutzt, ſie allgemeiner Anſicht darzuſtellen, die früher oder ſpäter auch die Einſicht und den Willen hervorrufen muß. — Victor Hugo zeigte jetzt einen eigenhändigen Brief des Königs Louis Philipp, der die ehrendſten Ausdrücke für den Dichter enthielt. Der König ſprach mit edlem Gefühl von der ſchmerzlichen Pflicht, das Gnadengeſuch eines Verurtheilten (wie ich glaube, eines politiſchen Verbrechens angeklagt) abweiſen zu müſſen. Der Antrag über Abſchaffung der Todesſtrafe ſey in den Kammern nicht durchgegangen; über den Schuldigen habe man das Urtheil geſprochen und das Geſetz fordre es in dieſem Falle ſo beſtimmt vollzogen, daß auch der König nicht mildernd ſprechen könne. — Dann war auch noch ein Brief von der Schweſter des Hingerichteten zu leſen. Auch ihr hatte man mit dem Henkerbeile das Leben geſpalten. Die Schmach des Bruders hatte das Anathema auch über ſie gebracht; ſie that das Beſte. Sie wollte Ruhe oder ein Grab, und ging in das Kloſter. Unter dem Schleier fielen ihre letzten Thränen auf den Brief, den ſie an Victor Hugo ſchrieb. Es waren Worte des Troſtes für den Menſchenfreund. Ihre edle Seele fühlte, wie groß auch der Schmerz iſt, nicht retten, nicht helfen zu können! Sie ſagte: le bien, que vous avez voulu faire à lui, vous l'avez fait à moi.

Wenn Victor Hugo ſpricht, ſind ſeine Züge in tiefem Ernſt gehalten; nur das Auge iſt ſo lebendig bewegt wie ſeine Dichtung. Dieſe denkende Kraft, die ſich wie Grandezza auf ſeinem Geſichte zeigt, wird aber doch im Familienkreiſe zur liebenswürdigſten Heiterkeit. Dann iſt er ſo froh, ſo unbefangen, wie ein Kind, und die hohe Stirne zeigt nur ihre freundlichſte Helle. Hugo theilt indeß ſeinen gewöhnlichen Ernſt mit dem ganzen jungen Frankreich, das nicht mehr jene leicht beweglichen,

unbeſtimmten Züge hat, ſondern den Ausdruck eines denkenden, ſelbſt ſtrengen Sinnes, der romantiſch und poſitiv, an die Geſtalten des Mittelalters erinnert und wie aus dem Goldgrund alter Gemälde tritt.

Madame Hugo iſt ganz franzöſiſche Grazie und liebliche Heiterkeit. Sie erinnert mit ihren ſchwarzen, glänzenden Haaren und ihren ſchönen, ſeelenvollen Augen an das Bild der Fornarina, Raphaels Geliebte.

Während Victor Hugo über die peine de mort ſprach, wandte ſich ein junger Mann an ſeine Frau und bat ſie um eine Eintrittskarte für den nächſten Ball. Madame Hugo iſt eine der Dames Patronesses in Paris und hat wie alle dieſe Auserwählten nach Gunſt und Einſicht nur Jenen Karten für die abonnirten Bälle zu ertheilen, die ſie der guten Geſellſchaft würdig hält. Sie gewährte dem jungen Mann die Bitte freundlich, und beglückt durch ſeine Karte ſetzte ſich der Faſhionable nun wieder Victor Hugo gegenüber, und heftete ſeine Blicke mit ſo wißbegieriger Andacht auf den Dichter, als müſſe er die Worte von den Lippen leſen. Alle dieſe Romantiker, die der Dichter bei ſich ſieht, die ihn beinahe täglich umgeben, bezeigen ihm eine herkömmliche Bewunderung und betrachten ihn als ihren Chef. Er iſt aber auch gegen ſeine jungen Freunde ſo freundlich mittheilend, ohne jede Prätention und doch alle ſo hoch überragend, daß man wohl ihre Verehrung, ihren Enthuſiasmus verſtehen kann. — Hat nicht Victor Hugo, ſagen ſie, als Chef unſerer Schule, ein großes Verdienſt, daß er der frühern Roman-Literatur ihre lächerlichen Vollkommenheiten nahm, die uns verſteinerten gegen das Leben der Wirklichkeit? In Bewunderung der Ideale, die man uns zeigte, blickten wir auf die fehlerhaften Menſchen neben uns mit großer Geringſchätzung. Lange Zeit hatten wir für alle, an die uns auch die Pflicht gebunden hielt, nur einen ſchwachen Widerſchein der überſpannten Gefühle, die wir unſerm vollkommnern Romanweſen zollten.

Victor Hugo iſt aus dem gewöhnlichen Geleiſe herausgetreten, um auf andern Wegen ein Ziel zu erreichen, nach dem alle großen Schriftſteller aller Jahrhunderte ſtrebten. Er zeichnet die Natur, um in ihr das höhere Leben aufzufinden. Unſere Zeit dankt ſeinen Gemälden das helle Licht der Wahrheit im Gegenſatz der falſchen Beleuchtung, die uns frühere Schriftſteller gegeben hatten, die gewöhnlich durch ihre Ideale ganz unmoraliſche Verhältniſſe herbeiführten und die hohen Seelen nicht einmal mit ſo viel Kraft ausſtatteten, ihr Schickſal zu bekämpfen. Victor Hugo aber war es, der uns die Wahrheit und Freiheit der Gedanken wiedergab! —

Man muß geſtehen, daß ſich der Chef der Romantik eine phantaſtiſche Umgebung geſchaffen hat. Die wunderbaren Tapeten, die ſchweren Drapperien, die Eſtraden und alterthümlichen Thronſeſſel, die Reliquien-Schränke, geben nicht wie unſere renovirten Ritterſchlöſſer am Rhein, ein treues Bild des Mittelalters, ſie ſind mehr in der Rococo-Manier, als im wahrhaft gothiſchen Geſchmack. Indeß hat Hugo wohlgethan, ſein Haus ſo und nicht anders auszuſchmücken. Ich könnte mir den Geiſt von Notre-Dame gar nicht denken, in einem kleinen, comfortablen engliſchen Salon! — Auch ſeine Handſchrift iſt eigenthümlich-grotesk. Es ſind Züge wie arabiſche Chiffern. Als ich ihm dieß bemerkte, ſagte er lächelnd: er glaube, daß ſein Aufenthalt in Spanien an ſeiner Schrift gebildet hätte.

Madame Abel Hugo hatte mich in dem Hauſe des Dichters eingeführt. Dieſer ſcheint die Gattin ſeines Bruders ſehr hoch zu ſtellen und ihre ganze Superiorität anzuerkennen. Aus einer altadeligen Familie Frankreichs, bildete ſie ſich frühe und durch das Drama der Revolution gezwungen, zur Künſtlerin. Ihre Gemälde ſollen in Rom den Preis erworben haben; doch ſah ich keines, hörte auch erſt ſpäter von ihrem Talente. In Paris zeigte ſie ſich mir nur als die vortrefflichſte Mutter und als geiſtreiche Frau. Wir hatten nun wohl die intereſſanteſten Stunden in dem Hauſe ihres Schwagers zugebracht, Stunden, die den dunkeln Grund des Lebens noch in der Erinnerung wie ein plötzliches Licht überhellen, wir ſaßen nun beide wieder ſtill und ſinnend im Wagen, da ſagte ſie mir: „Nun haben ſie meinen großen Victor geſehen, werden Sie mir aber auch, wenn ich nach Deutſchland komme, eines ihrer — Ungeheuer zeigen?“ — Ach, die müßten wir in den Urwäldern oder in ihren Höhlen ſuchen, ſagte ich ihr. Die armen deutſchen Dichter! Kein Fleckchen Erde, das ſie vereinigte! In einem Winkel ſitzt jeder allein, und baut ſich dort, ſo gut es geht, eine ſchöngeiſtige Reſidenz. Kein gemeinſchaftlicher Geiſt beſeelt die Literatur! In dieſer Vereinzelung der Schriftſteller, ohne Einverſtändniß, können ſich die Lichtſtrahlen zu keiner wahren Sonnenwärme concentriren. Das kleine Weimar brachte einmal eine ſchöne Zeit hervor; vielleicht iſt es München oder Stuttgart vorbehalten, ſie wieder zu erneuern. Aber ſo lange der gigantiſche Egoismus waltet, wird der Zweck aller geiſtigen Kraft wohl der untergeordnete bleiben und kein gemeinſchaftliches literariſches Streben möglich werden, denn in Deutſchland, wie überall, dominirt jetzt das Ich! Ah! que le moi est odieux! ſagte Madame Hugo. — —

Parlamentariſche Phyſiognomien.

Die liberale Partei der Kammer der Lords.

(Der Herzog von Suſſer, Bruder des Königs. — Lord Melbourne, erſter Lord der Schatzkammer. — Lord Holland, Kanzler des Herzogthums Lancaſter. — Der Marquis von Landsdowne, Präſident des Conſeils. — Lord Duncannon, geheimer Siegelbewahrer. — Lord Brougham. — Lord Grey. — Lord Durham. — Lord Radnor. — Der Marquis von Weſtminſter. — Der Marquis von Clanricarde. — Der Marquis von Cunningham. — Der Graf von Caërnarvon. — Lord Fife. — Lord Milton. — Lord Plunkett. — Lord Denham. — Der Herzog von Heinſter. — Lord Sunderland. — Lord Teynham. — Lord Cottenham. — Lord Halherton.)

Erſter Artikel.

Man glaube ja nicht, daß dieſer ehrwürdige Senat noch die alte Ariſtokratie aus den Zeiten der Eroberung, und die verſchiedenen Verſchmelzungen darſtelle, mit denen die Zeit den Torismus bereichert hat. Die liberale Partei iſt ſehr mächtig in der Kammer der Lords. Durch ſie wird das Lebenselement derſelben gebildet. Sie dient ihrem ruhigen Ernſte, ihrer conſervativen Neigung und ihrer Liebe zur Ordnung zum Gleichgewichte; Sie ſchützt dieſelbe vor Lethargie, jener tödtenden Lage der Bewegung, welche ganz Europa hinreißt.

Der eigenthümliche Charakter dieſer Verſammlung iſt der Ernſt. Alles erſcheint hier unter ernſten Formen. Hier ſieht man nicht, wie in der Kammer der Gemeinen, aus einer einzigen Debatte, vier bis fünf heftige Scenen aufſchießen, denen häufig ein Duell folgt. Die Kammer der Lords iſt über jene Leidenſchaften der Jugend hinaus. Auch die tragikomiſchen Aufwallungen ſind ſelten in derſelben. Kaum

zählt man im Laufe einer Sitzung fünf bis sechs kleine Drama's, deren Urheber überdieß nur zwei Mitglieder sind: Lord Brougham und der Marquis von Londondery. In ihrer Abwesenheit herrscht tiefes Schweigen. Diese Vorplänkler der Pairie entfesseln von Zeit zu Zeit die in den Höhlen des Aeolus verschlossenen Stürme. Sie allein unterbrechen die Einförmigkeit der Etikette und die Ruhe der Debatten.

Gleichwohl entsinne ich mich einer Veranlassung, wo die Kammer der Lords einem Impulse allgemeiner Aufregung folgte; es war im April des Jahres 1831, als der König das Parlament auflöste. Von Eröffnung der Sitzung bis zum Eintritte des Königs herrschte die größte Heftigkeit, und die Schimpfworte, mit welchen die edlen Lords sich gegenseitig beehrten, waren unserer öffentlichen Plätze würdig. Das war ein Tag des Glücks für Lord Brougham, der sich nur in Stürmen gefällt. „Wahrlich, sagte er damals zu dem Herzoge von Buckingham, die Tavernen, die Sie besuchen, sind nicht die meinigen, und wir trinken nicht aus demselben Glase."

Beinahe immer empören sich die aristokratischen Sitten gegen solche Ausfälle. Alsdann ergreift irgend ein Mitglied das Wort, beruft sich auf die Ehre und Würde der hohen Kammer, und führt den hitzigen Collegen zur Vernunft zurück. Die Woge, welche schäumend einher brauste, wendet sich ruhig in ihr Bett zurück. Die Liberalen, durch die äußere Meinung unterstützt, sind vielleicht noch mehr als die Tories und Conservatoren geneigt, die Worte ihrer Gegner in Scherz oder in Geduld hinzunehmen. An ihrer Spitze steht ein Glied der königlichen Familie, 63 Jahre alt, kräftig und wohl erhalten, ein unterrichteter, wohlwollender, cordialer Mann: es ist der Herzog von Sussex, ein volksthümlicher und geliebter Prinz. Sein Beispiel hat die liberale Sache mächtig unterstützt; mehr als ein Edler folgte seiner Spur.

Als Capacität erhebt sich der Herzog von Sussex über die Mittelmäßigkeit: er weiß viel und hat viel gelesen. Er denkt klar und versteht die Fragen, deren Folgen er richtig ableitet. Eine naive Einfachheit belebt seine Reden, doch besitzt er keine Beredtsamkeit. Er spricht mit ziemlicher Leichtigkeit, aber ohne Schwung. Leidenschaft, Ehrgeiz, Alles was feurige Eingebung einflößt, fehlt ihm gänzlich. Dagegen faßt er sich kurz, hat richtige Ansichten, drückt sich ohne Mühe aus und ist ein rechtlicher Mann. Man stelle sich einen etwas beleibten Herkules vor, ein dickes joviales Gesicht, keine Falten, ein erfreuliches embonpoint, ein rundes Gesicht mit zwei ungeheuern Wangen, welche sonst seine treffliche Gesundheit beurkundeten, ein offenes Lächeln, das einladet

und freundlich aufnimmt; braune Haare über einer ſehr hohen Stirne; einige Spuren natürlicher, ländlicher Würde, aber auch nicht den Schein eines Palaſtlebens, nicht die leiſeſte Erinnerung an Höfe; dieß iſt das Bild des Herzogs von Suſſer. Da er ſtets auf dem Lande lebt, ſo hat er weder die Manieren, noch die Kleidung ſeines Ranges. Ein blauer Frack mit großen Schößen, eine weiße Piqué-Weſte und das kurze Beinkleid von gelbem Nankin verrathen weder einen eleganten, noch einen reichen Mann, noch einen Prinzen. In der letzten Zeit erſchien er nur ſelten in der Kammer. Er altert, und der mißliche Zuſtand ſeiner Geſundheit bannt ihn häufig in das Bett. Ueberdieß iſt der wichtigſte Theil ſeiner Rolle ausgeſpielt; er gab das Beiſpiel, daß der Bruder von Königen der Vorkämpfer der Reform werden konnte.

Dieſe Einfachheit des geſunden Menſchenverſtandes iſt auch das Erbtheil des jetzigen Königs, der einem gut aufgelegten Seemann gleicht. Wilhelm IV. iſt nie glücklicher, als wenn er die Erinnerung an den Thron von ſich werfen, den König bei Seite legen und den Bürger anziehen kann.

Es war unterhaltend, ihn im Jahr 1835 bei der Eröffnung der Kammer der Lords zu ſehen. Der Tag war düſter und der Thron dergeſtalt aufgeſtellt, daß es ſchwierig war, die Eröffnungsrede abzuleſen. Das Zögern des Königs, ſein Stottern, ſeine Ungeduld, ſeine unerwartete Unterbrechung, als er Lord Melbourne das Pergament hinhielt, und in die Worte ausbrach: „Was Teufel mag wohl hier darauf ſtehen"? — Alles dieß zuſammen bildete eine ſonderbare Scene. Nachdem Lord Melbourne Seine Majeſtät aus der Verlegenheit gezogen hatte, ließ er zwei Wachslichter herbeibringen, worauf der König mit feierlichem Tone folgende Worte ſprach, welche wir ganz genau wiedergeben:

„Mylords und meine Herren!

Bis zu dieſem Augenblick konnte ich aus Mangel an Helle dieſe Rede Ihnen nicht ſo vorleſen, wie ihre Wichtigkeit es verdiente. Jetzt, nachdem man Lichter hergeſchafft hat, werde ich dieſelbe von Anfang bis zu Ende noch einmal genau leſen, auf daß Jeder von Ihnen ſie vernehme."

Und ſo geſchah es. Nie zeigte ſich ein König bei einer Eröffnungs-Sitzung ungenirter. Benehmen, Sprache, Aeußeres deuteten auf das Oberhaupt der liberalen Partei hin.

Wir gehen nunmehr zu den Mitgliedern dieſes der conſervativen Partei ſo verhaßten Cabinets über. Sie haben als Pairs und Refor-

mers, als Diener des Königs und halbe Radicale in ihrer seltsamen Lage den Haß der meisten ihrer Standesgenossen auf sich gezogen, ohne das volle Vertrauen des Volkes erworben zu haben.

Lord Melbourne, lange Zeit übersehen und beinahe vergessen, hat sich plötzlich zur ersten Stelle des Reiches aufgeschwungen. Als er noch den Namen des ehrenwerthen William Lamb führte, wußte man kaum, daß er existirte. Er ist es, der gegenwärtig als erster Minister das schwierige Schiedsgericht repräsentirt, das die aristokratischen und demokratischen Interessen mit einander versöhnen soll. Früher ein entschiedener Tory, antwortet er denen, welche ihm seinen Abfall zum Vorwurfe machen, daß er vor Allem Politiker, daß das Jahrhundert fortgeschritten und er demselben gefolgt sey, daß endlich seine Biegsamkeit der Bewegung, so nöthig bei der Leitung der Geschäfte, weder mit Wankelmuth, noch mit Treulosigkeit verwechselt werden dürfe. Er wird heut zu Tage zu der Klasse der liberalsten Mitglieder des Ministeriums gezählt. Lord Melbourne ist 47 Jahre alt. Fest, entschieden, von freundlichem, naivem Benehmen, verschwindet bei ihm der Hofmann. Seiner Physiognomie fehlt es weder an Wohlwollen, noch an einem intellektuellen und selbst edlen Ausdrucke. Gleichwohl suche man weder die Ueberlegenheit des originellen Genies, noch eine erhabene Philosophie, noch eine hinreissende Beredtsamkeit bei ihm. Er ist ein rechtlicher Mann, der einen gesunden Verstand und einen hellen Geist hat, sich bestimmt ausdrückt, und die schwierigen Punkte einer Frage herauszusuchen und in das gehörige Licht zu stellen weiß. Grübelei, tiefe Forschung, geistreiche Geschicklichkeit der Reden sind ihm fremd. Er sagt stets, was er denkt. Die allgemein verbreitete Ueberzeugung seiner Rechtschaffenheit vermehrt das Ansehen, dessen er genießt. Viele Personen glauben, daß er sich irren könne — daß er absichtlich zu täuschen im Stande sey. Er spricht wenig, antwortet nur, wenn es die Umstände erfordern, ist karg mit Reden, und hört seine eigene Beredtsamkeit nicht mit jenem selbstgefälligen Vergnügen, das die politischen Redner so lächerlich macht. Mit einem nicht sehr angenehmen Organe ausgerüstet, sucht er dieses weder zu überwinden, noch zu verbessern; seine natürliche Bescheidenheit macht ihm sogar die öffentliche, stürmische Rolle lästig, die er zu erfüllen genöthigt ist. Ein Feind des künstlichen Periodenbau's, des blumigen Styls, des Wohlklangs, kurz alles dessen, was Studium und Arbeit verräth, kennt er weder oratorische Vorsichtsmaasregeln, noch die Langsamkeit rhetorischer Zwischensätze. Bei jedem Gegenstande sieht er auf die Hauptsache, verachtet das Unwesentliche,

ſpricht ſeinen Gedanken durch ein Wort aus, ſchreitet geradezu auf den Zweck los, und bekümmert ſich um alles Andere nicht. Die erſte Phraſe ſeiner Rede gibt zum voraus den unverhüllten Ausdruck ſeines Gedankens. Sein feſter Geiſt iſt weder verführeriſch, noch wankelmüthig, noch hinreiſſend, aber er flößt Vertrauen ein und zwingt zur Achtung.

Zu dieſen Eigenſchaften des Lords Melbourne kommt noch ein wahrhaft bewundernswerther moraliſcher Muth, der ſeiner politiſchen Thätigkeit doppelte Kraft gibt. So oft es ſich darum handelt, anzugreifen, zu wagen, zu kämpfen, ſtellt er ſich auf die Breſche. Jemehr Feindſchaft, Verachtung, Widerſtand er findet, deſto mehr wächst ſeine Kühnheit. Unerſchrocken wirft er ſich in das Gemenge; er wird angehört und ſogar bewundert, weil man ihn nicht als Charlatan, ſondern als Krieger betrachtet. Die Meinung, die er wie eine Bombe mitten unter die edle Verſammlung ſchleudert, iſt ſeine eigene und die einzige, die er für das Wohl des Staates zuträglich hält. Ohne Umſchweif, ohne Schüchternheit mißt er das Hinderniß mit dem Auge und geht darauf los.

Jener ſchüchterne Mann, der ſo eben noch nachläßig auf die Bank hingeſtreckt lag, den grauen Hut auf dem Hinterhaupte, ſo daß man jeden Augenblick glaubt, er werde rücklings hinabfallen, erhebt ſich; ſein bleiches Antlitz färbt ſich, ſeine Lippen zittern, er ſtottert, die Heftigkeit der Empfindung beherrſcht ihn, das Verlangen und die Schwierigkeit des Sieges regen ihn auf und erſchöpfen ihn. Hier iſt wahrhafte Leidenſchaft, wirkliche Bewegung und kein Haſchen nach Effekt. Die gewöhnliche Einfachheit ſeiner Manieren wird überwunden und beherrſcht durch das Intereſſe an dem, was er zu ſagen beabſichtigt. Er erhitzt ſich, und gegen den Tiſch vorſchreitend, der ihn von den Bänken der Oppoſition trennt, bearbeitet er denſelben mit ſo kraftvollen und lärmenden Schlägen, daß die Decke davon widerhallt. Zuweilen ſtützt er ſich auf dieſen Tiſch, oder neigt ſich ganz über denſelben hin. Wäre derſelbe kein Hinderniß, er würde auf ſeinen Gegner losgehen. Trotz dieſer heftigen Aufregung, an welche die Mitglieder der Kammer gewöhnt ſind, entſtellt auch die feurigſten Reden des Lords Melbourne nie eine kränkende Perſönlichkeit. Er beſchäftigt ſich nur mit den Sachen. Dabei iſt er laconiſch, erachtet Beſchimpfung und Spott unter ſeiner Würde, und ſpricht von Individuen ehrenhaft und von Korporationen mit Ehrerbietung. Dieſe Miſchung des Schicklichen und der Rechtlichkeit führt zu Reſultaten, die oft dem Talent, der Beredtſamkeit, dem Genie

verſagt ſind: Es will viel heißen, offen und ohne Prätenſion aufzutreten.

Neben ihm ſteht ein Mann mit hoher Stirne, deren Wölbung eine ungewöhnliche intellektuelle Capacität verheißt; er iſt groß und ſchlank gewachſen, nur ſpärliche weiße Haare decken den Scheitel ſeines Hauptes, ſein Geſicht iſt voll Leben und Ausdruck: es iſt Lord Holland, ein durch ganz Europa berühmter Name. Lange Zeit Mitarbeiter an dem Review von Edinburg, tief eingedrungen in den Geiſt der ſpaniſchen Dichter, würde ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit zur Begründung des Rufes von mehr als einem Literator hingereicht haben.

Betrachten wir ihn genauer. Die brennende Spur des politiſchen Lebens läßt ſich auf ſeinen heitern Zügen nicht beſſer erkennen, als auf Lord Melbourne's bleichem Geſichte. Er iſt gleich jenem, ohne Furcht und ohne Tadel, und ſein Liberalismus datirt ſich von lange her. Im Jahr 1794 nahm er zum erſten Male unter den Mitgliedern der Pairskammer Platz und bekannte ſich ſchon damals zu der Meinung, welcher er ſtets treu geblieben iſt. Sein erſtes, glänzendes und kühnes Auftreten als Redner hatte erſt zwei Jahre ſpäter ſtatt. Er ſchlug die Reform der engliſchen Verfaſſung und der alten Traditionen vor. „Wahrlich, rief er aus, das ehrenwerthe Mitglied, das zu Gunſten der alten Tugenden unſerer Verfaſſung ſpricht, erinnert mich an Harlekin, der ſein Pferd lobt: es ſey ein bewundernswerthes, ein vortreffliches Pferd, das nur einen Fehler habe, daß es todt ſey.“ Mit welchem Schrecken, mit welcher Verachtung mögen ſeine Collegen ihn damals angehört haben! Und wie ſehr haben ſich die Dinge ſeither geändert! Welche Opfer mußte er ſeiner Sache bringen! Wie oft ſah man nicht bis 1817 ihn allein die liberalen Meinungen aufrecht erhalten! Welche Seelenſtärke gehörte dazu, im Widerſtande gegen den reiſſenden Strom nicht zu ermüden und der Verachtung ſeiner Mitgenoſſen zu trotzen! Als Neffe von Carl Fox, von ihm erzogen und Erbe eines Theils ſeines Talents, ſteht er dieſem weder in der unerſchrockenen Ausdauer, noch in der kraftvollen Beredtſamkeit nach.

Der Verlauf der Zeit hat dieſe Anhänglichkeit an eine Idee gekrönt. Lord Holland hat den Triumph ſeiner Lieblingsreform geſehen. Lange Zeit war ſein Haus der Mittelpunkt der liberalen Hoffnungen, der Sammelplatz aller geheimen oder offenen Anhänger der Reform. Hier ward der Plan des Feldzugs entworfen, hier die Mittel des Angriffs oder der Vertheidigung berathen. Das Alter hat dieſen Eifer vermehrt, ſtatt ihn zu ſchwächen. Auch als Sieger hat er ſich noch

nicht zur Ruhe geſetzt. Ungleich anhänglicher an Lord Melbourne, als an Lord Grey, deſſen perſönliches Benehmen ihm zu vornehm war, ließ er ſich häufig, wenn ihn phyſiſches Unwohlſeyn zu Hauſe feſthielt, in die Kammer tragen, um dort, auf eine Krücke geſtützt, wohl eine halbe Stunde lang anhaltend zu ſprechen, und die Municipalreform mit eben ſo viel Kraft als Talent zu verfechten. Dieſe Leidenſchaft des Geiſtes, die man vermöge ihrer Ausdauer und Uneigennützigkeit heroiſch nennen kann, hat ſich zuweilen in ein ziemlich poſſierliches Aeußere gekleidet. Nie werde ich die ſonderbare Scene vergeſſen, deren Hauptperſon er an dem Tage war, an welchem Lord Melbourne die Aufnahme der Diſſidenten in die Univerſität reklamirte. Lord Melbourne erhebt ſich, das tiefe Schweigen der Kammer verkündigt ſchon zum voraus einen feindſeligen Schritt; Lord Holland verläßt plötzlich ſeinen Platz und ſetzt ſich dem Redner gerade gegenüber, um den Liberalismus ſeiner Worte beſſer auffangen zu können. So horcht er lächelnd, mit halbgeöffneten Lippen, dem Redner zu, den Rücken an einen der Wollſäcke gelehnt, welche die hiſtoriſche Zierde der Kammer der Lords bilden. Die erſten Phraſen ſeines Collegen erſcheinen ihm ſo liberal, ſo volksthümlich, ſo vortrefflich, daß ſeine Bewunderung ihn zu einem plötzlichen Ausbruche hinreißt und er laut „Bravo! Bravo!“ ausruft.

Dieſe Bravos verhallen in dem mißbilligenden Schweigen der Kammer. Lord Melbourne geräth ins Feuer. Lord Holland bildet das Echo jeder Phraſe ſeines Collegen durch neue Ausrufungen, welche an Kraft zunehmen. Das Beifallſpenden übertäubt denjenigen, welchem ſein Beifall gilt. Der letztere fährt fort. Die Kammer bleibt ſtumm, während dieſe beiden Männer abwechſelnd ihre Beredtſamkeit anſtrengen. Endlich heftet Lord Melbourne, erſchöpft durch dieſen allzulauten Beifall, einen langen Blick auf ſeinen Freund, gleichſam als wolle er ihn um Schonung flehen.

Die ſpecielle Lage Lord Hollands, ſeine ſtets angreifende Stellung und ſein Alleinſtehen, gaben Allem, was er ſprach, einen dramatiſchen Charakter, drängten ſeine Kühnheit bis zum Uebermaße, ſeinen redneriſchen Schwung bis zur ungewöhnlichen Heftigkeit, und das Ungeſtüm ſeiner Geſten bis zur Declamation des Schauſpielers. Gleichwohl verehrte man ihn; die Tugend ſeines Privatlebens flößte Allen Achtung ein. So lange Alter und Schwäche ihn noch nicht gebeugt hatten, übertraf er alle ſeine Nebenbuhler durch die Leichtigkeit ſeines Vortrags und den ſchnellen Blick, mit dem er die Sophismen ſeiner Gegner durchſchaute. Eine ſtarke, volle Stimme, ein hinreiſſendes Feuer und eine

ſelten vereinte Kraft der Diction und des eleganten Ausdrucks, verſchafften ihm große Gewalt in der Kammer. Sein Fehler, eine allzugroße Heftigkeit, ein Aufbrauſen, das er nicht zu zügeln wußte, erklärt ſich aus der Specialität ſeiner ſtreitenden Haltung; ſeine Stimme ward kreiſchend, ſeine Geberden lächerlich, er verwickelte ſich in ſeinen eigenen Beweiſen; allein ſobald der innere Sturm ſich gelegt hatte, erſchien er wieder mächtig, glänzend und als der würdige Neffe des großen For.

Wenn Lord Holland die liberalſte Färbung des Cabinets repräſentirt, ſo ſtellt dagegen der Marquis von Landsdowne deſſen ſchwächſte Nuance dar. Wie groß auch ſein Ehrgeiz ſeyn mag, die Natur hat ihn nicht zum Haupt und Führer einer Partei geſchaffen. Er hat das Verlangen, nicht aber die Kraft dazu. Seine Rede iſt fließend, aber häufig gemein; Worte vertreten bei ihm die Stelle der Ideen; er gibt Phraſen ſtatt der Beweiſe. Er iſt ein brauchbares Mitglied einer Adminiſtration, er dient ihr zur Stütze, weiß ſie aber nicht zu leiten. Die Färbung ſeiner Meinung neigt ſich zu einem ſchwachen Whiggismus hin. Somit kann er nie Führer den Tories, die er verabſcheut, noch den Whigs ſeyn, denen er in ſeinen Meinungen nicht ausgeſprochen genug iſt. Ohne Originalität, ohne Genie, ſpricht er ſtets gut, aber nie beſſer. Seine Geiſtesgegenwart, ſein leichter Vortrag, geben ihm großes Uebergewicht in der Vertheidigung; allein durch Mangel an Nachdruck wird er ſchwach und ohnmächtig in Angriffen.

Handelt es ſich darum, eine neue Maasregel durchzuſetzen, ſo wird man kaum den Mann von Talent in ihm erkennen; er erſchöpft ſich unter einem unerhörten Wortſchwalle. Handelt es ſich um eine Erwiderung, ſo findet er plötzlich ſeine Gewalt wieder; er wird biegſam, geſchickt, geiſtreich; er erfindet tauſend Mittel, er verwickelt ſeinen Gegner, und hierin beſteht ſein Triumph. Unter den Mitgliedern des Oberhauſes ſind wenige im Stande, ihm dieſe Art von Sieg ſtreitig zu machen. Die unvorhergeſehene Kühnheit des Angriffs iſt ſtets eine große Hilfe für den Angreifer; in der Defenſive dagegen fühlt man ſich ſchwach. Da es dem Marquis von Landsdowne an Feuer fehlt, und er nicht leicht außer Faſſung geräth, ſo hat er unter den letzten Verhältniſſen allen Vortheil auf ſeiner Seite, und gerade durch dieſe Art von Ueberlegenheit iſt er dem Cabinet, zu deſſen Gliedern er gehört, von großem Nutzen.

Uebrigens hat er die glänzenden Hoffnungen, welche ſeine Jugend erregte, getäuſcht. Die frühzeitige Entwicklung ſeiner Intelligenz, jene elegante Beredtſamkeit, jenes glückliche Talent einer Improviſation, die

nie verſiegte, jene ruhige Haltung, jene ſtets fertige Sprache hatten allgemein den Glauben erweckt, Broughams Nebenbuhler ſey gefunden. Allein nur allzubald gewahrte man die tiefe Leere, welche jener Ueberfluß wohltönender Worte verdeckte. Zu ſpät maß man die wahre Capacität des Marquis; ein nur zu oft erſcheinendes Beiſpiel jener Täuſchungen, welche aus einem frühzeitigen Rufe hervorgehen. Wir ſind feſt überzeugt, daß der Marquis ſich nie zum erſten Range aufſchwingen könne. Er nähert ſich dem ſieben und fünfzigſten Jahre. Lange Augenwimpern und dichte Brauen geben ſeiner etwas gewöhnlichen Phyſiognomie einigen Ausdruck.

Lord Duncannon, ein Mann von 55 Jahren, rechtlich, wohlwollend und geſchätzt, ſteht auf der Stufenleiter der Capacitäten noch um einige Sproſſen tiefer. Wir erwähnen nur der Erinnerung wegen der beiden Lords Glenely und Minto, welche wenig Gewicht in der Kammer haben und überdieß noch zu neu darin ſind. Lord Duncannon wird geachtet; ſein Charakter als Privatmann, die Anhänglichkeit an ſeine Freunde ſichern ihm einen Grad von Hochſchätzung, auf den er als Redner und Politiker keinen Anſpruch hat. Die Kammer legt einen Beweis ihrer Geduld ab, wenn ſie ihn anhört. Unbeweglich ſteht er da, murmelt einige Worte, als richte er ſie an die ihm zunächſtſtehenden Mitglieder, ſtottert, und wiederholt ſich von Wort zu Wort. Das Miniſterium braucht eben ſo gut, wie die Verſammlung und die Geſellſchaft ſelbſt, ihre ſtummen Perſonen neben den Handelnden. Die Nullen geben den Ziffern ihren Werth.

Die Ueberlegenheit des Talentes herrſcht nicht in dem Cabinet; es erhält ſich durch Rechtlichkeit, durch ein Gefühl geheimer Achtung, welches ſeine Mäßigung und Unbeſtechlichkeit eingeflößt haben. Wer hohe Intelligenz ſucht, der wende ſeine Blicke auf Lord Grey, auf Lord Durham, auf Lord Mulgrave und auf Lord Brougham. Wir beginnen mit dem letztern, wenn gleich auch die Vorgenannten nichts Ariſtokratiſches an ſich haben, weil er ohne allen Zweifel die gewaltigſte, kraftvollſte, außerordentlichſte Erſcheinung nicht nur des Oberhauſes, ſondern der ganzen engliſchen Geſellſchaft iſt. Man hat ihn oft geſchildert, allein meiſt als Karikatur. Er iſt ein Mann von 57 Jahren, wohl erhalten und von kräftiger Geſundheit; er liebt den Sturm, den Kampf und die Anſtrengung. Ein Borer mit Worten, gewohnt zu herrſchen, und Huldigungen erwartend von Allem, was ſich ihm nähert, iſt er hauptſächlich glücklich, wenn der Kampf losbricht und man ſich enger zuſammenſchließt; ein wahrhafter Athlet, lebt er durch ſeine Feinde; Ruhe wäre

ihm tödtlich. Die leiſeſte Anſpielung, der geringſte Vorwand ſind ihm hinreichend. Er erhebt ſich und donnert, denn ſein Wort iſt ein Blitz. Er, der ſelbſt Andere nie ſchont, deſſen Spottſucht bis zur Wuth, deſſen Ironie häufig in Schimpf ausartet, zeigt ſich ſchon beim Anſchein eines Angriffs, beim Schatten eines Epigramms ſo empfindlich, daß zwei Stunden der Declamation und der Schmähungen ihm nicht hinreichen, um die in einem Worte enthaltene Beleidigung, durch die er verletzt wurde, zu rächen.

Jetzt iſt er ruhig; er hört zu. Aber an unverwerflichen Vorzeichen läßt ſich erkennen, daß Lord Brougham ſich erheben und ſprechen werde; er wendet dem Präſidenten den Rücken zu, kreuzt die Beine, läßt ſein ſeltſames Haupt auf die Bruſt fallen, ſcheint ſich auf Etwas vorzubereiten, bewegt ſich auf ſeinem Sitze hin und her, bringt plötzlich ſeine Hand nach dem Hinterkopfe und reibt dieſen mit raſcher Bewegung. Schon erhebt ſich der Sturm in ſeiner Bruſt; demnächſt wird er ausbrechen. Jetzt erhebt er ſich, er iſt auf den Beinen, wie man ſich in der parlamentariſchen Sprache ausdrückt. Alle Aufmerkſamkeit richtet ſich auf ſein ſonderbares Antlitz, man hört kaum, was er ſagt. — Was zuerſt auffällt, iſt ſeine vollkommene Häßlichkeit. Man weiß nicht, was man von dieſem Weſen denken ſoll: eine ſchwarze Haut, eine emporſtehende Naſe, dichte graue Haare, die in wilder Unordnung durcheinander ſtarren, ein Chaos von Zügen, deren ſchneidende Härte rauhe Heftigkeit, diaboliſchen Eigenſinn und Seltſamkeit des Charakters zu gleicher Zeit ausdrücken. Aber dieſe ſenkrechte Stirne, das Auge, das unter dieſer ſchwarzen Haut funkelt, verkündigen, daß dieſer Mann, traurigen Anſehens, vortrefflich anzuhören ſeyn wird. Will man ihn ganz kennen lernen, ſo höre man ihm bei einem jener großen Kämpfe zu, welche den ganzen Orkan ſeiner Leidenſchaften aufregen. Handelt es ſich nur um eine legale, juridiſche, parlamentariſche Discuſſion, ſo wird man ihn auf gleicher Linie mit ſeinem Gegenſtande finden, aber nicht über demſelben. Hat er auf einen perſönlichen Angriff zu antworten, dann iſt es ganz etwas Anderes. Dann zeigt ſich der Gladiator. Kein Pardon. Der Gegner wird, nach dem Ausdrucke der Boxer, geſtraft werden, und zwar mit wilder Grauſamkeit. Der Blick ſchießt Flammen, die Augenbrauen ziehen ſich zuſammen; Verachtung bläst die Naſenflügel auf und öffnet die Winkel dieſes ſtolzen Mundes. Perſonalitäten, verletzende Erinnerungen, wilde Beſchimpfungen, bittere Epigramme, in Galle getauchte Züge, nichts wird vergeſſen, nichts wird geſpart. Alle ſeine Gegner faßt er in einer

Proſcription zuſammen; ihre Zahl und ihre Maſſe macht ihm Vergnügen; ſein Wort iſt ein Tomahawk. Man hat Mitleiden mit den vielen Opfern, die er auf den Boden der Discuſſion hinſtreckt. Nie zeigt ſich Zartheit oder Zurückhaltung in der Satyre, nie Anſtand in der Ironie. Er ſchreitet gerade vor ſich hin, häufig zur Ordnung gerufen, vernichtet, was er auf ſeinem Wege findet, verdoppelt Grobheit, Schimpf und Heftigkeit nach Maasgabe, als ſich der Widerſtand ſeiner Zuhörer mehrt, iſt glücklich durch dieſe Unterbrechungen, weil ſie ihm die Doſis ſeines Zornes zu vervielfachen geſtatten, antwortet jedem, der ihn beruhigen will, mit einem rohen Witze; wenn dann die allgemeine Stimme ihn in ſeinem Laufe aufhält, ſo ſchweigt er einige Minuten, um ſofort das Wort zu neuem Sturme zu ergreifen. Dann ſchnellt er ſein Catapult los und trifft die ganze Oppoſition, dann kämpft er mit der ganzen Maſſe und überſchüttet ſie mit ſeinem Anathem. Dieſer Zorn iſt wirklich; er iſt kein Spiel und keine Rolle. Kein Menſch aus dem Pöbel, der einen ihm angethanen Schimpf zu rächen hat, kann ſeinen Feind durch eine donnerndere Stimme, durch flammendere Blicke und wüthendere Verwünſchungen ſchrecken.

Zuweilen, obwohl ſelten, beſchwichtigt ſich Broughams Spott und ſteigt, beſänftigt, bis zur Ironie herab. Jupiter donnert: Herkules iſt glücklich, wenn er Ungeheuer trifft. Eines Tages rief ihn die ganze Kammer zur Ordnung, worauf er erwiderte: „Ihr rottet euch zuſammen; das iſt das Vergnügen der Canaille!“ Dieſes letztere Wort iſt ſicherlich eine der ſonderbarſten Qualificationen, welche die engliſchen Pairs noch je erhalten haben. — Es finden ſich in dem Geiſte des Lord Brougham zwei Dinge, welche ihn beſonders merkwürdig machen: die Kraft der Concentrirung und das Wiſſen. Er vereinigt und umfaßt alle Verzweigungen eines Gegenſtandes, ſeyen dieſe auch noch ſo entfernt; ſeine beinahe unermeßliche Gelehrſamkeit iſt ihm nie hinderlich. Seine Deductionen ſind, wie weit ſie auch hergeleitet ſeyn mögen, ſtets glücklich. Handelt er eine ſpecielle Frage ab, ſo ſtellt er anfangs allgemeine Grundſätze auf, deren anwendbarer Nutzen noch dunkel verſchleiert erſcheint. Allein die Entwicklung der Rede hebt einen dieſer Schleier nach dem andern; die lichtvolle Furche erweitert ſich, die allgemeinen Grundſätze werden ſpecieller. Was anfangs unbeſtimmt und ohne Grenzen ſchien, wird klar und unwiderſtehlich. Man erſtaunt, den Redner nicht früher errathen zu haben; man verwundert ſich über die Kraft des Gedankens, deren er bedurfte, um von ſo weiter Ferne auszugehen und ſo mächtige Reſultate zu erhalten.

Bald berührt er das Innerſte ſeines Gegenſtandes; der Philoſoph iſt verſchwunden; der Parteimann zeigt ſich. Er belobt ſich, er ſchleudert ſeine Blitze. Jetzt hat er ſich auf eine eigenſinnige Abſchweifung eingelaſſen; wohin zielt er? — Bald zeigt er ſich noch gewaltiger, mit neuen, unumſtößlichen Beweiſen ausgerüſtet. Die Wiſſenſchaft, Mathematik, Poeſie, die Klaſſiker, die Geſchichte, Alles kommt ihm zu ſtatten. Zuweilen trifft er wie durch Zufall rechts und links zwei bis drei ſeiner Gegner, die ihm mißfallen. Von allen Worten, die er ausgeſprochen, iſt nicht eines, das ſein Ziel verfehlt hätte. Ich ſah ihn, gleich einer lebenden Encyclopädie, während drei Stunden einer improviſirten Beredtſamkeit den Kreis des menſchlichen Wiſſens durchlaufen. Jeder Schritt ſeines Weges war eine Eroberung, jedes Wort ein Sieg, und dieß nicht etwa, weil er ſchön ſpricht, im claſſiſchen Sinne des Worts; ſeine Rede iſt weder elegant, noch ausgeſucht, noch weich oder wohlklingend. Er wägt ſeine Phraſen nicht ab; er gibt ſich keine Mühe, ſeine Perioden abwechſelnd bald kurz, bald lang und dadurch harmoniſch für das Ohr, angenehm für den Geiſt zu machen. Die Zuſammenſtellung ſeiner ſonderbar complicirten Perioden ſchließt Parentheſen in Parentheſen, Zwiſchenſätze in Zwiſchenſätze ein und gibt zuweilen jedem derſelben eine Länge von einer Minute. Und dennoch ſchadet dieſe ungewöhnliche Conſtruction der Klarheit des Sinnes nicht, und man wird angenehm dadurch überraſcht, daß man dieſer langen Verzierung von Worten oder vielmehr von Gedanken ſo leicht zu folgen vermag. Seine Rede entwickelt ſich mit feurigem Ungeſtüm, vermeidet alles Geſuchte, Affektirte und Pomphafte, und ergießt ſich gleich einem Waldſtrome in einer Maſſe von Worten, Bildern, Ideen und Beweiſen. Nichts widerſteht ihm. Er ſucht nicht zu verführen; er greift den Feind in ſeiner Citadelle an, hält ſich nie mit Parlamentiren auf, bezwingt durch offene Gewalt, ſucht Niemand zu gefallen, wirft Alles über den Haufen, ſchreckt ſeine Gegner durch ſeine Heftigkeit, und reißt ſie auf ſolche Weiſe hin.

Es liegt etwas Rieſenhaftes in dieſer Intelligenz, in dieſer Thätigkeit, dieſem ewigen Schaffen, in der Leichtigkeit, mit welcher er alle Fragen durcharbeitet, in der Schnelligkeit, mit der er zu Werke geht, in dem Genuſſe, den er im Siege findet, in ſeinem Feuer, das fortwährend der Nahrung bedarf, in ſeinen unendlichen Kenntniſſen, die für ihn eine Rüſtung und keine Laſt ſind, in jener Allgegenwart, die ihm Alles zu umfaſſen geſtattet, in jener Kraft, die über ihre Ufer hinaustritt, und nur durch die Verwendung aller Augenblicke zufrieden

geſtellt werden kann, endlich in dem außerordentlichen Gebrauche, den er von der Zeit macht, indem er die Stunden und Tage zu verdreifachen, die Ruhe zu vernichten, den Vergnügen zu entſagen, und die Muße in Arbeit umzuwandeln verſteht. Ein wahrhaft wunderbares und einziges Leben, dem eine phyſiſche Kraft ohne Gleichen zu Gebot ſteht. Ich ſah ihn als Richter Sitzung halten von 10 Uhr bis 4 Uhr, in die dornenvollſten Rechtsangelegenheiten verwickelt, ſofort um 5 Uhr auf dem Wollſacke der Lords Platz nehmen, wo er bis 11 Uhr ſich in alle Debatten miſchte, das Wort verlangte und den Tag mit einer zweiſtündigen improviſirten Rede beendigte; am folgenden Tage fand er ſich um 10 Uhr wieder auf ſeinem Richterſtuhle ein, und trat dann in der Kammer wieder eben ſo friſch, kräftig, aufgelegt und glänzend auf, wie am folgenden Tage.

Der Zorn iſt die reiche Quelle ſeiner Inſpiration. Das unkluge Feuer ſeiner Worte iſt ſeine Klippe. Iſt er in ſeinem politiſchen Leben einem ehrenhaften conſequenten Wege gefolgt, ſo hat dagegen die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaften ſein Wort zu zahlreichen Widerſprüchen hingeriſſen. Sklave ſeines Jähzornes, iſt ihm Alles, was ihm dienen kann, gut genug. Seine Empfindlichkeit beherrſcht ihn. Er bricht los, und müßte er ſich ſelbſt tödtlich verwunden; er ſagt Alles, was ihm in den Sinn kommt, und grade dieß ſind ſeine ſchönſten Momente. Menſchliche Rückſichten ſind ihm verhaßt; er läßt ſich ohne alle Zurückhaltung gehen. Bei dem letzten Paroxysmus ſeiner Wuth entwickelt und vergrößert ſich die ganze Klarheit, das Feuer und der Glanz ſeines Geiſtes. Nie war er in dieſer Art außerordentlicher, als an dem Tage, an welchem eine zahlreiche Majorität die von ihm eingebrachte Bill über die locale Geſetzgebung verwarf. Um ſich zu erholen, zog er ſich etwa zehn Minuten lang zurück; hierauf trat er eilenden Schrittes wieder ein, indem er der Oppoſitionsbank funkelnde Blicke zuſchleuderte. Jetzt brach er ſo furchtbar, ſo unerwartet, ſo niederdonnernd in ſeinen Angriffen los, daß Lord Wynford, der dieſelben einige Zeit geduldig ausgehalten hatte, endlich ganz bleich ſich erhob und verlangte, daß der 15te Artikel des Reglements in Kraft trete, nach welchem denjenigen Mitgliedern, welche ſich ſchwerer Beleidigungen gegen die Kammer ſchuldig machen, öffentliche Rügen ertheilt werden ſollen.

Lord Brougham iſt ein Freund des Kampfes nicht bloß wegen des Sieges, ſondern hauptſächlich des eigenen Vergnügens willen; daher hat er viel von ſeinen Genüſſen eingebüßt, ſeit er das Unterhaus verlaſſen hat. Sein Stolz, häufig verletzt durch die Ariſtokraten von

Geburt, geht auf Rache aus und findet hiezu nur selten Gelegenheit. Je weniger man ihn unterbricht, desto weniger fühlt er sich glücklich. Eine Geberde deutet er nach Gutdünken, und ergreift dieselbe als Veranlassung, die Schleussen seiner Schmähungen zu öffnen.

Hört, Hört! ruft man aus!

„Ja, hört, hört, statt mich zu unterbrechen, Ihr, denen das Wohl des Volkes nicht am Herzen liegt, Ihr, deren abgeschmackte Behauptungen unsern Untergang herbeiführen, hört!“

Ich läugne es, ruft ein anderer Redner, dem die Versicherungen Broughams nicht als Beweise gelten.

Lord Brougham wendet sich gegen den, welcher läugnete. „Nein mag die Thorheit sprechen, erwidert er, ich aber sage Ja,“ und nun beweist er es.

Sie haben Ursache zu lächeln, ruft er einem andern Mitgliede zu, das dieses Zeichen einer unschuldigen Mißbilligung sich erlaubte, und der Kommentar des Lächelns ist ein neuer Ausgangspunkt für den mitleidlosen Redner.

Bei so vieler Bitterkeit und Eigenliebe, bei so wenig Gewissen und einem so rauhen Stolze kann Lord Brougham nicht geliebt seyn; daran ist ihm aber auch nichts gelegen. Diese Feindseligkeit ist sein Lebenselement. Der Haß belebt und verwahrt das Bewußtsein seiner Autorität.

Nichts kommt der Wichtigkeit bei, die er sich gab, als er zum Kanzler und Siegelbewahrer ernannt wurde. Trägt Brougham allein das Gewicht der ganzen Welt? — War er der Atlas aller Kronen? — Man hätte es glauben sollen. Sich selbst als Gottheit erscheinend, Allen mit Verachtung begegnend, den Kopf zurückgeworfen, empfing er die Deputationen, die ihm zugesendet wurden, selbst die des Unterhauses, mit einem Hochmuth und herabsehender Majestät, welche eines Fürsten des Orients würdig war. Bei dieser Ueberschätzung seiner eigenen Wichtigkeit spielte der Egoismus nur eine geringe Rolle. Lord Brougham betete nicht sich selbst an; er achtete in sich das Symbol der Gerechtigkeit; er wollte, dieses Symbol solle Allen verehrungswürdig erscheinen. Seine Feierlichkeit ging bis in's Lächerliche, unter seiner umfangreichen Perücke, bei seiner unerhörten Häßlichkeit, mit seiner schneidenden Physiognomie und in seiner langen flatternden Robe.

Als er eines Tages aus den Händen O'Connell's eine auf Irland bezügliche Bill erhielt, trat ein Lächeln auf seine Lippen; ein merkwürdiges Ereigniß, das eine sonderbare Ursache hatte, die nur von Lord Brougham allein gewürdigt werden konnte. Drei

Tage vorher hatte er O'Connell in dem Oberhauſe den beſchimpfenden Titel des großen Bettlers an den Kopf geworfen, der ihm auch geblieben iſt. Daß er ſich jetzt der Perſon gegenüber befand, die er gebrandmarkt hatte, daß er ſie fröhlich, lächelnd, in voller Geſundheit, und dennoch unter dem Einfluſſe des ihr beigebrachten Schlages vor ſich ſah mußte dieß nicht ein Lächeln auf die Lippen eines Politikers locken? — Kaum war eine Woche verfloſſen, als ſich unſere beiden Gegner abermals in einer Taverne London's trafen. Lächelnd führte Lord Brougham ein Glas Waſſer an ſeine Lippen, und forderte den Irländer auf, mit ihm, wie die Engländer zu ſagen pflegen, den Wein unſeres Vaters Adam zu trinken. O'Connell ließ ſich nicht bitten, und abermals erheiterte ein Zug guter Laune dieſe beiden männlichen Geſichter, die ſo oft durch feindſelige Leidenſchaften belebt worden waren. Das conſtitutionelle Leben ſchließt mehr als eine ſchmerzhafte Myſtification in ſich.

(Der zweite Artikel nächſtens.)

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

London, 20. März.

Moscheles hatte drei Soireen klassischer Musik veranstaltet, die bei uns Epoche machten. Es wurden darin nur Clavier-Compositionen gehört und doch konnte sich Niemand über Monotonie beschweren. So hörte man nach und nach Werke von Händel, Bach, Scarlatti, Mozart, Beethoven und Weber. Moscheles zeigte sich bewundernswerth in der Execution. Er unterschied nicht nur diese Meister unter sich, sondern auch den Vortrag verschiedener Werke desselben Meisters aus einer frühern oder spätern Periode. Dieß war besonders bei einer pathetischen und einer brillanten Sonate von Weber der Fall. Besonders merkwürdig erschienen uns die Studien von Scarlatti, worunter sich die berühmte Katzenfuge auszeichnete. Wie schwierig das Unternehmen für den Künstler war, der sich stets aller modernen Vortheile bei der Ausübung seiner Kunst zu bedienen gewohnt ist, kann ein Jeder leicht einsehen. Der Beifall war so groß, daß diese Soireen auf allgemeines Verlangen zwei Mal wiederholt werden mußten. Ich verhehle nicht, daß hiebei etwas britische Excentricität im Spiele war. Moscheles gab bei den Wiederholungen neue Studien von sich zum Besten, die nur noch Manuscript sind, die aber gewiß einst eben so klassisch sich erhalten werden, als die der andern großen Meister.

Der Succeß war so groß, daß Lord Burghersh ihn aufforderte, in der Gesellschaft der alten Concerte eine Sonate von Sebastian Bach auf dem Clavier zu spielen. Wer dieses steife und gothische Instrument kennt, wird die Auszeichnung zu würdigen wissen.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

II.

Theodor Mundt zum ersten Male.

Mundts „Kunst der deutschen Prosa“ (Berlin bei Veit 1837) gehört jedenfalls zu den interessanteren und in vieler Rücksicht Aufmerksamkeit ansprechenden Erscheinungen der neuesten Büchermasse. Auch wurde das Buch, noch ehe es erschienen war, von verschiedenen Blättern als das Ergebniß größerer Sammlung seines Verfassers angekündigt, was, wenn auch in den meisten Fällen nachtheilig für die spätere Leistung, diesmal in der schweigsamen Haltung des in die bekannte Literaturverfolgung verwickelten Schriftstellers gerechtfertigt schien. Das vorliegende Werk stellte sich darauf in so vollem, fertigem Anzuge, oder wie der Pont sagt, geleckten und lackirten Angesichts dar, daß man von dem Inhalt das Bedeutendste erwarten durfte. Wer überdieß das Verhältniß kannte, welches die Prosa zur neuesten Literatur anstrebt, der mußte sogar ein literarisches Glaubensbekenntniß zu begrüßen meinen, und in einer Zeit, wo der Inhalt so

angefochten worden, deſto ſorgfältiger die formelle Abſicht neuer Produktion herausgeſtellt wünſchen. Man laſſe aber jedes Vorurtheil daheim und betrachte die Thatſache, alſo die Richtung des Verfaſſers und ſeine Haltung, und man wird von dem Buche nicht weniger unangenehm berührt werden. Offen geſtanden: dieß Buch iſt hinter aller Erwartung zurückgeblieben, ja was noch weit ſchlimmer iſt: das Buch iſt in ſeiner ganzen Spitze und Beleuchtung verfehlt und könnte, wenn irgend eine Wirkung, keine andere haben, als die, die werdende Literatur in ihrem formellen und produktiven Begriffe eben ſo zu compromittiren, als es vorher die ſpekulativen Verirrungen und Verfehltheiten ihrer Anhänger bei einem großen Theile des deutſchen Volkes vermocht haben. Das Buch von Mundt muß jeden umſichtig Strebenden verletzen, worüber es mir, da Früheres aus vielen Gründen ohnehin beſſer auf ſich beruhen bleibt, erlaubt ſeyn wird, mich aus voller Ueberzeugung und zur Ehre aller Jüngeren auszuſprechen. Da ich mich ſelbſt unverholen als einen Kämpfer für die werdende Literatur und unausgeſetzt als ſolchen bewährt habe, da ich ferner Mundt's Perſönlichkeit und Talent aufrichtig ſchätze, und in ihm ſogar eine Zeitlang, als die hereinbrechende Frivolität Anderer mich anwiderte, eine Hauptſtütze ächten Fortſchrittes und literariſcher Tüchtigkeit erblickt habe, da mir alſo Mundt als fähiger und ſtrebender Genoſſe noch jetzt höchſt ehrenwerth erſcheint, werde ich wohl mehr als ein Anderer das Recht anſprechen dürfen, die Schiefheit des Verfaſſers zurückzuweiſen. Man wirft den jüngeren Literaten vor, daß ſie ſich gegenſeitig trügen und belobten. Dem iſt nicht ſo! Sie tragen ſich in der Regel nur ſo weit, als es geiſtesverwandte Männer den Pfeilen ihrer Gegner und dem immer zurückbleibenden und Belehrung verlangenden Publikum gegenüber zu allen Zeiten gethan haben, ja um ſo eifriger, je ſtärker der Widerſtand iſt, den ihnen die Starrheit literariſcher Vorurtheile und literariſcher Oligarchen entgegenſetzt. Das wirklich Verfehlte iſt aber jederzeit desavouirt worden, und wenn man ſich mit irgend Etwas ausſöhnte, ſo geſchah es nur mit der Fähigkeit, mit der Selbſterneuerung, mit der Noth, kurz mit dem Hülferufe, der gegen den gemeinſamen Feind aller Kunſt, aller Wiſſenſchaft, alles Fortſchritts und aller Jugend erhoben wurde.

Man ſpricht ſo viel von junger Literatur, daß es wohl an der Zeit iſt, einen unzweideutigen Begriff von ihr aufzuſtellen. Die junge Literatur iſt die werdende, diejenige, welche ſich auf dem Fundamente unſerer früheren und unter den Fittichen des achtzehnten Jahrhunderts in Deutſchland und zugleich nach einer gewiſſen Gemeinſamkeit des Gehaltes unter allen civiliſirten Nationen zu entwickeln begonnen hat. Zu dieſer Literatur dürfen keineswegs etwa nur einige offiziell als jung bezeichnete Schriftſteller gerechnet werden. Sie umfaßt vielmehr alle Fähigkeiten, welche der gegenwärtigen Menſchheit und beſonders unſerem deutſchen Volke in ſeiner Ausbildung zu ſittlicher Lebenswahrheit, zu geiſtiger, geſelliger und ſtaatsbürgerlicher Kräftigung förderlich und dienlich ſind. Sie hat ihre Hauptſtützen in den Gipfeln der vorangegangenen Literatur, in Goethe, Schiller, Leſſing, Fichte, Herder und den analogen Blüthen bisheriger deutſcher Wiſſenſchaft und deutſcher Philoſophie. Ihre beſten Hoffnungen liegen in der Weite, ſpätere Geſchlechter, glaubt man, werden von dem Inhalte einer wirklich vorhandenen Weltordnung emporgehoben ſeyn, den das heutige Individuum noch immer mühſam aus eignen innern Quellen zu erſchaffen oder zu ergänzen hat. Geiſter, welche dieſe Entwickelung der gegenwärtigen Menſchheit zu zeitigen wiſſen, Talente, die uns bereichern oder befriedigen, fordert dieſe neue Literatur, und denjenigen Schriftſtellern, die durch ihre Fähigkeiten dieß gemeinſame Streben recht regſam und lebendig erhalten, und den Kampf gegen Ueberlebtes, gegen Widerſacher beſtehen, wird mit Recht und in hohem Grade Werth und Verdienſt zuerkannt. Hier iſt keine Fähigkeit ausgeſchloſſen, keine abgewieſen, nur gegen die nachzügliche, die epigoniſche, die abgelebte, die negative, die praktiſch oder theoretiſch dawider geſtemmte Thätigkeit, gegen die blos bürgerlich-patriotiſchen und blos zeitgeiſtigen Beſchränktheiten, gegen den Hochmuth eines ideenloſen Kunſtdilettantismus, gegen alle dieſe Anmaßungen, Widerſprüche, Mittelmäßigkeiten, gegen Ohnmacht oder Brutalität wird von der ſtrebenden, werdenden, jungen Literatur unabläßig gekämpft, hier wird um jeden Fuß breit Wirkung und Boden geſtritten. Jung iſt dieſe Literatur, ſehr jung, weil ſie keinen Shakespear, keinen Schiller, keinen Goethe, weil ſie keinen Rouſſeau, Voltaire, Sterne, Diderot oder Fichte aufzuweiſen hat. Nur von der Jugend allein fordert man noch keine Größe, man fordert nur Talent, nur Streben, nur Klauen. In dieſer Bildungsepoche unſerer jetzigen Geiſteswelt ſpielen die vorkämpfenden Zeitgenoſſen keine unbedeutende Rolle. Sie ſind die Avantgarde, die noch keine Hauptſchlacht wagen könnte, aber den Feind hindert, eine gefährliche Poſition zu nehmen. Einſt werden ſie von andern Kräften erſetzt oder verſtärkt. Das literariſche ſogenannte junge Deutſchland, d. h. die einzelnen ſo bezeichneten Köpfe können, ſo weit ſie auf den Weg des Maßes und der Würde zurückgekehrt ſind, ſchon wegen ihrer Talente als die berechtigtſten und ausgezeichnetſten Kampfgenoſſen für unſere Literaturentwicklung betrachtet werden. Nur mögen ſie nie vergeſſen, daß es nicht ihre jeweiligen Irrthümer und Mißgriffe waren, die ihnen dieſen Rang gewähren, ſondern ihr beſſerer Genius,

der ſonſt in ihnen iſt, dem man noch hohe Zumuthungen machen und noch ſchöne Zukunft verſprechen darf.

Eins aber iſt vorzüglich Noth! Wer den unberechenbaren Schaden fühlt, den die einzelnen Verirrungen der Literatur ihrem ruhigen und ſegensreichen Fortgang in früheren Zeiten und vor Allem in den letzten Jahren zugefügt haben, wer irgend an dem faſt unvernünftigen Kampfe Theil zu nehmen gezwungen war, dem jüngſt kein Freund der Humanität und des Fortſchrittes ganz unbetheiligt zugeſchaut, wer ſich bewußt iſt, daß durch die Ungebühr auch die erlaubte Freiheit gefährdet wird, kurz wer die Wahrheit verſtanden hat, die als trauriges Ergebniß neuerer Zeit kürzlich Friedrich Viſcher in Tübingen in dem Vorworte zu einer trefflichen äſthetiſchen Schrift ausſprach: „unſere Zeit mache in der Emancipation des Schönen eher Rückſchritte als Fortſchritte," — der wird zur Abwehr ſo leidiger Rückſchritte, und damit die nothwendige Freiheit literariſcher Bewegung erhalten werde, nichts nothwendiger halten, als neben der wirklich fördernden That, neben eigener Rührigkeit die Ehre, die Würde, die Mäßigung und die Vernunft unſerer literariſchen Tendenzen zu ſichern. Es gibt fürwahr nicht blos zu wirken, ſondern auch zu hüten! Was nützt uns die Verſicherung von Heute, wenn Morgen ein Uebermuth mit dieſer Errungenſchaft nach Belieben ſchalten und durch einen ſogenannten Geniestreich den ganzen Gewinn zerſtören, die Beſten im Volke kopfſcheu machen darf. Und wenn die Fehlgriffe nur immer Sünden des Genius wären. Am ſchlimmſten wirken die mäßigen Köpfe, die die Literaturtendenzen mehr im Rauſch oder als Mode mitmachen und ohne die Fähigkeit ſich in gemeſſener Haltung irgendwie auszuzeichnen, nur in Uebertreibungen ein zweideutiges Glück machen können. Mich ſoll man jederzeit auf dem Platze finden, die Mannszucht im Heere anzurufen, und Mißgriffe ſchädlicher Art abzuweiſen. Ich glaube, es fehlt mir hier nicht an tüchtigen Genoſſen, ſogar an Helfershelfern, die ich nicht wünſchen, aber auch nicht entfernen kann.

Nicht immer muß es eine ſtaatsgefährliche Uebertreibung ſeyn, die zu rügen iſt. Oft bleibt es zum Glück auf bloß literariſchem Gebiet, und wird auch da abgethan. Denn unſere Rückſichten ſind nicht bloß ſtaatsbürgerlich, ſie ſind eben ſo ſehr literariſch. Und wenn wir das Heer von Gegnern bedenken, denen jeder lebensfriſche Aufſchwung der Literatur ausgeſetzt iſt, ſo zweifeln wir gewiß nicht, auch die rein literariſche Vernünftigkeit, Maaß und Würde dieſer Beſtrebungen in unſere Obhut zu nehmen, wie ich es dießmal gegen Mundts Kunſt der deutſchen Proſa verſuche. Des Verfaſſers Buch kann die Miene nicht verläugnen, als ſey es ein Glaubensbekenntniß über die formelle Bedeutung und Aufgabe der Literatur, wie ſie ſich gegenwärtig regt und bildet. Als ein ſolches Bekenntniß darf nun das Werk in keinem Fall angeſehen werden. Ja, damit dieß nicht geſchehe, muß die Verfehltheit ſeines Inhalts auch von den Freunden der ſonſt darin offenbaren Geiſtesrichtung beſeitigt werden. Ich verwerfe nur die Spitze, das Reſultat dieſer Richtung, aber dieß verwerfe ich auch, und nicht blos um der Gegner willen, ganz und gar. Man kann das Weſen der Kunſt und der Proſa nicht ärger verkennen als Theodor Mundt! Sein Buch culminirt in der wunderlichen Anſicht, „das eigenthümliche Weſen „der Poeſie, ihre Bedeutung, ihre Wirkung „gehe jetzt in gleicher Weiſe auf die Proſa „und ihre Formen über, die Schranke zwiſchen „beiden, die dynamiſche Verſchiedenheit dieſer „Formen ſey aufgehoben, die Proſa für denſelben Inhalt berechtigt und deßhalb gebe die „Novelle (ſ. Seite 381) in neueſter Zeit den „eigentlichen Mittelpunkt für die productive „Literatur der Proſa, oder für die Poeſie überhaupt ab, die ſich mit der Proſa identiſch „gemacht hat. Was ſind das für Phraſen und Sophiſtereien! Klingt das nicht wie das mißverſtandene Summen der weiland Schellingianer und Alleinslehrer? Doch bevor ich den Gegenſtand näher betrachte, frage ich nur, ob man ſich bei dieſer neuen Mundt'ſchen Productionstheorie etwas Anderes denken, in ihr Anderes erkennen kann, als die größtmögliche Gedankenverwirrung auf dieſem Gebiete. Wir müſſen fürchten uns lächerlich zu machen, wenn wir nicht gegen dieſe Stimme proteſtiren. Fürwahr! Wenn man der Proſadarſtellung Berechtigung und Eigenkraft durch Lehre und Beiſpiel zu gewinnen ſucht, wenn man den Dünkel poetiſcher Dilettanten, die Alleinherrſchaft der Kunſt des Dichters zu beſchränken ſucht, hat man doch in keinem Fall ein Recht zu einer derartigen Nivellirung der Begriffe, die wie ein arger Vandalismus ausſieht. Wir wären ärmer denn Menzel! Das gäbe einen Bruch mit allen, auch mit den unbefangenſten Freunden der Schönheit und der Kunſt. Eine ſolche Theorie, ein ſolches Glaubensbekenntniß wäre ein Rückſchritt.

Wie gelangte aber Mundt zu dieſem Irrthum? Dieß nöthigt mich für heute, einen Blick auf Mundt's Bildungsgeſchichte zu werfen. Er gehört zu denjenigen Naturen, die aus dem Bereiche der Doctrin, aus der Schule ins Leben getreten ſind. Das iſt kein Vorwurf für einen Schriftſteller, es erklärt aber die verſchiedenen Charaktere und Anſtrengungen. Da ich einen ähnlichen Weg gemacht habe, ſo geſtehe ich gern, daß ich für Mundt und verwandte Naturen eine große Sympathie hege und daß wir deßhalb in vielen allgemeinen Anſchauungsweiſen und Manieren übereinſtimmen. Während ein Kopf, der durch die Schule ging, gar vielfach vor der Willkühr und den Exploſionen geſchützt iſt, denen das bloße Genie

nur zu leicht verfällt, kommt es doch hinwiederum auch vor, daß ein ſolcher Doctrinär, wenn er die Feſſeln der Schule abſtreift, auf die unglaublichſten Irrwege oder Irrthümer gelangt. Am glücklichſten ſind gewiß die Geiſter, die ihre Bildung gleichmäßig dem Leben wie der Schule verdanken. Nachdem ſich Mundt ſchon einige Zeit in kritiſchen Arbeiten und mancherlei Produktionsverſuchen ergangen hatte, erwachten in ihm plötzlich kühnere Neigungen, und der ſchriftſtelleriſche Trieb, ſo wie ſein zur Oppoſition geborner Charakter, führten ihn geraden Wegs zu den literariſchen Bewegungen der Gegenwart, an welchen er fortan in jeder Art Theil genommen hat. Wie bei aller neuen Lebenskraft iſt der Theil der ſtärkſte, der die Bewegung im Augenblick am entſchiedenſten fördert, ſie im Schwunge erhält. Vorwiegend kritiſche Naturen ſind hier ganz am Platze. Die kühnſten Verfechter griffen auch die ſchwierigſten Probleme des heutigen Gedankens auf. Es war einen Moment, als ſollten alle utopiſchen Träume des Geſchlechts ihrer Verwirklichung ſich nähern. Jedenfalls bleibt es charakteriſtiſch, nicht für dieſe Schriftſteller, ſondern für das Jahrhundert, daß man tauſendjährige Exiſtenzen, ſelbſt die objectioſten Mächte der Natur und des Lebens, der Seelyſis oder doch der Unterſuchung hingibt, daß man nach jeder Richtung hin eine Verödung und Vollendung erwartet und daß die Geſellſchaft, während ſie in allſeitiger Fortbildung begeiſſen geweſen, doch noch nicht einmal mit dem Bau ihrer Grundlagen fertig geworden ſcheint. Man weiß, wie nahe hier Wahrheit und Irrthum, Berechtigung und Mißgriff liegen, man kennt die Folgen, welchen eine ſtürmiſche und zum Theil gar frivole Discuſſion gehabt hat und wie die Literatur und die Talente in ihre Schranken wieder zurückzutreten genöthigt wurden. Darnach läßt ſich noch viel Schönes von ſolchen und noch dazu gewitzigten Kräften hoffen. Theodor Mundt begann vor einigen Jahren ſich auch mit den Fragen zu beſchäftigen, die ſchon in den Vordergrund getreten waren, er nahm lebhaftigſt an allen Intereſſen der Zeitliteratur Theil und um ſo eifriger, als er, ein wohlausgerüſteter Doctrinär und noch dazu mit den Waffen, die er der neueſten Philoſophie, obwohl mehr im Kampfe, abgenommen, nicht übel Luſt zu haben ſchien, eine Art Mittelpunkt dieſer Tendenzen zu werden, ein Centrum für Dinge, die er bis dahin größtentheils nur von der Genialität und von der Willkühr behandelt ſah. Das riß ihn in alle Verhängniſſe der neueſten Literatur. Er gründete eine Zeitſchrift, den „Zodiacus“, um die ſich ſeine ganze vornehme Umgebung ſammelte, worin dieſe mit der regſamen Literatur in Berührung trat. Das war ein ſehr werthvolles Unternehmen, deſſen Lücke gegenwärtig noch nicht ausgefüllt iſt. Hier in leichter, vielſeitiger Kritik der Literatur und der Geſellſchaft hat Mundt wohl das Beſte geleiſtet, was ich von ihm kenne. Jüngere Genoſſenſchaft, auch eine Art Nachwuchs, ſchloß ſich an ihn. Allein Mundt ging auch noch weiter und behandelte in eigenen Schriften Gegenſtände, für die das Journal weder der zureichende, noch der erlaubte Ort geweſen wäre. Er ſchrieb ein halb novelliſtiſches Gemälde, „die Madonna“, von der Gutzkow nicht ohne Bosheit ſagte, es ſey ein Conglomerat „Hegel'ſcher Philoſophie und Caſanova'ſcher Sätze.“ Endlich ſchrieb er das famoſe Buch über die im Leben und im Tode unglückliche Charlotte Stieglitz. Mundt hatte ſich nämlich ſeiner Neigung gemäß gerade jene ſittlichen, geſelligen Probleme über Ehe, Verkehr und Familienleben zugeeignet, die ſchon hie und da in der jüngern Literatur angeregt worden waren. Er behandelte ſie mit großem Ernſt, mit tiefer Empfindung, es war Charakter darin, aber auch Krankhaftigkeit, Schärfe und Gereiztheit der Anſchauung, ein Muth, der den Sporen gibt und doch darnach den Zügel verliert. Mundt wollte in ſeinem ſocialen Lieblingsthema ſo weit vorſchreiten, als ihm geſtattet war, er wollte der Vorderſte ſeyn, unbedacht, daß es auf dieſem wichtigen Gebiete nur wünſchenswerth bleibt, der vorſichtigſte oder der genialſte zu ſeyn. Der ganze Handel mit Charlotte Stieglitz iſt mir nach Menzels Barbarei die unerträglichſte Erſcheinung der letzten Zeit. Es konnte nur Krankhaftigkeit ſeyn, die den Apologeten dieſes Ereigniſſes machte, und an Verhältniſſe, die man mit dem Schleier chriſtlicher Liebe bedecken mußte, oder nur in poetiſche Umriſſe und Betrachtungen ziehen durfte, unmittelbare, ſittlich-ſociale Speculationen anknüpfen wollte. Hatte Mundt außerdem wirklich manchen faulen Fleck unſerer Zeit und noch dazu mit ſcharfen doctrinären Waffen getroffen, ſo war der Irrthum doppelt gefährlich, denn wie ſchon Polonius ſagt, iſt eine ſyſtematiſche Narrheit eine doppelte Narrheit. Freilich als die wahrhaft abſcheuliche Art, wie man von Seiten der Literatur ſolche Mißgriffe verfolgte, ihre jetzt ausgelaufenen Schläuche eröffnete, da vergaß man alle Uebertreibungen, die vorangingen und beſonders für Mundt durfte man entſchiedenere Partei nehmen, weil er wenigſtens nicht frivol geſchrieben und ihn mehr die Begeiſterung und der Gedanke auf übermüthige Vorſprünge geführt hatte; jener durchgängig tendenziöſen Beſchuldigung durfte man widerſprechen, als habe man abſichtlich die Sittlichkeit und Tugend untergraben wollen. Seitdem ſind dieſe Fragen und Verhältniſſe in der Zeiten Hintergrund getreten. Einige von den Betheiligten hatten ſchon vor dem Ausbruch des Krieges einen ſolideren Standpunkt erklommen, Andere ſuchten ſich während deſſelben auf ein anderes Terrain zu retten oder ſonſt ins Gleis zu bringen. Mundt hat öffentlich nichts zurückgenommen von dem was er vorher geſchrieben, er hat

nur die Mißlichkeit dieſes Inhalts für die literariſche Produktion eingeſtanden, und indem er ſich auf das Gebiet blos formeller Fragen zurückzog, die Phyſiognomie des deutſchen Liberalismus angenommen, welcher ſchweigt, wo er ſich nicht ausſprechen kann. Für jeden Fall iſt uns Mundt, der weit mehr Schul- als Weltkenntniß beſitzt, auf dem reinliterariſchen Gebiet willkommen, und wenn wir ihn auch da wieder auf Irrthümern, wenn auch an und für ſich minder gefährlichen, begegnen ſollten, ſo wird man ſie doch ungebinderter zurückweiſen dürfen. Leider bleibt jedoch die Vermuthung übrig, daß, wenn ein ſo gebildeter Geiſt auch auf rein doctrinärem Gebiet die ſtrebende Literatur in Verlegenheit ſetzt, ſolches nur aus allzugroßem Selbſtgefühl und aus der Abſicht des Delinquenten erklärt werden könne, ſich durch ein eclatantes Glaubensbekenntniß von Neuem künſtlich einer Stellung zu verſichern, zu der ihm ganz und gar die natürliche Befähigung mangelt.

Und hier muß ich eines Genius denken, der auch von den Gegnern oft böswillig herangezogen wurde und wirklich auf einen großen Theil jüngerer Zeitgenoſſen, aber in ſehr verſchiedener Art eingewirkt hat, ich meine Rahel und ihre Briefe. Vor Allem die, welche ſelbſt zum Speculiren und Producieren geſtimmt oder befähigt waren, haben ſich dieſes mächtigen Geiſtes nicht erwehren können. Bekanntlich werden in Rahels Nachlaß jene ſocialen Fragen mit hoher Begeiſterung angeregt und oft nicht in überlieferter Weiſe beſprochen. Allein dieß tritt rhapſodiſch in einem überreichen Werk empor, deſſen eigentliche Bedeutung gar nicht in ſolchen ſeeptiſchen Spitzen begründet iſt. Doch im erſten Eindruck wirkt Rahel gewiß ſehr verſchieden, da ſie zum Theil krankhafte Stimmungen vorfindet. Die Einen, und beſonders die, welchen der Umgang mit den Geſellſchaftsfragen ſchon früher geläufig war und die ſelbſt bei gewiſſen äußerſten Punkten anlangten, fanden ſich durch Rahel wie durch eine Heilige verſöhnt, zum Ernſt, zur Wahrhaftigkeit, zur Selbſtentäußerung gewieſen. Der Horizont erweiterte ſich, die Tiefe, die Stille, das Ewige und die Wiſſenſchaft traten mahnend und bewältigend heran, es war wie ein Bad, das von jedem Ueberreize befreien und die reinſte Innerlichkeit auflockern ſollte. Mir ſelbſt, der ich aus Rückſicht auf äußere Verhältniſſe noch nicht ein Wort, das ich früher geſchrieben, zu bereuen Urſache habe, ſind doch bei Rahel Anregungen und Erhebungen zu Theil geworden, die mich von mancher Aeußerlichkeit, der ich nahe ſtand zurückführten. Und ſo im eigentlichen Sinne veredelnd wirkt ſie auf mich noch immer. Andere dagegen, denen der Trieb der Oppoſition im Buſen wohnte, ohne daß er ſich recht Luft zu machen wußte, wurden durch dieſe Lebensdenkerin aus den Feſſeln der Schule befreit und ſie bekamen den Muth das zu ergreifen und geltend zu machen, was ihnen bisher nur zaghafter, halb ſchlummernder Gedanke geweſen. Für ſie war Rahel der Hebel ihrer inneren Kraft, die Sonne, an der ſie zur Blüthe kamen und ohne Rahels Schuld — zur Uebertreibung. Anregend und befreiend wirkte ſie auf Alle, die Einen von Verirrungen, von Nichtigkeiten, die Andern von Banden erlöſend und in jeder Art für feinere Naturen ein zweiter Werther, der die Schwäche auf eine Spitze hinaustreibt und die edlere Natur früher oder ſpäter rettet und emporzieht.

Wie Rahel auf Mundt, den jungen Scolaren, eingewirkt hat, dürfte nach dem vorher Geſagten nicht zweifelhaft ſeyn. Ein Jünger dieſes Geiſtes ſollte aber an jener Sentimentalität und Krankhaftigkeit, welche der armen Stiegtitz das Monument ſetzte oder an jener ſelbſttrunkenen Befangenheit, welche die eigene Gewalt der Poeſie ſo ſehr verkennen konnte, haften bleiben? Gewiß nicht. Ihr Genius, der Goethe's, unſere Philoſophie und unſere Wiſſenſchaft wie ſeine eigene beſſere Natur, werden Mundt über dieſe Entwicklungsphaſe hinausbringen.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

II.

Die Jahreszeiten gehen und kommen, den Beſuchern des Stuttgarter Theaters bringen ſie nichts Neues; den Künſtlern keine neuen Vorwürfe; den einheimiſchen Dichtern, ſo wie den auswärtigen keine Ermunterung. Die Charwoche brachte Ferien und das Theater wurde mit der Veſtalin eröffnet; dann folgte das Feſt der Handwerker, Don Carlos ſchloß ſich an. So wie „ins Innere der Natur kein erſchaffener Geiſt dringt," ſo auch in's Innere der Bühnenökonomie kein Uneingeweihter. Wir wollen uns daher gläubig verneigen und hoffen auf das, was kommen wird und verheißen wurde! —

Dem. Haus gab die Veſtalin ausgezeichnet; ſie gehört zu ihren beſten Partien. Unterdrückte Gluth gelingt dieſer Darſtellerin beſſer als ausbrechende, und gegen ihre Stimme iſt wohl nur in ſehr ſeltenen Fällen etwas zu ſagen. Sie war an dieſem Abend beſonders frei und klang-

voll. Die übrigen Künſtler, Herr Dobler, Oberprieſter; Herr Pezold, Cinna; Herr Vetter, Licinius; Frau von Knoll, Oberveſtalin; die Chöre, das Orcheſter, Alles verdiente Lob; Alles war ſichtbar fleißig bemüht das Beſte zu geben. Schade nur war es, daß dieſe Oper, die ſich ſo ganz beſonders zu einer Feſtoper eignet, in ſo dürftiger Ausſtattung vorgeführt wurde.

Wenn man die Würde einer ſolchen Kunſtanſtalt begreift, ſo ſollte man doch endlich dahin gelangt ſeyn, Alles daraus zu verbannen, was der Parodie nahe kommt, oder ſie wirklich erreicht. Dazu rechne ich die Darſtellungen von Schlachtſcenen, große Volksaufläufe, Prachtzüge römiſcher Triumphatoren. Man glaube nicht, daß ich etwa größere Pracht, eine größere Maſſe von Statiſten, noch mehr vergoldete Stangen, Lanzen, Paniere u. ſ. w. verlange. Gott behüte! Ich wünſchte vielmehr, daß alles dieſes abgeſchafft würde, und etwas Anderes, Entſprechenderes, minder Störendes an deſſen Stelle geſetzt werde. Ich glaube, es iſt einmal Zeit, auch ſtatt dieſer veralteten Sachen Neueres und Beſſeres vorzubringen.

Ein ſolcher Triumphmarſch zu Spontini's pomphafter Muſik erregt mir gerade die Empfindung, als wenn Jemand gegen den Takt taktirt, wie ich das oftmals von großen Muſikfreunden und Dilettanten mit Hand und Kopf in Concerten und im Theater geſehen, wenn ihre Favoritpiecen anklingen. Die verſchiedenen Abſtufungen in der Muſik, das ſtets erneuerte Einfallen der Trompeten, ſoll jedesmal auch den Auftritt neuer Abtheilungen des Zuges bezeichnen; bald ſind es die Krieger, die Prieſter, die Matronen, die Gladiatoren, die Träger der Nachbildungen eroberter Städte, der Tribute u. ſ. w. Wie wäre das auf unſern Bühnen wohl auszuführen, um auch nur einen Begriff von der Wirklichkeit zu geben, und wie ſtörend wäre es am Ende, wenn es möglich, ſolch ein antikes Triumphfeſt in ſeiner ganzen großartigen Eigenthümlichkeit mit all' ſeinem lärmenden Gepränge darzuſtellen? Wer gedächte da wohl noch der Muſik und des modernen Liebesromans zwiſchen Julia und Licinius? Daher unterlaſſe man es, der Wirklichkeit nachzuſtreben, die hier unerreichbar iſt, und begnüge ſich damit, auf ſinnreiche, das Auge angenehm beſchäftigende Weiſe anzudeuten. Daß dieß nicht durch die Abtheilungen modern marſchirender und uniformirter Soldaten bewerkſtelligt werden kann, ſelbſt wenn ſie beſſer für das Theater geſchult worden wären, wird Niemand in Abrede ſtellen, der das Gelächter vernahm, womit das Publikum dieſe Beſtrebungen begleitete. Dieſes Gelächter iſt ſtereotyp in allen dieſen Fällen; warum denkt man nun nicht ernſtlich daran, die Veranlaſſung dazu zu entfernen? Lag es etwa in Jouy's und Spontini's Intention, daß bei dieſem Marſche gelacht werde, oder wollen die Zuhörer, wenn ſie ihr Billet zur Veſtalin kaufen, das Recht hier zu lachen, als rechtmäßigen Genuß miterkaufen? Wie krank ſind die Theater, wenn ſie ſolch ein Gelächter als obligat hinnehmen, und wie abgeſtumpft das Publikum, das die Störung eines ernſten Kunſtgenuſſes nur durch ein Gelächter beſtraft. Wo iſt da Illuſion — Erhebung — und was weiß ich — was wir in den Theatern zu finden vorgeben? Ich weiß nichts davon und doch lache ich nicht mit, ſondern fühle, wie es mich kalt überläuft, daß man ſo etwas für Kunſt verkaufen darf. —

Hier gälte es alſo nur anzudeuten. Aber wie? Durch das Ballet, deſſen Leiſtungen in großen, ſelbſtſtändigen Geſtaltungen ſo wenig den Anforderungen entſprechen, die ein gebildeter Kunſtgeſchmack zu machen ſich berechtigt fühlt; hier könnte es richtig angewandt gewiß Entſprechendes bieten. Ich würde den Zug des Triumphators z. B. ſo ordnen: Zuerſt einige Truppenabtheilungen, charakteriſtiſch gekleidet, dicht geſchloſſen, gleichſam maſſenartig eintretend, ohne die Bühne zu umkreiſen, und im ſchlotterigen Tempo einen Contremarſch auszuführen, in anſtändiger Entfernung des Proſceniums den Raum füllend. Dann erſchienen Gladiatoren, geſchickte Uebungen im Schreiten ausführend, dann der ſingende Theil des Perſonals, von Tänzern umgeben, hierauf

tanzende Mädchen, rückwärts blickend Blumen ſtreuend, und endlich der Wagen des Triumphators, der das Tableau vollenden müßte. Alle ſolche Dinge ſollten vom Tanz verherrlicht werden; wo die Nachahmung der Wirklichkeit außer den Gränzen der Bühnendarſtellung liegt, da greife ſie zu ihren ſchönen Mitteln, um zu idealiſiren. Auf dieſe Weiſe ſoll Schauſpiel wie Oper den ihm gebührenden Theil erhalten, und die ledernen Märſche und geſchmackloſen Aufzüge verbanne man endlich ganz von der Scene und überlaſſe ſie dem Cirkus der Kunſtreiter, die dazu neben größerer Geſchicklichkeit und Uebung auch größern Raum haben, und für den bedeutendern Effekt vierfüßige Mitwirkung in die Schale legen können.

Die beſſern Theater haben ſolche Neuerungen ſchon unternommen. In Paris iſt von Statiſtenmärſchen und ſteifen Aufzügen längſt keine Rede mehr, und man werfe uns nicht ein, daß die alten Opern ſolche Neuerungen nicht verdienen; wo neue Werke nur ſelten erſcheinen, und alte oft und lange wiederholt werden müſſen, da darf eine Beſtallung ſolche geſchmackvolle Verfügung nicht nur vertragen, ſondern ſogar erheiſchen, und wird die hierauf verwandte Zeit und Mühe gewiß nicht ſchuldig bleiben.

— Daſſelbe, was ich hier rügen mußte, trug ſich einige Abende darauf wiederholt mit der Jungfrau von Orleans zu, wo dieſe lächerlichen Arrangements, ſo wie die ungenügende Beſetzung in vielen Theilen, die romantiſche Tragödie in eine Poſſe umſchufen. Wenn dieſe Verletzung von allen Darſtellern der Hauptrollen gewiß tief empfunden wurde, ſo war Demoiſelle Stubenrauch wohl am meiſten zu beklagen, die als Johanna ſo Treffliches leiſtete, und nun ihre Anſtrengungen durch den Unverſtand Anderer ſo vereitelt ſehen mußte. Was verdiente denn noch eine würdige, ja ſelbſt glänzende Ausſtattung, wenn nicht ein Schiller'ſches Drama? Iſt man nicht im Voraus überzeugt, daß das Stuttgarter Publikum ſich dafür ganz beſonders dankbar bezeugen würde? Wenn man aber auch hieran noch zweifeln dürfte, ſo ſollte man doch mindeſtens Ernſt und Würde bei den Darſtellungen Schiller'ſcher Meiſterwerke fordern und erwarten können, daß der tiefen Verehrung des Publikums von anderer Seite mindeſtens das Gleiche entgegengeſtellt werde.

— Dem. Stubenrauch, unſere Primadonna des Schauſpiels wird in dieſen Tagen ihre Kunſtreiſe antreten, die ſie vorerſt nach Prag führen wird. Später wird ſie in ihrer Vaterſtadt München und auf dem Hofburgtheater in Wien Gaſtrollen geben. Der Beifall der Menge kann dieſem ausgezeichneten, von ſo vielen Gaben reich unterſtützten Talente gewiß nicht fehlen; es wäre aber auch zu wünſchen, daß bedeutende kritiſche Stimmen zu deſſen Würdigung im Intereſſe der Schauſpielkunſt ſich vernehmen ließen. Ich hege die Hoffnung, daß die jetzige Reiſe der Künſtlerin hiezu lebhaft anregen werde.

Börne.

Als Börne im Jahre 1829 nach Hamburg gekommen war, um ſeine aus der Wage geſammelten Schriften zu verkaufen, kannte ich ſeine Bekanntſchaft nicht machen. Ich hatte bis dahin auch noch nichts von ihm zu leſen bekommen; es herrſchte damals noch nicht die rege Aufmerkſamkeit für Journale im Publikum wie jetzt, und wenn ich gleich von den Theaterrezenſionen in der Wage manches verlauten hörte, ſo fand ich mich doch nicht angetrieben, mir das Journal kommen zu laſſen.

Im Herbſte des Jahres 1831 reiste ich nach Paris und befand mich Abends im Laden der Buchhändler Heideloff und Campe, wo ſich damals Schlegel, Klaproth, Humboldt, Heine, Michael Beer, Börne, kurz alle berühmten und unberühmten in Paris anweſenden Deutſchen einzufinden pflegten, als ein kleiner, hagerer Mann eintrat, ſtumm nach beiden Seiten ſich verneigte, und ſogleich nach den Brockhaus'ſchen Blättern griff, von welchen eben ein neues Heft angelangt war. Er ſetzte ſich und las aufmerkſam vor ſich hin. Dieß war Börne. Herr Heideloff ſtellte mich ihm ſpäter vor und

ich mußte ihm Allerlei von Deutſchland erzählen, und mich einiger Aufträge an ihn von unſerm damaligen Verleger Campe entledigen. Ich ſah Börne nun öfter. Wir aßen eine Zeitlang in einer kleinen Reſtauration der Rue de Valois; er, Heine, Baron Maltitz, Schauſpieler Jerrmann, meine Frau und ich. Dieß waren ſehr heitere Mahlzeiten, von der harmloſeſten, witzigſten Unterhaltung belebt. Börne's Kränklichkeit zwang ihn jedoch beim Eintritt des Winters ſich aus dieſem Kreiſe zu entfernen und auf ſeinem Zimmer zu eſſen. Ich ſah ihn von nun an ſeltener und beſuchte ihn nur einigemal noch in ſeiner Wohnung Rue de Provence. Hier erinnere ich mich, ihn einmal in einem ſeltſamen Zuſtand vollkommener Niedergeſchlagenheit gefunden zu haben, der mir um ſo mehr auffiel, da er nicht krank zu ſeyn vorgab. Er geſtand mir ſpäter daß ein aus Deutſchland eingelaufener Artikel über ihn dieſen zerſtörenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Ich vergeſſe es nie, wie ich ihn an jenem Tage ſah.

Als ich im vorigen Jahre wieder auf kurze Zeit nach Paris gereiſt war, fand ich es der Höflichkeit angemeſſen, Börne zu beſuchen. Ich ſah ihn jetzt kränklich, abgemagert, frierend; er ſprach in heiſerm Tone und ſeine Harthörigkeit hatte bedeutend zugenommen. Obgleich er ſeinen körperlichen Zuſtand pries, und namentlich der von ihm begonnenen Waſſerkur beredt das Wort führte, hegte ich doch Beſorgniſſe über ſeine Geſundheit und theilte dieſe meinen Freunden mit. Sein Contract mit der Campe'ſchen Buchhandlung wegen des Verlags ſeiner geſammelten Schriften, der auf ſieben Jahre gelautet hatte, war abgelaufen, und er wünſchte einen neuen auf einen gleichen Zeitraum mit einem Stuttgarter Hauſe einzugehen. Es ſollte ſich nur um die 8 Bände früherer geſammelter Schriften handeln, und konnte wie natürlich von ſeinen Pariſer Briefen nicht die Rede ſeyn. Dieſes Verhältniß veranlaßte ihn nun, an mich zu ſchreiben, und wir wechſelten darüber einige Briefe, von denen ich zwei für die Leſer der Europa im fac simile beifüge. Nicht nur iſt ihre Handſchrift in ſeltenem Grade ausgezeichnet, ſondern auch der Inhalt gibt einen ſo charakteriſtiſchen Abriß des berühmten Schreibers, daß ich nicht glaube, dieſer Mittheilung noch mehr als dieſes beifügen zu dürfen.

A. L.

Muſik.

Die Leipziger Zeitung meldet Folgendes: „Am 16. März hat uns ein ſeltener Kunſtgenuß erfreut und erbaut. Herr Dr. Felix Mendelsſohn-Bartholdy führte ſeine großartige Compoſition „Paulus“ in der prachtvoll erleuchteten Univerſitätskirche, an der Spitze eines außerordentlich ſtark beſetzten Orcheſters und eines 300 Köpfe ſtarken, beinahe die ganze muſikaliſch gebildete Jugend unſerer Stadt umfaſſenden Chores auf. Einen Meiſter in der Inſtrumentirung, wie M.-B. anerkannt iſt, hat die Muſik noch nicht in ihrem Dienſte geſehen. Denn ſeit Mozarts Zeiten iſt jedes einzelne Inſtrument ins Unglaubliche geſteigert worden. Beethoven war wieder in der Vokalmuſik nicht in dem Maße groß, wie er es in der Inſtrumentation war. Unſer M.-B. dagegen bleibt in den Chören kaum hinter ſeinem Vorbilde Händel zurück. Man höre nur die Chöre: „Dieſer Menſch hört nicht auf zu reden Läſterworte“ (Theil. 1, Nr. 5); „Steiniget ihn!“ (Nr. 8); vor Allem aber: „Wie lieblich ſind die Boten“ (II. 26) und „Seyd uns gnädig, hohe Götter!“ (II. 35). Der letztere Chor der Griechen in Lyſtra, welche Paulus und Barnabas für Merkurius und Jupiter halten, iſt im höchſten Grade genial, und unterſcheidet ſich durch ſeine, ich möchte ſagen klaſſiſche Farbe, durch die heidniſch-profane, köſtliche Begleitung der obligaten Flöten und Streichinſtrumente pizzicato gänzlich von der übrigen, ganz kirchlich gehaltenen Com[illegible]tion. Im Allgemeinen muß noch bemerkt werden, daß der entſcheidende Moment der wundervollen Bekehrung des chriſtenverfolgenden Paulus ganz aufgefaßt und höchſt originell dargeſtellt iſt. Die ganze Zuſammenſtellung des

fiel. Ein kleiner Groom ſtand hinten ganz mit Gold bedeckt, als Diminutiv eines Bedienten, neben dem gigantiſchen Jäger, deſſen ſchwarzer Federbuſch im Winde flat-

Ei, das beſonders ſchwer iſt. Was habt Ihr denn in Eure Eier gethan, gute Frau? — Nichts, Herr, das ſchwöre ich. — So wiegt dieß Ei einmal in der Hand.

Antwort bei Paul v. 25 April 1836

[illegible]

[illegible]

ihn nun, an mich zu schreiben, und wir wechselten darüber einige Briefe, von denen ich zwei für die Leser der Europa im fac simile beifüge. Nicht nur ist ihre

[illegible]

der entscheidende Moment der wundervollen Bekehrung des christenverfolgenden Paulus ganz aufgefaßt und höchst originell dargestellt ist. Die ganze Zusammenstellung des

Textes nach Worten der heiligen Schrift
cht dem Verfaſſer eben ſo viel Ehre,
die Ausführung ſelbſt, da ſie, wie
, ſehr geiſtvoll iſt und ein genaues,
tiefes Eindringen in den Gegenſtand be-
zeugt. Es iſt die große Idee der Univer-
ſalität des Chriſtenthums im Paulus dar-
geſtellt, was dieſem Oratorium zu Grunde
liegt; die früheren dogmatiſch einſeitigen
erſcheinen daneben veraltet."

Longchamps.

Das ſchlechte Wetter hat der Mode dieſes Jahr einen böſen Streich geſpielt, da die ſchönſten Toiletten bei zugezogenen Fenſtern ſich im vollſten Glanze nicht zeigen konnten. Hier daher nur eine kurze Notiz über die Equipagen.

Die der Herzöge von Orleans und Nemours, welche ſich in einem Wagen befanden, war höchſt elegant. Es war ein Coupé von dunkelblauer Farbe mit vier braunen Pferden beſpannt. Die Jockeis hatten Beinkleider von weißem Leder und rothe Jacken. Ein leeres, ganz ähnliches Coupé folgte. Der Graf und die Gräfin Appony waren in einer prachtvollen vierſpännigen Kaleſche erſchienen. Der Jäger hien ganz und gar aus Gold gegoſſen, nd die beiden Jockeis trugen von Gold otzende Sammtjacken. Bei aller Pracht war jedoch in dieſer Equipage viel Geſchmack vorherrſchend. Die vier ganz gleichen Pferde bildeten dazu ein herrliches Enſemble. Der reiche Amerikaner Thorn folgte dem Grafen Appony in einer faſt gleichen Kaleſche. Die Kaleſche des Grafen Lagrange war mit vier ſtahlgrauen Pferden von großem Werthe beſpannt. Die jungen Grafen Grethul verdienen nach dieſen genannt zu werden.

Aufmerkſamkeit erregte eine junge ruſſiſche Dame in einer eleganten dunkelgrünen Britſchka. Die Dame trug einen kurzen blaßgrünen Pelzrock, welches ſeltſam auffiel. Ein kleiner Groom ſtand hinten ganz mit Gold bedeckt, als Diminutiv eines Bedienten, neben dem gigantiſchen Jäger, deſſen ſchwarzer Federbuſch im Winde flatterte. Die vielen Damen in Trauer trugen blaue Trauben unter den ſchwarzen Hüten.

Auch zweiſpännige Wagen ſah man von großem Luxus. Scribe ſaß vorn in einer herrlichen Berline, die prächtig mit Silber verziert und mit zwei koſtbaren Pferden beſpannt war, die er ſelbſt kutſchirte. Er konnte dreiſt mit den reichſten und pretentiöſeſten Equipagen wetteifern.

Der Herrenmeiſter und die Bäuerin.

Am letzten Markttage hat ſich in Rheims folgender Vorfall zugetragen. Ein junger Mann ging in Begleitung zweier Freunde über den Markt und ſie blieben vor zwei Bäuerinnen ſtehen, die Butter und Eier feil hielten. — Was koſten die Eier, meine gute Frau? fragte der Herr die Eine. — Elf Sous das Dutzend, Herr. — Sie wird wohl das dreizehnte in den Kauf geben. — Unmöglich. — So zähle Sie mir zwölfe ab. — Hier, mein Herr, ſie ſind friſch wie Mandelkern. — Da hat Sie mir ja aber doch dreizehn gegeben. — Nein, Herr, Sie wollen wohl nur lachen, ſprach die Bäuerin. — So zähle Sie. — Ja, wahrhaftig, Sie ſind ein ehrlicher Herr; ich danke Ihnen.

Und die Bäuerin legte ihr Ei in den Korb zurück und machte dem Käufer nach einander drei ſchöne Knixe. — Aber was habt Ihr gemacht, Frau, ſprach jetzt der Herr, ich habe Euch geſagt, Ihr ſollt ein Ei zurücknehmen und jetzt habt Ihr Euch gar drei genommen, ich habe ja nicht mehr als zehn hier. — Ach, mein lieber Gott, das wäre ich ja gar nicht im Stande zu thun. — So zählt denn nur noch einmal.

Und nachdem ſie mit Hilfe ihrer Nachbarin dreimal die Eier nachgezählt und dabei mit mißtrauiſcher Miene dem Herrn immer auf die Hände geſehen, machte ſie das Dutzend endlich wieder voll.

— So iſt's recht, ſprach der Käufer, jetzt iſt's richtig gezählt; da iſt aber ein Ei, das beſonders ſchwer iſt. Was habt Ihr denn in Eure Eier gethan, gute Frau? — Nichts, Herr, das ſchwöre ich. — So wiegt dieß Ei einmal in der Hand.

Und die arme Frau war ſehr erſtaunt, als ſie das außerordentliche Gewicht des Eies wahrnahm; aber noch größer war ihr Erſtaunen, als ſie einen Ton wie von Silber in dem Wunderei vernahm; die arme Frau zitterte an allen Gliedern. — Wir wollen es aufſchlagen, ſagte der Herr, und nachdem er dieſes gethan, leuchteten den beiden armen Weibern drei blanke Fünffrankenſtücke entgegen! — Hierauf ſchlägt der Fremde ein zweites, ein drittes, ein viertes Ei auf und immer fallen neue Fünffrankenſtücke heraus; jetzt zweifelt die Frau nicht mehr daran, daß ſie es mit einem Hexenmeiſter zu thun habe. Ihr Schreck löst ſich bald in freudige Hoffnung auf und emſig macht ſie ſich nun ſelbſt über ihre Eier her, die ſie nach einander aufſchlägt; allein wie überraſcht iſt ſie jetzt wieder, keine Spur von Fünffrankenſtücken und nichts anderes darin zu finden, als was in jedem Ei iſt, Weißes und Dotter.

Unterdeß hatte ſich aber das Volk um die Scene verſammelt; alle Butter- und Eierweiber kamen in Aufruhr, und der Scherz wäre dem Spaßvogel übel bekommen, wenn er ſich nicht einem herbeigekommenen Gerichtsdiener als der berühmte Taſchenſpieler Comus zu erkennen gegeben hätte.

Vermiſchtes.

Die alte Geſchichte des taubſtummen Grafen von Solar, die wir aus dem Drama Abbe de l'Epée genugſam kennen, wurde in den letzten Tagen vor dem königlichen Gerichtshof in Paris wieder angeregt. Die Sache verhielt ſich ſo. Der Intendant der Gräfin Solar, Caſeaux, hatte mit dem Kinde in Bagnières die Blattern bekommen. Das Kind war daran geſtorben. Ein taubſtummer Knabe, den der Abbe de l'Epée verloren in Paris angetroffen und mit dem er, von menſchenfreundlichem Eifer getrieben, bis nach Toulouſe gekommen war, hatte hier Zeichen einer Bekanntſchaft mit dem Orte von ſich gegeben, ohne daß jedoch etwas Näheres darüber erklärt werden konnte. Der Abbe verfolgte die Sache, und es ergaben ſich Wahrſcheinlichkeiten, daß der junge Graf von Solar nicht geſtorben, ſondern dieſer Findling ſey, den Caſeaux auf unverzeihliche Weiſe verloren hatte. Der arme Mann kam in Unterſuchung und ſchweren Kerker, bis daß endlich nach einigen Jahren ſeine Unſchuld dargethan, und er in Freiheit geſetzt wurde. Dieſer Mann wurde hierauf aus Dankbarkeit von dem Advokaten, der gegen ihn geſtritten, zum Erben eingeſetzt, und erhielt, da jener zugleich Vormund der mittelloſen hinterlaſſenen Tochter der Gräfin von Solar wurde, die Hand derſelben. Er überlebte ſeine Gattin, und nachdem auch er nun geſtorben, meldet ſich eine ehemalige Geliebte mit einer von ihm unterzeichneten Obligation über eine erhaltene Summe von 12,000 Franken, die ſie bezahlt haben will. Man vermuthet eine Fälſchung und der an und für ſich nicht unintereſſante Prozeß gewinnt durch die Perſonen, die er betrifft, ein noch größeres Intereſſe.

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß die Geſchichte des armen und nachher reichen Caſeaux den Stoff zu einem hübſchen Drama geben könnte, das vielleicht noch wirkſamere Scenen enthielte, als das alte von Bouilly und Kotzebue.

— Paganini iſt von Marſeille nach Havre gereiſt, um, wie man ſagt, ſich nach Amerika einzuſchiffen.

— Dem. Francilla Piris hat nun auf dem italieniſchen Theater in Paris als Arſace in der Semiramis debütirt, und obgleich dieſe Partie nicht eigentlich für ſie paßte, dennoch, wie es ſcheint, gediegenen und wahren Beifall erlangt. Man ſpricht davon, daß ſie für den nächſten Winter bei dieſer Bühne engagirt werden ſoll, und die Direktoren haben ſich bewogen gefühlt, ihr für ihre ſchöne Leiſtung ein ſilbernes Dejeuner von ausgezeichneter Arbeit zum Geſchenk zu machen.

Telegraph von Deutschland.

Zum Besten der Armen

wurde am Ostermontag den 27. März von der b. Theatergesellschaft in Tölz an der Isar aufgeführt:

Mohamed Quirly,
travestirtes Lustspiel in 5 Aufzügen.

Personen:

Mohamed Quirly, ein Sammthändler; Herr Kurzmiller (der Alte.) — Heidar, ein So, so, aber doch ehrlicher Kerl, Hr. Hofmair. — Peruin, ein Teufelskerl mit schwarzen Handschuhen, Hr. G. Lettinger. — Naviste, eine alte Maskerade, D. Franz. Demmel. — Graf Astorga, Ehefrau Funke. — Ollio, ein Strohführer, Hr. F. Lettinger. — Viatura, ein verliebter Narr, Hr. Liebhard. — Valleda, ein spanischer Schuldenmacher, Hr. Lößl. — Allanza, ein verdorbener Spieler, Hr. Schneider. — Ein Hanswurst statt des Gerichtsdieners, Hr. Langenwalder. — Barkarota und Tragut, zwei Maulaufreisser, Hr. Meggendorfer und Heiter. — Viele Grießler.

Anfang um 5 Uhr Abends.

Schauplatz beim Kaffetier Radl im neuerbauten Augustini-Saal.

Wenn die Osterfeiertage von einem schönen Wetter begünstigt werden, so werden die nahliegenden Münchner und andere Nachbarn das schöne freundliche Tölz sowohl, als auch die Aufführung dieses theils komischen, theils tragischen Stückes anziehen, zumal die gothischen und römischen Malereien des Funk'schen Theaters das Spiel noch mehr verherrlichen werden.

Auch wird das Tölzerbier noch im guten Andenken seyn.

„Zum Besten der Armen.
Die Theatergesellschaft in Tölz."

Anekdoten.

Ein reicher, israelitischer Banquier ließ seinen Sohn in der Musik unterrichten und fragte eines Tages den Lehrer: „Nu, wie gaiht's, wie staiht's? Wie seyn Se zefridde mit maim Jingelche?" — Mit der Fertigkeit geht's wohl an, äußerte der Instructor, aber mit dem Takte kann er sich noch nicht befreunden, denn er spielt z. B. statt Achtel-Noten, Sechzehntel. — „Des is geschaidt von dem Jingelche," entgegnete der Vater, „äs er auskimmt mit ä Sechzhentel, warum soll er geben ä Achtel?

— Ein ziemlich lustiger Student brachte seine Zeit größtentheils im Gasthofe, zur Sonne genannt, zu; als nun ein durchreisender Freund seines Vaters nach dem Befinden des Studenten sich erkundigte, gab ihm Jemand die Auskunft: „O, der sitzt hier recht warm; denn man findet ihn den ganzen Tag in der lieben Sonne."

Allerlei.

Herr Dietz in Prag hat in Deutschland den ersten Versuch gemacht, die ursprünglich für Bouffé geschriebene Rolle des Gamin de Paris (Pariser Taugenichts) zu geben und hat darin Beifall geerntet. Wenn der Rolle ihr volles Recht geschehen, wenn sie ganz im Geiste eines ächten Pariser Gamin gegeben werden soll, so kann sie nur von einem kräftigen und dabei gewandten Darsteller des jugendlichen Faches, nicht aber von einer Darstellerin gegeben werden. Man kennt gewiß die schönste Seite der Rolle noch nicht, wenn man sie von einer Dame sah, und Jeder wird mir beistimmen, der Bouffé darin bewunderte.

— Der jüngste Tag, ob, wie und wann er kommen wird? ist wieder zu haben bei'm Bäckermeister Kalb im Fingergäßl zu München.

— Mehre Freunde des verstorbenen Kaisers Napoleon wünschen, wenn es irgend angeht, Sonnabend oder Sonntag im

Schauſpielhauſe Napoleons Anfang, Glück und Ende zu ſehen.

v. Bt...o.g Q. K. v. S. B. C.

(Leipz. Tagbl.)

— Ein kleines Mädchen, Namens Mathilde, lieferte als intereſſanten Beitrag für das Münchner Tagblatt ein Gedicht. Dieſes ſchöne Gedicht lautet:

„Das Bier iſt gut und braun von Farbe,
Es macht geſund und keine Narbe.“

Das Tagbl. fügt bei:

(Liebes Mathildchen: Das Gedicht iſt ſehr ſchön und um ſo intereſſanter, weil Sie das Bier dazu begeiſtert hat. Uebrigens macht das Bier ſchon zuweilen Narben:

„Denn, wenn man dabei niederfällt,
So iſt man wahrlich ſchlecht beſtellt.“)

— Maria von Medicis, Luſtſpiel in 4 A. von Berger, hat auf der Frankfurter Bühne ungewöhnliches Glück gemacht; man zählt es den beſſern Erzeugniſſen im Felde der feinern Comödie bei.

Gelegenheitliches.

Laube nimmt in gewohnter geiſtreicher und überzeugender Weiſe den Fürſten Pückler gegen die Rec. ſeines Semilaſſo in der Allg. Z. in Schutz, und ſpricht dabei ein zu beherzigendes Wort über unſere Philiſterei und den uns eigenthümlichen Schriftſtellerneid, von dem Engländer und Franzoſen nichts wiſſen.

* * *

Marie, das Drama, welches in Paris durch die treffliche Darſtellung, namentlich der mit der Hauptrolle betheiligten Mars ſo großen und langen Beifall erhält, iſt in Hamburg durchgefallen. Die Bearbeitung hatte Herr Marr geliefert, und Mad. Lenz ſpielte die Hauptrolle.

* * *

Die hiſtoriſche Darſtellung der Allein-Regierung Joſephs II. von D. A. J. Groß-Hoffinger erhält von Genthe im Freimüthigen großes Lob.

* * *

Herr Auguſt Kahlert, Verf. des Werkes: „Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie,“ hält jetzt in Breslau Vorleſungen über die Geſchichte der neuen deutſchen Poeſie.

* * *

Man ſchreibt: der treffliche Joſt vom Hamburger Theater werde nach Süddeutſchland reiſen. Glück auf!

* * *

Theodor Mundt iſt nach Paris gereiſt.

* * *

In der neueſten Ankündigung der Mitternachtszeitung wird endlich Laube als Verfaſſer der wichtigen Literaturblätter jener Zeitung genannt.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Fac-Simile von Börne.

2) Original-Modebild aus Paris.

Auguſt Lewald.

Die Nachtigall von Murom.

(Solowei Rasboinik.)

Erzählung

von

Wilhelm Müller.

Zweite Abtheilung.

Schon im zehnten Jahrhundert, unter der Herrschaft des ersten Wladimirs, den die Kirche den Heiligen nennt, brach aus den Steppen unweit des caspischen Meeres und von den Gebirgen der eisernen Pforte *) ein Volk über Rußland hervor — man kannte nicht seinen Ursprung, man wußte nicht, wo seine Väter ruhten — die Griechen nannten diese Unseligen Komanen, wir aber gaben ihnen den Namen Polowzi mit dem Beisatz „die Unreinen," denn fern dem Gesetz und der Sitte anderer Menschen, sättigten sie sich von den rohen Leichnamen gefallener Thiere, warmes Blut war ihr Lieblingstrank, und wie ihr Körper, war auch ihre Seele schmutzig; Grausamkeit und Raubgier belebten ihre Herzen **). Der ritterliche Wladimir mit seinen Helden schlug die Elenden und trieb sie in ihre unbekannte Behausung zurück; aber gleich dem hungrigen Raubthiere kehrten sie immer wieder in das reiche und gesegnete Rußland zurück. Als nun die Theilherrschaft begann und der Unfriede unter den Fürsten das Land schwächte, wurden

*) Die Mauer von Derbend.

**) Vielleicht sind die jetzigen Kirgisen die Nachkommen der Polowzi.

dieſe Barbaren immer mächtiger und eine Geiſel unſerm Reiche. Zudem hatten Peſt, Hungersnoth und Dürre geherrſcht im ganzen Lande. Die Ruſſen hatten den Glauben an ſich ſelbſt und die Hoffnung verloren; ſo ward es den Polowzi leicht, als ſie im Jahr des Herrn eintauſend und drei und neunzig abermals in unſere Gauen einfielen, der Beute viel zu errauben, der Grauſamkeiten aber noch mehre zu üben. Monomachs weiſer Rath, den Feinden ſich gerüſtet zu zeigen, und dann mit ihnen zu unterhandeln, wurde nicht beachtet, ſeine Worte: „Die Polowzi werden den Glanz unſrer Schwerter ſehen und dann den Frieden nicht von ſich weiſen," nicht befolgt.

Das vereinte Heer der ruſſiſchen Fürſten pflanzte ſeine Banner auf die Erdwälle von Tripol; Jom von Kiew, Wladimir Monomach und Roſtislaw waren deſſen Führer. Aber von der Uebermacht bedrängt, ſtürzten die Ruſſen in die Fluthen der vom Regen angeſchwollenen Stugna. Monomach hatte den Schmerz, ſeinen Bruder, den tapfern Roſtislaw, ertrinken zu ſehen. Vergebens war es, daß er ſich ſelbſt in die Fluthen ſtürzte; nur ſein Leben, nicht das ſeines Bruders wurde gerettet, und die unglückliche Mutter, welche den Sieger zurück erwartete, hatte den Schmerz, einen Sohn, deſſen Leben noch nicht drei und zwanzig Frühlinge zählte, auf der Todtenbahre zu ſehen. Eine zweite Schlacht wurde auf dem Feldbanne von Kiew zur Befreiung des belagerten Torſchesk gewagt, aber ſie endete wie die erſte; Swätopolk entfloh, nur von zwei Kriegern begleitet, und das unglückliche Torſchesk fiel dem Feinde anheim. Die Sieger waren zugleich Vernichter; die Stadt wurde von dem Boden Gottes vertilgt und die Bewohner als Sclaven hinweggetrieben. Ach, es war eine dunkle Trauerzeit, und ich will ſie euch mit denſelben Worten ſchildern, mit welchen der fromme Mönch des Höhlenkloſters ſie in der älteſten Urkunde über Rußlands Geſchichte beſchrieb. Neſtor, der Zeitgenoſſe dieſer Leiden, ſagt: „Die Städte veröden, in den Dörfern brennen Kirchen, Häuſer, Hütten und Scheunen. Die Bewohner hauchen unter Schwertern ihr Leben aus, oder ſie erwarten zitternd den Tod. Nackt und unbeſchuht ziehen die Gefangenen mit Ketten beladen in die unbekannten Wüſten der Barbaren und ſagen einander weinend: „Ich bin aus dieſer ruſſiſchen Stadt, ich aus jenem Dorfe." Keine Heerden, keine Roſſe ſehen wir auf unſern Weiden, die Aecker ſind mit Unkraut überwachſen und wilde Thiere hauſen da, wo ſonſt Chriſten wohnten. Niemals hat man vor unſerer Zeit in Rußland geſehen, was wir jetzt zur Strafe unſerer Sünden erſchauen und erleiden."

Unter denjenigen, welche hinausgetrieben wurden in die ſchmähliche Knechtſchaft, war auch ein Greis hoch an Jahren; an ſeiner Seite wankte eine zarte Jungfrau und ein blühender Jüngling, ihr Verlobter. Ach, die Unglücklichen hatten ſchönere Tage geſehen, ſie waren aus Murom nach Torſchesk hinüber gewandert, um unter Freunden und Bekannten das Hochzeitsfeſt zu feiern. Wie waren ſie nun ſo elend und einſt ſo glücklich; der Jüngling hoch geachtet im Schwert- und Lanzenkampf, und Anaſtaſia, mit dem Beinamen Solowei, die Krone der Jungfrauen. Auf bucharischen Teppichen wandelte ihr Fuß, Freude und Glanz umgab ihre Tage, und was ihr ſchönes Auge erblickte, war ihr hold und ergeben. Doch wandelbar iſt des Menſchen Geſchick; an demſelben Tage, wo ſie dem Geliebten zum ewigen Eigenthum angetraut werden ſollte, wurde ſie mit ihren Lieben dem gränzenloſen Elend übergeben. Aber die Liebe lindert auf Erden jedes Wehe; ein heiliges Gefühl einigte jetzt die drei Dulder wie einſt in ihres Glückes Sonnenſchein. Einer verbarg dem Andern ſeine Schmerzen, um ihn nicht zu betrüben, und Jeder litt nur, wenn er des Andern Qualen ſah. Der Fuß der Jungfrau war blutig und angeſchwollen auf dem Pfade der Verwüſtung, den ſie wandelten, da zog Igor ihr Verlobter die Baſtſchuhe ab, welche ihm das Mitleid zugeworfen, und reichte ſie der Geliebten. Dieſe nahm ſie mit innigem Danke, kniete vor dem Vater nieder, küßte die wunden Maale, welche ihm die Steine geſchnitten, bekleidete ihn mit den weichen Sohlen und freute ſich, wie er nun kräftiger dahinſchritt. Als ſie nun in der Mitte des Tages raſteten und ihnen Speiſe gereicht wurde, war derſelben ſo wenig, daß ſich kaum Einer daran erſättigen konnte. Igor reichte Anaſtaſia ſein Thränenbrod, ſie nahm es nur um es dem Vater zu geben. So darbten, hungerten, litten ſie und waren doch nicht ganz unglücklich, denn ſie waren ſchuldlos.

Da traten einige der Räuber zu der Jungfrau, zeigten ihr ein Kunſtwerk, das ſie erbeutet und fragten: Was iſt das, und was beginnt man damit? Anaſtaſia erkannte ihr Eigenthum, eine Harfe, in Griechenland verfertigt; ſie war Meiſterin auf derſelben und ihres ſchönen Geſanges wegen nannte man ſie Nachtigall. Als ſie nun die Vertraute ihrer glücklichen Vergangenheit wiederſah, drückte ſie dieſelbe wie ein belebtes Weſen an ihr Herz und begann, um Troſt und Kraft zu erflehen, ein geiſtliches Lied, denn ſie war fromm und gottesfürchtig. Heilig ſind die Töne des Geſanges, heilig die Laute, welche dem Unglück und der Unſchuld entſteigen; als ihre Wunderſtimme erklang, ward es ſtill

und ruhig um ſie her; das wilde Geräuſch, die Flüche, die Läſterungen, die Töne des Verbrechens und der Verzweiflung ſchwiegen, die Geiſel der Peiniger ruhte, und Alles drängte ſich zu ihr hin, um den wunderbaren Geſang zu hören. Ihre Laute riefen Mitleid und Erbarmen in die Bruſt der Entmenſchten; ſie ehrten von nun an hoch die Jungfrau und ließen ſie nicht mehr zu Fuße wandern, ſondern hoben ſie auf einen ſanften Zelter; aber die gute Tochter bat und flehte ſo lange, bis es ihr vergönnt wurde, dieſe Erleichterung mit dem kraftloſen Vater zu theilen. Der Ruf ihres Geſanges drang ſelbſt zu dem Anführer der Polowzi, zu dem wilden Bagur. Er ließ Anaſtaſia in ſein Zelt gebieten, und befahl ihr zu ſingen und zu ſpielen. Sie gehorchte und ſang von dem Erlöſer, wie er auf Erden gewandelt und gelitten habe. Auch Bagur empfand die Macht ihrer ſchönen Stimme: Du ſingſt gut, ſprach Bagur, aber deine Weiſe iſt traurig und beengt das Herz. Singe mir Lieder zum Lobe der Freude, der Liebe und unſerer Götter, dann will ich Dich zu meinem Weibe erheben, denn Du biſt ſchön und reizend.

Anaſtaſia trat mit Abſcheu zurück, ſie vergaß in ihrem verletzten Gefühle die Macht des Gewaltigen und antwortete ſtolz: Dein Weib, Heide, kann ich nicht werden, denn ich bin ſchon einem Chriſten verſprochen; deine falſchen Götter kann ich nicht loben, denn ich verabſcheue ſie, und andere Lieder, als die zum Ruhme meines Glaubens, kommen nicht über meine Lippen.

Furchtbar, wie ein gereiztes Unthier, fuhr Bagur von ſeinem Sitze empor, und ſeine Stimme bebte im höchſten Zorne: Vermeſſene, die Du es wagſt, mir zu widerſtreben, vor dem Tauſende und wieder Tauſende im Staube liegen! Mein Weib ſollſt Du nicht werden, ich will mich nicht zu der Sclavin erniedrigen, aber gehorchen ſollſt Du meinem Gebote, abſchwören deinen Glauben, anerkennen unſere Götter und ſingen ſollſt Du in deinem tiefſten Schmerze, wenn dein Herz verblutet, frohe Lieder, oder Du und dein Erzeuger und dein Buhle ſterben ehe die Sonne achtmal wiederkehret.

Auf den Wink des Unmenſchen ward ſie hinausgeſchleppt und gemartert und gefoltert; bei jeder neuen Qual wurde ſie gefragt: Willſt Du abſchwören deinen Glauben und anerkennen unſere Götter? Aber wie ſie auch litt und duldete, ſie blieb ſtandhaft und betete in gebrochenen Tönen zu dem Herrn. Doch am dritten Tage, als ſie ihrem zarten mit Wunden bedeckten Körper keine Pein mehr anthun konnten, ſchleiften ſie ihren Vater herbei und begannen ihm zu thun, wie ſie ihr gethan, ihn zu martern, wie ſie ſie gemartert hatten.

Da, als des Greises Wimmern an ihr Ohr schlug, als sie des Vaters Blut fließen und sein weißes Haar beflecken sah, brach ihr Muth, schwand ihre Entschlossenheit und sie stammelte: Haltet ein! ich will entsagen meinem Gotte und anbeten eure Götzen!

Die Unglückselige, die jetzt denjenigen verläugnete, von dem sie Trost und Gnade erhalten seit der Stunde ihrer Geburt, wurde hinausgeführt auf einen Anger, wo sich ein häßliches, riesenhaftes Steingebild erhob. Es war mit Menschenblut gefärbt und lebendige Schlangen wanden sich an demselben empor und nisteten in der Höhle, welche die Stelle des Herzens vertrat. So roh und schlecht die Steingestalt geformt war, so schrecklich und schaudererregend war sie anzuschauen, und noch jetzt fühlt der Wanderer kaltes Grauen, wenn er in der nördlichen Steppe des Kaukasus an den Ufern des Dongusle, Jei und Jegorlik diese verzerrten Bilder erblickt. Die Götzenpriester sprachen zu der Unglücklichen: Knie nieder vor Diesem und bete an; er ist der Mächtigste der Niegeborenen, denn er erzeugt das Böse und ihm gehorchen alle Wesen. — Und Anastasia kniete nieder und schwur mit furchtbaren, sündebeladenen Worten ihren Glauben, ihren Gott ab, gelobte nimmer und nimmer zu ihm zurückzukehren, und betete dann jenes Unbild an, welches seine Anhänger selbst das Verbrechen nannten. Es waren nur Laute, ihr Herz bejahte nicht, was ihre Zunge sprach, dennoch übte sie schwere Sünde, daß sie nicht standhaft blieb in der Stunde der Prüfung. Als nun der Frevel vollzogen war, wollte die Verarmte von dannen wanken. Aber der Ruf Bagur's hielt sie zurück. Seine Stimme brach jetzt nicht mehr im wilden Zorne, er lächelte, aber dieses Lächeln war entsetzlicher als seine Wuth. Deine Buße, sprach er, ist noch nicht geendet. Diesem Gotte gehört ein Opfer, um deinen Bund mit ihm zu befestigen. Wähle, ob dein Vater oder dein Buhle ihm geschlachtet werden soll. Binnen drei Tagen muß dein Entschluß bestimmen, wer das Opfer seyn soll, und du singst, während es verblutet, deinem neuen Glauben zu Ehren frohe freuderauschende Lieder. Und so Du nicht thust, wie ich geboten, sterben Beide, Vater und Buhle Dir.

Da ward es Nacht in dem Herzen der Unglücklichen; sie hatte ihre Seligkeit eingesetzt und verloren; durch ihren Meineid hatte sie nur den Sündensold, den das Verbrechen zahlt, erhalten; an die Ferse der Schuld heftete sich die Strafe! Die drei Tage, welche sie durchathmete, waren der Hölle entstiegen, ihre Qual faßt kein Gedanke, spricht nicht des Menschen Zunge aus. Sie hatte keinen Glauben, keine Hoffnung;

ſie durfte nicht mehr beten zu Demjenigen, den ſie verläugnet hatte. Da waren endlich in furchtbaren, nicht endenden Ewigkeiten zwei Tage verfloſſen. Polowziſche Weiber traten in ihren Kerker; ſie hatten Mitleid mit der Verlaſſenen, ſie weinten mit ihr und ſprachen: Das Leben iſt ſchön, deines Vaters letzte Tage hat das Alter ſchon gezählt, darum laß ihn opfern, ſo kannſt Du noch lange Jahre mit dem Geliebten glücklich leben.

Anaſtaſia ſtarrte die ſeelenarmen Tröſterinnen an. Glücklich leben? ſchauderte ſie; athmen noch auf Erden, nachdem das Blut des Vaters durch mich vergoſſen worden! —

So liebſt Du den Verlobten nicht? forſchten die Weiber.

Ob ich ihn liebe, entgegnete die Duldende, und ihr Blick hob ſich noch einmal empor zu dem Himmel, der ihr verſchloſſen war. Von Angſt, von Sehnſucht und Wechſelkampf überwältigt, ſank ſie nieder zu den Füßen der Heidinnen und flehte: Alles, warum ich bettle, iſt, laßt mich ihn noch einmal ſehen.

Die Weiber gingen und kehrten bald mit der Antwort der Götzenprieſter zurück, daß es Anaſtaſia erlaubt ſey, Igor's Kerker zu betreten. Sie geleiteten die Unglückliche ſelbſt zu dem Schmerz des Wiederſehens. Anaſtaſia lag an Igor's Herzen und klagte: Ich habe ihn verläugnet, deſſen Eigenthum ich immerdar geweſen; er hörte die Frevelworte meines Mundes, aber er ſah auch mein Herz und meine Seele. Kannſt Du mir vergeben?

Igor antwortete der Schwergeprüften: Ich vergebe Dir, wie Gott Dir verzeihen wird.

Und feſter ſah Anaſtaſia dem Geliebten ins Auge und ihre Stimme zitterte faſt tonlos, als ſie die Worte ſprach: Wenn ich Dir ein großes, ein übermenſchliches Opfer bringe, wirſt Du mich auch jenſeits lieben?

Und Igor drückte die Bebende an ſich und erwiderte: So ich Dich recht verſtehe, ſo ich nun weiß, welch ein ſchweres Opfer Du mir bringſt, werd' ich Dich dort wie hier lieben.

Da jauchzten die Weiber und Kerkerknechte; nach dieſer Unterredung glaubten ſie Igor gerettet, ſeine Jugend, ſeine Schönheit hatte ihm das Mitleid Aller erworben. Igor aber hatte die Geliebte anders verſtanden, er betete ſeit dieſer Zeit viel und bereitete ſich zum Tode.

Jetzt war der ſchreckliche Tag angebrochen; an dem blutigen Steine ſtand der Opferprieſter und harrte ſeiner Beute. Greis und Jüngling wurden herbeigeführt und das Volk wogte und drängte ſich, um die Entſcheidung mit anzuſchauen. Von der andern Seite brachten ſie die

bleiche Anaſtaſia, ſetzten ſie dem gräßlichen Heerd gegenüber, legten ihr die Harfe in die Arme, und der Blutprieſter ſchwang den Stahl und fragte: Wen ſoll ich opfern? Der Greis hob ſeine Arme gegen ſeine Tochter und flehte: Kind, die Stunde meines Todes iſt nach den ewigen Geſetzen der Natur nahe; ich habe der Trübſale viel im Leben erduldet, laß mich Dich ſegnen und mit dem Gebet für dein Wohl ſterben und vor Gott treten. Anaſtaſia antwortete nicht, ſie ſchritt auf den Verlobten zu, der ruhig, furchtlos, faſt heiter da ſtand, und der nur bei dem Schmerze der Geliebten zu leiden ſchien; ſie küßte ihm den Stern des Auges, küßte ihm die Hände, die Füße und ſprach gefaßt: Dieſen opfert, damit der Vater lebe und ich nicht noch einmal frevle an dem Gebote des Herrn. Alſobald griff ſie in die Harfe und begann ein frohes Lied, die Worte waren die der Freude, aber die Weiſe war furchtbar und wie auf Erden nie gehört. Das Blut des Verlobten rauſchte empor, aber nur durch ihre Glieder zuckte es, ihr Geſang verſtummte nicht. Der Vater kniete am Boden, er hatte die Arme gen Himmel gehoben und betete, aber mitten in dem Gebete brach er zuſammen und war todt. Anaſtaſia's trocknes Auge ſah den Leichnam, aber ſie ſang fort, immer grauenvoller, Hoffnung und Leben vernichtend; es waren nicht mehr menſchliche Töne, es waren Laute der Ungeborenen, welche von ihren Lippen tönten. Das Entſetzen ergriff Bagur und das Volk, Alle riefen: Ende, ende deinen Geſang, denn er tödtet uns! Aber ſie ſchwieg nicht. Wie von ihr emporgerufen begann der Sturm zu heulen, der Donner zu rollen; aber lauter als die Empörung der Natur hallte ihr ſchrecklicher Geſang. Nun erzitterte Alles umher, eine Erſcheinung, wie ſie unſer Land faſt nicht kennt, begab ſich. Die Erde bebte, die Tiefen öffneten ſich, das rieſige Götzenbild ſtürzte nieder und erſchlug den Frevler Bagur auf ſeinem Thronſitze, erſchlug die betenden Götzenprieſter; die Menſchenſtätte brach zuſammen und deckte mit ihren Grabestrümmern alles Volk umher. — Anaſtaſia ſang! Die Bäume entwurzelten und überwölbten mit ihrem grünen Laube die Leichname des Vaters und des Geliebten; jetzt erſt änderte ſich der Geſang, die Tod und Verderben rufenden Töne wurden zu einer ſanften Klage, doch in demſelben Augenblicke wurde auch ſie von den ſtürzenden Waldſäulen begraben, aber noch aus der Tiefe tönte Geſang und Lied. Das Land war nun eine Wüſte vom Erdbeben zerſtört; zwiſchen den Schutt- und Trümmerhaufen erhoben ſich drei grüne Laubhügel, wie wir ſie auf öden einſamen Landwegen auch jetzt noch oft finden, wenn unter ihnen Verunglückte und Erſchlagene unbe-

graben modern. Auf dem einen dieſer Hügel ſaß ein kleiner Vogel und ſang ſo ſchmerzreich als ſchön; das iſt die Nachtigall von Murom! *)

Und wie damals vor Jahrhunderten, ſingt ſie noch, und wie damals ruft ſie jetzt noch Tod, Verrath und Verderben empor. Der Wanderer, der das Mißgeſchick hat, ihre Töne zu hören, fühlt ſeinen Fuß gebannt und ein unausſprechliches Weh in ſeiner Bruſt erwachen, das ihn tödtet, noch ehe der Geſang endet; weßhalb ſie auch Solowei Rasboinik genannt wird. Wer aber ihre Laute überlebt, den trifft Unglück, Verrath und tiefer Seelenſchmerz; ſelten lächelt ihm wieder ein Glück auf Erden.

Aber es iſt bereits ſpät, unterbrach Eucharius ſich ſelbſt. Mich ruft die Stunde des Gebetes. Der Herr ſey mit euch auf allen euren Wegen. Er gab ſeinen Beichtkindern den Segen und wanderte langſam von dannen. Ob die Erzählung wohl wahr mag ſeyn? ſprach die alte Martha. Geſchwätz, entgegnete ein Bauer, der in Petersburg gedient hatte; ſpricht nicht auch die Sage, daß es an jedem Johannestage donnert und war nicht der Tag heiter und ſturmfrei? — Es iſt noch nicht Mitternacht, hauchte eine dumpfe Stimme, wahrſcheinlich gehörte ſie Alexander, aber es klang ſo fremdartig, als wäre es eine Warnung aus unbekannter Bruſt, und als wollte die Natur ſelbſt die Antwort geben, rollte es in der Ferne. — Horch, es donnert! rief furchtſam Maſchinka. — Nicht doch, entgegnete der vorige Zweifler, es ſind wahrſcheinlich die Feſtſchüſſe, welche vom Herrenhofe erſchallen. — Unſer Herr, erwiderte Martha, verlebte ſeine Jugendzeit in dem leichtſinnigen Frankreich, er denkt nicht mehr an die Sitte der Väter, den heiligen Tag zu ehren; auch feiert man dieſen Tag in dem rechtgläubigen Rußland ſtill und ruhig, nicht wie die Tſchuchni und Eſthen in Saus und Braus, wo die Pechtonnen die ganze Nacht durch leuchten und praſſeln, der Dudelſack immerdar lärmt, und im Rauſch und wilder Erregung manches Unheil geſchieht. — Es donnert wirklich, rief Wanuſchka aufhorchend, aber das Gewitter bleibt fern. — Und auch die Nachtigall ſingt nicht mehr, flüſterte leiſe Roſa, mir iſt ſo bang, ich kann des Gedankens an Anaſtaſia nicht ledig werden. — Ich auch nicht, verſetzte Martha, und warf einen Blick auf Alexander, der tief in ſich geſunken, theilnahmlos da ſaß; ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht Einer in unſern Reihen ſitzt, der die Nachtigall von Murom wirklich gehört hat.

Alexander fuhr empor, als wäre er beim Namen gerufen. Was

*) Von dem Ufer der St. Oka bis zum Ausfluſſe der Wolga hat ſich die Volksſage von dieſer ſchrecklichen Nachtigall verbreitet.

ſprecht Ihr, grollte er verſtört, iſt es doch ſchon lange her, daß ſie mich rief.

Ein Laut des Staunens brach aus jeder Bruſt hervor. Alexander! Du? Du haſt die Nachtigall von Murom gehört?

Ja, wiederholte er langſam mit tiefer Stimme, ich habe ſie gehört. Und wie Jedem, der ihren Geſang vernommen, brachte ſie auch mir Unglück, Verrath und ein zerſtörtes Lebensglück!

Alexander! rief Roſa tief bewegt.

Schweig, Treuloſe! rief er mit wirrem Blicke, Du haſt den Schwur gebrochen, Du den Verrath geübt.

Ich? ſtammelte Roſa, kaum des Lautes fähig.

Alexander ſah den Schrecken rings umher, er faßte ſich, griff an die bleiche Stirn und ſprach: Mein Kopf! die Wunden, welche mir einſt die Türken ſchlugen, brennen wieder ſo heftig. O mir iſt, als würde mir leichter ſeyn, wenn ſie ſich wieder öffneten und ich mein Blut abermals fließen ſehen könnte. Er ſtreckte Roſa die Hand entgegen; es war das erſtemal, daß er die ihrige ergriff, und ſanfter als gewöhnlich rief er: Vergib mir, Roſa; Deine Züge, Deine Blicke, Deine Augen verwirrten den Geiſt eines Unglücklichen: ich bin Dein Landsmann!

Du, rief Roſa freudig, Du ein Koſak?

Oder ich war es vielmehr, fuhr Alexander fort, denn ich habe meinem Stamme entſagt.

Entſagt? wiederholte Roſa ſtaunend, wie kann ein Koſak ſeinem Volke entſagen?

Dennoch that ich es, antwortete der Jüngling, und hatte ein heiliges Recht dazu. Sieh, als ich noch lebte unter meinen Brüdern, war Alt-Tſcherkask noch nicht verödet, und nur wenige Koſaken waren erſt nach Neu-Tſcherkask übergeſiedelt. Wir kannten die Eigenthümlichkeit des Fluſſes und waren ſtolz darauf. Wie der Krieger des Dons einzig, unvergleichbar unter allen Völkern der Ruſſen daſteht, ſo erhob ſich auch Tſcherkask, keiner Stadt des Reichs ähnlich. Acht Wochen im Jahre ſtand die Stätte der Väter unter Waſſer, und nur die Dächer, Kirchenthürme und Giebelſtöcke ſahen wie freundliche Inſeln aus den Fluten hervor. Auf Kähnen mußte man den nahen Nachbar beſuchen, wenn das Waſſer ſeine größte Höhe erreicht hatte. In der Mitte der Straße waren hohe Moſti erbaut, auf welchen man wanderte, wenn das Waſſer noch nicht ganz geſtiegen, oder wenn es bereits wieder im Fallen war; von dieſen Brücken führten andere kleinere zu jeder einzelnen Wohnung.

Auf hohen Pfählen ſtanden die Häuſer, unter welchen nach der Ueberſchwemmung das grüne Gras üppig emporſchoß, die Roſſe ſich tummelten und das Vieh weidete. Dieſer Wechſel, dieſe Erwartung, dieſe Stürme, dieſe Ruhe, waren ſie nicht ein Bild unſers Lebens, das den Donbewohner ſchon in der Geburt zum Krieger, zum Vertheidiger des Landes weiht?

An dem Tage, wo mich die Wehmutter dem Vater überreichte, war doppelte Freude in unſerm Hauſe, denn ſein Lieblingspferd, welches ihn in ſo mancher Schlacht getragen, hatte zu derſelben Stunde einen Fohlen geworfen. Kind und Roß wurden wie Brüder gemeinſchaftlich erzogen. Ich kroch im Stalle umher, und das lichtbraune Pferdchen ſpielte mit mir in der Stube; kraftvoll gedieh ich bei der Stutenmilch und lernte früher reiten als gehen. Aber keines der Roſſe trug mich ſo leicht, ſo ſicher durch Steppen und Wälder, als mein Milchbruder Kaſchka. Er gehorchte meinem Rufe, ließ ſich nur von mir beſteigen und war mein treuer Gefährte zu jeder Zeit. Doch ſchneller geht das Leben des edlen Thieres zu Ende, denn des Menſchen; als ich zu fühlen, zu empfinden begann, war Kaſchka bereits alt und genoß das Gnadenbrod. Meinem Hauſe gegenüber wohnte ein alter Steppenreiter mit ſeiner Tochter; ich habe keinen Namen für Beide und will daher ihn den alten Koſaken, ſie — Alexanders Geſicht verzerrte ſich zum bittern Hohne — die Treue nennen. Der Alte war ein Mann wie aus Stahl und Eiſen geſchmiedet, er hatte ſich mit den Abaſen, mit den Türken, mit den Perſern, mit den Franzoſen umhergeſchlagen. Er machte dem lieben Gott ſeine drei Kreuze, aber dem Teufel wäre er nicht ein Haar breit gewichen, und gegen jede Gefahr hatte er das ruſſiſche Lieblingswort „ne bos“ *) bereit. Seine Tochter war ein herrliches Mädchen, die Krone der Schönheit in Tſcherkask. — Sie lauſchte meinen Liedern, wenn ich in den einſamen Abendſtunden auf der Bank vor meinem Hauſe ſaß. Sie neigte ſo freundlich das Köpfchen, wenn ich ihr begegnete; ihr Schritt wurde langſamer, wenn ſie mich in ihrer Nähe gewahrte, ſie lächelte mir den Morgengruß zu, und wenn ich am Ende des Tages mein Kreuz vor dem Heiligenbilde ſchlug, ging ich mit ihrem Bilde im Herzen zur Ruhe. Wir wurden vertrauter; ſie ſtand nicht mehr fern von mir wenn ich ſang, ſondern ſaß an meiner Seite und horchte theilnehmend auf das Lied des Bogatirs, den die Liebe in die Wüſten des Geiſterreichs getrieben hatte. Auch der Vater war mir gut, auch er lächelte

*) Fürchte nicht.

behaglich bei den Heldenſagen des Dmitri Donskoy. Doch war ich arm, er reich und hatte im Keller, ſtatt Grütze und Mehl, Gold und Silber in ſeinen Töpfen; ich wagte daher meiner Liebe keine Worte zu geben, und dennoch that es mir Hoffnungsloſen wohl, wenn auf der Wieſe beim Lanzenſpiele ihr Auge nur mich ſuchte, wenn ſie erbleichte in dem Augenblicke, wo ich mich unter des Roſſes Hufe warf; wenn ſie bei den Luſtfahrten auf dem Don nur von mir gerudert ſeyn wollte, und dann zum Dank für meine Anſtrengung mir die volle Kowſchik mit Waſſer ins Geſicht goß und zuletzt, wenn ſie den ganzen Tag muthwillig und neckend geweſen, am Abend ſanft und ernſt wurde, als könne die Trennung einer Nacht uns von einander fernen. Ach, ſie ahnete Wahrheit, eine Stunde, ein Augenblick vermag in des Menſchen Herzen, in ſeinem Schickſale Alles umzuwandeln. — Eines Tages, als ich unter dem Hauſe der Geliebten ſtand, gewahrte ich, wie die Balken, worauf es ruhte, bereits morſch und alt waren. Ich rief den Vater herbei. Alterchen, ſprach ich, hier iſt Gefahr, wenn der Don wieder in unſern Kammern ſpült und mit ihm ein Sturm heranzieht, halten dieſe Pfähle nicht mehr. Ne bos, antwortete er ruhig, dieß Holz iſt aus der Väter Zeiten und ſtürzt ſo leicht nicht. Mächtige Schneemaſſen waren in dieſem Jahre gefallen, die Ueberſchwemmung konnte wahrſcheinlich ſtark werden; dennoch wagte ich nicht gegen die Anſicht des Greiſes eine Meinung zu hegen, und ſo blieb das Haus ungeſtützt. — Eines Morgens, als ich noch von der Geliebten träumte, klapperte etwas ſchwerfällig die Treppe heran, ich blickte von meiner Narä nieder, Kaſchka war aus dem Stalle in die Stube geſtiegen und wieherte mir freudig entgegen. Etwas Sonderbares mußte geſchehen ſeyn, was das alte Roß zu mir hinaufgetrieben hatte. Ich blickte durch das Fenſter, da wogte das Waſſer auf den Straßen, der Wind heulte und ſtürmte von dem aſowiſchen Meerbuſen heran; mit jedem Augenblick ſtieg die Springflut höher und die Ueberſchwemmung, welche ſonſt nur langſam beginnt, wurde durch die Rieſenmaſſen, welche der Sturm heranziſchte, gedankenſchnell herbeigeführt. Eben fuhr der alte Koſak mit ſeinen Dienern in einem Kahne vorüber. Ne bos, rief er, wir wollen die Roſſe in Sicherheit bringen. Meine Tochter, die faule Dirne, ſchläft noch. Ich eilte hinab, um wo möglich noch nach meinem Stalle zu gelangen und die Pferde loszubinden; aber die Wellen ſchlugen mir entgegen, doch konnte ich noch gewahren, daß der Stall leer war; die klugen Thiere hatten ſich ſelbſt losgeriſſen und waren den Hügel hinan geeilt, nur Kaſchka war mir treu geblieben. Als ich nun wieder in die

Oberſtube zurückkehrte und in die ſchwellenden Fluten hinab und zu dem grau bewölkten Himmel, von dem jetzt der Regen in furchtbaren Strömen niederſtürzte, hinaufblickte, ſchien es mir, als ob das Haus gegenüber erzittere. Täuſchung! die Nebelhülle des dunkeln Tages und unmännliche Furcht hatte mich geäfft. Aber da dröhnte es dumpf, da krachte es furchtbar, die Balken hatten ſich wirklich geſenkt — es war kein Sinnentrug. Das Haus bebte und drohte, von der ganzen Kraft des Sturmes angefallen, jeden Augenblick zuſammenzubrechen. An dem Fenſter erſchien die Geliebte, bleich, von Todesangſt erfaßt. Sie ſtreckte ihre Arme nach mir aus, ſie rief — ich konnte ihre Worte nicht vernehmen, aber ich ſah, was ſie litt, ich ſah, wie nahe ihr der Verderber war. Höher ſtiegen die Wogen, wilder heulte der Sturm und tiefer und tiefer ſenkte ſich das Gebäude. Kein Kahn, kein Floß, kein rettender Menſch außer mir in der Nähe. Die Zeit drängte, nahe war der Augenblick, wo Alles zuſammenſchmettern und die Unglückliche einem doppelten Tode verfallen mußte. Ich faßte den Entſchluß der Verzweiflung. Ein Koſak kann nur auf ſeinem Pferde ſchwimmen; ich beſtieg das alte treue Thier — es küßte freudig meine Hand, als es mich auf ſeinem Rücken fühlte — und trieb es durch das Fenſter in die Wellen. Einige Augenblicke war es, als ob die Gefahr dem Thiere neue Kräfte mittheilte, raſch ſchwamm es durch die Fluten, ungefährdet erreichte ich die Mitte der Straße, wo Kaſchka noch feſt auf der Moſta fußen konnte. Jetzt aber war die Kraft gebrochen und die Gefahr immer dringender; das Pferd ſank; arbeitete ſich wieder empor und ſank abermals; doch in der Tiefe hörte ich den Angſtruf der Hilfloſen und ſtieß und ſchlug das treue Thier, bis es keuchend und ſchnaubend ſich wieder hob und endlich das Haus erreichte. Die Geliebte ſtürzte in meine Arme, ich mußte eilen, von dem Unheil drohenden Hauſe zu kommen; keine Raſt, keine Erholung konnte ich dem Roſſe gönnen, und die Laſt war nun doppelt. Das Pferd keuchte, wie ich es auch ſchlug und peinigte, es duldete, aber machte keine Anſtrengung mehr, gegen das Unmögliche zu kämpfen, doch der Drang der Wogen und des Sturmes ſchleuderte uns ſelbſt an das jenſeitige Ufer. Schon war ich meinem Hauſe nahe, als Kaſchka abermals ſank. Mit der letzten Anſtrengung der Kraft und der Verzweiflung hob ich die Geliebte empor, ſie gewann das Fenſterbret, ſie war gerettet und reichte mir nun ihre Hand entgegen, um mich an ſich zu ziehen. Mein armes Roß, von der Hälfte der Bürde befreit, begann wieder Lebenskraft zu zeigen; ich faßte es bei der Mähne, um es mit mir zugleich zu retten. Doch auch

meine Kraft war gebrochen, das Pferd zog mich nieder. — Laß die Mähne, laß das Thier ſinken, rief die Jungfrau eifrig. Dieß waren die erſten Worte der Geliebten, welche mir wehthaten. Feſter umwand meine Hand das Haar des Roſſes; Schmach, Sünde ſchien es mir, das treue Thier zu opfern. Aber jetzt ſauste und krachte es jenſeits furchtbar, das Haus ſtürzte zuſammen, ſeine Trümmer ſchlugen in die Fluten, der Giebelbalken ſtreifte mein Gewand, riß mich von dem Pferde; bewußtlos umfaßte meine Hand das Fenſterkreuz; auch meine Wohnung bebte von dem mächtigen Falle, und als es ruhiger wurde, ſah ich den Leichnam meines Kaſchka mit zerſchmettertem Schädel zwiſchen den Trümmern umherſchwimmen. Es iſt eine Schande, aber ich will ſie euch bekennen, ich habe geweint um das Thier; die Treue iſt ſo ſelten auf Erden und wohnt nicht mehr in des Menſchen Bruſt! Der alte Koſak drückte mir herzhaft die Hand, als er ſeine Tochter gerettet ſah. Dießmal, ſprach er, iſt der Milchbart klüger geweſen als der Graukopf. Da ich ihm aber die wüſte Stelle ſeines Hauſes zeigte, lächelte er liſtig: Ne bos, Brüderchen, flüſterte er zufrieden, im Herbſt ſteht mein Haus ſchon wieder ſchöner und feſter als vorher, denn die Geldtöpfe ſind geborgen. Die Geliebte aber barg nicht mehr ihre Empfindungen; ſie war mein Eigenthum geworden, oder ich vielmehr das ihrige. Sie belauſchte meine Worte, meine Blicke, ich mußte ihr von jedem Schritte Rechenſchaft geben; ich fügte mich gern in dieſe Knechtſchaft, denn die Liebe ſchmiedete meine Feſſeln, doch wagte ich immer nicht, nach der Sitte des Landes, vor den Vater zu treten und die Tochter in mein Haus zu fordern, denn ſein Betragen gegen mich war ſeit einiger Zeit kälter geworden.

Nun wurde ich aber eines Sonntags am Morgen zu ihm gerufen. Die Stube war bereits feſtlich geſchmückt, um den Obros glänzten neue Silbertafeln, Bänke und Stühle waren mit bunten Decken belegt; auf dem Tiſche ſtand Salz, Brod und Brantwein. Die Geliebte ſelbſt war mit dem herrlichen Hals- und Ohrenſchmuck ihrer Vorältern behangen; ſie war ſo ſchön, ſo lieb und dennoch ſo ernſt, daß ſie mir faſt wie eine Fremde vorkam. Der Alte blickte mich finſter an und brummte: Ich habe mehr Rubel als Du Kopeken aufzuzählen, es iſt daher eine Schande, daß ich ſelbſt mein Mädchen einem Menſchen anbieten muß, der weiter nichts gethan, als daß er es aus dem Waſſer gezogen, dennoch thu' ich es. Die Dirne iſt Deine Braut, Du ihr verlobter Herr. Und ſo Du Dich nun weigerſt mit mir auf das Wohl einer glücklichen Nachkommenſchaft zu trinken, bekommſt Du noch vor der Hochzeit Schläge von Deinem Schwie-

gervater, denn hätteſt Du nach meinem Paſlowik „Ne bos“ gehandelt, könnte ich ſchon Enkel wiegen. —

Wie glücklich war ich! ich küßte dem biedern Alten Hand und Bart, ich lag an dem Herzen meiner Braut. Aus dem Nebenzimmer traten Nachbarn und Freunde, an ihrer Spitze der Pope mit dem Heiligenbilde, uns entgegen; wir küßten zugleich das Bild der heiligen Olga und waren ſomit verlobt. Die Gäſte gaben uns jetzt ihre Geſchenke und zogen uns dann in das Nebenzimmer, wo die ausgeſtellte reiche Mitgabe geſchätzt und bewundert wurde, dann ging es zu der wohlbeſetzten Tafel, wo wir den Ehrenſitz erhielten. Drei Tage dauerte die fröhliche Schmauſerei, bei der wir zwar zugegen, an der wir aber nicht Theil nehmen durften. Es war beſchloſſen, daß ich nach meiner Rückkehr — denn ich war unter den Aufgerufenen, welche die Schutzwache der kaukaſiſchen Linie ablöſen ſollten — die Braut als Hausfrau heimführen ſollte. Ich ſchied von ihr mit Schmerz aber gläubig und vertrauend. Sie aber weinte ſehr, meinte, die Mädchen in Tſcherkaſſen wären ungleich ſchöner als die Koſakenjungfrauen, und ich würde ſie bald vergeſſen. Sie ſchalt mich einen Treuloſen und Verräther und machte mir Vorwürfe, daß ich bei dem Tode meines Pferdes geweint, bei unſerer Trennung aber keine Zähre hatte. Dieſes Grollen, dieſes Zürnen machte mir die Verlobte noch lieber, denn ich glaubte in dieſen ungerechten Vorwürfen die Größe ihrer Liebe zu erkennen. Als ich das Roß beſtieg, lag ſie leblos in den Armen der Weiber. Gott hörte meinen Schwur: ihr Treue und Liebe fleckenlos zu bewahren. Durch die nachziehenden Kampfbrüder empfing ich oft Gruß und Kunde von ihr. Einſt erhielt ich von ihr die Nachricht: wie ſie an einem dunkeln Abend allein in ihrer Kammer geſeſſen und nur an mich gedacht, da wären plötzlich an meiner Balalaika alle Saiten geſprungen; nun behauptete ſie, ich müßte ihr zu derſelben Stunde treulos geworden ſeyn. Zu der Zeit aber, wo dieſes geſchehen war, kämpfte ich gegen die wilden Bergräuber und mein Blut floß aus mehren Wunden. Dennoch war mir grauenhaft dieſe unheimliche Seelenwarnung; anders löste ſie aber das Schickſal als der Menſchengedanke. So war über ein halbes Jahr verfloſſen, der Winter kam, er machte den Krieg in dieſer Gegend unmöglich, auch waren die Kaukaſier geſchlagen und wagten ſich nicht aus ihren Höhlen und Klüften hervor. Da ſprach der Koſchewoi Attamann: Alexander, reite in Gottesnamen heim und freie Deine Braut. Am andern Morgen zäumte ich mein Roß und ritt von dannen mit noch einem Gefährten, der ſein krankes Weib beſuchen wollte. An

dem vorletzten Tage unſerer Reiſe vermochten die müden Pferde nicht mehr ein Obdach zu erreichen; wir mußten raſten im dichten Walde; die Kälte war ſtärker geworden; der Wald mit ſeinen ſchneebeladenen Bäumen ſchützte nur wenig vor der eiſigen Luft, die erſtarrend durch unſere Glieder ſchnitt. Wir hüllten uns in die tſcherkaſſiſchen Burki *) und lagerten uns zur Ruhe. Trotz der Müdigkeit floh der Schlaf unſer Auge; ſo nahe der Heimath und dennoch ſo verlaſſen; unſer Sinnen war ernſt und finſter; nur in einzelnen Worten tauſchten wir unſere Gefühle. Mein Gefährte dachte des kranken Weibes, ich der harrenden Braut. Im Begriff endlich zu entſchlummern, klang mit einem Mal ein ſanfter, weicher Ton auf uns nieder. Wir fuhren empor, eine Nachtigall ſchlug ſo innig, ſo herzgewinnend, als wäre ſie nur Seele nicht Körper. Eine Nachtigall in dieſer lebensarmen Oede, eine Nachtigall in des Winters Strenge.

Was iſt das? rief ich; mein Gefährte, ſonderbar bewegt, antwortete. Das iſt die unheimliche Sängerin des Landes, das iſt die Nachtigall von Murom. Was kann ſie uns künden? forſchte ich. Mein Gefährte erwiderte beklommen: Tod, Gefahr, Verbrechen, kündet ſie an, wenn ihre Klage über einer Menſchenbruſt tönt. Laß uns beten für mein krankes Weib, die vielleicht jetzt den Tod erleidet. Laß uns auch beten für uns, damit der Verſucher ferne bleibe. Und als wir ſo beteten mit beklommenem Herzen, ſang die Nachtigall immer lauter und endete endlich mit einem ſchneidenden Wehlaute. Jetzt herrſchte um uns wiederum das todte Schweigen; mein Gefährte ſtreckte ſich wieder nieder und zog die Brantweinflaſche hervor. Trinke nicht, ſprach ich beſorgt, die Kälte iſt heftig und es iſt nicht gut zu dieſer Jahreszeit in der Nacht Brantwein zu trinken. Er ſah mich bedeutend an und entgegnete, wer weiß, ob es nicht *jetzt* gerade wohlgethan iſt, Brantwein zu trinken. Er leerte nun die Flaſche bis auf den letzten Tropfen, kreuzigte ſich und war alſobald entſchlafen. Ich hörte ihn laut und ſtark athmen; über mich kam nur erſt ſpät der Schlaf, aber er blieb unruhig, und verworrene, häßliche Träume ängſtigten mich. Als ich am Morgen erwachte, war ich von der ſchneidenden Kälte kaum meiner Glieder Herr. Ich richtete mich empor und hörte nicht mehr den Athem des Waffenbruders. Schon glaubte ich, er ſey vor mir erwacht, aber da lag er noch in ſeiner Burka, wie er am Abend ſich hingeſtreckt hatte. Ich wollte ihn wecken, da ſchauerte mich ein weißer, blutleerer Leich-

*) Burka, Filzmantel.

nam an; der Unglückliche war erfroren, der Genuß des Brantweins hatte ihm in der Kälte den Tod gegeben. „Die Nachtigall von Murom,“ rief es in mir, und eine finstere Ahnung, daß auch mein Weh nicht ferne sey, kam über mich. Wie es mich nun auch hinzog zu der Heimatsstätte, so konnte ich doch die Hülle des Kampfgenossen nicht unbeerdigt lassen. Eines Kriegers Grab ist bald gemacht; im Schnee scharrte ich mit meinem Säbel eine Gruft, legte den Ruhigen in das weiße Bette und deckte ihn mit Tannenzweigen zu. Jetzt erst, nachdem ich dieß vollbracht, bemerkte ich, daß unsere Rosse nicht bei uns geblieben, die Kälte oder die Witterung eines Raubthieres, hatte sie verscheucht. Sie mußten weit entfernt seyn, denn auf meinen Ruf und meine Pfeife kehrten sie nicht zurück. Ich mußte zu Fuße weiter wandern; die Bewegung gab meinem Körper Lebenswärme und Kraft wieder, je näher ich der Heimat kam, desto schneller wurde mein Schritt. Jetzt begrüßten mich schon die Töne unserer Kirchenglocken; sie klangen so festlich, so froh; sie riefen mich heim mit ihren wohlbekannten Lauten. Nun betrat ich die Straßen der Stadt; sie waren leer, einige alte Mütterchen standen an der Thüre und staunten mich wie ein Gespenst an. Ich mochte wohl von der Erschöpfung und von dem Gräßlichen, was mir jüngst widerfahren, bleich aussehen, und eilte darum durch Nebengassen zu der Wohnung der Geliebten. Ich trat über die mir heilige Schwelle; hier schien es, als ob mein Verlobungstag noch nicht geendet, Alles war wie damals. Die Heiligenbilder glänzten wieder von Silber- und Goldschmuck, die kostbaren Decken waren wieder aufgelegt, die Tische mit Wein, Bier, Naliwki, Festpiroggen und herrlichen Fischen belastet. An dem hellen Tage brannten überall bunte Wachskerzen und als ich in das Nebenzimmer trat, fand ich wieder die köstliche Mitgabe ausgestellt. Aber Niemand kam mir entgegen, kein Mensch begrüßte mich, alle Gemächer waren leer und ich kehrte aus dem Hause zurück. Vor der Hofthüre waren weit hinauf auf der Straße klein gehackte Tannenzweige gestreut; sie zeigten mir den Pfad den ich wandeln mußte, er führte zur Kirche. Auf dem halben Wege zu derselben, kam mir ein bräutlicher Zug entgegen; an der Spitze zwischen den Swalki ging meine Verlobte, an ihrer Seite ein Fremdling; sie erbleichte als sie mich gewahr wurde und brach, wie damals bei unserer Trennung zusammen. Aus dem Zuge stürzte mir der alte Vater entgegen, riß mich in das Haus zurück und ich gewahrte nur noch, wie Alles in Verwirrung schnell von dem grün geschmückten Wege ablenkte und die Ohnmächtige in ein nachbarliches Haus getragen wurde. Jetzt stand ich

dem Alten allein gegenüber; ich hob mein Auge zu ihm empor, um Rechenſchaft zu fordern und gewahrte nun, daß ſein Haar in der kurzen Zeit erbleicht, ſeine Stirne tief gefurcht und ſeine Kraft gebrochen war. „Alexander, ſprach er heftig, wie im Zorne, „es iſt Schande über meine Tage gekommen. Meine Tochter iſt Dir untreu worden, ein Anderer führt ſie heim. Nicht ein Koſak, nicht einmal ein Ruſſe, Einer von jenen Gleißnern, deren Väter unſere Tempel entweihten, die wir einſt mit dem Kantſchuh züchtigten, deren Blut wir geſehen und deren Knochen auf unſern Feldern bleichen. —

„Die Nachtigall von Murom," rief es in mir; ich wandte mich und wollte von dannen gehen, der Greis hielt mich zurück und verſuchte mich zu tröſten; o, in dieſem Augenblicke kannte meine Seele keinen Troſt! Aber da ich meinen Blick von dem Selbſtverarmten wandte, fiel er auf die Balalaika, welche beſtaubt und vergeſſen in einem Winkel hing. Ich nahm ſie herab; die Saiten waren alle, wie mir die Verlobte kund gethan, zerriſſen. — Wann geſchah dieß? fragte ich. — Hm! erwiderte der Greis; vor vielen Wochen verſuchte der Franzoſe darauf zu ſpielen, es gelang ihm nicht, und da zerriß er aus Uebermuth die Saiten. O Weibertreue!

Alexander griff noch einmal mit grollendem Schmerze in die Saiten, daß ſie ſchrillend zerriſſen, dann ſchleuderte er die Balalaika gegen den Baumſtamm, raffte ſeine Krücken zuſammen und entſchwand.

Der Unglückliche! rief Roſa mit tief ergriffener Seele; ja er ſprach wahr, auch ich trage ſeines Elendes Schuld. — Du? fragte Maſchinka erſtaunt. Ich, wiederholte Roſa; die Schuld des Einen ſoll heimgeſucht werden an dem ganzen Stamme, ſpricht das Geſetz. Jene Unglückliche, von der er ſprach, war meine Schweſter. — Schweſter? riefen Mehre. — Roſa antwortete: Sie und ich waren Kinder eines Vaters; ihre Mutter eine Griechin, die meinige eine Ruſſin. Als jene Unbill geſchah, war ich ein Kind noch, bei meiner Pathe. — Lebt ſie glücklich? forſchte Martha. — Kurz war ihr Wahn, entgegnete Roſa, lang ihre Buße, ihre Schuld deckt das Grab. — Gott verzeihe der Sünderin! riefen Alle.

Das Gewitter war bei der Erzählung unbeachtet näher gekommen; der Donner rollte. Laßt uns nach Hauſe eilen, riefen die Weiber zaghaft, die Johannesnacht fordert ihr Recht. Als ſie ſich in der Eile erhoben, begann mitten in dem Rauſchen der empörten Schöpfung abermals die Nachtigall zu ſchlagen. Alle blieben wie gebannt ſtehen. Die Wolken flogen von dem Sturm gejagt über das Sternenlicht, der

Mond tauchte auf und unter, wilder grollte es in den Höhen und wie im Gegenkampfe ſang immer ſtärker die Nachtigall ihre ſchmerzliche Klage. „Das iſt kein ſterbliches Weſen, ſtöhnte Roſa, die ſich faſt ohnmächtig an einen Baum lehnte, das iſt die ſchreckliche Warnerin ſelbſt; ſo ſang ſie, als Igor verblutete, ſo klagte ſie, als Alexander unglücklich wurde.“ Jetzt umleuchtete es plötzlich ſonnenhell die Zagenden, der Athem erſtickte in ihrer Bruſt, das Auge war geblendet, ein jäher Schmerz zuckte in ihrem Gehirn, dann rauſchte es in den Bäumen, krachend fuhr der Donner einher, in Roſa's bebende Hand war Etwas niedergefallen, es war ein kleiner Vogel, es war die Nachtigall, vom Blitz erſchlagen, die ſich ſelbſt den Tod erſungen! — „Feuer! Feuer!“ hallte es nun angſtvoll vom Dorfe. Die Flüchtigen blickten auf, zwiſchen lichtblauen Strahlen des Blitzes leuchtete die blutrothe Flamme des Brandes. Der Blitz hatte die Kirche gezündet. Von allen Seiten ſtrömten die Dorfbewohner herbei, um zu löſchen, zu retten, aber die Hauptthüre war nicht zu eröffnen, der Kirchendiener konnte in der Angſt die Schlüſſel nicht finden, und mit wilder Haſt trieb der Sturm die Flamme empor, und mit ſteigender Gier fraß das Feuer an dem hölzernen Gebäude. Da, von der Hitze belebt, begannen die Glocken zu läuten; die erſtarrten Dorfbewohner warfen den Blick hinauf — entſetzlicher Anblick! dort in der Höhe, dort in dem Flammenmeere ſtand ein Menſch, ſtand Alexander. Wie war der Unglückliche, der Krüppel; hinaufgekommen, was wollte er dort beginnen? Am fernen Horizonte von dem nächſten Dorfe her leuchtete auch die Glut auf und gab Löſung dieſes Räthſels. Wahrſcheinlich hatte Alexander jenes Feuer erblickt und war auf den Thurm geſtiegen, um den Einwohnern die nahe Gefahr zu künden. Zur Hinterthüre iſt er hinein gekommen, rief eine Stimme, fort zur Hinterthüre, zur Rettung! Alles eilte dorthin. Die Thüre war offen, aber wilder und furchtbarer wüthete hier das Feuer. Betäubt und athemberaubt bebten die Muthigſten wieder zurück; nur ein Weſen ſtürzte ſich in dieſe ſprühende Hölle. Nur einen Augenblick ſchattete ihr Körper das Feuer, man ſah, wie die ſeidene Binde, welche die Koſakenmädchen gleich einem Ordensbande über die Schulter tragen, in Flammen aufging, dann war nichts weiter zu erblicken. Roſa fühlte das Glühen der Goldmünzen am Halſe, ſie riß ſie nieder und drang weiter! Von der Höhe ſprühte die feurige Lohe, ſtürzten die glühenden Balken nieder und hemmten ihren Weg, aber ſie drang weiter. Greller und ſchneidender läuteten die Glocken ihr eigenes Todtenlied, aber ſie drang weiter. Jetzt war ſie an der Stelle, wo die Treppe ſein mußte,

welche zu dem Thurme führte, doch ſie war dahin, verſchwunden! In dieſem Augenblick brach der Dachſtuhl, die blutrothen Maſſen der Glocken ſchmetterten nieder, Roſa ſank und — von auſſen ertönte ein lautes Angſtgeſchrei, denn mit dem Dache ſtürzten zugleich die Wände ein. Alles ward zu einem dunkel glühenden Trümmerhaufen. Von der Kirche ſtand nur noch jene Seite, wo ſich die heiligen Pforten befinden; über den ſengenden Schutt, durch die noch immer zuckenden Flammen drängten ſich die Landleute, um die Leichname der beiden Unglücklichen aufzufinden, da — Herr, Du biſt namenlos groß in deiner Gnade und deiner Güte iſt auf Erden Nichts zu vergleichen — da war das Hauptbild der Kirche „wie der Erlöſer Gericht über die Ehebrecherin hält," durch die Flammen von der Wand gelöst, es hatte ſich geſenkt und gleichſam ein Dach gebildet *). Als die Bewohner es ſtaunend emporhoben, kniete betend unter demſelben die bleiche Roſa und ſank erſt dann bewußtlos nieder, als ſie um ſich Leben und Rettung erblickte. In ihrem Schooße lag das Haupt Alexanders, deſſen Kopfwunde ſich wieder geöffnet und deſſen Blut ihr Kleid befleckte.

Alexander genas, und wie ſeine Kopfwunde ſich zum zweitenmal ſchloß, war ſein ſtörriſcher Sinn, ſein Menſchengroll entſchwunden; er wurde wieder freundlich und milde, er hatte nur Augen für die treue Pflegerin, welche an ſeinem Lager ſaß und ihn faſt nie verließ.

Nach einem Jahre war die Kirche, zwar nur wieder von Holz, aber ſchöner und größer aufs neue erbaut. Und als nun der Biſchof den Tempel geweiht hatte, betete vor dem Bilde, auf welchem der Erlöſer Gericht hält, eine ſchöne holde Jungfrau. Gläubig blickte ſie zu dem Gottmenſchen empor und lispelte vertrauensvoll: Die Schuld meiner Schweſter iſt geſühnt! An ihrer Seite kniete ein bleicher Jüngling; zu ihnen trat Eucharius und weihete Beide zu Ehegatten.

Wenn das wandelnde Geſchick, vielleicht einen Leſer dieſer Blätter nach Neu-Tſcherkask bringt, ſo beſuche er die Wohnung Alexanders Sergeïtſch und freue ſich ſeines Glückes.

*) Die ruſſiſchen Kirchenbilder ſind auf Holz gemalt.

Briefe aus Berlin.

Von

L. Rellſtab.

I.

Es iſt ſchade, daß ich nicht durchweg das Gefühl meiner Landsleute, der Berliner, theilen kann, ſonſt könnte ich jetzt mich mit wahrhaft vollſtem Entzücken hinſetzen und der leſenden Welt die Seligkeit einer Hinrichtung, nota bene nicht wenn man ſelbſt, ſondern wenn ein Anderer hingerichtet wird, ſchildern. So theile ich freilich das Gefühl vieler Tauſende meiner Landsleute allerdings nicht, und ich kann nur hiſtoriſch darüber berichten, und werde mich ſogar ein wenig auf die Oppoſitionsbank ſetzen, um mit aller Welt anzubinden. Das Factum iſt folgendes: Vor etwa zwei Jahren ermordete eine Frau mit erzwungener Hülfe ihrer Tochter ihren Mann, indem ſie ihm im Schlaf den Hals abſchnitt. Der Prozeß durch mancherlei Verwickelungen verzögert, iſt vor einigen Wochen zur Entſcheidung gekommen, und ſeit ungefähr vierzehn Tagen ging das Gerücht um, daß die Verbrecherin nunmehr hingerichtet werden ſolle. Da man den Tag nicht genau kannte, weil derſelbe niemals vorher beſtimmt bekannt gemacht wird, verſammelte ſich in dieſer ganzen Zeit faſt jeden Morgen eine große Maſſe von Volk, theils am Ausgange des Gefängniſſes, theils am Hochgericht, um das Schauſpiel nicht zu verſäumen. Wie man ſagt, mußte ſogar die Polizei mehrmals einſchreiten, um die Menge zu zerſtreuen, indem ihr von Seiten der Beamten die feierlichſten Verſicherungen gegeben wurden, daß die Hinrichtung noch nicht ſtattfinden, und man das Publikum

nicht um dieſes Vergnügen täuſchen werde. Endlich kam nun auch einmal der richtige Tag und zwar war es der geſtrige, der zweite März. Jetzt verſammelten ſich in allen Straßen, durch welche der unglückſelige Zug paſſiren mußte, Tauſende von Menſchen, und flutheten in Begleitung des Delinquentenwagens nach der Richtſtätte, obgleich die Execution am frühen Morgen geſchah und hoher Schnee und dichtes Geſtöber wenigſtens zu Anfang den Aufenthalt im Freien ſehr unangenehm machten. Draußen waren Hunderte von Wagen aufgefahren, die man für zwei Groſchen beſteigen und ſo gewiſſermaßen einen Sperrſitz für das Schauſpiel erhalten konnte. Die wilde Freude an dem gräßlichen Anblicke äußerte ſich ſchon vor dem Beginn auf mannigfaltige Weiſe. Selten erſcheint der Menſch ſo verwerflich als in der rohen Luſt, einem ſolchen Akt beizuwohnen. Unzählige Erfahrungen hätten es ſchon lehren können, wie wenig eine moraliſch-heilſame Erſchütterung aus den öffentlichen Hinrichtungen entſpringt. Die Vorgänge, welche die gegenwärtige begleiteten, geben aber eine ſchlagende Ueberzeugung von der Verderblichkeit des Eindrucks, den ein ſolches Schauſpiel macht. Es wiederholt, in noch zurückſtoßenderer Weiſe, ohne alle Erhebung etwa durch ein Anregen des Muthes, die barbariſchen Freuden der Thierkämpfe und Gladiatorenſpiele bei den Römern, und der Stiergefechte bei den Spaniern. Nur in Einem iſt die öffentliche Hinrichtung jenen Mordſchauſpielen vorzuziehen, darin, daß ſie glücklicherweiſe ſeltener iſt. Als — dieſer Umſtand rechtfertigt meine Behauptungen am ſicherſten — der Akt vollzogen war, ſchwenkte der Henkersknecht das blutige Rad triumphirend hoch über dem Kopf, und die Maſſe (hoffentlich nur ein geringer Theil, aber unter ſo vielen Tauſenden immer viele Hunderte) jauchzte der geſchickten Arbeit ein lautes „Bravo“ zu! Man möchte faſt beklagen, daß nicht wie im Theater da capo gerufen werden konnte! Neben dieſer Rohheit prangt eine andere noch ſcheußlichere, deren Exiſtenz wir jedoch nur gerüchtweiſe kennen. Es beſteht nämlich die Sitte, daß zu einem ſolchen feierlichen Aktus ſich die Scharfrichter der umliegenden Ortſchaften verſammeln, und am Tage der Hinrichtung ſelbſt vom Scharfrichter des Orts mit einem feſtlichen Schmauſe bewirthet werden, der nicht nur an dieſem einen Tage, ſondern, wie man mir ſagt, noch zehn auf einander folgende, ſtattfindet nach Art der alten Hochzeiten, wo auch oft die Familien die halbe Ausſteuer aufſchmausten. So wiederholt ſich alſo hier noch viel abſtoßender die Unſitte der Leichenſchmäuſe. Für Berlin gewinnt der Aktus noch an Widerwärtigkeit dadurch, daß der bewirthende Theil eine Dame iſt, nämlich die Wittwe

des ehemaligen Scharfrichters, die nebſt ihren Söhnen die Scharfrichtereien von Berlin und Spandau in Pacht hat. Man kann ſich denken, welche zarte und erhebende Geſinnungen bei einem ſchwelgeriſch-üppigen Gaſtmahl obwalten müſſen, bei welchem der am Ehrenplatz der Tafel Sitzende vielleicht die Ausſicht auf die Stätte hat, wo das zur Sühne der Gerechtigkeit gefloſſene Blut noch mit der Suppe um die Wette dampft! Und welch ein freudiger Anlaß, um acht oder zehn Tage hinter einander bei klingenden Gläſern zu jubeln!

Soll einmal eine Todesſtrafe exiſtiren, ſo ſcheint es mir angemeſſen, die bisherige Ordnung der Dinge etwa umzukehren, und das Urtheil nicht mehr bei verſchloſſenen Thüren zu ſprechen, ſondern öffentlich und ſo feierlich als möglich. Die Vollſtreckung dagegen geſchehe nicht insgeheim, doch nur in Gegenwart aller amtlich dabei Betheiligten, ſo daß immer gegen Hunderte von Zeugen zugegen wären, alſo falſchen Gerüchten über Nichtvollziehung, grauſame Schärfung u. drgl. hinlänglich vorgebeugt würde. Ich denke mir unter dieſen Umſtänden die beabſichtigte ſittliche Erſchütterung und Zurückſchreckung ungleich größer, wenn nur der geiſtige Theil des Menſchen dabei in Anſpruch genommen würde und die rohe Sinnlichkeit, welche beſonders oft Frauen auf die Richtplätze führt, ganz unangeregt bliebe. Gewiß würde ein Todesurtheil in feierlicher Stille von allen verſammelten Richtern geſprochen mit furchtbarem Ernſt in das Gemüth leichtſinniger Verbrecher dringen, und das Verſchwinden des Verurtheilten, wenn man wüßte, daß die Thüre des Gerichtsſaals, die ſich hinter ihm ſchließt, der unwiderruflich geſchloſſenen Pforte ſeines Lebens gleich zu achten ſey, würde, da die Ahnung immer ſtärker ſpannt als die Wirklichkeit, einen viel ſchauerlicheren Eindruck machen, als die Hinrichtung ſelbſt. Dieſe könnte etwa im Hofe des Gerichtsgebäudes unter Zuziehung aller Richter im Ornat und eines ehernſtummen Militär-Commando's ſtattfinden; und wollte man Zeugen aus dem Volk zulaſſen, ſo ſollte es eine Anzahl ſchwerer Verbrecher ſeyn, deren Lebenspfad ſich dieſem furchtbaren Ziel zuzuwenden ſcheint. — So aber, wie die Verurtheilungen und Hinrichtungen jetzt ausgeübt werden, ſind ſie meines Erachtens nur ein barbariſcher Ueberreſt roher Jahrhunderte, und man begreift kaum, weßhalb nicht auch Leibesſtrafen, wie z. B. Prügel, öffentlich ertheilt werden, da ja doch derſelben Analogie zufolge die Moralität des Volkes durch Abſchreckung bei dieſen geringern Strafgraden nach Maßgabe eben ſo gefördert werden müßte, wie bei öffentlichen Hinrichtungen.

Verlaſſen wir dieſe traurige Bühne und wenden wir uns zu einer

andern, der theatraliſchen. Treffen wir hier auch manchen Stein des Anſtoßes, ſo iſt es doch nicht gerade der Rabenſtein. Der Erſcheinungen auf der Bühne ſind mancherlei Art geweſen. Wir wollen dießmal einen vom gewöhnlichen abweichenden Weg gehen, und mit Perſonalangelegenheiten anfangen. Fräulein v. Faßmann und Dlle. Löwe ſind endlich als erſte Sängerinnen für unſere Bühne engagirt worden, und ſomit hätten wir denn wirklich ein vortreffliches weibliches Opernperſonal, wenn man nicht in demſelben Augenblick den von der ganzen Stadt bedauerten Streich gemacht hätte, Dlle. Grünbaum, eine äußerſt beliebte Sängerin, zu entlaſſen. Dieſe wichtige Angelegenheit bringt Alles in Aufruhr. Denn das Seyn oder Nichtſeyn einer Sängerin iſt kein Spaß für ein Publikum von Geſchmack, welches nicht ins Theater gehen will, ohne zu wiſſen, warum es ſechszehn Groſchen bezahlt. Dieß hat man bis jetzt ſehr häufig gethan, um die hübſche, zierliche, anmuthig darſtellende Caroline Grünbaum zu hören und zu ſehen. Wenn man nun gar dagegen hört, daß an ihre Stelle Dlle. Hanal engagirt ſeyn ſoll, eine Sängerin, die uns ſogar als Furie des Haſſes in der Armide zu grauenvoll war, ſo wird der Berliner mit Recht etwas aufſäßiger und ſtampft ſeinen Stock oder Fuß gegen die Erde. Herr Spontini ſoll dieſer Sängerin, um ſie zum heroiſchen Vortrage zu beſtimmen, eben die Rolle in der Armide definirt haben, indem er ihr ſagte: „Sie müſſen ſehr ſtark ſingen, denn Sie ſind das abſcheuliche Ahß" (nämlich im franzöſiſchen la haine detestable).

Ich bin noch lange nicht am Ende mit meinen wichtigen Nachrichten über die große Perſonalveränderung unter dem ſingenden Miniſterium, die auch in der That eine ganz andere Bedeutung hat, als eine bloße politiſche Miniſterialveränderung. Darum achte ich's für wichtig, der Welt weiterhin bemerkbar zu machen, daß der ehemalige Sänger am Königſtädter Theater, Herr Auguſt Fiſcher, eine Standeserniedrigung hat erdulden müſſen, indem er ein ſchlechtweg königlicher Sänger geworden iſt, aus einem geheimen königlichen, wie ſich die Mitglieder des Königſtädter Theaters insgeheim tituliren. Dieſe Mortifikation muß für den Künſtler von Ehrgefühl viel größer ſeyn, als die, daß man ihn zu gleicher Zeit auf Penſion geſetzt hat, nämlich auf den halben Gehalt ſeines frühern. Ich glaube, jetzt bin ich am Ende mit dem Wichtigſten, was die Zeitgeſchichte uns über das Theaterperſonal berichtet.

Ohne mich, wie es ein ſtrenger Logiker von mir erwarten könnte, zu Theater-Realien zu wenden, ſetze ich mich, es iſt eine reine Caprice ohne allen Geſchmack, jetzt in eine Droſchke, oder vielmehr auf die

Droſchken und auf einen Omnibus dazu, um das Lieblingsthema von dem die Berliner jetzt, die Eiſenbahnen ausgenommen, reden, hier abzufahren. Es iſt noch eine unausgemachte Sache, ob die Zeit einen Schneckengang geht, oder mit Sturmwindsflügeln braust. Was die Droſchken anlangt, ſo iſt man bei ihnen nach fünf und zwanzig Jahren auf das Reſultat gekommen, daß das erſte der Fall ſey. Nur die Eigenthümer vertheidigen noch den Sturmlauf der Droſchken. Das übrige Publikum hat ſich für den Schneckengang entſchieden. Dieß iſt die Aehnlichkeit der Droſchken mit der Zeit, ſonſt haben ſie gar keinen Zuſammenhang mit derſelben, als daß man Zeit durch ſie verliert, wenn man zur Erſparniß derſelben mit ihnen fahren will. Die Omnibus ſollen dieſen Verluſt einbringen, und wo möglich auch Geld dazu. Ein berühmter Schriftſteller, Wilibald Alexis, der überhaupt ſeit einigen Jahren ſich auf techniſche Unternehmungen geworfen hat, intereſſirt ſich auch lebhaft für die Omnibus, und ſchwärmt für deren baldige Errichtung. Wir haben dabei nichts zu überwinden, als die Behörde, die bei jedem neuen Unternehmen zum Beſten des Ganzen alle Schwierigkeiten kalkulirt, die irgend aufſtoßen könnten, und es daher den Unternehmern ſehr mühſam macht. Uebrigens beſchränkt ſich die Wirkſamkeit des Verfaſſers des Walladmor auf einige demoſtheniſche Reden, die er zu Gunſten der Omnibus in den Zeitungen gehalten hat, worin er wirklich ſehr viel Nützliches und Einleuchtendes zum Beſten der Unternehmung ſagt. Leider aber gehen ſolche Geſchäfte noch langſamer vorwärts, als die Droſchken fahren, und ich fürchte ſehr, daß wir eher auf einer Eiſenbahn von Petersburg nach Moskau fahren werden, als auf einem Omnibus vom Halliſchen nach dem Oranienburger Thor. So viel iſt aber gewiß, alle Welt ſeufzt hier über die Droſchken und nach den Omnibus, und wünſcht ſich außer dem Hamburger Rindfleiſch auch Hamburger Fiaker, die als die Muſter der deutſchen Lohn-Stadtfuhrwerke zu betrachten ſind.

Es iſt natürlich, daß ich von den Droſchken auf ihr Gegentheil, auf die Eiſenbahnen, komme. Was dieſe anlangt, ſo iſt Berlin darüber ganz ſo ſchwindlich, wie das übrige Deutſchland. Es erſcheinen Entwürfe über Entwürfe, es bilden ſich Geſellſchaften über Geſellſchaften, wir hören heute von der Berlin-Stettiner Eiſenbahn, morgen von der Berlin-Potsdammer, übermorgen von der Berlin-Frankfurter, dann von der Berlin-Elbbahn, die in die Leipzig-Dresdner einmünden ſoll, von der Berlin-Magdeburger, ja von der Berlin-Hamburger ſprechen; uns ſchwirret der Kopf vor all den kühnen Projekten, die ſämmtlich mit

nächſtem Frühjahr in's Leben treten ſollen. Nur ein kleiner Fehler iſt dabei; bis jetzt iſt auch noch nicht eine Eiſenſchine gelegt, ja noch nicht einmal gekauft, noch nicht beſtellt. Vor der Hand aber träumt es ſich allerliebſt von künftigen Tagen. „Was denkt Ihr," ſagte neulich ein junger Projekmacher auf dem Kaffeehauſe, und blies ſeine Zigarre ſtärker an, „werden wir etwa nicht künftigen Sommer ganz anders leben, als unſere Eltern, die ewig zu Haus in der Bärenhöhle ſteckten? Ich meines Theils zum Beiſpiel werde künftigen Sommer in Potsdam wohnen, alle Morgen von dort auf mein Comptoir fahren, Mittags zum Eſſen zurück, Abends zum Theater wieder hieher; Mittwochs und Sonnabends Nachmittags, fahre ich nach Stettin, um Stettiner Bier an Ort und Stelle zu trinken, und etwa ein kleines Seebad in Swienemünde zu nehmen. Sonntag Nachmittags trinke ich meinen Kaffee in Dresden auf dem Link'ſchen Bade, und klettere allenfalls ein Paar Berge der ſächſiſchen Schweiz hindurch. Ob ich Sonntag Abends nach Leipzig zum Theater hinüberfahre, das kommt auf die Vorſtellung an. So denke ich mir mein Leben ganz angenehm einzurichten." Das ſind ſo die kleinen Träumereien unſerer jungen Männer; Sie ſehen daraus, daß wir mit den Eiſenbahnen ſo ziemlich auf's Reine ſind, das Anlegen ausgenommen. Dieſe Kleinigkeit wird ſich ja aber wohl auch noch finden. Nur der erſte Schritt iſt ſchwer, und wenn nur erſt die erſte Schiene liegt, ſo werden wir bald mit Paris, Petersburg und Moskau durch Eiſenbahnen zuſammenhängen. Einſtweilen kaufen wir Aktien-Quittungen, denn Aktien ſelbſt gibt es noch gar nicht. Das wäre auch zu viel verlangt für Unternehmungen, die erſt anderthalbjährige Kinder ſind, folglich noch nicht einmal für ſich ſprechen, geſchweige gehen können.

Einen großen Impuls gewinnt die Sache, ernſtlich zu reden, jetzt durch die Anweſenheit des Herrn Hofrath Gerſtner, welcher die Petersburger Bahn gebaut hat. Hier, wo wir ſolche Ruſſomanen ſind, hat es doch einen eigenthümlichen Eindruck gemacht, daß Rußland früher eine Eiſenbahn mit Dampfwagen gehabt hat, als wir, und ich glaube wahrhaftig, dieſer Umſtand fördert von gewiſſen Seiten her die Sache mehr, als alle Vorſchläge, Projekte, Petitionen, Entwürfe u. ſ. w., die von unſern Aktien-Geſellſchaften ausgehen.

Der erſte Gegenſtand, deſſen ich nun erwähne, betrifft eine Lebensrettung, nämlich die der komiſchen Muſe in Geſtalt des berühmten Komikers Beckmann, den der Geheimerath Gräfe von einer Geſchwulſt ſo glücklich operirte, daß derſelbe nach viermonatlichem Krankenlager vor einigen Tagen wieder auftreten konnte, was unter beiſpielloſem Jubel

geſchah. Selten iſt noch ein theatraliſcher Jubel ſo ungetheilt und ſo unveranſtaltet rein aus der allgemeinen Geſinnung entſprungen, als dieſer. Ich möchte behaupten, die ganze Stadt habe Antheil daran genommen, indem der Künſtler ſowohl wegen ſeines unerſchöpflichen humoriſtiſchen Talents, als auch wegen ſeines biedern wohlwollenden Charakters, bei aller Welt beliebt iſt. Die Sache iſt aber auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wichtig geworden, indem zwei Koryphäen der mediciniſchen Wiſſenſchaften, die an der Spitze verſchiedener Parteien ſtehen, Ruſt und Gräfe, dabei eine Art von Schlacht bei Leipzig oder Zama um die Weltherrſchaft in Berlin gefochten haben, welche dießmal Herr v. Gräfe gewonnen hat. Das Ereigniß iſt auf dieſe Weiſe in aller Munde, und durch Dankſagungen Beckmann's und des Herrn Commiſſionsrath Cerf's, in allen Zeitungen. Außer andern Aeußerungen der Theilnahme und des Wohlwollens fand auch ein großes Dinér in Charlottenburg ſtatt, welches eine Anzahl von Kunſtgenoſſen und Freunden Beckmann's demſelben veranſtalteten, die dazu auch den Geheimerath v. Gräfe, als ſeinen Lebensretter, und den Commiſſionsrath Cerf als ſeinen Lebenserhalter, eingeladen, und den Geretteten, wie billig, zwiſchen beide geſetzt hatten. Daß ſich bei dieſer Gelegenheit die allgemeine Stimme wiederholt und laut für Herrn Beckmann ausſprach, verſteht ſich von ſelbſt.

Das Wiederauftreten Beckmann's hat dem Königſtädter Theater zu einer Reihe ſehr beſuchter Vorſtellungen verholfen, wodurch der Verluſt, welchen die Bühne durch dieſes Komikers lange Krankheit erlitten hat, ſehr bald wieder gedeckt ſeyn wird. Anderweitig hat das Theater jedoch neuerlich nicht die glücklichſten Geſchäfte gemacht, indem namentlich die Oper, wegen der Flucht der Dlle. Limbach auf ziemlich einſeitige Leiſtungen beſchränkt geweſen iſt. Ohne die junge Sängerin Dlle. Dickmann, welche ſeit einigen Wochen auf dieſer Bühne ihre Laufbahn begonnen hat, wäre faſt gar keine Oper zu Stande zu bringen geweſen. Auber's Maskenball, dem man den Wiener Text untergelegt hat, wo mit Verläugnung der ſchwediſchen Geſchichte die Ermordung Guſtav's des Dritten ausbleibt, und dagegen Ankarſtröm umgebracht wird, hat nur einen mittelmäßigen Erfolg gehabt. Dieß liegt zum Theil darin, daß man die Handlung ganz hat der Zeit entrücken müſſen; mehr aber noch darin, daß die franzöſiſche Oper einen Grad der Feinheit im Spiel und Geſang fordert, den ſelbſt das Königliche Theater nicht immer zu erreichen im Stande iſt, und den folglich die Bühne in Rede nicht aufzubringen vermochte. Daher ſind viele an-

muthige, ſogenannte Converſations-Muſikſtücke ganz ohne Wirkung geblieben, weil dabei auf eine Leichtigkeit und Grazie gerechnet iſt, die unſere Königſtädtiſche Geſellſchaft nicht hat. Eine angenehme und zierliche Erſcheinung war jedoch Dlle. Dickmann als Page; ſie ſpielte und ſang mit vieler Grazie.

Bevor ich zu dem Königlichen Theater übergehe, will ich einiger andern Erſcheinungen gedenken, die unſer vergnügungsſüchtiges Publikum beſchäftigen. Die erſte iſt eine Taſchenſpielerin, die ſich Profeſſorin Bernhard nennt. Ein Taſchenſpieler iſt eine ſehr gewöhnliche Sache, aber eine Taſchenſpielerin hat ſich bei uns bis jetzt noch nicht gezeigt, und darum findet dieſe bedeutenden Zulauf, ſeit ſie vom Coloſſeum in den Jagor'ſchen Saal avancirt iſt. An Kunſtſtücken macht ſie, was die andern auch machen, zerſtampft Uhren und ſtellt ſie wieder her, ladet ein Piſtol, oder läßt es laden und auf ſich abſchießen und fängt die vorher gezeichnete Kugel mit der hohlen Hand auf, u. dgl. m. Am meiſten entzückte ſie die Welt durch eine hübſche Tochter, mit welcher ſie einen Stelzentanz aufführt, wobei die etwas korpulente Grazie ſich ſehr gewandt zeigt. — Eine Art von Rival für ſie, inſofern nämlich beide ein öffentliches Lokal in Anſpruch nehmen, iſt der Profeſſor Michaud aus St. Petersburg. Er gehört keiner der gewöhnlichen vier Fakultäten an, ſondern iſt Profeſſor der Glasblaſekunſt, ſteht aber dieſer Profeſſur ganz meiſterhaft vor. Zum Vergnügen der großen und kleinen Welt Berlin's verfertigt dieſer Künſtler bei der Lampe, mittelſt eines Löthrohrs die artigſten Sachen aus Glas, als: Körbchen, Leuchter, Wagſchalen, Vögel, Hunde, Kätzchen, Hirſche u. ſ. w., alles in ungemeiner Schnelligkeit, ſo daß der Zuſchauer, der ein halbes Stündchen verweilt, ſogleich drei vier ſolcher zierlicher Produkte hintereinander entſtehen ſieht. Er hat überdieß den Vortheil für ſein geringes Entrée-Geld noch eine ſolche Kleinigkeit zum Andenken mitzunehmen. Dabei aber bleibt das Genie unſeres Profeſſors nicht ſtehen, ſondern er denkt vielmehr darauf, uns noch durch ganz andere Dinge in Erſtaunen zu ſetzen, nämlich durch hydrauliſche Kunſtſtücke und Gasfeuerwerke. Ueber dieſe läßt ſich jedoch noch nichts berichten, weil es vorläufig bei der Ankündigung geblieben iſt. —

Ein Drittes, was die Neugierde der Berliner anlockt, ſind Gobelins, welche Herr Helm aus Frankfurt am Main im Saal des Hotel de Ruſſie ausſtellt. Dieſelben locken ein großes Publikum an, da dergleichen hier, wenn auch nicht durchaus etwas Neues, doch etwas Seltenes iſt. Außer der wirklichen Schönheit, haben dieſe Teppiche auch eine

hiſtoriſche Merkwürdigkeit, indem ſie von Ludwig dem XVI. dem Pabſt zum Geſchenk gemacht, nachher aber, als der päbſtliche Stuhl durch Napoleon etwas in's Gedränge gerieth, erbeutet und verauctionirt wurden. So kamen ſie in die Hände eines Frankfurter Sammlers, deſſen Enkel ſie jetzt den Berlinern für Geld zeigt.

Schließlich wende ich mich zum königlichen Theater zurück. Dreierlei Dinge machen im königlichen Theater einigermaßen Epoche. Die Wiederbelebung der Armide, ein Drama Ihres Correſpondenten, „die Venetianer" betitelt, und die Ankündigung eines ganzen Cyklus Raupach'ſcher Stücke, nämlich ſeiner Hohenſtaufen. Die Auffriſchung eines Gluck'ſchen Werkes, welches nahe daran war, der Vergeſſenheit übergeben zu werden, iſt ohne Zweifel ein höchſt verdienſtliches Werk und in ſeinen Folgen ein Kunſtereigniß von unberechenbarer Wichtigkeit. Denn es iſt damit entſchieden, daß Glucks große Kunſtſchöpfungen ſämmtlich wieder heimiſch auf unſrer Bühne werden ſollen, und nicht nur bei uns, ſondern auch in andern bedeutenden Städten, wohin der geiſtige Einfluß der Berliner Bühne ſich raſch zu erſtrecken pflegt. So hören wir, daß Dresden bereits zur Armide ſchreitet, welches auch allerdings in Madame Schröder-Devrient die befähigtſte Darſtellerin dieſer Rolle beſitzt. In Hamburg iſt die Iphigenia gegeben, und Armide ebenfalls im Werke. Leipzig macht gleiche Anſtalten. Wollen wir gleich dieß nicht ſowohl einer wahren Würdigung Glucks, als dem Umſtande zuſchreiben, daß die Armide hier nun ſchon fünfmal das große Opernhaus zu hohen Preiſen gefüllt hat, ſo iſt doch die Thatſache erfreulich, und es kommt vor allen Dingen darauf an, daß das Gute geſchehe, daß die unmittelbare Wirkung großer Werke auf das Publikum wieder eintrete, und durch die Anregung erhabenerer Gedanken und Gefühle als unſer bisheriges Opern-Unweſen erwirken konnte, die Saat zu würdigen Kunſtwerken in die keimenden und knoſpenden Geſchlechter geſtreuet werde. — Das zweite Ereigniß, welches ich berührte, die Aufführung meines Drama's, die „Venetianer," kann ich nicht ſelbſt beſprechen, ohne der Parteinahme in eigener Sache beſchuldigt zu werden. Nur das hiſtoriſch Wahrhafte darf ich berichten, daß das Werk, ſey es nun durch die Nachſicht des Publikums, oder durch welche Umſtände es wolle, einen ſo glänzenden Erfolg gehabt hat, wie er ſeit vielen Jahren keinem ernſten Drama geworden iſt. Dieſem Urtheil des Publikums iſt der Verfaſſer ſeinen innerſten Dank ſchuldig. Was er von der Kritik der Journale zu erwarten hatte, konnte er voraus wiſſen. Werth und Erfolg des Werkes haben darauf (ich ſpreche nur von der Mehrzahl) keinen Einfluß. Wenn nur dasjenige Forum, welches

zuletzt allein die günstige Stimme behält, das Publikum im Ganzen und Großen dem Dichter eine Beruhigung gibt, daß er sich in seinen Combinationen nicht ganz getäuscht habe, so hat er alle Ursache, zufrieden zu seyn. Ob eine dreimal wiederholte günstige Aufnahme bei gefülltem Hause, und was mehr als das ist, eine während der ganzen Vorstellung anhaltende Spannung der Theilnahme, einen günstigen Urtheilsspruch constituiren, das will der Verfasser dem Urtheil der Leser überlassen. — Das dritte wichtige Ereigniß, die Darstellung eines Cyklus der Hohenstaufen, hat erst begonnen. Wir wollen abwarten, wie sich dasselbe im Ganzen gestalten wird, und es alsdann zu einem Gegenstande unseres nächsten Berichts machen. Für dießmal schließen wir ab, nicht ohne die Besorgniß, zu lang für die Geduld unsrer Leser gewesen zu seyn, obgleich bei der Misere unsrer Tage kaum etwas von Wichtigkeit oder Interesse anders vorgeht, als was wir berührten; es sey denn das, was wir in Deutschland nicht berühren dürfen! — —

Academiſches Karls-Secularfeſt in Stuttgart.

Wir haben vor Kurzem unſern Leſern eine intereſſante Schilderung des Carnevals in Stuttgart unter der prachtvollen Regierung des Herzogs Karl mitgetheilt. Ein am 11. Febr. hier gefeiertes Gedächtnißfeſt gibt uns Veranlaſſung, die Blicke wieder auf dieſen ausgezeichneten Fürſten hinzulenken.

Eine ſeiner glänzendſten Stiftungen, die ſich nicht nur ſeiner beſonderen Protection zu erfreuen hatte, ſondern der er ſogar vorzuſtehen nicht verſchmähte, war die unter dem Namen der „hohen Karlsſchule" nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande hoch berühmte Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt, aus welcher eine große Anzahl berühmter und bedeutender Männer hervorgegangen.

Die hier im Orte noch anweſenden, ehemaligen Eleven dieſer Schule, verſammeln ſich ſeit einer Reihe von Jahren am 11. Februar, dem Geburtstage des Herzogs, um bei einem feſtlichen Mahle, durch Gaben der Rede und Poeſie noch beſonders geſchmückt, das Andenken ihres Wohlthäters zu feiern. Alle Jahre wird der Kreis gelichtet, denn die Theilnehmer des Feſtes ſind größtentheils in Jahren ſehr vorgerückt, und es iſt die rührende Veranſtaltung getroffen, eine Flaſche edeln, vaterländiſchen Weines unter Siegel zu deponiren, welche einſt der alle Uebrigen Ueberlebende zu ihrem Gedächtniſſe leeren ſoll.

Es macht gewiß einen eben ſo erfreulichen, als erhebenden Eindruck, dieſe heitere Verſammlung zu überblicken, Männer, die ſich Alle derſelben Quelle der Bildung erfreuten, und nun durch Glück und Geſchick, zufällig oder abſichtlich, in dieſe und jene Bahn gekommen ſind, wo ſie jedoch Alle einen gleichen Grad der Tüchtigkeit und des Werthes errungen haben.

Das Verzeichniß der Festtheilnehmer zeigt uns die höchsten Staatsbeamten, Minister und Generale, Aerzte und Richter, Gelehrte und Künstler, neben Beamten der niederen Verwaltung, der Hofhaltung des Königs, Hofschauspielern, Kaufleuten; den höchsten Adel der Geburt neben dem schlichten Bürger.

Das Fest begleitet alljährlich ein kleines Heft, das die Gesellschaft im Druck erscheinen läßt, und das Mehres enthält, was auch für ein größeres Publikum von Werth seyn dürfte. Mir sind durch die Hand eines lieben Freundes diese Festbüchlein von 1836 und 1837 zugekommen, und ich glaube, ohne indiscret zu erscheinen, hier Einiges von dem, was nur für den engen Kreis der alten Schulkameraden niedergeschrieben und gedichtet war, auch dem großen Publikum mittheilen zu können.

Zuerst einige Notizen aus dem schwäbischen Magazin vom Jahre 1775.*)

Der Herzog Karl von Württemberg regiert schon volle 30 Jahre. Die angeborne Lebhaftigkeit und Thätigkeit dieses Prinzen; die großen Männer, die ehemals an seiner Erziehung zu arbeiten das Glück hatten; die tausend Erfahrungen bei einer so langen und eigenen Regierung eines so beträchtlichen Reichslandes, seine durchdringende und schnellen Blicke überhaupt bei allen Gegenständen, ließen schon vor geraumen Jahren aus andern Proben, auch im wissenschaftlichen Theil etwas Ausserordentliches erwarten. Man kann mit Grund der Wahrheit behaupten, daß dieser Regent sich nicht leicht etwas zur Hauptbeschäftigung gemacht hat, ohne es darinnen auf einen gewissen Grad der Höhe oder Vollkommenheit zu bringen. Es war also, wie gesagt, leicht voraus zu sehen, daß die Wissenschaften von ihm nicht nur nicht übergangen, sondern auch, wenn sie einmal zum besondern Augenmerk von ihm wurden, nach der den Musen eigenen Anzüglichkeit es auch mit einem ganz ungewöhnlichen Hang und Fortgang bleiben würden.

Die schon im Jahr 1744 (wirklicher Regierungsantritt des Herzogs Karl) und 1751, unter der Regierung dieses Herzogs veranstaltete Visitation der Universität Tübingen und eigene höchste Gegenwart; die vielen damals schon zur Aufnahme derselben gemachten Verordnungen, und 1752 herausgekommenen neuen Statuten der hohen Schule; die 1756 neuerdings gemachten Anstalten und der 1757 wiederholte höchste Besuch; die 1761 gestiftete Academie der Künste, und 1763 damit verbundene Bibliothek, vornehmlich aber der abermalige und verlängerte Aufenthalt des Herzogs in Tübingen 1767; die damals übernommene Rectoratswürde, die Benennung der Universität nach seinem Namen, die veranstalteten öfteren und öffentlichen Vorlesungen der Professoren und Redeübungen der Studenten; vor allen Dingen aber seine Besuche und angehörten Prüfungen des weltberühmten theologischen Stifts in Tübingen, wie auch nach und nach der vier mit Alumnen besetzten Klöster (oder Seminare) Bebenhausen, Maulbronn, Blaubeuren und Denkendorf (Blaubeuren, Maulbronn, Urach und Schönthal in neuerer Zeit) — diese und noch mehre Vorgänge waren eben so viele Beweise und Vorboten von dem, was wir jetzt sehen.

*) Diese Mittheilung machte dem Vereine der Herr Hauptmann v. Linck in Ludwigsburg.

Ein ſo wirkſamer Geiſt konnte nicht lange nur Zuſchauer oder Zuhörer ſeyn; man hatte auch bei den von Zeit zu Zeit in Gegenwart des Herzogs vorgenommenen Rectorwahlen ſogar das ſo ſeltene Vergnügen, in dieſem großen Prinzen, ſowohl in dem academiſchen Senat, als auch in dem öffentlichen Hörſaale einen Redner zu bewundern.

Um nun einen beſtändigen Umgang mit den Muſen zu haben, ſollte die Solitude, ein bisheriger Sommeraufenthalt des Herzogs, nun auch ein Muſenſitz werden. — Schon am 5. Febr. 1770 war es, daß der Herzog Karl aus angeſtammter Milde, vierzehn Soldatenkinder von ſeinen Regimentern, beſonders aber von der Leibgarde zu Fuß, ausſuchen und dahin bringen ließ, welche aber nichts anders als die Gärtnerei erlernen ſollten; weßwegen ſie auch ſogleich in die Aufſicht des Hauptmanns Seeger, der ſchon damals der Hofgärtnerei vorgeſetzt war, gegeben wurden. Ein gewiſſer Ungar war ihr Koſtgeber und zugleich Aufſeher; ein Guide, Namens Haug, ihr Lehrer in Schulſachen, und der Hofgärtner Scheidlin in Gärtnereigeſchäften.

Da dieſe jungen Leute ſchon in der kurzen Zeit den Anſichten des Herzogs entſprachen, ſo wurden am 27. April gedachten Jahres ſchon noch mehr Soldatenkinder hinzugethan, welche die Architectur, Bildhauer- und Stukatorkunſt erlernen ſollten, denen der Lieutenant und Architect Fiſcher, desgleichen unter der Anweiſung des Gallerie-direktors Guibal, der Hoffiguriſten Baker und Sonnenſchein, zum Vorbereitungsunterricht aber ein Schreibmeiſter, verſchiedene andere Lehrer, auch franzöſiſche Sprachlehrer und weitere Aufſeher zugegeben wurden.

Den 14. December eben dieſes Jahres 1770, wurden zu obigen Zöglingen noch 50 unbemittelte und vorzüglich elternloſe Kinder auf einmal ausgeſucht, wo denn das Inſtitut ſeinen Anfang eigentlich nahm, das in der Folge ſo wichtig und glänzend wurde und dem zuerſt der Name „Militäriſches Waiſenhaus“ beigelegt, der aber ſchon den 11. Februar 1771 in den Namen „Militäriſche Pflanzſchule“ verändert wurde, bis die Anſtalt endlich im Jahr 1772 zur wirklichen Militäracademie erhoben worden iſt.

Auf dieſen 11. Februar kam die erſte gedruckte Schrift auf dieſes Inſtitut heraus, nämlich ein Gedicht aus der Feder des Hofſtaatspredigers Pfeilſticker in Görlingen, das einige beſondere Züge dieſer erſt aufkeimenden Anſtalt ſchilderte. — Bald darauf wurde auf einmal ein Academie-Stallmeiſter, in der Perſon des ehemaligen Stallmeiſters Viſcher, und ein Profeſſor, der vorherige Oberpräceptor Jahn in Ludwigsburg, aufgeſtellt; ſodann ein Fecht-, Tanz-, Muſikmeiſter und Lehrer in der Malerei und Mathematik, auch ein Oberaufſeher, Hausmeiſter, Chirurgus und andere nothwendige Perſonen, und vor Ende des Jahres noch ein zweiter Profeſſor, Dreſcher, angenommen. — Nachdem nach und nach in dieſem Jahre noch verſchiedene Cavaliers- und Offiziersſöhne in die Academie aufgenommen wurden, gab dieſes Gelegenheit, aus den erſtern eine beſondere Klaſſe, und aus allen übrigen Eleven vier andere Abtheilungen zu machen.

Das Jahr 1772 war wieder eben ſo fruchtbar an Anſtalten und Vermehrungen bei der Herzoglichen Militär-Academie. Die Zahl der Eleven war ſchon bis 300 geſtiegen.

Nachdem ſchon im December 1771 die Profeſſoren Bolz, le Bret und Haug von Stuttgart auf die Solitude berufen, und in Gegenwart des Herzogs die Prüfungen der Militär-Academie, in allen damals ſchon eingeführten Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften durch ſie und Andere vorgenommen worden, ſo wurden die dabei den Geſchickteſten zuerkannten Preiſe an dem darauf, den 11. Februar 1772, eingefallenen Geburtsfeſt des Herzogs auch wirklich ausgetheilt. Für diejenigen, die vier Preiſe erhielten, wurde von dem Herzog ein eigener academiſcher Orden geſtiftet, und bei dieſer Feierlichkeit

durch den Profeſſor Haug vor dem verſammelten Hofe im ſogenannten Lorbeerſaal eine öffentliche Rede gehalten. — „Von der Nothwendigkeit der Erziehung und ihrem Einfluß in die Glückſeligkeit des gemeinen Weſens.“ Um dieſe Zeit wurden wieder mehre Lehrer in verſchiedenen Fächern angeſtellt.

Da der Herzog einen eigenen Platz zu einem künftigen Erziehungshaus auserſehen hatte, ſo wurde den 26. April dieſes Jahrs 1772 der Grundſtein dazu mit ganz beſonderer Feierlichkeit gelegt, wobei der Profeſſor Haug abermals eine Rede — „Von der Wichtigkeit eines Erziehungshauſes für junge Unterthanen“ — hielt. Vor Eintritt des Decembers wurde ſchon wieder der Anfang mit den öffentlichen Prüfungen in den Künſten gemacht, und das Examen im December ſelbſt durch obengenannte Profeſſoren von Stuttgart in Sprachen und Wiſſenſchaften fortgeſetzt.

Der 14. December 1772 war der zweite Jahrestag der Academie, wo es dem Herzog gefiel, die von den Eleven erworbenen Preiſe unmittelbar nach den Prüfungen an dieſem Tag ſelbſt auszutheilen.

Theils das Alter, theils die Menge und die Erweiterung der Academie forderten immer mehr Lehrer, und wurden deßwegen am Ende des Jahres 1772 die Magiſter Schott, Abel, Kielmann und Raſt aus dem theologiſchen Stift in Tübingen, und Gerhardi aus Straßburg, als Profeſſoren angeſtellt.

Der Intendant der Akademie, Hauptmann Seeger, war ſchon ſeit einiger Zeit zum Major befördert, und erhielt zu Aufrechthaltung der Ordnung und Beförderung der Abſicht des Herzogs, nach Oſtern 1772 noch 5 andere Offiziere. Im Jahr 1773 währte das Examen über 14 Tage. — Den 14. December deſſelben Jahres wurde der dritte Jahrestag der Academie auf das Feierlichſte begangen. Die Zahl der Lehrer, Wiſſenſchaften und Preiſe, hatte ſich merklich vermehrt. — So oft das durchdringende Auge des Stifters noch eine Lücke erblickte, wurde die behendeſte Anſtalt, ſie auszufüllen, getroffen. Gegen Ende dieſes Jahres ſind abermals neue Profeſſoren und 7 Offiziere als Vorſteher ernannt worden.

Der vierte Jahrestag iſt den 14. des Monats December 1774 wieder feierlich begangen worden. Die öffentlichen Prüfungen fingen ſchon zu Ende Novembers mit zunehmender Feierlichkeit an. Der Zutritt war Jedermann geſtattet, und deßhalb ein großer Zulauf von Fremden. — Die den ausgezeichneten Zöglingen zuerkannten Preiſe und Orden waren von folgender Art: der Preis iſt eine Münze oder Medaillon von 7 bis 8 Loth Silber, wo auf der einen Seite das Bruſtbild des Herzogs, auf der andern aber ein Sinnbild der Wiſſenſchaft iſt, in welcher ſich der Eleve hervorgethan hat. — Der erſte Orden wird denen zu Theil, die vier oder mehr Preiſe erhalten, und befördert diejenigen, die ſich dem Militärſtande widmen, bei ihrem Eintritt in denſelben um einen Grad höher. Er hängt an einem gelben, roth eingefaßten Bande, und hält gegen zwölf Dukaten an Golde. — Der zweite Orden iſt ein großes Kreuz an einem Band um den Hals, mit einem auf der rechten Seite in die Uniform geſtickten Stern, und dem Worte: Emulation. Acht Preiſe machen einen Eleven deſſelben fähig.

Die wirklichen Chevaliers vom erſten Orden ſind: Vom erſten Jahrestag — von Schönfeld von Hohen-Urach, und Bregenzer, Offiziersſohn von Hohenaſperg. — Vom zweiten Jahrestag — Chriſtian von Maſſenbach, Cavaliersſohn aus Schmalkalden. — Vom dritten Jahrestag — von Normann aus Streſſau in Pommern, aber vom großen Orden, weil er ſich acht Preiſe erworben hatte. — Vom vierten Jahrestag — von Eyplen aus Oberndorf im Allgäu, Trierſcher Geheimeraths-Sohn, und Schmidlin,

Regierungsrathssohn — mit 4 und 5 Preisen. — Die Zahl der Eleven ist auf 300 festgesetzt, und sind darunter beinahe schon 100 Cavaliers.

Nach Austheilung der Preise wurden folgende Beförderungen bekannt gemacht, und zwar: von Normann, zum Kammerjunker mit Charakter und Rang. — v. Schönfeld; Friedrich — und Christian von Massenbach, von Oberniz, zu Lieutenants bei der herzoglichen Garde zu Fuß. — v. Eyplen, v. Landsee, Simanowiz, Schmidgall und Zech, zu Lieutenants bei dem herzoglichen Artillerie-Regiment, und Miller bei dem herzogl Husaren-Regiment; — v. Hohe sen., v. Lüzow sen., v. Göler sen., v. Mandelslohe, v. Winkelmann, v. Schönfeld, v. Breitschwerd, zum Charakter als Hofjunker.

Diese haben aber alle die Erlaubniß erhalten, noch ferner in der herzoglichen Academie zu verbleiben.

Der Intendant der herzoglichen Militäracademie, Major und Flügeladjutant von Seeger, hatte aber schon in der Mitte des vorigen Jahres den herzogl. Militär-St.-Karlsorden erhalten.

Vorsteher der Academie in jener Zeit.

Die Haupttriebfeder dieser Anstalt war der Herzog Karl selbst; die Personen aber, wodurch ein solcher bedeutender Körper in Bewegung gesetzt, und darin auch erhalten worden, waren, außer dem Intendanten, noch 14 Offiziere, und zwar: 1 Major, 5 Hauptleute und Rittmeister, 8 Lieutenants, 1 Stallmeister, 1 Akademie-Medikus, 12 Professoren, 1 Leib- und Academiechirurgus, 1 Academiecassier, 1 Sekretarius, 1 Oberhofgärtner, 1 Hofsigurist, 1 Hofstuckator, 1 Academiemaler, 1 Hofwerkmeister, 1 Fechtmeister, 3 Tanzmeister, 1 Balletmeister, 2 Kammervirtuosen, 5 Musikmeister, 1 Apotheker, 1 Kapitän d'Armes, 1 Hausmeister, 2 Controleurs, 2 Arithmetici, 2 lateinische Lehrer, 1 italienischer Sprachmeister, 2 französische, 1 Schreibmeister, 1 deutscher Lehrmeister, 6 Aufseher, 1 Unterfeldscherer.

Es waren also damals schon, im Jahr 1775, 70 Personen, theils im Lehrfach und zur Aufsicht, theils zur Verwaltung angestellt.

— Die erste, schon dankenswerthe, wohlthätige Absicht des regierenden Herzogs Karl — eine Anzahl mittelloser Kinder in eine von ihm im Jahr 1770 auf der Solitude begründete Erziehungsanstalt aufzunehmen und väterlich für sie zu sorgen — führte sonach in wenigen Jahren zu einem Institut, das überall große Anerkennung und Bewunderung erregte, und in seinen Folgen die herrlichsten Früchte brachte.

Aus allen Ländern von Europa, und selbst aus einigen außereuropäischen Gebieten, strömten Jünglinge aus allen Ständen herbei, vereinten sich inniglich ohne Unterschied des Standes und der Religion, und schätzten sich glücklich, den größten Theil ihrer Jugendjahre in diesem — nach allen Rücksichten ausgezeichneten — Institut zu verleben und in solchem ihre Ausbildung zu erhalten.

Die ganze Anstalt zählte von dem Jahr 1770 an bis zum Tode des Herzogs Karl, im Oktober 1793, 1495 Zöglinge, die ihre Erziehung in solcher erhielten, von welchen jetzt noch viele würdige Männer in hohen Ehrenstellen, theils als besonders ausgezeichnet im gelehrten Fache, theils sonst in glücklicher Lage, im Inland und auswärts am Leben sind, und sich mit den frohesten Empfindungen jener Zeiten erinnern, die so wesentlich auf ihr nun glückliches Alter hingewirkt und solches hervorgebracht haben.

Nun möge eine merkwürdige Reliquie folgen, welche treu nach dem eigenhändigen, mit Bleistift geschriebenen Concept des Herzogs, hier mitgetheilt wird.

Rede Sereniſſimi bey Austheilung derer Preyße in der hohen Carls-Schule.

dd. 1791.

P. P.

Der Fleiß wird belohnt, gute Sitten gekrönt. Das ist der Entzweck der heutigen Feyer; diese Reihe außerlesner Jünglinge, hat sich, theils durch ausgezeichneten Eifer in ihren Lehrstunden, theils durch Vorzug in ihrem ganzen sittlichen Benehmen nach meiner Ueberzeugung und dem einstimmigen Antrag ihrer Obern, derjenigen äußerlichen Merkmahle würdig gemacht, die sie in dieser Stunde aus denen Händen ihres gemeinschaftlichen Erziehers empfangen werden.

Sie haben ihre Pflichten erfüllt, diese Jünglinge, und davon den größten aller Preyße, das Bewußtseyn aus ächt ungeheuchelten Religions-Grundsätzen, recht gehandlet zu haben, erworben; sie genießen das sanffte Gefühl einer Ueberzeugung und daraus fließenden Beruhigung, die beneidungswürdig und eine Folge dieser erfüllten Pflichten ist, von denen der hentige Tag weiters zu sprechen, mir die Gelegenheit darbietet.

Alle Menschen haben Pflichten,
Der auß dem Kinderalter hervorgewachßene
Jüngling,
Der Mann,
Der Greyß,
jedem ist sein Theil zugeschieden; alle gehen auf einen Zweck, also alle Menschen haben Pflichten, und zwar:
Natürliche,
Aufferlegte,
jene liegen im Menschen, niemand kann sie im innerlichen mißkennen.

Diese sind Folgen der in der menschlichen Gesellschafft eingeführten Ordnung; die genaue Erfüllung samtlicher, bringt Beruhigung, und dieße ist das Glück des Menschen. Er sucht sie umsonst, dieße Beruhigung, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt. Das Herz verschmähet jeden Lohn, den es nicht verdient hat; nur der Gedanke beruhigt, das gethan zu haben, was man in seiner Laage zu thun schuldig war.

Nur dießer Gedanke — ich solte eher sagen — dießes süsse Gefühl, ist eine würdige Belohnung, weil sie unßern Geist erheitert, und unß mit neuer Krafft beseelt.

Liebe Jugend! eine gewisse Last ist jedem angewießen, ein Theil der Arbeit ist jedem von unß beschieden. Der Jüngling muß sich früh vorbereiten, mit Ernst vorbereiten, um einst der Welt zu nützen; der Mann muß nicht nur aus seinem gesamleten reichen Vorrath zehren, sondern noch von einer Stuffe der Vollkommenheit zur andern höher steigen; sogar der Greiß darff seine alte Tage nicht in träger Unthätigkeit verleben; seine weisen Rathschläge, seine gute Beispiele, können noch lange dienen, wenn seine öffentliche Beredsamkeit schon erloschen, und seine matte Hand zu keinem mühseligen Geschäfte mehr geläuffig ist.

Gleichwie jedes Alter, so hat auch jeder Stand seine bestimmte Pflicht. Die Natur hat sie dem Menschen — die Gesellschaft hat sie dem Bürger aufgelegt. Die Sprache

der Vernunft, und ein unwiderſtehliches Gefühl, kündigen laut die Pflichten des Menſchen an. Schon die Fähigkeit, die er beſitzt, iſt ein Ruff, der ihre Entwicklung fordert; wenn er ſich der Trägheit überläßt, ſo fällt er in Eckel und Langeweile. Die Seele hat ein innerliches Bedürfniß, geſchäfftig zu ſein; ihr Wunſch begnügt ſich nicht mit der Ruhe allein.

Die Pflichten, die jedem Bürger heilig ſein ſollen, ſind unverkennbahre Folgen der Ordnung, ohne die das geſellſchaftliche Leben nicht beſtehen kann. Gleichwie die verſchiedene Theile eines Gebäudes durch ihre Zuſammenfügung ein ganzes bilden, ſo entſtehet aus gegenſeitiger Hülffe die Geſellſchafft. Wer zu ihrem Beſten nichts beizutragen ſucht, der hat ſelbſt jedem Dienſte, der ihm geleiſtet werden ſoll, deutlich genug entſagt. Wer nur vor ſich allein zu leben dächte, würde alle Bande der Geſellſchafft zerreiſſen. Wie die Früchte und Vortheile, ſo müſſen auch Laſt und Arbeit gemeinſchaftlich ſein.

Es iſt keine Verrichtung ſo gering, ſo unbedeutend, die nicht durch die große Abſicht der allgemeinen Glückſeligkeit, veredlet und erhöhet wird. Das iſt der Zweck, nach dem alle Bemühungen ſtreben, der Mittelpunkt, wo alle Stände, ſo ſehr ſie auch von einander unterſchieden ſind, zuſammentreffen. Allein, hier iſt nöthig, mit einer unüberwindlichen Gedult an ſeinem Platz außzudauren, und gerade dasjenige zu thun, was der Beruff von jedem fordert. Man mag ſich noch ſo großer Fortſchritte rühmen; die Mühe iſt verlohren, wenn man nicht auf den rechten Weg gegangen.

Wer nur nach Beyfall und äußerlicher Ehre ſeine Begierde richtet, wer augenblicklich erndten will, wo er geſäet hat, der liebt nur ſich — die Menſchen liebt er nicht. Wer nur ſolche Geſchäffte auff ſich nehmen will, die nach ſeinem Geſchmack, nach ſeiner Laune ſind, dem iſt die Geſellſchafft nicht verbunden. Pflicht kann nicht anderſt als durch Aufopferung erfüllt werden. Wo der Eigennutz herrſcht, ſind die wechſelweiſen Verhältniſſe getrennt.

Liebe Jugend! Wie viel, wie gerne möchte ich noch von einem ſo wichtigen Gegenſtand ſprechen. — Vorzüglich in einem Zeitpunkt, wo die ſo unächten Begriffe von denen Pflichten, die Quellen der ſchröcklichſten anſteckenden Unordnungen ſind. Man bleibt heut zu Tage nicht mehr in ſeiner Sphäre, man ſtreifft in fremde Gebiete, ich will ſagen, man miſcht ſich in höhere Geſchäffte, dringt ſich wohl auch mit Ungeſtim aus ſeinem Stande heraus, und richtet dardurch Verwirrungen an, die die allgemeine Glückſeeligkeit in ihrer Grundfeſte erſchüttern, allein die gegenwärtige Feierlichkeit ſchränket meine Rede einzig auf die Hoffnung künftiger Zeiten, auf Euch, liebe Jugend ein, und wann ließe ſich es mit größrem Recht von Euren Pflichten reden, alß in jenem Augenblicke, wo die Erfüllung derſelben mit Ehre gekrönt, und mit Preißen belohnt wird.

Aber ihr ſeyd ſchon belohnt, liebe Jugend, und dieſe Belohnung, die ihr Euch ſelbſt gegeben, iſt kein Mächtiger der Erde zu erſetzen im Stande. Ihr habt das reinſte Vergnügen, das auff Erden möglich iſt, gekoſtet, Eure Pflichten erkennt, ſie lieb gewonnen, ſie ausgeübt, ſie angewöhnt. Ihr habt Euch nicht durch falſche Vorſtellungen mit Eurem annoch zarten Alter entſchuldigt, alß wenn es noch keiner ſtrengen Pflicht unterworfen wäre. Ein weiches Herz nimmt bereitwillig jeden guten Eindruck auff, und je früher es ihn bekömt, je länger behält es ihn. Wo Eure Sitten noch unverdorben ſind, da ſeyd ihr der Bildung fähiger, und wenn einmahl edle, gute Beiſpiele auff die allererſten Jahre gewirkt, ſo werden böſe ihren verderblichen Einfluß umſonſt verſuchen.

Wer aus Euch, meine liebe Jugend, von dieſer Wahrheit durchdrungen, ſeine Pflicht bisher gethan, der hat bereits, wie ſchon geſagt, den ſchönſten Lohn — ſeine Beruhigung — empfangen, einen Lohn, der ſo oft wiederholt wird, alß ſich das frohe Andenken, wohl

angewandter Stunden erneuert. Die Heiterkeit, die aus einer ſolchen Ueberzeugung entſpringt, macht euch zu fernerer Treue geſchickt, und die Pflicht, die den Müßigen wie eine Bürde drückt, wird für Euch Vergnügen ſein.

Ich ſage nochmahls, ihr ſeyd ſchon belohnt; der heutige Tag, dieße Feyer, ſoll nur die gute Meinung, die Ihr ohne Stolz von Euch ſelbſt mit Rechte heget, feyerlich beſtätigen, und öffentlich erklären, daß ihr durch die Ausübung Eurer Pflicht, zugleich die Abſicht des Stifters dießer hohen Schule, der treuen Bemühung aller Eurer Obern, dem Wunſche Eurer Aeltern und Verwandten, der Erwartung des Publici entſprochen; ſo ſind, die vernünftige Seldſtliebe, und der edle, ächte Patriotismus unzertrennlich, ſo hat der, der an ſeinem eigenen Glück gearbeitet, auch dem allgemeinen Beſten gedient.

Liebe Jünglinge! Pflichten ſind alßo erfüllt; von einem beträchtlichen Theil von Euch erfüllt: Mögte dieſe aus dem reinen Vatterherz gefloſſene Ermahnung würken, in ſeinem ganzen Umfang würken, damit vor die Zukunfft Wetteifer guter Sitten und Fleiß allgemein, und ohne Wahl treffen zu müſſen, ich allen laut zurufen könne:

Jünglinge!

Euer Fleiß wird belohnt, und Eure gute Sitten gekrönt.

Ein anonymes Mitglied der Geſellſchaft überreichte derſelben ein „Bruchſtück aus den Schilderungen, welche die Academiſten im Jahre 1774 von ſich und ihren Kameraden entwerfen mußten.“

Hieraus erlaube ich mir, Nachſtehendes mitzutheilen:

Gegen das Ende des Jahres 1774 — ſagt der Verfaſſer — wurden die älteren Zöglinge der Militäraademie von dem Herzog aufgefordert, ſich ſelbſt und ihre Kameraden zu ſchildern, und zwar nach folgenden Punkten: 1) Wie die Geſinnung gegen Gott — 2) Wie gegen den Herzog — 3) Wie gegen Lehrer nnd Vorgeſetzte beſchaffen ſey? — 4) Wie die Gaben ſeyen? — 5) Wie man ſie anwende? — 6) Wie es ſich mit der Propreté verhalte? — 7) Weiches die Haupteigenſchaft des Charakters ſey? — 8) Worauf die Hauptneigung gehe? — Auch die Vorgeſetzten und Lehrer mußten die ihnen untergebenen Zöglinge und Schüler ſchildern.

Auffallend iſt es, daß ſich keine von Friedrich Schiller verfaßte Schilderung ſeiner ſelbſt und ſeiner Kameraden vorfindet. — Die Schilderung von ſeinem vorgeſetzten Offizier, dem Rittmeiſter Fader, einem verſtändigen und rechtſchaffenen Manne, lautete nach den vorgeſchriebenen Fragpunkten alſo: „Joh. Chph. Friedrich Schiller, 15 Jahre alt, iſt andächtig in gottesdienſtlichen Handlungen, ehrerbietig gegen ſeine Vorgeſetzten, verträglich und freundſchaftlich gegen ſeine Kameraden. Beſitzt gute Gaben. Iſt ſchon ſiebenmal und letztmals vom 23. September bis 7. Oktober krank gelegen, welche öftere Krankheiten Urſache ſind, daß er bei allem Fleiß gegen Andere ziemlich weit zurückgeblieben. Inzwiſchen iſt er noch in einem Alter, wo man die beſte Hoffnung von ihm haben kann.“ — Dieſer Krankheitszuſtand, welcher in die Zeit der Aufforderung fiel, mag Urſache ſeyn, daß er ſolcher nicht Genüge leiſtete. — Schiller wollte ſich der Theologie widmen; weil aber dieſe in der Academie nicht gelehrt wurde, ſo wurde er, gegen ſeine Neigung, anfänglich den Juriſten zugetheilt. In dieſer Abneigung und damaligen Kränklichkeit mag das Urtheil ſeines Lehrers in der Heraldik und Numismatik:

„Schillers Gaben — mittelmäßig; Aufführung — gleichgültig: der Fleiß iſt ſeinen Kräften gemäß; Geſchicklichkeit — mittelmäßig,“

Entſchuldigung finden. — Schillers Kameraden kannten ihn beſſer. Der jetzige Herr

Medicinalrath Plieninger ſagte: „In Schiller liegt ein Genie verborgen.“ — Der verſtorbene Staatsrath v. Batz: „Schiller verdient mit Recht den Namen eines wahren Chriſten. Die Natur hat ſich bei Austheilung ihrer Gaben an ihm gar nicht ſparſam bewieſen.“ — Der verſtorbene Staatsrath v. Schmidlin: „Ein kränklicher und ſchwächlicher Leib hat ihm bisher nicht zugelaſſen, ſeine Gaben ſo anzuwenden, wie er gerne wollte.“ — Alle rühmen ſein liebreiches, gefälliges Betragen gegen ſeine Mitbrüder, und ſeine Aufrichtigkeit. Mehre ſprechen von ſeiner „artigen Luſtbarkeit“ und Liebe zur Poeſie.

v. Normann ſchilderte ſich ſelbſt mit folgenden Worten: „Normann zeigt bald den größten Eifer für die Religion, da er zwei Tage von nichts als von der Bibel und geiſtlichen Dingen hören will, bald, und dieſes leider die meiſte Zeit, iſt er ganz kaltſinnig. — Der Himmel hat ihn mit guten Fähigkeiten beſchenkt, nur müſſen ſie Schaden leiden, wenn er ſie auf einmal auf zu viele verſchiedene Sachen verwendet. — Allzugroße Begierde nach Ehre iſt an ihm zu tadeln. — Seine Begierde nach Veränderungen iſt unerſättlich.“

Den Chriſtian v. Maſſenbach, nachherigen preuß. Oberſten, ſchilderte v. Normann alſo: „Eine beſtändige Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt reizt ihn jeden Augenblick zum Zorn. Geht ihm nicht Alles nach Wunſch, ſo verſtummt er ganze Tage. Im Augenblick ſeiner Hitze legen alle Wohlthaten Ew. herzogl. Durchlaucht einen Zunder der Undankbarkeit in ſein Herz. Außer dem Zorn iſt er aber der beſte Menſch von der Welt. Er hat mittelmäßige Gaben, aber ein gutes Gedächtniß.“

An Toaſten, ernſten und heitern Gelegenheitsgedichten fehlt es nicht. Unerſchöpflich iſt darin der liebenswürdige Greis Schlotterbeck. Ein Gedicht von ihm möge den Beſchluß dieſer Erwähnung machen.

Eine Reminiscenz.

„Front! Achtung! Zum Gebet!“ ſo tönte
Einſt das Commando im bewußten Saal,
Wenn ſich der Zögling nach der Schüſſel ſehnte,
Die ſich ihm ſchon durch Reinlichkeit empfahl.

Ihr werdet mir die Stelle nicht verſagen,
Auf der ſonſt Rieß mit allen Ehren ſtand.
Ihr liebt die Bilder aus den frühern Tagen
Und reiſet gern zurück in's Jugendland.

So ruf' ich denn: Front! Achtung! Zum Gebete!
Es ſegnet Carln für Das, was er uns that;
Für Alles, was er pflanzte oder ſä'te.
Gediehen ſind die Pflanzen und die Saat.

Es ſegnet alle Karlsvereinsgenoſſen
Euch, die ihr ſchon vorausgegangen ſeyd;
Euch, die ihr hier den ſchönen Kreis geſchloſſen,
Euch, die ihr fern den Tag der Freude weiht.

Es bittet, daß dieß Feſt oft wiederkehre
Am Arm des Friedens, an der Hand der Ruh';
Und eine Stimme ruft aus höh'rer Sphäre
Ihr „Amen“ dieſer frommen Bitte zu.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Stettin, 22. Febr.

Wer Stettin seit dem Befreiungskrieg nicht mehr gesehen, kann sich kaum vorstellen, wie sehr die Physiognomie des Orts sich seit jener Zeit geändert hat. Eine Menge neuer Privat- und mehre öffentliche Gebäude sind entstanden, unter denen das Gymnasium und die Börse der Stadt zu hoher Zierde gereichen. Der bereits 21 Jahr dauernde Friede hat auch hier eine rege Bauluft geweckt, und im vergangenen Frühjahr waren einige dreißig Neubauten innerhalb der Festungswälle begonnen worden, während auch in den freundlichen Vorstädten Maurer und Zimmerleute reichliche Beschäftigung fanden. Was Stettin's Handel betrifft, so dürfte er sich in kurzer Zeit wieder zu seiner frühern Bedeutsamkeit erheben, jedenfalls hat er in den letztrn Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Die Neigung zu großartigen, selbst kühnen Unternehmungen, zeichnet den dortigen Handelsstand aus, dessen Schiffe man fast in allen Meeren findet; sogar China ist 1835 von einem Stettiner Kauffahrer besucht worden.

Stettin's Theater steht wenig deutschen Provinzialbühnen nach, und selbst der bildenden Kunst fehlt es hier nicht an Freunden und Beförderern. Der Ort besitzt gegenwärtig einen im schönsten Aufblühen begriffenen Kunstverein, der sich mit den berühmtesten Instituten dieser Art in Deutschland in Berührung gesetzt hat, und die schaulustigen Stettiner, durch jährliche Ausstellungen erfreut, auf denen die Gemälde einheimischer Künstler einen ehrenvollen Platz einnehmen. Die Musik zählt in Stettin zahlreiche Verehrer, wird durch mehre Gesangvereine und einen ausgezeichneten Instrumentalverein cultivirt, und gedeiht besonders unter der Pflege des berühmten Löwe. Seine neueste große Composition, „die Kaiserin Josephine" ist eine glänzende Arie für eine Altstimme, mit Begleitung des Chors. Löwe genießt des großen Glücks, mit einem Dichter in genauer Verbindung zu stehen, für dessen Arbeiten er große Vorliebe hegt. Er wählt fast nur immer Texte von Ludwig Giesebrecht. Unter unsern Poeten verdient auch noch Heinrich Schütze erwähnt zu werden, dessen geistliche Lieder (Rosen von Jericho 1835) große Anmuth und Innigkeit haben.

— Auch die Wissenschaft hat in Stettin ihre treuen Priester; wir nennen aus dem Kreise der dortigen Gelehrten hier nur den Philologen Hasselbach, den Forscher der deutschen Sprache, Graßmann, und den Kenner der altdeutschen Literatur, Wilhelm Böhmer. Dem Letztern verdanken wir seit 1835 eine Ausgabe der berühmten Chronik von Pommern, von Thomas Kanzow, in niederdeutscher Mundart. Sie ist für den Historiker, wie für den Sprachforscher, ein Werk von klassischem Werth. Seit 1832 gibt die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin eine Zeitschrift unter dem Titel „baltische Studien" heraus, welche manche gediegene Abhandlung enthält, und sich mit jedem Jahr hebt. Es ruht also kein böotischer Nebel mehr auf der alten Wendenstadt, deren Lage auch große und eigenthümliche Reize hat. Ein

breiter, mit Seeſchiffen bedeckter Strom, der ſich zum mächtigen Dammſchen See erweitert, groſſe Wieſen, dichtbewaldete Hügel, die ſich zur Oder hinabziehen, und endlich üppige Kornfelder bilden eine ächt norddeutſche Landſchaft, die von jedem Fremden geprieſen wird.

Anmerkung. Die literariſchen Ueberſichten III. folgen im nächſten Hefte.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

III.

Ich erhalte ſo eben nachſtehenden Brief, und glaube dem Wunſche ſeines Schreibers am beſten dadurch zu entſprechen, daß ich ihn hier abdrucken laſſe:

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Mit der freudigſten Spannung ſah ich dem zweiten Bande Ihrer geſchätzten Theaterrevue entgegen, und mit einem wahren Heißhunger (sit venia verbo) fiel ich über das von der hieſigen Hofbuchhandlung mir kürzlich zugeſchickte Exemplar her.

In den „vergleichenden Ueberſichten“ bei Gelegenheit als ſich Ew. Wohlgeboren über die im vorigen Jahre auf dem k. k. Hofburgtheater ſtattgefundenen Gaſtſpiele ausſprachen, heißt es unter Anderem: „Die Urſachen des Auftretens der Herren Riehm aus St. Petersburg, Woller und Remmark aus Grätz, Bolzmann aus Caſſel und Rott aus der Joſephſtadt ſcheinen uns in dem Wunſche gelegen zu haben, für ein untergeordnetes Fach, etwa das der komiſchen Bedienten, wie ſie Cachö und Wothe ſpielte und ſpielt, einen Erſatzmann zu finden.“ —

Ich beehre mich, Ihnen anzuzeigen, daß mein Gaſtſpiel nicht aus dieſem Grunde ſtattfand. Von einem Engagement war überhaupt nicht die Rede, am wenigſten aber beabſichtigte die k. k. Hoftheaterdirektion ſowohl, als ich ſelbſt, mich für das Fach der komiſchen Bedienten zu engagiren. Die Rollen, in denen ich auftrat, Hugo in der Schuld, Karl Ruf in der Schachmaſchine, Ringelſtein in Bürgerlich und Romantiſch, Wolodimir in Iſidor und Olga deuten auch nicht auf ein ſolches Fach hin. Der Grund meines Gaſtſpiels mag vielmehr in Folgendem enthalten ſein: Am k. k. Hofburgtheater in Wien, meiner Vaterſtadt, begann ich meine artiſtiſche Laufbahn, und um meine Ausbildung zu befördern, verließ ich, nach Ablauf dreier Jahre, die kaiſerliche Hofbühne. Das mir bewilligte Gaſtſpiel hatte alſo keinen andern Zweck, als den, mich meinen Landsleuten wieder vorzuführen, um dieſen die Reſultate meiner dramatiſchen Thätigkeit zu veranſchaulichen.

Ich erſuche daher Ew. Wohlgeboren ergebenſt, die mein Gaſtſpiel berührende Anzeige auf eine Ihrem Ermeſſen und Gutdünken beliebige Weiſe zu berichtigen, da es mir nicht gleichgiltig ſeyn kann, wenn ein ſo gediegenes, mit vollem Rechte allgemein geſchätztes öffentliches Organ, wie Ihre Theaterrevue iſt, meinem artiſtiſchen Streben ein Feld anweiſt, das ich nie bebaute, auf welchem mir auch wahrſcheinlich keine erfreulichen Früchte hervorſprießen würden, ſelbſt wenn ich es urbar zu machen ſuchte. Da es ſogar leicht möglich ſeyn kann, daß dieſe, wenn auch nur oberflächliche Anzeige, auf meine etwaigen Verbindungen mit auswärtigen Bühnen nachtheilig einwirken könne, ſo glaube ich keine Fehlbitte zu thun.

Den Grund dieſes Schreibens mögen Ew. Wohlgeboren nur dem Umſtande zuſchreiben, daß ich den Werth Ihrer Theaterrevue zu ſchätzen weiß und überzeugt bin, daß auch die kleinſte darin enthaltene Bemerkung nicht ohne Werth und Wichtigkeit ſey, um ſo mehr, wenn ſie einen jungen Schauſpieler betrifft, deſſen künſtleriſche Wirkſamkeit noch der Reife und Zeitigung bedarf.

Indem ich mein ergebenes Anliegen Ihrer Aufmerkſamkeit und geneigter Erwägung beſtens empfehle, zeichne ich mich

als

Ew. Wohlgeboren

Caſſel am 30. März
1837.

ganz ergebenſten
Boltzmann,
kurfürſtl. Hofſchauſpieler.

Meine Vermuthung war darauf gegründet, daß Herr Boltzmann mir mit den andern Komikern ohne beſondern Beiſatz genannt worden war, und daß ich ihn auch wohl ſchon früher, ohne ihn ſelbſt geſehen zu haben, in Partien, wie den „Karl Ruf“ u. dergl. rühmen hörte. Daher war mein Irrthum wohl verzeihlich.

— Hier in Stuttgart ſahen wir vor einigen Tagen „die Vormundſchaft“ das Luſtſpiel aus der dießjährigen Theaterrevue. Es bewährte ſich bei der Darſtellung als höchſt wirkſam, und ſomit rechtfertigte ſich das vollkommen, was ich darüber in der Vorrede zur Theaterrevue geſagt habe. Nach den Proben hatten ſich die ungünſtigſten Meinungen über den bevorſtehenden Erfolg im Publikum verbreitet. Es hieß allgemein, daß ſolch ein Stück, wenn es von den Verfaſſern direct eingeſandt, gewiß nie zur Ehre der Aufführung zugelaſſen worden wäre. Der Erfolg zeigte einmal recht deutlich, wie falſch oft voreilig geurtheilt wird.

Die Aufführung war trefflich zu nennen: Die Herren Maurer, Rhode und Moritz bildeten ein Kleeblatt ſo wirkſamer Komik und ſo vollendeter Darſtellung, daß die Verfaſſer des Stückes Gerle und Horn ihnen den anticipando erhaltenen Preis erſt jetzt zu danken hatten. Denn auf dieſe Weiſe wird ein ſolches Stück erſt ergänzt und zu dem, was es ſeyn ſoll, gemacht. Bei der Lectüre kann es nicht vollſtändig befriedigen.

Kunſt.

Lehmann's, des jungen Hamburgers, Bild, „die Hochzeit des Tobias“, erregte auf der Pariſer Ausſtellung wahrhafte Bewunderung. Hierin vereinigen ſich alle Stimmen. Es wird ſeiner früheren Compoſition, „die Tochter Jephta's“, noch vorgezogen.

Muſik in Italien.

Die philharmoniſche Geſellſchaft in Florenz hat im vergangenen Winter mehre glänzende Concerte veranſtaltet, in denen ſich beſonders eine junge Sopraniſtin von ſeltenem Umfange der Stimme und trefflicher Schule, eine Demoiſelle Erminia Fiezzolini, auszeichnete; ſie iſt eine Schülerin von Nicolas Tacchinardi.

— In Bologna erhielt im Palaſte Sampieri ein junger italieniſcher Klavierſpieler, Namens Theodor Dolher, ungeheuern Beifall. Italien ſchmeichelt ſich, in ihm einen Thalberg zu erhalten.

— Ein junger Komponiſt in Siena hat eine Oper von Liebhabern aufführen laſſen. Sie heißt **Il giorno della nozze** und iſt wahrſcheinlich dem Scribeſchen Vaudeville „der ſchönſte Tag des Lebens“ nachgebildet. Die Muſik ſoll ſehr melodiſch ſeyn und ſchöne Inſtrumental-Effekte enthalten.

Veröffentlichung intereſſanter Heimlichkeiten.

Ich rechne hiezu ganz beſonders die Memoiren der berühmten franzöſiſchen Sängerin Sophie Arnoult, welche der Baron de Lamothe-Langon ſo eben herausgegeben hat. Man kann von der Authenticität dieſer Memoiren überzeugt ſeyn, wodurch ſie an Intereſſe gewinnen.

Die Arnoult war beſonders ihrer kleinen Malice und ihres Witzes wegen neben ihrem Talente berühmt. Sie hatte trotz ihres hübſchen Geſichts ſehr ſchlechte Zähne und litt an allen den Gebrechen, die dieſes Uebel in ſeinem Gefolge zu haben pflegt. Eines Tages ſagte ſie, daß ſie ſtets das Herz auf der Zunge habe, worauf ihr ein ungalanter Witzbold erwiderte: „Jetzt bin ich nicht mehr verwundert, daß Sie ſo übel aus dem Munde riechen.“

Dieß hielt jedoch den Dichter Favart nicht ab, ſie eine göttliche Zauberin zu nennen, und der liebenswürdige Graf von Lauraguais wetteiferte mit dem Prinzen d'Ainèl, zu gleicher Zeit um ihre Gunſt. Mehr noch als ihre Reize trugen ihre Liebenswürdigkeit, ihr Geiſt und ihre derb-

luſtigen Antworten dazu bei, ſich die Gunſt der Männer zu erwerben. Sie war nicht nur eine berühmte Schauſpielerin, ein liebenswürdiges Weib, eine treffliche Freundin, ſondern ſie war auch wohlthätig und hilfreich, wo ſie konnte.

Folgendes merkwürdige Billet der Arnoult beſitzt ein Freund in Paris. Ich will es hier mittheilen:

„An den Bürger Quétaud, rue des Saussayes, Faubourg St. Honoré.

Quartidi, 14. Ventôse, Jahr 8.

Mein Quétaud, heiß geliebter Freund, ſchnell, ſchnell zu Hilfe! ich brauche Dich, Deine Dienſte! ... Ja, eile zu Deiner Sophie! ... Es drängt, mein Freund, komm, ich werde Dir Alles ſagen. Ich wäre auch zu Dir gekommen (um die Vorſchrift des guten Sedaine zu befolgen), aber ich ſtehe für Dich zu ſpät auf, und ich müßte beſorgen, das Neſt leer zu finden. Komme morgen früh, wenn Du kannſt.... Es iſt etwas, das Du immer gern thuſt — es betrifft nämlich, einen Freund zu verpflichten, und um Dir zu verpflichten Deine gute, Deine Dich ſehr liebende, wohl affectionirte

Sophie Arnoult,
Maison d'Angevilliers
am Louvre.

Seltſame Liebhabereien.

Wenn man unſere bizarren Gewohnheiten durchmuſtert, ſo muß man wahrlich erſtaunen, wie ſelten das, was wir erwählen, um uns Vergnügen zu machen, dieſes wirklich zu thun im Stande iſt. So betrachte man einmal z. B. einen jungen Schüler, der eifrig eine Cigarre raucht, obgleich ihm der Rauch Uebelkeiten verurſacht und Kopfſchmerzen macht. Gleichviel, er raucht und raucht fort. Man ſehe weiter: ein Krämer überläßt ſein Geſchäft leichtſinnigen jungen Leuten, um ſich mit ſeiner Frau, ſeinem Regenſchirm, ſeinem kleinen Kinde und einem Perſpectiv nach der Schweiz zu begeben. Gewiß befindet er ſich in ſeinem Wohnort ſehr wohl. Er beſucht das Caffeehaus, den Klubb, die Reſſource; er geht Sonntag vor das Thor, er ſchwatzt mit ſeinen Nachbarn vertraulich über Krieg und Frieden; alle dieſe Gewohnheiten ſind ihm ſo lieb geworden! und doch verläßt er dieß Alles, und weßhalb? für die Schweiz, ein ganz unbekanntes Land, das er nur vom Hörenſagen kennt. Nach ſechs Wochen wird er nach Hauſe kommen, um einige hundert Gulden ärmer und um einige Rheumatismen reicher. Aber was kümmert ihn das? Er hat dann doch die Schweiz geſehen und kann von Sennhütten und Kuhreihen mitſprechen.

Und ſo durchlaufe man die ganze Stufenleiter der Geſellſchaft, und überall wird man daſſelbe finden. Ein jeder bleibt nicht da, wo ihm ſein Platz angewieſen iſt, und er gern geſehen wird. Alles drängt und zwängt ſich in andere Verhältniſſe, die ihm nicht paſſen. An öffentlichen Orten will der Handlungscommis für einen Studenten gelten oder einen großen Herrn ſpielen; der Student will ſich in elegante Damenkreiſe drängen und bemerkt nicht, daß ſein Aeußeres ſie zurückſchreckt; die Griſette, die in der Woche ſo niedlich ausſieht, vermummt ſich Sonntags in Hüte und Shawls, zieht enge Schuhe an und ſchnürt ſich gewaltig; ſo erſt fühlt ſie ſich glücklich und wird ausgelacht.

Aber dieſe an ſich lächerliche Sucht der Menſchen hat auch ihre ernſte Seite; ohne ſie gäbe es weder Selbſtmorde, noch Hypochondriſten, weder Gallſucht, noch Spleen. Es gibt heutzutage wahrlich nur lyriſche Dichter, Angelfiſcher und Dilettanten auf der Guitarre, die von ſich mit vollem Recht ſagen können, daß ihre Leidenſchaft ſie auch vollkommen glücklich mache.

Luſtiger Gerichtshandel.

Marquis iſt ein Typus eines Pariſer Lumpenſammlers; eine allfarbige Jacke, ein terribler Hut, ein abweſendes Hemd, unbekannte Strümpfe, Schuhe, die ehemals Pantoffeln waren und jetzt eine Art von Sandalen bilden, jedoch ohne Sohle,

ll die
h vor

harte
find,
n aus

zleich.
ich.
, der
el!
lebten
r ein
lischen

Segeln
Bogen.
ür die
Heil
kriegs-
Jagd
durfte
s Bo-

e flat-
Kam-
ür ihn
Leben
Cham-
m viel-
ch sei-
atte es
Gefahr
genden

zu dem
immer

widerte
ondern

m Ge-
. Ihm
f, die
waren
an der
r Zeit

luſtige
der M
nur ei
benetw
bin, ſ
hilfrei
Fr
noult
will e
„

M
ſchnell
Deine
Sophi
komm
wäre
Vorſd
aber i
müßte
Komm
Es iſt
— es
verpfli
Deine
wohl

W
heiten
erſtaun
len, u
wirklic
trachte
Schül
obglei
urſach
viel, e
weiter
leichtſi
ſeiner
kleinen
der S
er ſich

und bei alledem iſt Marquis ariſtokratiſch geſinnt, beſonders wenn ihm der Wein zu Kopfe geſtiegen: dann fühlt er, daß er nicht für die Profeſſion gemacht iſt, die er treibt, und daß ihn die Natur zu etwas Anderem geſchaffen, als im Straßenkehricht herumzuſtöbern. Durch die Gewohnheit, ſich immer bei ſeinem Namen Marquis rufen zu hören, iſt der arme Mann faſt der Meinung geworden, dieß ſey ſein Titel und deßhalb plagt ihn der Hochmuth ſeinen Kameraden gegenüber.

Zu Anfang Februars dieſes Jahres hatte Marquis freundſchaftlich mit einem andern Lumpenſammler Lupin ſo ein zwanzig Kanonen geleert, wie man es in Paris zu nennen pflegt. Lupin war weniger claſſiſch als Marquis, hatte dafür aber von der Natur einen tüchtigen Höcker erhalten. In dem Augenblick, als Lupin ſein Glas erhob, um mit ſeinem Kameraden anzuſtoßen, ſchrie Marquis plötzlich: Mit dir trink' ich nicht, du biſt nur ein Menſch aus dem Volk! Hierüber wurde Lupin wüthend und warf dem Marquis Glas und Wein ins Geſicht. Marquis ließ es dabei nicht bewenden, ſondern packte ſeinen Freund bei der Gurgel, warf ihn zu Boden und ließ ſeine Sandalen ſo ſchnell auf ſeinem Geſichte herumſpazieren, als wäre dieſes ein Parquet, das er frottiren wollte. Man mußte die Wache holen, und dieſer Streit iſt nun die Urſache, daß beide vor Gericht ſtehen.

Der Präſident. Wie kam es, daß Ihr, Marquis, Euch ſo weit vergeſſen habt, Euern Kameraden zu mißhandeln?

Marquis. Weil er mir ſein Glas ins Geſicht warf und mir meine Kleider verdorben hat.

Lupin. Warum hat er mich einen Menſchen aus dem Volke genannt?

Der Präſident. Das iſt keine Beleidigung.

Marquis. Ja, Du biſt ein Menſch aus dem Volke; das hab' ich geſagt und werde jetzt recidiv.

Lupin. Nun, und was biſt denn Du?

Marquis. Sprich nicht von mir.... Siehſt Du, das verſtehſt Du nicht.... Ich hab' viel geleſen, ich kenne die Charte und weiß, warum ich hier bin, weil die Charte ſagt, daß jeder Franzoſe gleich vor dem Geſetz iſt.

Lupin. Was geht mich die Charte an? Wenn alle Franzoſen gleich ſind, warum nennſt Du mich einen Mann aus dem Volke?

Marquis. Du, Du biſt nicht gleich.

Lupin. Ja, ſag' ich, ich bin gleich.

Marquis. Da ſeht mir doch, der will gleich ſeyn und hat einen Buckel!

Der Präſident macht dieſer belebten Converſation der beiden Proletarier ein Ende und verurtheilt den ariſtokratiſchen Lumpenſammler zur Strafe.

Der Sclavenhändler.

Die Brigg flog mit vollen Segeln und durchſchnitt die ſchäumenden Wogen. Es war ein kritiſcher Augenblick für die arme „Alouette," denn ihr ganzes Heil hing von ihrer Flucht ab. Ein Kriegsſchiff, das trefflich ſegelte, machte Jagd auf ſie, und um zu entkommen, bedurfte es für die Brigg der Leichtigkeit des Vogels, deſſen Namen ſie führte.

Georges, deſſen Haare im Winde flatterten, ſchien gleichgültig bei dieſem Kampfe, als ob Daſeyn und Zukunft für ihn nicht von dieſer Frage über Tod und Leben abgehangen hätten. Er ſchien kalt die Chancen zu berechnen und ſeine Ruhe kam vielleicht daher, daß die Wage ſich nach ſeiner Seite neigte, vielleicht auch hatte es Reiz für ihn, ſich furchtlos der Gefahr entgegenzuſtellen und dem verfolgenden Feinde Hohnlachen zu zeigen.

— James, ſprach er lächelnd zu dem ſchwarzen Schiffsjungen, der ihm immer zur Seite war, haſt Du Furcht?

— Nicht für mich, Herr, erwiderte der Neger faſt ohne Betonung, ſondern für Dich.

Dieſe wenigen Worte gaben den Gedanken Georges eine andere Richtung. Ihm fiel die ſeltſame Anhänglichkeit auf, die ſeinen Neger an ihn feſſelte. Es waren ſieben Jahre, daß Georges ihn an der Küſte erhandelt hatte, und ſeit dieſer Zeit

war James wie Epheu der Eiche verbunden. Oft zwar verwunderte ſich Georges darüber, ſeinen Neger mit zwanzig Jahren ſo ſchwach und ſchmächtig zu erblicken, wie einen Europäer mit fünfzehn. Er bemühte ſich, die blinde Ergebenheit, die vertraute Sympathie zu ergründen, aber immer vergebens. Auch dieſes Mal war es der Fall, und Georges ſprach nach einer Pauſe:

— Für mich fürchteſt Du, Kind? und weßhalb? wer liebt mich? Niemand auf der Erde, Niemand auf dem Meere.

James machte eine Bewegung.

— Bah! die Mannſchaft vielleicht? Dann ſetzte er traurig hinzu: Meine Mannſchaft wird mich acht Tage lang beklagen.

— Ich kenne Einen, den dein Verluſt tödten wird, Herr! erwiderte der Neger.

— Wen?

— Mich, erwiderte James mit tiefem Ausdrucke.

— Du verſchweigſt mir etwas, ſagte Georges, etwas Wichtiges; ſoll ich es nie erfahren?

— Nach meinem Tode vielleicht, antwortete der Neger.

Hierauf entfernte ſich James von Georges.

Unterdeß ſegelte die Brigg ſtets mit größter Geſchwindigkeit und man hatte das darauf Jagd machende Fahrzeug aus den Augen verloren. Die ganze Mannſchaft war außer ſich vor Freuden, der Gefahr ſo glücklich entkommen zu ſeyn, denn viele von ihnen ſahen ſich ſchon in Gedanken aufgeknüpft. Georges beging die Unvorſichtigkeit, die Rationen verdoppeln zu laſſen. Die Freude artete bald aus, und mehre von der Mannſchaft ſanken bis zur Sinnloſigkeit betrunken zu Boden. Nur drei Menſchen wachten noch über die Lenkung des Schiffes, das von den Wellen geſchaukelt wurde.

— Herr! ſchrie plötzlich aus dem Zwiſchenverdeck eine Stimme, die Georges ſogleich für die von James erkannte — Herr! es iſt Empörung am Bord.

Dieſer Schrei tönte wie eine Todtenglocke den drei Männern, die allein noch bei Sinnen waren.

— Empörung! brüllte Georges wie ein wüthender Löwe.

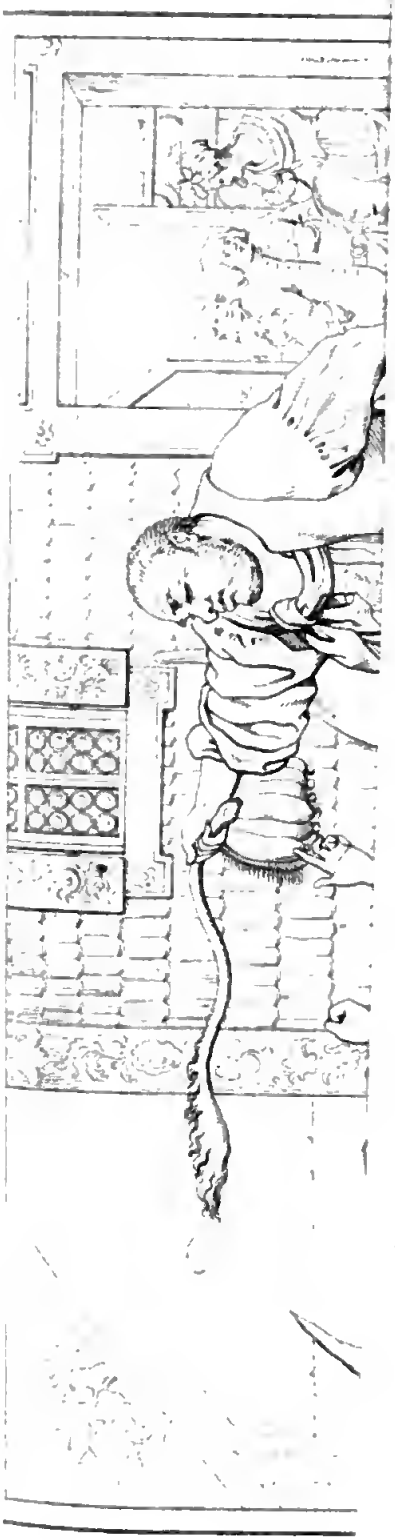
Und in der That war eine furchtbare Empörung in dem untern Raume ausgebrochen. Die ſchwarzen Sclaven, die darin lagen, ſtemmten ſich mit aller Kraft gegen die Decke, und verſuchten es, ſchäumend herauszukommen. Endlich gab eine Planke nach; aber die Oeffnung war zu klein und ein Mann konnte nur immer daraus hervorkriechen. Dieß erſtickte die Empörung im Keime, denn ſo oft ein Neger den Kopf an die Oeffnung brachte, wurde er mit einem Beile niedergemacht.

Aber in dieſer blutigen Metzelei, worin mehr als zwanzig Männer, Weiber und Kinder umgekommen waren, hatte Georges nur einen Schrei vernommen, einen einzigen Schrei, doch ſo entſetzlich und herzzerreißend, daß er hinreichend geweſen wäre, dieſer nächtlichen Scene allein Furchtbarkeit zu verleihen. Ich weiß es nicht, ob Georges die röchelnde Stimme erkannt hatte, aber unwillkührlich rief er nach James.

Am andern Morgen wurden die noch lebenden Neger in Eiſen geſchmiedet und die Leichname der Empörer ins Meer geworfen, und unter dieſen Leichnamen lag auch James, dem man allein die Rettung des Fahrzeuges zu verdanken hatte. Armer James! Sein Warnungsruf hatte ihm den Tod gebracht; denn die Schwarzen erwürgten ihn aus Rache. Jetzt war ſein Geheimniß verrathen; der arme Schiffsjunge war ein Weib.

Nun konnte ſich Georges die ſeltſame Anhänglichkeit erklären. Er begriff nun die geheimſten und tiefſten Gedanken, die manchmal wohl ſo viel Traurigkeit über das Geſicht des kleinen Negers ergoſſen hatten. Georges konnte eine Thräne nicht unterdrücken. Dieſe Rührung war natürlich, das letzte Daſeyn war ja erloſchen, das für ihn gebetet haben würde, wäre er in der Empörung umgekommen, und ſo betete denn Georges, der Sclavenhändler, für James.

— Armes Negermädchen, ſprach er,



nſtudirt
ringen.
nd nen-

er Di-
theaters
irektion
Richard
lbſchied.
l ſelten
r Gele-
grüßung
a Theil
e Ham-

t Paris
nit einer
iſt dem
vorher-
nicht ſo
iher die
ve that,
deutſche

als ein
Raupach
II. Er-
Richard

Bende-
ern von
trich IV.
e Kunſt-
worden.
Eigen-
gen, der
ſandte,
ckennung
e Bilder
den, daß
e Schule
r ſchroff
belangt,
talien zu
Meiſter
h Berlin
er Fran-

war Ja
den. T
darüber
ren ſo ſ
wie ein
bemühte
vertraut
immer
es der
einer P
— ſ
weßhalb
der Erd
Jam
—
Dann
Mannſd
beklagen
— ſ
tödten v
— !
— !
Ausdruc
— :
Georgee
nie erfa
— ſ
wortete
Hier
Georgee
Unte
größter
das dar
den Auc
ſchaft u
Gefahr
denn vi
Gedanke
die Unv
peln zu
aus, un
ken bis
Boden.
über die
den Wel
— F
ſchenverb
ſogleich
Herr! ee
Dieſ

und ohne auf das Erſtaunen der ſtummen Schiffsmannſchaft zu achten, kniete er hin, um James Stirne zu küſſen.

Sie war ſchon auf das Brett gebunden. Und nachdem Alles von den Wellen verſchlungen worden war, blieb Georges in tiefe Melancholie verſenkt und ſchien bis auf den Tod des Einen das Andenken an dieſe Nacht gänzlich verloren zu haben.

— Wie ſehr liebte ſie mich! dachte er.

Seitdem hat Georges den ſchändlichen Sclavenhandel aufgegeben.

Vermiſchtes.

Der auch unſern zahlreichen Leſern nun lieb und werth gewordene Liederkomponiſt Herr Lenz, Mitglied des königlichen Hoftheaters in München, hat von dem Kronprinzen von Baiern für die Zueignung eines Heftes ſeiner Lieder eine große goldene Medaille erhalten.

— Kapellmeiſter Lachner in München hat die Ueberzeugung gewonnen, daß das Münchner Publikum für Concerte edlerer Art nicht im gehörigen Grade empfänglich ſey, und hat ſich daher von dem Verbande der ſogenannten „muſikaliſchen Academie" losgeſagt. Die dießjährigen Concerts ſpirituels haben nicht nur keinen Nutzen, ſondern ein Deficit von 200 Gulden zur Folge gehabt.

— Der Intendant des königlichen Hoftheaters in München, Geheimer Hofrath und Ritter Herr C. T. Küſtner iſt von S. M. dem Könige von Baiern für ſich und ſeine Nachkommen in den Adelſtand erhoben worden.

— Emil Devrient ſoll Dresden verlaſſen wollen. Ein Herr Heſſen wird ſeinen Platz erhalten.

— Mad. Schröder-Devrient ſoll beſonders deßhalb von Dresden fortgegangen ſeyn, weil nicht genug neue Opern einſtudirt wurden. Man bekam nichts als Wiederholungen zu hören. Mad. S.-D. wollte die Puritaner, Gluck's Alceſte, Figaro's Hochzeit und Idomeneo einſtudirt haben, konnte jedoch nicht durchdringen. Die Dresdener trauern ihr nach, und nennen ſie ihr Kleinod.

— Am 30. März trat einer der Direktoren des Hamburger Stadttheaters Herr Carl Lebrün von der Direktion ab und nahm in der Rolle des Richard Wanderer von dem Publikum Abſchied. Man berichtet darüber, daß wohl ſelten oder nie einem Künſtler bei ſolcher Gelegenheit eine enthuſiaſtiſchere Begrüßung und ein ehrenvolleres Lebewohl zu Theil geworden iſt. Der Verluſt für die Hamburger Bühne iſt ſehr groß.

— Zwei Deutſche gründen in Paris ein deutſches Journal-Leſezimmer mit einer deutſchen Bibliothek verbunden. Es iſt dem Unternehmen ein guter Fortgang vorherzuſagen, wenn ſie die Bücher nicht ſo theuer geben werden, als es früher die Buchhandlung Heideloff und Campe that, wo man nur einzig und allein deutſche Literatur finden konnte.

— In Berlin wurde abermals ein neues fünfaktiges Schauſpiel von Raupach unter dem Titel Kaiſer Heinrich VI. Erſter Theil, oder Heinrich und Richard Löwenherz gegeben.

— Leſſings Huſſiten-Predigt, Bendemanns Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem, und Begas Kaiſer Heinrich IV. vor Papſt Gregor VII. ſind zur Kunſtausſtellung nach Paris geſchickt worden. Die beiden erſteren Gemälde ſind Eigenthum des Kronprinzen von Preußen, der ſie auf eigene Koſten nach Paris ſandte, um preußiſchen Künſtlern die Anerkennung des Auslandes zu verſchaffen. Die Bilder erregen Aufſehen; die Kenner finden, daß Auffaſſung und Zeichnung an die Schule von Ingres erinnern, doch minder ſchroff und ernſt ſeyen; was das Colorit belangt, ſo rathen ſie den Künſtlern, Italien zu beſuchen; daß ſie Kornelius den Meiſter der Künſtler nennen und ihn nach Berlin verſetzen, iſt eine ſchwache Seite der Fran-

zoſen und ihnen daher nicht ſehr hoch anzurechnen.

— Eine neue Oper Benvenuto Cellini von Alfred de Vigny gedichtet und von Berlioz componirt, iſt von der großen Oper in Paris angenommen worden. Man erwartet mit Recht von dem genialen Verfaſſer Chattertons und dem Componiſten der Symphonie der Pilgrimme ein ausgezeichnetes Werk.

— In der Pariſer Kunſtausſtellung macht ein effektvolles Bild des Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand nach Göthe's Dichtung von dem Maler Balthazar bedeutendes Aufſehen. Romeo's Abſchied von Julien, gemalt von Friedrich Bouterwek, wird ſchon des Gegenſtandes wegen von den Damen vorgezogen.

— Wie es überall ſeyn ſollte. Die Salons der Gräfin Merlin in Paris ſind bekannt wegen der ſchönen Kunſtleiſtungen, die dort geboten werden. Die erſten Dichter leſen ihre ungedruckten Werke vor; den feinſten Kennern werden jugendliche Talente vorgeführt, die dazu berufen ſind, einſt unter den erſten Künſtlern ihre Stelle einzunehmen. So ſang neulich Rubini eine Barcarole „il lago di Como" von einem jungen Italiener Alari, die ſo reizend war, daß man ſie wie im Theater zweimal verlangte. Der Effekt war ſo groß, daß drei ausgezeichnete dramatiſche Dichter, welche in der Geſellſchaft waren, ſich ſogleich erboten, dem jungen Menſchen einen Operntext zu ſchreiben. — Wie ſtachelt das auf! Ihr armen deutſchen Componiſten, wer bietet ſich Euch ſo bereitwillig an? Wo ſind Eure guten Texte — wo Eure Bühnen?

— In Marſeille wurde am 10. März Spohr's Fauſt franzöſiſch aufgeführt. Alles beſtrebte ſich, die Darſtellung auf's Vollkommenſte zu machen, und zwei deutſche Künſtler, die ſich zufällig in Marſeille befanden, haben freiwillig zur Ehre des deutſchen Meiſters ihren Platz im Orcheſter eingenommen. Wenn ich durch die franzöſiſche Orthographie nicht irre geleitet bin, ſo glaube ich, daß einer derſelben der Hornvirtuos Levy aus Wien iſt.

— Roſſini's „Wilhelm Tell" iſt in Liſſabon gegeben und mit ſüdlichſtem Enthuſiasmus aufgenommen worden.

— Es wird ſchrecklich viel hin und her über den neuen Roman Godwie-Caſtle geſchrieben, und durch kühne Behauptungen über den Verfaſſer oder die Verfaſſerin dieſes Romans wird das Intereſſe, das er beim Leſen nicht in ſo gar hohem Grade erregte, noch zu erhöhen geſucht. Jetzt läßt ſich auch der Verleger, Herr Joſeph Mar, in der Berliner Zeitung darüber vernehmen, bekennt, daß er ſich ſehr geehrt fühle, das Buch gedruckt und verlegt zu haben, und daß er zwar den Namen des Verfaſſers kenne, ihn aber nicht nennen dürfe. Dadurch iſt man ſo weit als vorher; der Roman wird aber unzweifelhaft noch einige Leſer mehr erhalten.

— Levaſſeur's Benefice in der großen Oper zu Paris hat 23,075 Franken eingetragen.

— Den 15. April erſcheint bei Labokat in Paris eine Reiſe nach dem Orient von dem Marſchall Herzog von Ragnſa. Das Ganze wird aus vier Bänden und einem Atlas beſtehen. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſes Werk eines Mannes, der Ungarn und Siebenbürgen, das aſow'ſche Meer, Südrußland, Odeſſa und Conſtantinopel, die beiden Küſten des Bosporus, Kleinaſien, Paläſtina und Syrien, und endlich Aegypten, wo er vor vierzig Jahren unter Napoleon gefochten, während eines Aufenthalts von ſechs Jahren nach allen Richtungen bereiste und durchforſchte, dabei ſelbſt Gelehrter, Feldherr und Politiker iſt, von dem höchſten Intereſſe ſeyn wird.

Telegraph von Deutſchland.

Zur Nachahmung.

Folgende meiſterhafte Recenſion brachte der Münchner Eilbote. Eile mit Weile! —

„Freitag 16. März: Der Verſchwender, von Ferd. Raimund. Daß die königl. Hoftheater-Intendanz uns wieder einen Genuß ſo ſchöner Art, wie des ſel. Raimund letztes Stück gewährt, bereitet hat, dafür ſagen wir ihr den innigſten Dank. Möge ſie, die Raſtloſe, nie aufhören, immer nur das Beſte, das Geeigenſte in dem Tempel Thaliens in dieſer ohnedin ſo traurigen Zeit, voll Krankheiten und ſchlechter Witterung, an uns vorüberzuführen. Ganz insbeſondere wünſchen viele, ſehr viele Verehrer Raimunds, daß ſeine herrlichen Leiſtungen während ſeines vielbewegten Lebens nach und nach wieder zur Aufführung kommen möchten. — Dankbar in jeder Beziehung ſind und bleiben Raimunds Werke. Sie ſind voll tiefer Moral, reich mit Bildern des Lebens und der Erfahrung ausgeſtattet, und unerſchöpflich ſtrömt aus ihnen Kraftſprache, Poeſie der meiſterlichſten Diction, und Abwechslung auf Abwechslung verdrängt Süßes und Herbes in dem, was vor uns tritt. Für alle Stände iſt geſorgt und leicht flattern die ſonſt ſo bleiernen Stunden eines Abends in den Darſtellungen an uns vorüber und ſüß und angenehm bleibt die Erinnerung an ſie. — Einen tiefen Sinn, eine hohe Bedeutung hat der „Verſchwender;“ er muß Jeden ergreifen, der ihn ſieht. Einmal mehr darüber. — — Herr Dahn gab die Titelrolle mit ſeiner gewohnten Mimen-Bravour, er faßte ſie ganz auf; Mad. Dahn entzückte als Fee Cheriſtane, und leicht wäre es geweſen, ſie für eine wirkliche Fee voll Liebereiz und Anmuth zu halten, wenn nicht der Ort den Aufenthalt irdiſcher Feen zu ſehr bezeichnete. Wie beide durch ihr köſtliches Spiel zum leichten Schmerz ſüßer Schwärmerei hinriſſen, ſo verſetzte uns Hr. Lang als Valentin durch ſein ächt originelles Thun in einen hohen Grad von Heiterkeit. — Er ahmte Raimund ſo ganz und gar und zwar ſo glücklich nach, daß wir oft glaubten, des entſchlafenen Dichters eigene Worte zu vernehmen. Lang weiß mit dem Humor meiſterlich zu ergötzen, den der Dichter über ſeine ernſten Schöpfungen gleichſam als einen Schleier umhüllt hatte. Sehr mißfiel uns der Beifall vieler Zuſchauer, den ſie bei zweideutigen Stellen zu erkennen gaben. Hr. Lenz ſang, aber ſpielte nicht gut. Eßlair hätte ſtatt ſeiner die Sprache führen ſollen. Die Uebrigen verdarben nichts. Die Muſik von Müller iſt entſprechend und ſchön. Die Scenerien gingen etwas zu langſam.“

Allerlei.

Der alte Declamator Solbrig gab noch ganz kürzlich in Leipzig ein Declamatorium. Seine Art, Anekdoten vorzutragen, wird ſehr gerühmt. Es iſt nur befremdend, daß man ſich mit ſo etwas vor einem großen Publikum hören läßt.

— Herr Lenz in Hamburg hat ein fünfaetiges Schauſpiel aus dem Engliſchen, unter dem Titel „Der Schultheiß von Brügge“ auf dem dortigen Theater aufführen laſſen, das kein Glück gemacht haben ſoll.

— Folgende Anzeige dürfte für Norddeutſchland doch wohl ziemlich unverſtändlich ſeyn:

Um den vielſeitigen Anfragen zu begegnen, beehre ich mich, hiemit bekannt zu machen, daß ich mein Salvatorbier erſt vom 1. April angefangen, ſowohl vom Ganter, als in der Schenk, verlelt geben darf, wozu ich ſodann das verehrliche Publikum hiemit höflichſt einlade.

Vorſtadt An, den 26. April 1837.
Xav. Zacherl, Bierbrauer.

— In Berlin gastirt auf dem Königstädter Theater Herr Rott aus Wien in Raimund'schen Rollen. Sein Gesang, so wie die Deutlichkeit seiner Aussprache, werden besonders gelobt.

— Aus München. Wer Arm oder Bein auf leichte Art brechen will, hat die beste Gelegenheit dazu, wenn er das Bergel'schen dem Würzburger-Boten und Ku Wirth in der Herrenstraße hinuntergeht; Weg ist wirklich halsbrecherisch; man thu viel für die Verschönerung Münchens, m man doch auch dieß beachten und hier ordentliche Straße herstellen.

Von einem dort Gefallenen und n Aufgestandenen.

Gelegenheitliches.

In der eleganten Zeitung heißt es sehr wahr: Es mag nicht leicht glücken, die Töne zur Charakteristik ganz bestimmter Gestalten und Situationen zu zwingen. Auch Mendelssohn's Ouvertüre zum Sommernachtstraume malt weit mehr die musikalische Mährchenwelt des Componisten, als Shakespear's Dichtung, sie ist eine Ouvertüre zue gesammten chenpoesie, vermag aber nicht die Eigen lichkeit der individuellen Dichtung festzuh Der Ton verallgemeinert zu sehr jede stimmtheit, um fertig ausgeprägten risch en Gedanken sich mit Glück anzuf gen. —

Die artistischen Beilage.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Das erste Blatt der Albeenheiten nach dee Mode:

„Teage dieses Billet zur Frau Geäsin, halte Dich aber nicht zu lange bei dem mermädchen auf! Hörst Du wohl?" —

Eine Persiflage der jetzt so beliebtrn kleinen Jungen in Livree, sogenannten Gre

2) Maeie. Französische Romanze.

Zum Album der Boudoirs.

Illustrationen zu Hebel's Gedichten.

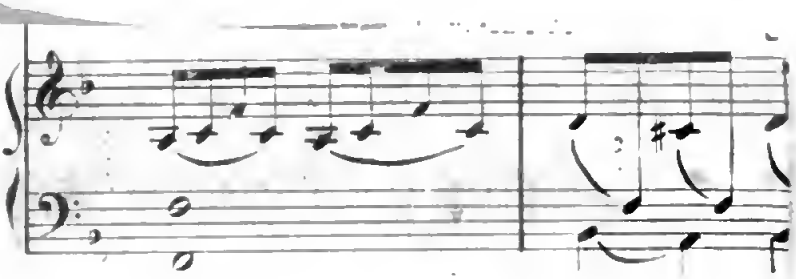
Drei Blätter zu: dee Statthalter von Schopfheim.

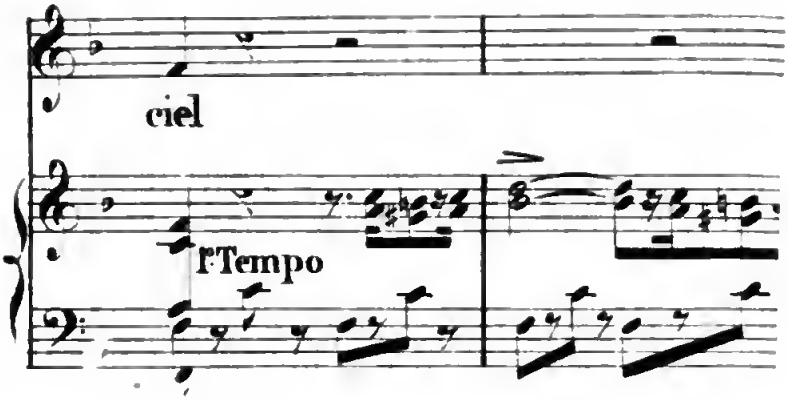
1) Einleitung: Feiedli und Veeneli im Vordergeunde. Der hungerige knabe die schwere Zeit andeutend.

2) — — Seig Du de Hauptma!
Was de seisch, das thüemee, und schickis numme, se göhmer,
Hundertfüfzig Ma und siebenesiebezig Buebe! —

3) „Packetich, jez isch's hochi Zit! — „He jo, der Gottswille;
Nummene Hämpfeli Meki, und nummene au so ne Wüestli!" —
„Wart Du Siebe-Ehetzer, e Ribbe-Stuckli wird guet sy!
Jobbi, gang an d' Stud, und lang mee der Fareschwanz abe;
Wendeeich packe jetz gli, i frog, ihr lustige Stroiche!" —

August Lewald.





1º Tempo

2ºCOUPLET Je l'avais fui! mais il

pressez

chaine qui m'acca bla, l'amour m'entrai

_ri_e! en_tends le de_voir qui te

Piu mosso del 1º Tempo

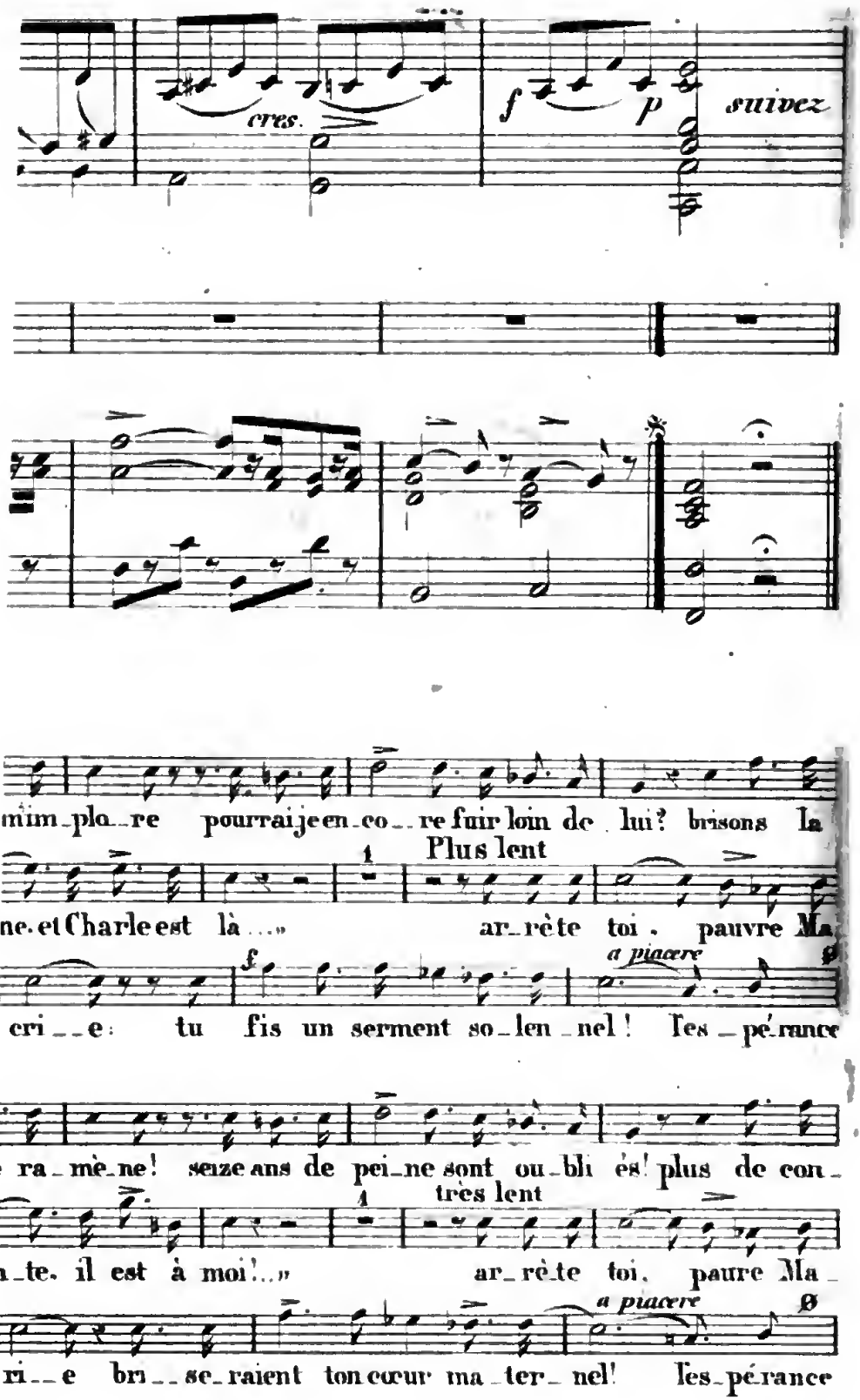
avec transport

3ºCOUPLET «Charle, à mes pieds Dieu te

_train_te et plus def_froi! je dis sans crai

lacrime vole

_ri_e! les pleurs de ta fil_le che_


cres.
f
p
suivez
mim_pla_re pourrai je en_co_re fuir loin de lui? brisons la
Plus lent
ne. et Charle est là ...» ar_rè te toi. pauvre Ma
a piacere
cri_e: tu fis un serment so_len_nel! Tes_pé rance
ra_mè_ne! seize ans de pei_ne sont ou_bli és! plus de con_
très lent
n_te. il est à moi!...» ar_rè te toi. paure Ma_
a piacere
ri_e bri_se_raient ton cœur ma_ter_nel! les_pé rance

Briefe aus Madrid.

I.

Der Winter.

6. März 1837.

Wenn Madrid, wie alle Welt behauptet, diejenige ſpaniſche Stadt iſt, die am wenigſten wirklich Eigenthümliches beſitzt, ſo kann man keck noch die weitere Behauptung hinzufügen, daß Politik dasjenige ſey, was in Madrid noch viel weniger originell oder national iſt. In Madrid iſt die Politik entweder engliſch oder franzöſiſch; engliſch mit Ausnahme der Kraft und Beharrlichkeit, franzöſiſch nach Abzug der Lebhaftigkeit und des Hingeriſſenwerdens. Madrider Politik wird mit einem Worte Alles ſeyn, was man will, nur aber nicht national und noch weniger ſpaniſch, und unmöglich iſt es, von ihr aus ſich irgend ein Bild von Madrid zu machen, oder von der Art und Weiſe, wie hier das Leben hingebracht wird. Wir wollen uns alſo für heute nur darauf beſchränken, die Straßen, die Salons und die Bälle dieſer guten und friedfertigen Hauptſtadt eine kurze Muſterung paſſiren zu laſſen; denn der mancherlei Urſachen zu trüber Stimmung ungeachtet, hat ſich noch viel Heiterkeit in ihr erhalten, und Vergnügen iſt die einzige Gottheit, deren Tempel noch nicht leer ſtehen.

Spanier muß man in ihrem Hausweſen, in ihren Privatverhältniſſen ſehen; da nur kann man ihren guten und edeln Eigenſchaften Gerechtigkeit widerfahren laſſen, da nur ſind ſie noch wirklich ſie ſelbſt, denn vermöge einer glücklichen und ſeltenen Anomalie haben die Individuen keineswegs durch den verwerflichen Einfluß gelitten, den eine deſpotiſche Regierung, eine verdorbene Verwaltung und jenes ins Große getriebene, von der Inquiſition in Bewegung geſetzte Spionirſyſtem ſeit

länger als zweihundert Jahren nothwendig auf ſie ausüben mußte. Solche niederdrückende Laſten hätten bei jedem andern Volke den Nationalcharakter verderben und ihm das ſchmähliche Siegel der Servilität, der Verkäuflichkeit, der Angeberei aufdrücken müſſen, hier aber war die urſprüngliche Gediegenheit ſo feſt gegründet, daß die alten ritterlichen Eigenſchaften des Charakters nicht im Mindeſten angegriffen wurden; nur hat es ſich zugetragen, daß in der öffentlichen Moralität ſich, ſo zu ſagen, eine Art von Doppelnatur gebildet hat, welcher es vermöge einer gewiſſen ſtillſchweigenden Uebereinkunft möglich wurde, in einer und derſelben Perſon das Schlechteſte und das Beſte zu gleicher Zeit zu beherbergen. Man denke ſich, wenn der Ausdruck nicht geſucht erſcheint, eine mitten im Charakter aufgeführte Scheidewand, eine Art von in Doppelfächer abgetheilte Moralität. So iſt z. B. ein öffentlicher Beamter ein arger Leuteplager und der Beſtechung zugänglich; ein Richter verkauft ſeine Nachſicht oder ſeine Strenge nach dem Gewicht des Goldes, und doch kann er auf die natürlichſte Weiſe von der Welt in ſeinen Privatverhältniſſen der ſicherſte und rechtlichſte Mann ſeyn, dem man unbedenklich ſeine Börſe ungezählt anvertrauen darf. Man könnte behaupten, daß vermöge eines ganz richtigen Weges die moraliſche von der abſurdeſten aller Regierungen erzeugte Corruption nur gegen dieſe ſelbſt ſich wende. Hier findet ſich kein Gemeingeiſt, alle edeln Gefühle ſind erloſchen oder erſtarrt; der Theil des Gemüths, der die allgemeinen Verhältniſſe des Menſchen betrachtet, iſt der ſichere Aufenthalt des allerſchlechteſten geworden, und, wie man zu ſagen pflegt, dem Teufel verfallen. Nun trete man aber auf die andere Seite der eben von mir erwähnten Scheidewand, ſo wird man ſich höchlich verwundern über die dort angetroffene Maſſe von Edelmuth, von Aufrichtigkeit, von Wohlwollen. Wir müſſen ferner geſtehen, daß man hier wie anderwärts auch jene vollkommenen und wie aus einem Stück gegoſſenen Charaktere antrifft, die nirgends, auf keiner Seite ſich beſchmutzt haben; aber auch ſogar bei denen, welchen ein ſolches Unglück widerfuhr, kann man ſicher darauf rechnen, daß die Privatſeite, trotz dem Uebrigen, gut geblieben iſt. Die Magd des eingebildeten Kranken rieth ihm bekanntlich, das eine Auge auszureiſſen, damit er mit dem andern um ſo beſſer ſehe; nun! auch von den Spaniern kann man behaupten, daß ſie in gewiſſem Sinne dieſem Recepte gefolgt ſind, und daß der Menſch als ſolcher bei ihnen gewonnen habe, was der Bürger eingebüßt hat. Wir wollen ſie alſo in ihrem Hausweſen, in ihrer Familie beſuchen, damit wir ſie ſchätzen und lieben lernen.

Eine Sache, die der in Madrid ankommende Fremde ſehr ſchnell würdigen lernt, iſt die Art, wie man Empfehlungsbriefe aufnimmt. In Frankreich rühmt man ſich großer Artigkeit, allein ich kann verſichern, daß die ſpaniſche Artigkeit der franzöſiſchen weit überlegen iſt. Ich will damit gerade nicht behaupten, daß ihre Verbeugung ſolchen Grad der Vollkommenheit erreiche, wie die franzöſiſche, dagegen wird man aber ſchwerlich bei den Franzoſen jene unermüdliche durch Nichts erkaltende Gefälligkeit finden. Einmal an einen Spanier empfohlen, kann man vollkommen über ihn, ſeine Zeit, ſeine Perſon verfügen, ohne ihn zu ermüden. Zuerſt reicht er die Hand und ſpricht die geheiligte Formel: *La casa esta a la dispocicion de usted*, das Haus ſteht ganz zu Ihrer Verfügung; und dieß iſt nicht bloß leere Formel. Man kann nun kommen, wenn man will, ſtets iſt man gut aufgenommen, und ſetzen ſie ſich auch, um den Empfohlenen zu divertiren, bei ihrer gewöhnlichen Ruhe in keine großen Unkoſten, ſo darf er doch darauf zählen, nie überläſtig oder als ein Ueberläſtiger behandelt zu werden.

Im Sommer ſieht man ſich nirgends anders als im Prado; hier allein finden Vorſtellungen und Beſuche ſtatt. Der Spaziergang im Prado, die Cigarre und Gefrornes bilden mit den Stiergefechten vereint die ſämmtlichen Sommerbeluſtigungen. Im Winter aber iſt der Prado nicht mehr möglich, denn der ſüdlichen Breite ungeachtet iſt die Kälte in Madrid etwas ſehr Unerträgliches. Die abſolute Höhe (1500 Fuß über der Meeresfläche), die Nähe der Gebirge, geben der Kälte eine eigenthümliche Schärfe. Man leidet in Madrid bei vier Grad Kälte weit mehr, als in Paris bei zwölf Graden. Von dem Guadarama-Gebirge bläst eine ſcharfe und durchdringende Luft, die in die Bruſt wie die ſchärfſte Spitze eindringt, die Schläfe zuſammenſchnürt und die Nerven aufregt, ſo daß man, wenn man ſich nicht gut in den Mantel hüllt und einen Zipfel um den Mund ſchlägt, befürchten muß, ſich die furchtbare Krankheit zuzuziehen, die man Lungenſucht nennt und die ganz gewöhnlich in zwei, drei Tagen in die andere Welt ſpedirt. Hin und wieder unterbrechen allerdings entzückende, warme, reine, ſonnenhelle Tage dieſe eiſige Temperatur, dann kann man ſich in den Mai verſetzt glauben, die Knoſpen der Bäume ſcheinen aufbrechen zu wollen. An ſolchen Tagen fliegt alle Welt aus; die gemeinen Leute lagern ſich längs den Mauern auf den Steinplatten der Trottoirs, und freuen ſich ihrer Sonne, dieſer köſtlichen Freundin, dieſes unſchätzbaren Schatzes, den keine Revolution ihnen rauben kann. Solche Tage ſind jedoch ſelten und dünn geſäet, und mit Eintritt des

Winters erſetzen die Abendgeſellſchaften, die Tertulia's den von jetzt an unbrauchbaren Salon des Prado.

Eine Tertulia in Madrid hat viel Aehnlichkeit mit einer Soirée in Paris. Die meiſten dieſer Geſellſchaften werden mit Geſang und Tanz ausgefüllt. Concert geht nicht, wie in Frankreich, dem Balle voraus, ſondern Tanz und Muſik wechſeln mit einander ab. Man tanzt Walzer und Contretänze, wie in Paris; man ſingt wie in Paris italieniſche Arien, man ſpielt wie in Paris Variationen von Herz auf dem Piano. Der einzige Unterſchied beſteht vielleicht darin, daß die Muſik hier etwas ſchlechter als in Paris, und folglich noch etwas langweiliger iſt. Die ſpaniſchen Damen, die ungemein gewinnen würden, behielten ſie ihr maleriſches Coſtüm bei, zeigen ſich öffentlich nur in franzöſiſcher Tracht, deren Vortheile ſie aber noch nicht genugſam erkannt haben; die modernen Tertulia's haben folglich an und für ſich ſelbſt nichts Anziehendes. Eine unangenehme, und wohl eine Bemerkung verdienende Eigenheit beſteht darin, daß, mag auch die Soirée noch ſo lange dauern und die Hitze noch ſo arg ſeyn, doch niemals auch nur ein Glas Waſſer angeboten wird. Hier gilt das Sprüchwort, daß ſpaniſche Redner die Gabe haben, ſechs Stunden hinter einander fort zu reden, ohne zu trinken und auszuſpucken, und faſt will es ſcheinen, als ſey dieſes Sprüchwort mit einiger leichter Veränderung auch auf ſpaniſche Tänzer anwendbar. Man begreift wohl, daß dieſe veralteten Gewohnheiten den ganz friſch angekommenen Fremden ſehr curios vorkommen, darum bekümmern ſich die Spanier aber blutwenig, und amüſiren ſich vermöge ihrer einfachen Sitten, ihrer natürlichen Heiterkeit und ihres guten Willens ſich zu vergnügen, der in Frankreich verſchwunden iſt, hier aber noch in voller Kraft herrſcht, in ihren Tertulia's ſehr gut. Um ein Beiſpiel von ſolcher Sitteneinfalt zu geben, will ich erzählen, wie ich mehre Male einem Balle beiwohnte, der von Perſonen des Mittelſtandes veranſtaltet war. Man tanzte in einem ganz kahlen Saale, Backſteinplatten bildeten das Parquet, mit Kalk geweißte Mauern zeigten ſich in ihrer ganzen Nacktheit, und die Beleuchtung beſtand in einer Art von mit Talglichtern beſtecktem Kronleuchter, den ein Bedienter in den Pauſen zwiſchen den Contretänzen putzte. Die Erfriſchungen waren ſo, wie ich ſchon bemerkte, und mit allem dieſem war es doch eine recht liebenswürdige und gut zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die ſich auf das Beſte amüſirte, und in welcher ganz gewiß ich der Einzige war, der zur Beachtung dieſer ſehr beſcheidenen Einrichtung Zeit hatte.

Neben dieſen Tertulia's, die in der Regel in jedem Hauſe ein-

mal in der Woche ſtattfinden, gibt es noch bei einigen Perſonen jeden Abend kleine vertraute Geſellſchaften, und zu ſolchen muß man Zutritt zu erhalten ſuchen, wenn man die ganze Liebenswürdigkeit des ſpaniſchen Charakters kennen lernen will. Man begreift nicht, wie es ſieben, acht unter einander bekannten Perſonen bei dem in Madrid ſich darbietenden wenigen Unterhaltungsſtoff möglich wird, jeden Abend die Converſation mit glücklichen Witzen, heitern Erzählungen und jenem ewigen guten Humor zu würzen, den nichts niederzuſchlagen vermag. Wir mögen die Spanier wohl gar Mancherlei lehren können; in Hinſicht auf Politik, Finanzen, Adminiſtration können ſie nur von den Fremden gewinnen; reichlich würden wir aber für unſere Anleihen entſchädigt ſeyn, wollten ſie uns dagegen einige Funken ihrer fröhlichen und ſorgloſen Heiterkeit abtreten, die wir nicht mehr kennen! Mögen ſie von uns die Einrichtung ihres politiſchen Hausweſens lernen, und wir von ihnen ihre angenehme und leichte Art das Leben zu verſtehen. In dieſen Geſellſchaften herrſcht eine ſehr große, faſt in das Ceremoniöſe übergehende Artigkeit. So unterbleiben niemals die Erkundigungen und Glückwünſche über die gegenſeitige Geſundheit, die ſämmtlich ſehr weitſchweifig ſind, und nach ſechs Monaten noch eben ſo feierlich, wie am erſten Tage, wiederholt werden. Es iſt gebräuchlich, daß Frauen und junge Mädchen, junge Leute nur ganz kurz bei ihrem Vornamen nennen, und Letztere bedienen ſich derſelben Freiheit. Dieſe dem Anſcheine nach ſehr gleichgültige Gewohnheit verbreitet über die Geſellſchaft etwas Herzliches und Gemüthliches, das ein ſehr angenehmes Wohlbehagen erzeugt.

Der Geſchmack an Vergnügungen, der übrigens hier allgemein verbreitet iſt, ſucht tauſend Vorwände auf, um Befriedigung zu erlangen. Dieſes in ſeinen täglichen Gewohnheiten ſo begnügſame Volk bedarf von Zeit zu Zeit Zerſtreuungen, Schauſpiele, kurz irgend Etwas, wodurch es aufgereizt werde. Beſtehe die Urſache auch in was ſie wolle, ſtets wird ſie gut aufgenommen werden. Bei dem geringſten Anlaſſe zu irgend einem Feſte oder zu einer öffentlichen Beluſtigung, nimmt das in der Regel ſo ruhige und ſchweigſame Madrid ein ganz außergewöhnliches Leben an. Die Straßen wimmeln von Menſchen und leicht muß man bemerken, daß es für ſie kein wichtigeres Geſchäft gibt, als ſich zu beluſtigen. So verändern z. B. die letzten Tage des Decembers, die hier wie anderwärts die Zeit der Geſchenke und Beſuche ſind, vollſtändig den Anblick von Madrid. Mit Berückſichtigung der gegenſeitigen Verhältniſſe iſt die Bewegung in Paris zu jener Zeit nicht zu vergleichen mit der in Madrid herrſchenden. Alle Welt erhält oder macht ſich ſelbſt

Geſchenke; der ärmſte Teufel wird lieber acht Tage Hunger leiden, als an dieſem Tage nicht tüchtig aufgehen zu laſſen. Die Plaza Mayor, die Alcalaſtraße, alle Conditor-Läden ſind auf das Herrlichſte aufgeputzt; Maſſen von Früchten aller Art, Zuckerwerk von jeder Form machen aus Madrid acht Tage lang ein wahres gelobtes Land. Mitten unter dieſen ausgebreiteten Reichthümern ſtolziren die Leute aus dem eigentlichen Volke, die Caleſeros, die Majos mit ihren Manola's unter dem Arme pathetiſch umher; leicht könnte man glauben, ſie ſeyen die Könige des Feſtes, und die ganze Welt nur zu ihrer Augenweide geſchaffen.

Im Januar findet ferner eine ſehr beliebte Feierlichkeit ſtatt, nämlich das Feſt des heiligen Antonius, des Patrons der Maulthiertreiber. An dieſem Tage wird in einer dieſem Heiligen geweiheten Kirche in der Straße Hortalera eine feierliche Meſſe gehalten. Alle Maulthier- und Eſeltreiber, alle Kutſcher mit ihren beſten braunen, mit gelben und rothen Schnüren beſetzten Kleidern angethan, kommen zur Kirche auf ihren Thieren reitend, deren Schweife oder Mähnen mit rothen Bändern eingeflochten ſind. Sie ziehen hinter der Kirche herum und nehmen von einem Prieſter einen kleinen Sack mit geweiheter Gerſte in Empfang, der ihre Mauleſel das ganze Jahr über vor allen Unfällen bewahren ſoll. Während des ganzen Tages verkaufen herumgehende Krämer viele tauſend kleine St. Antons-Brödchen (los panecillos de S. Anton), die ein eignes, nur an dieſem Tage zu habendes Backwerk ſind. Alles dieſes iſt aber nichts gegen den Carneval.

Um die Wuth, mit der hier der Carneval gefeiert wird, ganz zu begreifen, muß man wiſſen, daß bis zum Tode Ferdinands Maskenbälle in Madrid gänzlich verboten waren. Mit Ausnahme von Cadix und Barcelona, die in ihrer Eigenſchaft als europäiſche und nicht als ſpaniſche Städte, von dieſem allgemeinen Interdicte befreit waren, ſeufzte ganz Spanien unter dieſem Verbote; daher kann man ſich auch ſchwerlich einen Begriff von dem Eifer machen, mit welchem man hier ſich dieſem Vergnügen überläßt. Wenn man in den Zeitungen den Gang der ſpaniſchen Angelegenheiten verfolgt, ſo kann man leicht auf den Gedanken gerathen, daß alle Luſt aus Madrid verbannt ſey. Denn fortwährend lieſt man in ihnen, das Elend ſey groß, die Regierung zahle ſeit Monaten den Angeſtellten keine Beſoldung; der Armee, die eben Bilbao gerettet habe, fehle es an Allem, und ſie bleibe aus Mangel an Brod und Munition im Moraſte ſtecken, ohne ihren Sieg verfolgen zu können; alle Welt habe Verwandte oder Freunde beim Heere

und jeder Tag bringe den Familien neue Trauerbotſchaften. Was thut's! Ungeachtet alles Unglücks, ungeachtet der allgemeinen Mißſtimmung und Unruhe laſſen ſich dieſe beweglichen Imaginationen des Südens doch vom Sturme des Vergnügens und des Tanzes hinreißen. Madrid hatte in dieſem Winter Bälle für Jedermann, von den glänzenden Bällen der engliſchen Geſandtſchaft, wo die kleinſten Details mit ächt britiſcher Vorausſicht angeordnet waren, bis zum Balle der Manola herab, einem Balle im dritten Stockwerke, wo das Orcheſter aus einer Guitarre, die Illumination aus einer ſchlechten und ſchmierigen eiſernen Lampe beſteht, wo aber, Gott ſey Dank, die ſchönen Traditionen des nationalen Tanzes in ihrer ganzen Kraft und in ihrem ganzen Brio beibehalten worden ſind. Die öffentlichen und die Privatmaskenbälle waren unzählig; überall wurde getanzt und keine alte Scheune wurde verachtet, wenn ſie nur groß genug war. Der König der Bälle dieſes Winters war aber der Ball des Theaters del Oriente. Dieſes gewaltig große Theater iſt noch im Bauen begriffen, mehre zum Tanzen beſtimmte Säle ſind jedoch ſchon vollendet, und in dieſen prächtigen und weitläuftigen Räumen konnte man die geſammte Madrider Bevölkerung aus allen Klaſſen der Geſellſchaft ſehen. Die Marquiſin und Herzogin kam hier mit der Manola in Berührung, die auch auf irgend eine Weiſe Mittel gefunden hatte, dreißig Realen (7 Franken 50 Centim.) aufzubringen. Dieſe unermeßliche buntſcheckige Menſchenmenge tanzte von Nachts eilf bis Morgens neun Uhr, und bemerkenswerth iſt es, daß weder die geringſte Störung noch irgend ein Scandal unter den fünf- bis ſechstauſend auf dieſem Balle anweſenden und ſeltſam gemiſchten Perſonen vorfiel. Die Gerechtigkeit muß man den Spaniern widerfahren laſſen: ſie lieben leidenſchaftlich das Vergnügen, Vergnügen artet aber bei ihnen nie in Zügelloſigkeit aus, und nichts erblickt man bei ihnen, was an die Orgien des pariſer Carnevals erinnern könnte. Sich zu vergnügen, iſt bei ihnen ein Geſchäft, dem ſie Alles opfern, und zu welchem ſie ſich lange im Voraus vorbereiten; nie verläugnen ſie jedoch dabei die Ernſthaftigkeit (formalidad) ihres Charakters. Auf dieſen Bällen, wo das weibliche Geſchlecht unter der Maske ungemein viel Witz und eine in Erſtaunen ſetzende Anlage zum Intriguiren entwickelt, geht es ſehr luſtig zu. Uebrigens bin ich überzeugt, daß das Endreſultat von Allem eben ſo wie anderwärts ausfallen wird, und daß der Teufel dabei nicht zu kurz kommt; Form, Anſtand, äußere Sitte und guter Geſchmack iſt aber gerettet, und das iſt wenigſtens doch Etwas.

Hauptſächlich unter den eigentlichen Volksluſtbarkeiten macht ſich

dieſe Niemand beleidigende Heiterkeit ſichtbar und bemerklich. So war in den drei letzten Tagen des Carnevals ganz Madrid auf den Füßen, Masken ſtrichen auf allen Straßen umher, Bälle wurden am hellen Tage auf dem Platze der Stiergefechte gehalten, wo man unter offenem Himmel die Jota und den Fandango tanzte. Paul, der kühne und hübſche Kunſtreiter vom Cirque Olympique in Paris, führte die Kavalkaden durch die Straßen, und zog vermöge des neuen ungeſehenen Schauſpiels das ganze Volk hinter ſich drein, dem Alles neu iſt und das ſich wie ein Kind an Allem beluſtigt; und während dieſer drei Tage fand kein Zank, kein Streit, nirgends die mindeſte Unordnung ſtatt. Man ſieht wohl, daß der eigentliche revolutionäre Gährungsſtoff hier noch nicht eingedrungen iſt. Hier liebt man rein das Vergnügen nur des Vergnügens wegen, und dabei herrſcht etwas Friedliches und Liebenswürdiges vor, das auf keine Weiſe weder an die raſenden Anſtrengungen der Langenweile und des Ueberdruſſes erinnert, die ſich gern ſelbſt entfliehen möchten, noch an die wilde Luſt einer verdorbenen und erſchöpften Einbildungskraft, die nur durch die graſſeſten Ausſchweifungen noch gereizt werden kann.

Ich will dieſes Kapitel nicht verlaſſen, ohne noch zweier ſehr ſeltſamer Feierlichkeiten zu erwähnen, über deren Urſprung mir Niemand Auskunft zu geben vermochte.

Bekanntlich iſt der ſelige Don Juan, Mozarts, Molières und Byrons Don Juan, von rein ſpaniſchem Geblüt, auch ſcheint es, daß man ſich ſeiner in ſeinem Vaterlande noch recht gut erinnert. Am Faſtnachtsdienſtag nämlich wird dieſer Don Juan von Kopf bis zu den Füßen weiß gekleidet, mit dem alten ſpaniſchen Mantel umgethan, das Federbarett auf dem Haupte und auf einem weißen Kiſſen knieend, in feierlichem Zuge von vier Männern auf dem Platze der Stiergefechte herumgetragen und ſpaziert auch auf dieſe Weiſe durch den Prado. Es ſcheint faſt, als habe der alte Sünder das Maas ſeiner Buße noch nicht ganz erfüllt, und müſſe durch dieſe nachträgliche Strafe den unauslöſchlichen Scandal ſeines Lebens büßen.

Die zweite noch ſeltſamere und unerklärlichere Ceremonie findet am Aſchermittwoch ſtatt. Ein ſchwarz gekleideter, auf dem Rücken mit zuſammengebundenen Füßen liegender, und dem Anſcheine nach todter Mann wird auf einer Bahre herumgetragen. Zwiſchen den gefalteten Händen hält er eine Sardelle, ihm nach folgen viele Kerzenträger, zahlloſe Geiſtliche begleiten vorn und hinten den Todten, und murmeln Gebete. Mit großer Feierlichkeit zieht die Proceſſion bis an den eine

halbe Stunde von Madrid entfernten Kanal. Hier macht die Begleitung halt, der Todte wird wieder lebendig und der Nachmittag luſtig mit Trinken zugebracht. Dieß nennt man: „*Enterrar la sardina*“ (die Sardelle begraben). Ich forſchte nach der Entſtehung dieſes Gebrauches, und erhielt zur Antwort: „es ſey ſo in der Gewohnheit;“ und als ich weiter fragte: warum? antwortete man mir ganz geſcheidt: „darum!“ Man begreift leicht, daß ich nach einer ſo peremptoriſchen Erklärung nichts weiter verlangen konnte, und begnüge mich folglich ſie ſo, wie ich ſie erhalten, meinen Leſern und den geiſtreichen Novellenſchreibern mitzutheilen, die leicht aus dieſer Volksſitte irgend eine ſchauerliche Teufels-Legende fabriciren können.

II.

Madrid im Allgemeinen.

17. März 1837.

Um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts war Madrid, wie man erzählt, nichts weiter, als ein elendes, mitten in Waldungen, mit denen Caſtilien damals bedeckt war, gelegenes Neſt, ein Jagdſammelplatz, an welchem die großen Herrn des Hofes zuweilen gern zuſammentrafen. Die eigenthümliche Weiſe, wie die ſo lange Zeit von den Mauren niedergehaltene ſpaniſche Monarchie nach und nach zu Kräften kam, hatte noch nicht daran denken laſſen, dem neuen Reiche einen Centralpunkt zu geben; es gab ſogar damals im heutigen Sinne des Wortes noch keine feſte königliche Reſidenz. So lange die Sarazenen in Spanien herrſchten oder wenigſtens wohnten, konnte dieſes in viele Königreiche getheilte Land keinen allgemeinen Mittelpunkt haben; die Reſidenz der Könige wurde da aufgeſchlagen, wohin die Kriegsereigniſſe ſie verlegten. Seit Vereinigung der Reiche Caſtilien und Aragon unter den katholiſchen Königen, ſchien der Hof für immer ſeinen Sitz in Toledo nehmen zu wollen; Karl V., ihr Nachfolger, reſidirte jedoch bekanntermaßen ſo ſelten in Spanien, daß dieſe Frage noch nicht ganz entſchieden war, als Philipp II. den Thron beſtieg. Der junge Fürſt jagte zuweilen in der Gegend von Madrid. Sie gefiel ihm, er kam öfter, vergrößerte und verſchönerte das Städtchen und nahm endlich hier ſeine feſte Reſidenz. Seit jener Zeit wurde dieſe Wahl von ſeinen Nachfolgern nicht angefochten, und Madrid blieb die Hauptſtadt Spaniens. Man braucht übrigens dieſe ſonderbare Hauptſtadt nur zu betrachten,

um leicht zu begreifen, daß ſie einer königlichen Laune ihre Entſtehung verdankt, denn ganz gewiß hätte weder der Inſtinkt des Volkes, noch irgend ein einigermaßen in die Zukunft blickendes Genie eine ſo undankbare und von allen Hilfsmitteln entblößte Gegend zu ſolchem Zwecke gewählt.

Die meiſten Hauptſtädte Europa's haben einen dunkeln, in der Nacht der Vorzeit liegenden Urſprung gehabt. Eine glückliche Lage, die nach und nach immer mehr Bevölkerung an ſich zog, zufällige politiſche Conjuncturen, die Gründung einiger wiſſenſchaftlichen Anſtalten, meiſtens aber alle dieſe Urſachen zuſammengenommen, endigten gewöhnlich damit, daß ſie einem ſolchen Platze eine wirkliche Suprematie über das ganze Land, wenn auch nicht gleich dem Namen, doch wenigſtens der That nach verſchafften. Dieß iſt die Geſchichte der Entſtehung von Paris, London, Wien, Neapel. Roms Macht ſchreibt ſich von früher her. St. Petersburg und in älterer Zeit Konſtantinopel machen eine Ausnahme von der Regel, und verdanken ihre Schöpfung dem Genie ausgezeichneter Männer.

Für Spanien traf es ſich ſehr unglücklich, daß keinem hellſehenden Genie die Wahl der Lage ſeiner Hauptſtadt zufiel, ſondern einem finſtern egoiſtiſchen Monarchen, dem die Befriedigung ſeiner Launen weit mehr am Herzen lag, als der Ruhm ſeines Vaterlandes. Jemehr man Madrid, ſeine Lage, ſeine Reſſourcen betrachtet, um ſo mehr muß man ſich meiner Anſicht nach von dem traurigen Einfluſſe überzeugen, den dieſe ungeſchickte Wahl auf das ſpaniſche Volk ausüben mußte.

In Frankreich war durch ein ununterbrochen fortgeſetztes Königthum ſeit langer Zeit her die Einheit der Nation vorbereitet worden. Das Lehnweſen ging nach und nach in die Krone über, und die von Ludwig XIV. endlich errungene abſolute Herrſchaft hatte der Centraliſation des Convents und des Kaiſerreiches den Weg gebahnt. Wäre Paris, der Sitz des Königthums, des Parlaments, der Sorbonne, der Schulen, der Wiſſenſchaften, der Literatur, des Luxus, der Mode und des Geſchmacks, dieſes Alles auch nur zur Hälfte geweſen, ſo würde Frankreich deſſenungeachtet ganz gewiß und auf jeden Fall, vermöge der von langer Hand her getroffenen Vorkehrungen der alten Könige, doch zu jener kräftigen Einheit gelangt ſeyn, die ſeine Stärke und ſeinen Ruhm ausmacht. In Spanien war jedoch nichts dergleichen geſchehen, und als endlich eine ſpät getroffene Wahl eine Hauptſtadt aus Nichts erſchuf, ſo ſchien es, als ob dieſe Wahl, die bis auf einen gewiſſen Punkt den Fehler ſeiner Geſchichte und Erziehung hätte verbeſſern kön-

nen, durch ein beklagenswerthes Verhältniß dazu bestimmt sey, in voller Freiheit alle Keime von Schwäche und Uneinigkeit zu entwickeln, die das unglückliche Spanien in seinem Schoße verbarg. Wäre das von so vielen verschiedenen Stämmen bewohnte Spanien, die sowohl durch hohe Gebirge, als auch durch ihren wenigen Wandergeist von einander getrennt sind, und vermöge ihrer geringen Bedürfnisse und der Fruchtbarkeit ihres Bodens, der Alles hervorzubringen vermag, genauere Verbindungen nur wenig nothwendig haben, wäre dieses Spanien durch das Genie irgend eines seiner Beherrscher mit einer Hauptstadt begabt worden, die den in den Provinzen vertheilten Reichthum, Verstand nnd die gesammte Lebenskraft an sich gezogen hätte, um ihnen alle diese Sachen verbessert, veredelt und mit dem Siegel der Einheit versehen, das nur eine große Hauptstadt aufdrücken kann, zurückzusenden, so würde dieses wahrscheinlich allein hingereicht haben, auf die glücklichste Weise den Geist der spanischen Stämme zu modificiren und einige der Hindernisse zu besiegen, welche die Gestaltung des Landes und die geschichtlichen Vorgänge einer zusammenschmelzenden Homogenität entgegenzuhalten scheinen. Mitten in den öden und entblößten Ebenen Castiliens, entfernt von irgend einem großen Strome und im Mittelpunkte der indolentesten Völkerschaften der Halbinsel gelegen, konnte Madrid weder Reichthum durch Handel erwerben, noch die Thätigkeit und den Einfluß, die hieraus folgen. Die berühmten Universitäten von Alcala und Salamanca riefen auch auf einer andern Seite die lernbegierige Jugend zu sich, so zwar, daß Madrid, entblößt von den durch Handel und Wissenschaften hervorgehenden Hilfsquellen, sein Uebergewicht nur auf das sehr ungenügende Vorrecht, die Residenz des Hofes und des Monarchen zu seyn, begründen konnte. Dieses charakteristische Privilegium ist so fest begründet, daß, wenn die Madrilegos noch heutiges Tags von ihrer Stadt sprechen, sie niemals sagen: die Stadt oder die Hauptstadt, sondern stets: „der Hof“ (esta corte). Ferner ist noch zu bemerken, daß, obwohl Frankreich seit Philipp V. stets am spanischen Hofe den Ton angab, Madrid dennoch nicht einmal die Werkstätte der dem Luxus dienenden Künste und Gewerbe werden konnte, ein sonst sehr gewöhnliches Vorrecht der Hauptstädte. Solchergestalt scheint sich Alles zu vereinigen, um Madrid den einzigen Einfluß zu entreissen, den es noch je auf die Provinzen ausüben könnte, und dieß dient zur Erklärung, warum in Spanien die Bewegung stets von den entfernten Provinzen ausgeht, und warum Madrid nichts weiter thut, als Amen zu dem zu sagen, was von jenen beschlossen wurde. In der

That wollen auch die Provinzen eben ſo gut, wie einzelne Individuen, nur jene Suprematie anerkennen, die ſich auf wirkliche Rechte gründet. Wo ſoll man auch Madrids Superiorität ſuchen? Vielleicht in ſeinem Handel? Einen ſolchen beſitzt es gar nicht. Oder in ſeinen Schulen? Niemand kann ſagen, ob es dergleichen nur beſitzt. In ſeinen Theatern? Barcelona, Cadir und andere Städte haben jedoch keine Urſache, Madrid in dieſer Hinſicht zu beneiden. Es iſt allerdings der Sitz der Regierung; wenn es aber morgen der Regierung einfällt, ihre Reſidenz wo anders aufzuſchlagen, ſo iſt Madrid nichts mehr. Madrid beſitzt folglich keine ihm eigenthümlich inwohnende Kraft, wodurch es ſeine Anſprüche rechtfertigen könnte. Die Provinzen werden auch über dieſe künſtliche Superiorität gar nicht einmal ungehalten. Madrid ſendet ihnen Generalkapitäne, die von ihnen auch angenommen werden; wollen ſie aber einen Aufſtand beginnen, ſo ſtellen ſie dieſe ſtets ſelbſt an die Spitze. Bei allen ernſten Vorfällen verwalten und regieren ſie ſich ſelbſt, betreiben ihre eigenen Angelegenheiten und gehorchen Madrid endlich nur dann, wenn es ihnen paſſend ſcheint. Auch muß bemerkt werden, daß bei allen feindlichen Invaſionen Madrid faſt immer zuerſt ſich unterworfen hat und zwar aus dem ſehr einfachen Grunde, weil es keine großen Intereſſen irgend einer Art zu vertheidigen hatte. Die in Madrid überwiegende Klaſſe der Einwohner beſteht in Angeſtellten, die hier, wie überall, ſehr friedfertiger Natur ſind. Ich muß es wiederholen: dieſe innere und faſt unheilbare Schwäche der Hauptſtadt muß als eine nicht unbedeutende Urſache jener Tendenz angeſehen werden, welche die Provinzen zur Iſolirung hintreibt. Der Föderalismus findet hierin einen Vorwand und eine fix und fertige Rechtfertigung.

Politiſche Betrachtungen wollen wir nun aber verlaſſen und dafür uns in Madrid ſelbſt umſehen und ſeinen Anblick und ſeine Phyſiognomie genauer betrachten.

Madrid liegt in den weiten Ebenen, die von dem Guadarama-Gebirge nur im Norden begränzt werden, und die auf den andern Seiten in unabſehbare Fernen ſich verlieren. Wenn man von Arragonien herkommt, ſo bildet Caſtilien eine ununterbrochene Fortſetzung der traurigen Oede dieſer Provinz. Im Boden ſelbſt liegt gewaltige Fruchtbarkeit und ohne Cultur bringt er ſeine Erzeugniſſe hervor; die hieſigen Landleute hegen aber einen alten Haß gegen Bäume, woher es denn kommt, daß man, mit Ausnahme von einigen aus Olivenbäumen beſtehenden Gebüſchen, von der franzöſiſchen Gränze an, deren vielleicht kein halbes Dutzend zählt. Endlich gelangt man nach Madrid, das da

liegt, ohne daß man eigentlich eine Urſache dazu begreift, denn nichts deutet auf irgend ein verſtändiges Motiv, um hier in dieſer ſtaubigen und von aller Vegetation entblößten Ebene eine Stadt, und eine Hauptſtadt überdieß, hinzubauen. Es muß übrigens eingeſtanden werden, daß Madrid ehemals mitten in Waldungen lag; die Antipathie der Bauern aber, die in jedem Baume nichts weiter, als einen Sammelheerd von den Ernten ſchädlichen Vögeln und andern Thieren ſehen, hat auch keinen einzigen übrig gelaſſen. Durch die Puerta d'Alcala, ein ſehr ſchönes Thor, das gleich faſt allen übrigen wichtigen Monumenten von Karl III. erbaut worden iſt, kritt man in Madrid ein. Dieſe Entrée iſt ſchön und großartig. Die breite und prachtvolle, mit ſchönen Hotels, guten Kaffeehäuſern und herrlichen öffentlichen Gebäuden eingefaßte Alcalaſtraße führt uns bis zu der Puerta del Sol, deren Name faſt in allen über Spanien und Madrid erſchienenen Romanen zu finden iſt. Sie bildet einen länglichen, vor dem Poſthotel liegenden, und von den vier volkreichſten und wichtigſten Hauptſtraßen der Stadt durchſchnittenen Platz. Mitten auf demſelben ſteht ein Brunnen; ein mächtiges, an dem Giebel einer Kirche und bei Nacht erleuchtetes Zifferblatt, zeigt der zahlreichen, hier immer ſich aufhaltenden Menſchenmenge die Stunden. Was thun die vielen Menſchen hier? Nichts. Man plaudert, man ſchlendert umher, man erzählt Neuigkeiten, die man gehört oder ſelbſt gemacht hat; kurz, dieſer Platz iſt die Börſe aller Müßiggänger und Maulaffen von Madrid. Ueberhaupt iſt dieſes der Haupttheil der Stadt; wenn irgend eine Emeute ausbricht, ſo fängt ſie gewiß an der Puerta del Sol an; wenn eine Extrazeitung erſcheint, ſo ſchreit man ſie hier ſicher zuerſt aus. Bis auf die Läden und den Garten iſt es das Palais-Royal von Madrid. Der Fremde braucht ſich nur zwei Stunden lang hier herum zu treiben, ſo hat er einen Abriß von ganz Madrid geſehen. Im ſchwarzen Mantel geht der Prieſter an ihm vorüber, mit einem gewaltigen Schiffe auf dem Kopfe, das um keinen Zoll größer oder kleiner iſt, als das des ſeligen Baſilio, der es ganz genau kopirt hat. Frühmorgens ſieht er die Barbiere den Leuten unter freiem Himmel den Bart abnehmen, Abends zieht ganz Madrid an ihm vorbei, um in den Prado zu wandern, der eine beſondere Erwähnung verdient.

Der Prado iſt der allgemeine Verſammlungsſalon der geſammten Madrider Geſellſchaft. Weil man im Sommer während der Hitze gar nicht ausgeht, ſo iſt man übereingekommen, des Abends im Prado ſich gegenſeitig zu beſuchen; dort geht man dann ſpazieren, man grüßt ſich, man ſtellt Bekannte ſich gegenſeitig vor, man plaudert, man raucht, und

da kann man beiläufig ſehen, was man ſonſt nirgends erblickt, daß z. B. der Aguador (der Waſſerträger), der Caleſero (der Fiaker), den erſten Miniſter oder einen ſpaniſchen Grande, der eben vorübergeht, anredet und ſeine Cigarre an der ſeinigen anzündet. Der Prado iſt als eine ſchöne, geräumige und von herrlichen Ulmen umgebene Promenade, der allgemeine Sammelplatz der ganzen ſchönen Madrider Welt, und einen wahrhaft anmuthigen Anblick gewähren die graziöſen ſpaniſchen Toiletten und die noch weit graziöſern Geſichter, die ſich halb hinter der Blonden-Mantille verbergen.

In dieſem Artikel muß Frankreich die Segel ſtreichen; ohne Zweifel beſitzt es weit mehr erfahrene Politiker als Spanien, ohne aber im Mindeſten die liebenswürdigen Franzöſinnen beleidigen zu wollen, muß doch der Wahrheit gemäß zugeſtanden werden, daß man im Prado in einer einzigen Viertelſtunde mehr hübſchen und ſogar ſchönen Frauen begegnet, als in den Tuilerien während ganzer acht Tage. Wir wollen damit nicht behaupten, daß man im Prado ſtets den geſchmackvollen Anzug, den eleganten Gang und die anmuthige Tournure der Pariſerinnen findet, aber Augen mit einem Glanze, Locken von einer Schwärze, Geſichter von einer Friſche, und Formen von einer Ueppigkeit, die einen Maler in Entzücken verſetzen müſſen.

Mehre Stadttheile von Madrid ſind mit luxuriöſer Pracht erbaut. Die Straßen Alcala, Atocha, de la Montera, de San Bernardo, und manche andere noch werden überall wenige ihres Gleichen finden.

Alles dieſes hat ein modernes und herrenmäßiges Anſehen, und würde noch mehr gefallen, wenn hin und wieder einige alte ehrwürdige Monumente die einförmige Anſicht unterbrechen wollten. Zwei Dinge vermißt man hauptſächlich in Madrid: Erinnerungen an eine große Vergangenheit und Geſchäftsthätigkeit. Weder Gegenwart noch Vergangenheit treten bedeutſam genug hervor; leicht könnte man glauben, die ganze Stadt ſey nur von Herzogen und Marquis bewohnt. Allerdings ſind dergleichen mehr als genug vorhanden, vorzüglich wimmelt aber alles von Angeſtellten, von großen und kleinen Beamten, dieſe ſind hier zu Hauſe; der übrige Theil der Bevölkerung iſt nur da, um ihnen zu dienen und ſie zu ernähren. Wechſelgeſchäfte giebt es gar nicht und der andere Verkehr befindet ſich meiſtens in den Händen von Fremden oder Provinzbewohnern. So findet man unter den Schneidern, Perückenmachern, Parfümeurs, Quincailleriehändlern eine Menge Franzoſen; noch gibt es aber viele andere kleine ſehr ſeltſame und Madrid ganz eigenthümliche Gewerbe, die einiger Erwähnung verdienen. So

flechten z. B. die Valencianer Matten, deren ſich wohlhabende Perſonen als Teppiche bedienen; dergleichen verfertigt man wunderhübſche und bildet von gefärbtem Stroh ſehr niedliche Zeichnungen. Ferner iſt der Salathandel ſehr bedeutend und wird nur von Aſturiern oder Gallegos, d. h. Galiciern getrieben. Weil hier der Salat bei jedem Mahle, beſonders aber beim Nachteſſen eine große Rolle ſpielt, ſo kaufen oder pachten die Aſturier in der Nähe der Stadt Ländereien, wo ſie den Salat ziehen, und wie man ſagt, gute Geſchäfte damit machen. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß der Caſtilianer ſich nur bedienen läßt und ſelbſt weder Hand noch Fuß regt. Die intereſſanteſte und weitausgedehnteſte aller dieſer größern Induſtrien, iſt aber der Waſſerhandel.

Wie, Waſſerhandel? was thut man denn mit dem Manzanares? frägt man; mit dem berühmten Manzanares, von deſſen einem Ufer Don Juan zum andern herüberlangte, und ſeine Cigarre an der des Teufels, zu großer Satisfaction der Vorübergehenden anzündete? Zuvörderſt muß man wiſſen, daß der Manzanares ein elender Bach iſt, der bei anhaltendem Regenwetter aus ſeinen Ufern tritt, bei gewöhnlicher Witterung aber in zwei, drei dünne Fäden geſpalten, über ein Kiesbett hinſchleicht. Er fließt außerhalb Madrid, ſehr tief unter dem Niveau der Stadt, und wenn er nicht zufälligerweiſe die Wurzeln einiger Platanen benetzte, die vermöge dieſer Feuchtigkeit ſehr ſchön geworden ſind und die Ausſicht einigermaßen belebten, ſo würde der Manzanares zur Anmuth und Bequemlichkeit von Madrid eben ſo wenig beitragen, als zu ſeinem Ausfuhrhandel. Auf jeden Fall liefert übrigens der Manzanares kein Waſſer für Madrid. In jedem Stadtviertel befinden ſich Brunnen, deren Waſſer aus den Guadaramabergen kommt, und das zu den Bedürfniſſen der Einwohner dient. Dieſes Waſſer muß aber geholt und in die Häuſer gebracht werden, und ſolche gemeine Arbeit hat der caſtilianiſche Stolz abermals den Aſturiern und Galiciern überlaſſen. Beide Provinzen haben im Allgemeinen das Vorrecht dem übrigen Spanien, und Portugal ſogar, Diener zu liefern. Kommen wir aber zu den Aguadores zurück.

Es gibt in Madrid ziemlich viele laufende Brunnen, allein das Waſſer iſt ihnen nur ſpärlich zugemeſſen. Man ſieht marmorne Delphine und broncene Schildkröten, die anzuſehen ſind, als müßten ſie das Waſſer in gewaltigen Strahlen von ſich geben, die es aber nur Tropfen für Tropfen in das Baſſin, das ſie überlaufend machen ſollten, fallen laſſen. Die Aguadores ſitzen nun um das Baſſin herum, ſind mit

kleinen Fässern versehen, die ungefähr zwei Eimer halten, und fangen mittelst hölzernen oder blechernen Röhren die Thränen des Delphins auf und leiten sie in ihr Faß. Einer muß auf den Andern warten, denn nicht alle haben zumal Platz, und dann tragen sie das Wasser in die Häuser. Kein anderes Gewerbe findet sich in Madrid, das sich an Wichtigkeit mit diesem messen könnte. Die Stelle eines Aguadors muß beim Corregidor nachgesucht werden, wie z. B. in Paris die Stelle eines Wechselagenten. Um sie zu erlangen, muß man den Ruf einer tadellosen Rechtschaffenheit haben und wie ich glaube, auch einige Unzen Gold, denn Jemand, dem ich mehre dieser Mittheilungen verdanke, erzählte mir, daß öfters ein Gallego sich als Diener verdinge und alles zusammenspare, um einen Platz an einem Brunnen kaufen zu können. Ist er einmal im Besitze seines Platzes und seiner Nummer, so kann er ihn verkaufen, übertragen, vermiethen, und weil es ein hartes und anstrengendes Gewerbe ist, so trägt es sich oft zu, daß ein Aguador nach zwei oder dreijährigem Dienste sich einen Schwager, Vetter oder Freund zugesellt und mit diesem Jahrweise abwechselnd sein Geschäft betreibt. Der Eine trägt Wasser, während der Andere heimgekehrt ist, um seine Frau zu besuchen; ist das Jahr um, so kehrt er zurück und nimmt des Vetters Platz ein, der nun seinerseits nach Asturien abgeht, gerade so wie Castor und Pollux, die auch abwechselnd sechs Monate auf der Erde und eben so lange im Orkus zubringen mußten. Haben sie solchergestalt ihr Gewerbe einige Jahre lang getrieben, so geben sie ihren Platz auf, verkaufen ihre Kundschaft und kehren mit einigen tausend Realen in ihre Heimat zurück, wo sie alsbald ein Stück Land kaufen und bebauen. Weil ein Faß lange Zeit braucht, um voll zu laufen, der Tag aber nur kurz ist, so bleibt Einer von ihnen gegen Entschädigung, über Nacht am Brunnen, um für das Füllen der Fässer Sorge zu tragen. Sie leben und wohnen in Genossenschaften von vier bis fünf Individuen zusammen. Bei jeder Kameradschaft befindet sich ein Vorsteher, der mit Handhabung der Ordnung und Schlichtung der Streitigkeiten beauftragt ist, und dessen Ansehen in der Regel respectirt wird. Ihre Organisation erstreckt sich aber noch weiter. Alle, die aus einem Bezirke her sind, halten zusammen und bilden eine Corporation, die sie Consejo oder Rath nennen; alle, die zu einem Consejo gehören, unterstützen einander und vergnügen sich Sonntags gemeinschaftlich. Hier erscheinen aber einige Lücken in ihrer Constitution; die verschiedenen Consejos bekommen zuweilen Händel, dann gibts Prügel und die Knüttel spielen ihre Rolle. Solche seltenen und bald vorübergehenden

Unordnungen, gewöhnlich die Folge eines zu weit getriebenen Gemeingeiſtes, dürfen keineswegs die gute Meinung ſtören, welche das achtbare Corps der Aguadores wohl verdient. In faſt allen dieſen aſturiſchen Geſichtern liegt ein gewiſſer Ausdruck von offener Würde und von geſundem Volkswitze, der leicht zu dem Glauben verleiten könnte, Cervantes habe ſich geirrt und Sancho Panſa müſſe ein Aſturier oder Galicier geweſen ſeyn. Ihre Rechtlichkeit iſt berühmt, und ihre wohlbekannte Verſchwiegenheit hat ihnen mehr als einmal zu der Ehre verholfen, liebenswürdigen Roſinen zu Boten zu dienen, die heutigen Tages wie zu Bartolos Zeiten, wohl hin und wieder genöthigt ſind, ſich einer tyranniſchen Vormundſchaft entziehen zu müſſen.

In der Welt gleicht ſich Alles aus. Madrid beſitzt keine Waſſerleitungen, das Waſſer iſt dort rar und theuer, dagegen zieht dieſe Waſſersnoth eine originelle und intereſſante Bevölkerung in ſeine Mauern, die mit ſeltner Treue die alte Grundform des gothiſchen Volksſtammes in Spanien bewahrt. Wenn Madrid ſich auch darüber beklagen ſollte, ſo findet der Reiſende hierin doch eine mehr als hinreichende Entſchädigung.

(Dieſe Briefe ſollen fortgeſetzt werden.)

Berühmte Violiniſten.

Corelli. — Geminiani. — Carbonelli. — Tartini. — Veracini. — Nardini. — Felice Giardini. — Giornowichi. — Viotti. — v. Beriot. — Spohr. — Mayſeder. — Paganini. — Ole-Bull.

Die Violine ſcheint beſonders Italien anzugehören. Sie eignet ſich für das Leidenſchaftliche und Glänzende, für das Kräftige und Zarte; und wie das moderne Italien, geſchmeidig und fein, ſo iſt auch außer der menſchlichen Stimme kein Inſtrument ſo fähig, die innerſten Gefühle der Seele auszudrücken. Sie übertrifft alle andern Inſtrumente an Melodie, an Grazie, an Weichheit, an Stärke. Die Muſik eines Volkes entſpricht ſeinem Charakter, ſeinen Gewohnheiten, ſelbſt dem Breite-Grade, unter welchem es lebt. Der Geſang der Thalbewohner hat einen andern Rhythmus als der der Bergbewohner; die Barcarolle des venetianiſchen Fiſchers hat keine Aehnlichkeit mit der Seguedille des andaluſiſchen Maulthiertreibers. Scheint das Horn nicht erfunden zu ſeyn, um das Echo herauszufordern und in den Gebirgen von Fels zu Fels wiederzuhallen? Die Guitarre iſt das natürliche Inſtrument der Bewohner der iberiſchen Halbinſel. Ihre leichte Eleganz, ihre Harmonie, ihr unruhiger und zärtlicher Ausdruck entſprechen dem Charakter des Volkes, das ſeine Genüſſe zu theuer zu erkaufen meint, wenn es ſie durch ſeine Arbeit bezahlen ſoll. Die Violine ſtammt aus Italien, und ihr Effekt entſpricht auch ihrem Vaterlande; wenigſtens iſt es Italien, welches zuerſt in der Kunſt des Violinſpiels ſich ausgezeichnet hat, und dem wir die berühmteſten Violinſpieler verdanken.

Im Jahr 1577 lud Catharina von Medicis ihren Landsmann Baltazarini zu ſich nach Frankreich ein. Das Talent dieſes Virtuoſen war das Entzücken eines eleganten und vergnügungsſüchtigen Hofes. Die Vio-

line, welche mit der Nichtachtung der Minneſänger ihren Credit verloren hatte, trat wieder in ihre Rechte ein, und wurde das Modeinſtrument. Man befreite ſie von zwei Saiten und von den Guitarreſtegen, und ſie erhielt faſt ganz die gegenwärtige Form, deren letzter Bau Tartini angehört.

Erſt am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entſchloſſen ſich die italieniſchen Virtuoſen die Bahn zu brechen. Das politiſche und commercielle Uebergewicht der Engländer ſtand ſchon ſehr feſt, aber man hatte noch kein Vertrauen auf ihren Geſchmack und ihre Neigung für die Künſte. Seit dieſer Zeit konnte Europa bemerken, daß wenn auch den Engländern der muſikaliſche Sinn fehle, ſie doch nie der Muſik ihren kräftigen Schutz verweigern. Ausgezeichnete Künſtler, mittelmäßige Sänger, cosmopolitiſche Muſiker ſind immer ſicher, bei jener Nation, wenn auch nicht großen Ruhm, doch Gunſt und Geld zu erwerben. Italien liefert Künſtler; Frankreich verſchafft ihnen ihren Ruf, und England bereichert ſie. John Bull mag ſich mit dem ihm zukommenden Theil zufriedenſtellen: er iſt der Schatzmeiſter der ſchönen Künſte. Dieſer Titel gibt freilich nur eine ſchwache Befugniß zur Kritik, doch ſey es wenigſtens vergönnt, die Biographie einiger großen Meiſter einem engliſchen Schriftſteller zu entnehmen, um die Erinnerung an Einige derſelben wieder im Gedächtniſſe aufzufriſchen.

Der berühmte Corelli, geboren im Jahr 1653 zu Fuſignano, iſt der erſte Violinſpieler nach der Schule. Er beſuchte im Jahr 1672 Paris, reiste hierauf in Deutſchland, wo ihn der Herzog von Baiern einige Zeit in ſeinem Dienſte behielt, und ſetzte ſich ſodann nach einer zweijährigen Abweſenheit in Rom feſt. Damals componirte er ſeine Sonaten und ſeine baletti di camera, wodurch er ſeinen Ruf als Componiſt gründete.

Man muß zum Ruhme dieſer Jahrhunderte, die ſich kaum von der Barbarei des Mittelalters losgemacht hatten, und in welchen alle Unruhen bürgerlicher Kriege ſtattfanden, bemerken, daß man nie einen größern Enthuſiasmus für Fortſchritte aller Art erlebt hatte. Es war weder perſönliche Eitelkeit, noch Sinnengenuß, was man zu befriedigen ſuchte; mit brennender Begier ergriff die Jugend Alles, war nur im Stande war, den Geiſt aus ſeinem langen Schlummer zu erwecken. Die großen Schulen der claſſiſchen Literatur, der Malerei, der Baukunſt und der Muſik, die damals zum erſten Male in Italien eröffnet wurden, waren kaum geräumig genug, alle die Schüler aufzunehmen, die aus allen Nationen herbeiſtrömten. Die Celebritäten dieſer Schulen erfreuten ſich allgemeiner Anerkennung. Selbſt die Profeſſoren der trockenſten Wiſſenſchaft, z. B. des römiſchen Rechts, hatten Tauſende von Zuhörern, und der große Maler hatte ſeine „seguaci,“ die ihn fürſtlich belohnten.

Kaum hatte ſich das Gerücht verbreitet, Corelli habe die Direction der Oper in Rom übernommen, als man aus allen Punkten Italiens und aus verſchiedenen Gegenden Europa's herbeiſtrömte, um ihn zu hören. Der Cardinal Ottoboni, ſelbſt ein Mann von Talent, war ein Freund des großen Muſikers, welcher den Concerten, die jener jeden Montag in ſeinem Palaſte gab, vorſtand. Er nannte Corelli den „virtuosissimo di violino, e vero Orfeo di nostro tempo.“ *) Der Styl Corelli's zeichnete ſich durch Grazie, Weichheit, Natürlichkeit und Einfachheit aus. Blieb auch etwas von dem Effekt zu wünſchen, nach welchem unſere jetzigen Virtuoſen ſo gern ſtreben, ſo war dagegen ſeine Accentuation ausgezeichnet. Die Violine Corelli's erinnerte, nach dem Ausdrucke von Geminiani, an die ſanfteren Töne einer Trompete. Noch viele Jahre nach dem Tode ihres Meiſters ſpielten auf ſeinem Grabe deſſen Schüler jährlich eine ſeiner Compoſitionen, ein rührendes Ständchen, und um ſo ſchmeichelhafter, als hier keine Schmeichelei zu ſuchen war.

Francisco Geminiani, von dem wir ſo eben ſprachen, wurde im Jahr 1680 zu Lucca geboren. Er lernte die Anfangsgründe der Muſik bei Scarlatti, und ergänzte ſodann ſeine Studien unter der Leitung Corelli's. Der Ruf, den er ſich in Rom erworben, und ſein Titel als erſter Schüler des großen maestro verſchafften ſeinem Namen bald in ganz Italien Eingang. In Neapel ſchätzte man ſeinen glänzenden und geſchmackvollen Vortrag; aber man hielt ihn nicht für geeignet, einem Orcheſter vorzuſtehen. Sein Ungeſtüm, ſeine Hitze riſſen ihn unaufhörlich fort, und er vergaß ſeine Mitſpieler. Dadurch zog er ſich den Vorwurf zu, den Takt zu vernachläßigen.

Im Jahr 1714 kam Geminiani nach London. Georg I. ſaß damals auf dem Throne. Dieſer Fürſt ſteht gerade nicht im Rufe, die ſchönen Künſte beſonders protegirt zu haben, aber er war ein Deutſcher, und liebte die Muſik. Der Baron von Kielmansegge, ein geborner Hannoveraner und Kammerherr des Königs, erklärte ſich zum Mäcen des jungen Violinſpielers. Geminiani hatte die Ehre, ſich vor dem Monarchen in deſſen Zimmer hören zu laſſen. Händel begleitete ihn auf dem Clavier. Entzückt erklärte Georg, daß die Geige in ſolchen Händen die Königin der Inſtrumente ſey; mehr bedurfte es nicht, um einen Künſtler in die Mode zu bringen, namentlich einen Künſtler von Geminiani's

*) Arcangelo Corelli ſtarb im Jahr 1713. Er wurde im Pantheon neben Raphael beigeſetzt. Im Vatican wurde ihm eine Statue mit der Inſchrift errichtet: **Corelli, Princeps Musicorum.**

Verdienſten. Seine Herrſchaft dauerte lange; ſie dauerte fünfzehn volle Jahre. Während dieſer langen Periode wagte man Keinen mit ihm in Beziehung auf die Vollkommenheit der Ausführung, auf die Eleganz, Friſche und Lebhaftigkeit ſeines Styls zu vergleichen. Er ſchrieb hierauf didaktiſche Werke und Abhandlungen über die Harmonie und erfand zuerſt jene nachahmende Muſik, von welcher die „Prager Schlacht" das volksthümlichſte und langweiligſte Stück iſt. Geminiani hatte auch die ausſchweifende Idee gefaßt, die Hauptpartie des dreizehnten Buchs aus dem befreiten Jeruſalem durch Töne wiederzugeben; allein alle Geſchicklichkeit des Componiſten muß nothwendig ſcheitern, ſobald er den Kreis desjenigen überſchreitet, was ſich durch Töne nachahmen läßt. Mag es ihm auch gelingen, den Marſch der Armeen, den Hufſchlag der Pferde auf dem erdröhnenden Boden, den Sturm und ſo manches Andere auszudrücken; die heißen Berathſchlagungen des Kriegsraths, die verſchiedenen Evolutionen der Truppen und die heimlichen Drohungen der Verſchwörer kann er doch nie durch Töne wiedergeben.

Nachdem Geminiani ſechs und dreißig Jahre in England zugebracht hatte, begab er ſich nach Ireland, wo er im Jahr 1762 in einem Alter von drei und achtzig Jahren ſtarb.

Carbonelli, ein anderer Schüler von Corelli, zeichnete ſich durch ſein Talent im Vortrag aus. Er kam im Jahr 1720 nach England, wo er als Capellmeiſter bei der Oper angeſtellt wurde. Seinen größten Ruf verdankt er übrigens ſeinem Enkel, der auch, obgleich auf ganz andere Art, die Kunſt verſtand, den Engländern zu gefallen. Letzterer war es, von dem man zu ſagen pflegte: „In Carbonelli's Keller kommt nie ein gutes Faß Bordeaux-Wein, und nie ein ſchlechtes heraus. Er iſt ein merkwürdiger Compoſiteur." Seinen Großvater, den Violiniſten, welcher gleichfalls Apollo verließ, um zu Bacchus überzugehen, und Weinhändler wurde, ernannte der König zu ſeinem Weinlieferanten, was immer ein einträglicheres Amt war, als das eines Muſikers ſeiner Capelle.

Eine ſeltene Erſcheinung ſollte jetzt die muſikaliſche Welt in Erſtaunen ſetzen: es war dieß Giuſeppe Tartini. Gewöhnlich machen die Künſte ihre Fortſchritte ſprungweiſe. Zwiſchen dieſen Sprüngen iſt immer ein langer Zwiſchenraum, die Periode der Vervollkommnung, oder wenn man lieber will, des Herumtappens. Dann aber, wenn man ein Ziel erreicht zu haben glaubt, erſcheint plötzlich einer jener Wundermänner, die mit ſchöpferiſcher Kraft begabt einen neuen Weg einſchlagen. Dieß iſt die Geſchichte der politiſchen Inſtitutionen, es iſt dieß die Ge-

ſchichte der Poeſie, und ſo auch die der Künſte. Tartini wußte neuen Vortheil aus einem Inſtrumente zu ziehen, deſſen vier Saiten alle Myſterien der Muſik in ſich zu verſchließen ſchienen. Er wurde im Jahr 1692 zu Piſano in Iſtrien geboren. Seine neugeadelte Familie konnte nicht daran denken, einen ihrer Schößlinge herunterzuſetzen, und ihn die Laufbahn eines Kaufmanns betreten zu laſſen, und beſtimmte ihn zum Studium der Rechte. Der junge Geſetzgeber zeigte bald einen der ſonderbarſten Charaktere; man ſah ihn nach einander als Matroſe, Raufer, Marktſchreier und Profeſſor der Fechtkunſt; dann warf er ſich auf einmal mit Leidenſchaft auf das Studium der Muſik. Um dieſen wilden unbändigen Charakter zu zähmen, ſandte man den jungen Tartini im Jahr 1710 auf die Univerſität zu Padua, die damals nicht weniger als achttauſend Studirende zählte.

Der junge Barbar, denn etwas Anderes konnte in den Augen der Italiener ein Menſch aus Iſtrien nicht ſeyn, eine Gegend, aus welcher die Republik Venedig ihre wildeſten Söldlinge bezog, wurde raſend verliebt, was ohne Zweifel ſehr verzeihlich iſt, was aber doch emporgekommene Familien weniger verzeihen, als andere, wenn, wie es hier der Fall war, der Gegenſtand der Liebe derjenigen Claſſe angehört, der man entſagt hat. Die Welt ſtand Tartini offen, aber dieſe Welt war eine Wüſte für ihn, und der Apollo von Iſtrien wäre Hungers geſtorben, wenn ihm nicht ein Kloſter ſeine Thore geöffnet hätte. Ein Mönch, ſein Verwandter, ſchützte ihn gegen das Unglück, und ſeine Geige gegen die Langeweile, und durch ſeine reißend ſchnellen Fortſchritte erwarb er ſich bald einen Platz im Orcheſter der Cathedrale. Sechs Jahre lang gab er ſeiner Familie kein Lebenszeichen von ſich; als aber einſt an einem großen Feſttage der Wind den Vorhang wegwehte, hinter welchem das Orcheſter zu ſpielen pflegte, wurde Tartini durch einen ſeiner Kameraden erkannt, der ſodann deſſen Verwandte hievon in Kenntniß ſetzte. Eine theilweiſe Verſöhnung fand ſtatt: der Vater verzichtete auf die gehofften Triumphe im Gerichtsſaal, und erlaubte ſeinem Sohne, einen Stand nach Neigung zu erwählen.

Der häusliche Cirkel iſt für den Künſtler von Genie ein zu beſchränkter Raum. Veracini, ein berühmter Violinſpieler, hatte ſich einige Zeit zu Venedig aufgehalten, und Tartini hatte dadurch eine ganz neue Idee von ſeinem Inſtrumente bekommen. Venedig brachte ihn durch ſeinen Luxus und ſeine Fêten von ſeinen Studien ab. Er zog ſich nach Ancona zurück, um ſich Tag und Nacht der Muſik zu widmen. Sein Ruf vergrößerte ſich ſchnell; er wurde zum erſten Violiniſten bei der

Kirche des heiligen Antonius von Padua ernannt, eine Stelle, nach welcher damals alle Virtuoſen ſtrebten. Tartini war nicht undankbar, denn in Folge eines Aberglaubens, über den wir jetzt lächeln, der aber ſeinem Herzen Ehre machte, weihte er ſich und ſeine Violine für immer dem Heiligen. Er errichtete eine Muſikſchule und ſeine Schüler verbreiteten den Ruf ihres Meiſters in den verſchiedenen Hauptſtädten Europa's. Von mehren Souveränen erhielt er die glänzendſten Anerbietungen, aber ſeine Frömmigkeit beſtand jede Probe der Verführung; er wollte keinen andern Beſchützer als ſeinen heiligen Antonius.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß berühmte Violinſpieler im reiferen Alter die Vollkommenheit in etwas Anderem ſuchen, als ſie dieß in ihrer Jugend thaten. Ihr Geſchmack reinigt, ihr Feuer mäßigt ſich, ihr Styl zeichnet ſich durch Eleganz und durch die Vorneigung zum cantabile aus; ſie ſuchen nicht mehr blos Schwierigkeiten zu überwinden, oder durch Ueberraſchungen und Kraftſtreiche zu glänzen. Tartini ſelbſt geſteht, daß er bis in ſein dreißigſtes Jahr wenig oder nichts geleiſtet habe. Die bekannte Anekdote ſeines Traumes beweiſt übrigens, mit welchem Eifer er den Studien obgelegen. Lalande, welcher ſie erzählte, hatte ſie aus ſeinem eigenen Munde: „Im Jahr 1713 träumte nämlich eines Nachts Tartini, er habe einen Pact mit dem Teufel gemacht, und dieſer ſtehe nun zu ſeinen Dienſten. Es war ihm, als habe er ſeine Violine dieſem anvertraut, um zu ſehen, ob ſein neuer Diener im Stande ſey, ihr harmoniſche Accorde zu entlocken; wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er eine höchſt bizarre Sonate hörte, mit ſo vieler Ueberlegenheit und Geiſt vorgetragen, daß es mit nichts zu vergleichen war, was er je in ſeinem Leben gehört hatte. Erwacht durch den außerordentlichen Eindruck, den dieß Spiel auf ihn machte, ergriff er augenblicklich ſeine Violine, in der Hoffnung, wenigſtens einen Theil des Gehörten wiederzufinden, aber vergebens. Die Sonate, die er nachher componirte, war in der That das Beſte, was er je gemacht hatte, deßungeachtet aber ſteht ſie ſo tief unter dem, was er gehört zu haben glaubte, und was ihn ſo tief ergriffen hatte, daß er ſeine Geige zerbrochen und alle Muſik auf immer verabſchiedet hätte, wenn es ihm möglich geweſen wäre, den Genüſſen zu entſagen, die er ſeiner Kunſt verdankte.“

Doctor Burney, ein geiſtvoller Schriftſteller und ſelbſt ein guter Muſiker, gibt uns eine Schilderung von dem Charakter des Styls Tartini's. Man muß jedoch bemerken, daß Burney Klavierſpieler war, und daß ſein Inſtrument der Antipode der Violine iſt. Die Wirkung, welche Tartini auf ſeine Zeitgenoſſen ausübte, kann uns allein einen

Maßſtab zur Würdigung ſeines Verdienſtes geben. Seine Compoſitionen verlangen eine Hand, wie die war, die ſie niederſchrieb. Burney ſcheint uns ungerecht gegen den großen Künſtler zu ſeyn, aber ſein Urtheil iſt deßhalb nicht weniger intereſſant.

„Tartini hatte Corelli zum Muſter der Reinheit der Harmonie, und der Einfachheit ſeiner Modulationen genommen; er ließ ihn weit hinter ſich durch die Fruchtbarkeit und Originalität ſeiner Compoſitionen, nicht allein in Betreff der Melodien, ſondern auch in der wahren Manier, ſie als cantabile zu behandeln. Zu einer großen Anzahl ſeiner Adagio's fehlt nur ein Text, um vortreffliche und ergreifende Opernge ſänge daraus zu machen. Seine Allegro's ſind zuweilen ſchwer auszuführen, aber ſeine Paſſagen, die zu gekünſtelt erſcheinen könnten, gab dem Künſtler die genaue Kenntniß des Fingerſatzes und ſein mächtiger Bogenſtrich an die Hand. Wenn indeſſen die von ſeinen Schülern geſpielten Adagio's und Solo's von Vollkommenheit und ſeelenvollem Ausdruck zeugen, ſo ſcheint ihnen doch jene Kraft, jenes Feuer, jene Freiheit des Bogens zu fehlen, welche die modernen Symphonien erfordern.“

Man muß das Talent Tartini's, des Violinſpielers, nicht nach ſeinen muſikaliſchen Compoſitionen beurtheilen. Die erforderlichen Fähigkeiten zum Componiren und zur ausgezeichneten Ausführung ſind etwas ſehr Verſchiedenes. Unter hundert berühmten Muſikern ſind vielleicht neunzig nicht im Stande, ſelbſt etwas zu componiren. Die Flut von ſchwachen und geſchmackloſen, oder ausſchweifenden und charakterloſen Compoſitionen, mit welcher die muſikaliſche Welt in unſern Tagen überſchwemmt wird, hat ihre erſte Quelle in der lächerlichen Eigenliebe der Klavier- Harfen- und Violinſpieler von Ruf. Dieſe Herren wollen durchaus für Genies angeſehen werden, und wenn ſie unſere Ohren beheren könnten, ſo würden ſie uns mit ihren Werken allein überſchütten, und wir müßten auf gediegene Compoſitionen Verzicht leiſten. Die Art von Anbetung, die ausgezeichneten Künſtlern zu Theil wird, hat ſchon mehr als Einem den Kopf verdreht. Es gibt ſelbſt gegenwärtig keinen Stand, der ſo viele excentriſche Menſchen lieferte, als den der Muſiker.

Veracini war der extravaganteſte Künſtler ſeiner Epoche. Voll Prahlerei, voll Eitelkeit und Eigendünkel, nannten ihn ſeine Mitbürger nur den capo pozzo (den Hirnloſen). Folgende Anekdote möchte ihn am beſten charakteriſiren.

Die berühmteſten Muſiker Italiens vereinigten ſich zu Lucca, um la festa della Croce zu feiern. Veracini, welcher den Einwohnern von Lucca nicht bekannt war, ſchrieb ſich ein, um ein Solo zu ſpielen.

Als er in das Chor eintrat, bemerkte er, daß man ſein Anerbieten nicht ſehr beachtet hatte, und daß Pater Laurenti, aus der Brüderſchaft von Bologna, den Pult einnahm, an welchem das Violinſolo geſpielt werden ſollte. Damals beſtand das Orcheſter der Hauptkirchen meiſtens aus Geiſtlichen. Veracini begab ſich, ohne einen Augenblick zu zaudern, an den Pult, den der Mönch in Beſchlag genommen hatte.

— Wo wollen Sie hin? fragte ihn der Bruder.

— Den Platz der erſten Violine einnehmen! war die einzige Antwort des Künſtlers. Laurenti hielt auf ſein Vorrecht; er erklärte dem Bewerber, daß, wenn er ſeine Kunſt bei der Veſper oder bei der großen Meſſe zu zeigen wünſche, man ihm einen geeigneten Platz anweiſen werde. Aufgebracht hierüber drehte Veracini dem Bruder den Rücken und ſetzte ſich auf die letzte Bank des Orcheſters, auf den unterſten Platz. Als die Reihe an ihn kommen ſollte, lud ihn Laurenti, der vermuthlich die Muſik dirigirte, ein, den vordern Platz einzunehmen, um von dem Publikum mehr geſehen werden zu können.

— Nein, ſagte Veracini, ich ſpiele hier, wo ich bin, oder ich ſpiele gar nicht.

Er fing an. Der Ton, welchen er ſeiner Violine entlockte, feſſelte augenblicklich die Aufmerkſamkeit der Anweſenden: ſolche Klarheit, Reinheit und Kraft war beiſpiellos. Die Ehrfurcht vor dem heiligen Orte konnte den allgemeinen lauten Beifall nicht verhindern. Am Ende jeder Paſſage hörte man die Bravorufe ſich erneuen, und der Virtuoſe rief, indem er ſich gegen den alten Direktor des Orcheſters mit triumphirender und verächtlicher Miene wandte, dieſem zu: So muß man die erſte Violine ſpielen. (Cosi si suona per fare il primo violo.)

Veracini hätte mit aller Bequemlichkeit ſein Glück gemacht, wenn er nur hätte Schüler annehmen wollen; aber er lehnte es durchaus ab, Lectionen zu geben, und machte nur zu Gunſten ſeines Neffen eine Ausnahme. Er ſelbſt hatte auch nur einen einzigen Lehrer, ſeinen Oheim, und war auch er deſſen einziger Schüler. Sein durchaus origineller Styl war bizarr, kühn, überfüllt. Mit der Geige in der Hand durchzog er Europa. Im Jahr 1745 kam er nach England. Er beſaß zwei Violinen von Steiner, die er für die beſten von der Welt ausgab. In Folge eines mit Frivolität gepaarten Aberglaubens hatte er die eine St. Peter und die andere St. Paul getauft. Veracini's Verdienſt beſtand hauptſächlich in dem Reichthum, der Tiefe und der Leichtigkeit ſeiner Arpeggio's, und in einer Stärke des Tones, der ſich mitten aus dem lärmendſten Orcheſter heraus vernehmen ließ.

Man pflegte von Tartini zu ſagen, er ſpreche mit ſeinem Bogen. Nardini, ſein beſter Schüler, zeichnete ſich, mit nicht ſo ſchneidender Originalität, gleichfalls durch einen rührenden und wahren Vortrag aus. „Seine Violine," ſagte der Präſident Dupaty, der das Glück hatte, ihn im Jahr 1783 in Italien zu hören, „ſeine Violine iſt, oder hat eine Stimme. Er hat die Nerven meines Ohrs auf eine Art erſchüttert, wie ſie noch niemals vibrirt haben. Bis zu welchem Grade der Feinheit theilt Nardini die Luft! mit welch außerordentlicher Geſchicklichkeit berührt er die Saiten ſeines Inſtruments! von welcher Kunſt und welcher Reinheit zeugt nicht ſein Vortrag!"

Nardini kam nie nach England; aber die Engländer wurden durch die Ankunft Felice Giardini's entſchädigt, der eine, bis zu Paganini unerhörte Senſation erregte. Felice Giardini, im Jahr 1716 zu Turin geboren, hatte den größten Theil ſeiner muſikaliſchen Erziehung von Somis, einem der Schüler Corelli's, erhalten. Im ſiebzehnten Jahre reiste er, nach dem Gebrauche der damaligen Zeit, um ſein Glück in den Hauptſtädten zu machen. Von Rom begab er ſich nach Neapel; nach einem kurzen Aufenthalte in den in muſikaliſcher Beziehung vornehmſten Städten ſeines Landes, durchzog er Deutſchland, und landete im Jahr 1750 in England. Ein friedlicher Eroberer, feierte er ſeinen erſten Triumph in einem Concerte, das zum Beſten der Sängerin Guzzoni gegeben wurde, die bei der italieniſchen Oper ſtand, und in großer Gunſt war, die aber, als ſie alt wurde, mit der Schönheit auch ihr Talent verlor. Das Publikum dürfte ſich gegen ſeine geſtürzten Herrſcher mitleidiger zeigen. Schon allein die Erinnerung an das genoſſene Vergnügen ſollte daſſelbe zu etwas mehr Galanterie gegen eine alte Sängerin beſtimmen. Das Auditorium der Guzzoni vergaß dieſe Pflicht, als glücklicherweiſe für die Beneficiantin der junge Italiener erſchien. Die erſten Töne ſeines Inſtrumentes verſcheuchten den üblen Humor des Auditoriums; an die Stelle der Unzufriedenheit trat Ueberraſchung, und dieſer folgte Entzücken. Der Künſtler hatte ſeinen Bogen noch nicht weggelegt, als der Sturm losbrach, aber nicht das Pfeifen des Sturmes, ſondern der Donner der Bravo's ließ ſich vernehmen. Garrick hatte nie einen rauſchenderen Beifall erregt. Das Glück Giardini's wäre von dieſem Tage an gemacht geweſen, wenn er ſich mit dem Glücke des Künſtlers hätte begnügen wollen.

Sein erſter Fehler war ſein gieriges Streben nach Gewinn, das man ſonderbarerweiſe bei den meiſten fremden Künſtlern findet. Im Jahr 1754 erhielt er die Direction des Orcheſters in der Oper; zwei

Jahre ſpäter aber faßte er die unglückliche Idee, durch Uebernahme des Theaters gemeinſchaftlich mit der Signora Mingotti ſchnell ſein Glück zu machen; dieſe Speculation ruinirte ihn. Genöthigt, ſich wieder zu ſeinem Gewerbe zu wenden, nahm er Schüler an, und gab einige Concerte. Die Kataſtrophe hatte ſeinen, ohnedieß grillenhaften und mürriſchen Charakter noch mehr erbittert; das Alter näherte ſich mit ſchnellen Schritten. Indeſſen hätte er nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in England, und nach der glänzenden Rolle, welche er daſelbſt geſpielt hatte, auch in ſeinen alten Tagen auf das öffentliche Mitgefühl rechnen dürfen; aber er zerriß die alten Bande, um in Begleitung William Hamiltons eine neue Laufbahn in Italien zu beginnen. Italien hatte ihn vergeſſen; jüngere Talente theilten ſich in die öffentliche Gunſt. Er kehrte wieder nach England zurück, allein fünf Jahre der Abweſenheit hatten auch hier Alles verändert. Die Waſſerſucht bedrohte ihn, ſeine Ausſicht wurde von Tag zu Tag ſchlechter, und ſo mußte er ſich noch glücklich ſchätzen, in demſelben Orcheſter, deſſen Jupiter er war, als ein Ueberzähliger eine Anſtellung zu finden. Er verſuchte es mit einer opera burletta in dem kleinen Theater von Hay-Market, und ſcheiterte. Er reiste nach Petersburg, wohin ihm ſein Mißgeſchick folgte. Moskau war ihm eben ſo wenig günſtig, und er ſtarb daſelbſt in ſeinem achtzigſten Jahre. Dieß war das unglückliche Ende eines Künſtlers, deſſen Schule ſich noch lange Zeit nach ſeinem Tode erhalten hat. Auf Giardini folgte ein Violiniſt, deſſen vollendete Kunſt der claſſiſchen Schule augenblicklich ihren Ruf ſichern mußte.

Einige unſerer Liebhaber erinnern ſich wohl noch Giornovichi's. Zu Palermo im Jahr 1745 geboren, brachte er ſein Leben damit zu, Europa zu durchreiſen; er begab ſich zuerſt nach Paris, wo er alle ſeine Rivale verdunkelte; hierauf wurde er erſter Violiniſt bei der königl. Kapelle in Potsdam, und von da ging er nach Petersburg, wohin ihm ſein großer Ruf vorausgeeilt war. Im Jahr 1792 kam er nach England, wo er innerhalb vier Jahren die verſchiedenen Provinzen und Irland durchreiste. Ueberall erntete er Lorbeeren und Gold; aber ſein Hang zu einem fortwährenden Ortswechſel ließ ihm nicht Zeit, hier ſein Glück zu machen. Als ein wahrer Künſtler kehrte er nach Deutſchland zurück, und ging von da wieder nach Rußland. Er ſtarb im Jahr 1804 in Petersburg. Sonderbare Beſtimmung dieſer Kinder des Südens, daß ihre Unbeſtändigkeit ſie treibt, unter dem nordiſchen Eishimmel zu ſterben! Michael Kelly würdigt dieſen berühmten Virtuoſen ziemlich gut, er hatte ihn bei der Rückkehr von ſeiner erſten Reiſe

nach Rußland gehört. „Er war," ſagt er, „ein nicht mehr junger Mann, aber in der vollen Kraft des Talentes. Seine Manier war hinreißend, ſeine Bogenführung höchſt gewandt, und ſein Geſchmack durchaus verführeriſch. Nie hat ein Muſiker meiner Bekanntſchaft ſo herrlich geſpielt. Er beſchloß ſeine Concerte gewöhnlich mit einem Rondo, dem irgend ein ruſſiſcher Volksgeſang zu Grunde gelegt war, über welchen er Variationen mit hinreißendem Geſchmacke vortrug." — Eine andere Autorität ſagte von ihm: „Trotz einer oberflächlichen Erziehung, und ungeachtet er ein Windbeutel war, wie faſt alle Muſiker, ſo ſtellte ihn doch ſein natürliches Talent und die Art, wie er Schwierigkeiten überwand, unter die glänzendſten Violiniſten. Er machte lange Zeit in Frankreich und England Furore." Wir ziehen das Urtheil Michael Kelly's vor. Der Styl Giornovichi's war weder brillant noch kräftig, aber er war bezaubernd, und das will mehr ſagen. Seine große Ueberlegenheit in der Ausführung verleitete ihn, nie der natürlichen Schönheit des Gedankens durch Künſtelei zu nahe zu treten. Zartheit und Vollendung charakteriſirten ſein Talent. Seine Kunſt war um ſo bewundernswerther, je unmerklicher ſie war; er feſſelte ſein Auditorium durch eine Art Zauber. Seine Concerto's ſind nicht mehr in der Mode, allein dieß beweist nichts gegen ihren Werth. Sie ſind voll Eleganz, Zartheit und Gefühl. Der erſte Violiniſt, der den Muth haben wird, ihre Wirkung auf die abgeſtumpften Zuhörer unſerer Zeit zu verſuchen, wird bei ihnen Elemente eines Erfolgs finden, die keine der ausſchweifenden Compoſitionen der vielen Charlatans von Violiniſten darbietet.

Giornovichi hatte, durch einen ſonderbaren Contraſt mit der graziöſen Luſtigkeit ſeines Styls, einen reizbaren Charakter. Sein Leben ſcheint faſt nur ein fortwährender Krieg mit den Menſchen, ſelbſt mit den Nationen geweſen zu ſeyn: er war ſo zu ſagen ein Duelliſt, ein Raufer von Profeſſion. Seine Sonderbarkeiten entfremdeten ihm das Publikum, und ſeine Streitſucht ließ ſeine Beſchützer den Genuß ſeines Talentes theuer erkaufen. Er verließ England im heftigſten Zorne, und weder Zeit noch Ort noch Begebenheiten änderten ſeinen ſchlimmen Charakter.

Die claſſiſche Schule übergab endlich den Scepter ſeinem Nebenbuhler. Viotti, deſſen Name unſern Dilettanten noch in theurem Andenken ſteht, erſchien im Jahre 1790 in den Concerten von Salomon Kräftig, majeſtätiſch, prächtig, wurde der Styl ſeiner Compoſition durch brillanten, energiſchen und markigen Vortrag bewundernswerth unterſtützt. Man ſagte von ihm: „er führt einen Bogen von Baum-

wolle, mit dem Arme eines Herkules.“ Nie näherte ſich ein Muſiker mehr dem Erhabenen. Ein Schüler des berühmten Pugnani, fügte er das Feuer ſeines Genies zu der Weite des Strichs ſeines Meiſters.

Viotti wurde im Jahr 1755 zu Fontaneto in Piemont geboren. Seine muſikaliſche Erziehung war etwas frühreif und ſchnell. Im zwanzigſten Jahre wurde er erſter Violinſpieler an der königlichen Kapelle von Turin. Nach einigen Jahren fortgeſetzter Studien daſelbſt, begann er die gewöhnliche Pilgerſchaft; er kam nach Paris. Man empfing ihn wie ein Wunder, aber durch ſeinen Ungeſtüm verſcherzte er ſich die Bühne. Die Königin Marie Antoinette war begierig, Viotti zu hören; der Künſtler begab ſich nach Verſailles, wo der ganze Hof verſammelt war; er fängt ſein Stück an, aber das Geplauder unterbricht ihn; er fängt von Neuem an; — neues Geplauder. Jetzt macht er ſein Heft zu, nimmt den Hut unter den Arm, und geht.

Mehr bedurfte es nicht, um einen exaltirten Kopf der republikaniſchen Partei geneigt zu machen. Indeſſen war Viotti der Mann nicht, um für den Sieg ſeiner Grundſätze den Kampfplatz zu betreten. Sobald er ſah, daß ſich der Himmel verfinſterte, begab er ſich nach England, wo er mit Enthuſiasmus empfangen wurde. Er hätte daſelbſt mit Leichtigkeit ſein Glück auf Koſten ſeiner verdunkelten Nebenbuhler machen können, aber die Saturnalien der franzöſiſchen Revolution, das vergoſſene Blut eines Königs und einer Königin veranlaßten die Lobredner des Republikanismus zu heftigen Declamationen, ſtatt ihnen Stillſchweigen aufzuerlegen. Viotti war einer der ſtärkſten Lobpreiſer der franzöſiſchen Revolution, wie ſie ſich auch geſtalten möge. Die Polizei hatte die Augen auf ihn gerichtet; man beſchuldigte ihn, ein Agent der franzöſiſchen Revolution zu ſeyn, und verwies ihn, nebſt einer großen Anzahl Avanturiers und ehrlicher Leute aus dem Lande.

Der Erfolg bewies, daß Viotti nicht zu der Propaganda gehörte, wie man ihn beſchuldigt hatte. Statt nach Frankreich zu gehen, begab er ſich nach Deutſchland. Ein Engländer Namens Smith bot ihm ein Aſyl in ſeiner hübſchen Villa, nahe bei Hamburg an; der Violiniſt nahm dieſes großmüthige Anerbieten an, und in dieſer Zurückgezogenheit componirte er ſeine ſechs Duos concertans, die er mit einer Vorrede begleitete, in welcher er ſagte: „Dieſe Arbeit iſt die Frucht einer Muſe, welche das Unglück mir verſchaffte. Einige Stücke ſind die Erzeugniſſe meines Kummers, andere die der Hoffnung.“ Daß Viotti ſich unglücklich fühlte, kann man begreifen. Aus England wurde er ausgewieſen, und Frankreich ſah er ſich durch die Exceſſe der Revolution verſchloſſen, aber

zur Zeit wo er dieſes ſchrieb, bewohnte er einen kleinen Palaſt in einem, hauptſächlich in Beziehung auf Muſik, nichts weniger als barbariſchem Lande. Wie viele Künſtler würden das Unglück Viotti's beneiden.

Noch ſtand der Weg zum Wohlſtande dem Virtuoſen offen, aber ſeine Unklugheit machte, daß ſich immer das Glück wieder gegen ihn wandte. Nach einem Zeitraum von einigen Jahren, die für ſeinen Ruhm nicht verloren waren, kehrte er nach England zurück. Statt jedoch ſeinem bewundernswerthen Talente zu vertrauen, warf er ſich in Speculationen, und etablirte ſich als Weinhändler. Einige Jahre reichten hin, um ihn völlig zu ruiniren; nun ſchlug er den Weg nach Paris ein, wo er (im Jahr 1819) die Direction der königlichen Muſik-Academie erhielt. Die Pariſer hatten die Anſtrengungen vergeſſen, welche Viotti im Jahre 1789 gemacht hatte, um in Frankreich den Geſchmack der guten Muſik zu verbreiten. Intrigue und Eiferſucht verurſachten dem neuen Director zahlloſe Verlegenheiten, die ihn endlich beſtimmten, auf eine Stelle Verzicht zu leiſten, die er nicht mehr behaupten konnte. London bot ihm abermals eine Zuflucht dar; ſeine alten Freunde drängten ſich um ihn, und Viotti wurde der Geſellſchafter ihrer Vergnügungen, die Zierde ihrer Feſte. Chinnery, beim Schatzweſen angeſtellt, zeichnete ſich hauptſächlich bei dieſem gemeinſchaftlichen Beſtreben großmüthiger Gaſtfreundſchaft aus. Um ſeinem Freunde zu Hilfe zu kommen, ruinirte er ſich durch Concerte und Feſtivitäten. Viotti ſtarb den 3. März 1824, in einem Alter von 69 Jahren.

Das Aeußere Viotti's war merkwürdig. Sein Wuchs war impoſant und frei, ſein Kopf groß, ſeine Stirne hoch und offen, ſein Auge lebhaft und ſprechend. Als Componiſt ſteht er an der Spitze ſeiner Schule, und ſeine Schule iſt die erſte von allen. Die Originalität und die Solidität ſeiner Compoſitionen iſt von der Art, daß ſeine Concertos nicht nur für die Violine paſſen, ſondern auch für andere Inſtrumente arrangirt werden können, ohne von ihrem Werthe zu verlieren. Seine Compoſitionen tragen das Gepräge des Edlen. Andere beſaßen in demſelben Grade ſeine reiche und liebliche Harmonie; er allein aber fügte ihr Größe und Majeſtät bei.

Es wäre vielleicht zur Geſchichte der Violine intereſſant, den gegenwärtigen Zuſtand der franzöſiſchen, deutſchen und engliſchen Schulen zu prüfen. Aber dieſes Studium würde uns zu weit führen; wir wollen daher nur ein Wort von den jetzt lebenden Künſtlern ſagen, die gegenwärtig den erſten Platz ihrer Schule behaupten.

Von allen franzöſiſchen Violinſpielern, die in den letzten Jahren Eng-

land beſucht haben, ſcheint de Beriot den meiſten Ruf zu haben. Aber alle Violiniſten Frankreichs, die ſeit Rode einen gewiſſen Rang eingenommen haben, ſind jetzt alt, und wir haben nichts von ihren Nachfolgern gehört. De Beriot gehört hauptſächlich der Schule Rode's an, obgleich man von ihm behauptet, er prätendire Viotti zu übertreffen. Sein Styl, eher gewandt als frei, mehr verwickelt als tief, mehr flimmernd als glänzend, ſteht in ſeinem Enſemble ſehr tief unter der majeſtätiſchen Schönheit des Fürſten der Violiniſten im letzten Jahrhundert. Wenn man uns bei dieſem Urtheile der Parteilichkeit anklagt, ſo geſtehen wir, daß wir mit Recht oder Unrecht, wegen de Beriot's Benehmen nach dem Tod ſeiner Gattin einen Groll gegen ihn hegen. Wir können nicht glauben, daß er ſich je wieder in einem Lande wird blicken laſſen, in welchem der ärgerliche Eindruck, den er zurückgelaſſen, ihm nicht mehr erlaubt, ſich um die Volksgunſt zu bewerben.

Spohr iſt immer der große Violiniſt der deutſchen Schule. Geboren im Jahr 1784 im Herzogthum Braunſchweig, machte er eine ſchnelle Carriere. Im einundzanzigſten Jahre wurde er, nachdem er die Hauptſtädte Deutſchlands und Rußlands beſucht hatte, als erſter Violiniſt und Componiſt des Herzogs von Sachſen Gotha angeſtellt. Im Jahr 1817 machte er eine Kunſtreiſe nach Italien, und im Jahr 1820 begab er ſich nach England, wo er in den Concerten der philharmoniſchen Geſellſchaft auftrat. Spohr war den dortigen Liebhabern ſchon durch ſeine Compoſitionen bekannt. Sein Vortrag rechtfertigte Alles, was man von der deutſchen Geduld erwarten konnte; aber man hätte etwas mehr Phantaſie und Originalität gewünſcht. Ungeachtet der merkwürdigen Reinheit ſeines Tons, und einer ganz vollkommenen Bogenführung, erhob er ſich doch nie bis zum Brillanten. Sanfte Melodien, graziöſe Modulationen, ſehr feine Cadenzen, dieß war Alles, was ſein Auditorium von ihm zu hören bekam. Seine breite und ſchwerfällige Perſon hatte ſchon zum Voraus das Auditorium gegen ihn eingenommen. Alles ſchien an dieſem Tage ſchwerfällig, die Muſik, der Muſiker, und ſelbſt das Wetter. Es war eine, für die Jahreszeit erſtickende Hitze, und der Schweiß floß von der Stirne des deutſchen, übermäßig beleibten Virtuoſen.

Von allen Componiſten für die Violine iſt Mayſeder gegenwärtig, ſowohl in Deutſchland als in Frankreich, der beliebteſte. Sein oft eigener Styl hat zuweilen etwas Glänzendes. Spohr iſt tief, gelehrt; Mayſeder brillant, natürlich. Seine Compoſitionen ſind dem gegenwärtigen Geſchmack vollkommen angepaßt. Es ſind Volksweiſen mit zahlreichen Variationen, die einen ſchwach und gekünſtelt, die andern von

unbeſtrittenem Reichthum, Abwechslung und merkwürdiger Zartheit. Seine, Paganini dedicirte Arie mit Variationen, iſt ein vielleicht glücklicheres Muſter von Paganini's Styl, als alle, von dieſem großen Violiniſten bekannten Compoſitionen ſelbſt.

Die engliſche Schule beſteht nur noch dem Namen nach. Die engliſchen Virtuoſen verhüllt noch der Nebel der Zukunft *). Die königliche Academie hat zwar ſchon einige Leute geliefert, die gut executiren, ſo wie eine kleine Anzahl erträglicher Componiſten; aber von da bis zum muſikaliſchen Genie fehlt noch viel. Wir können eine ſeiner Natur nach angenehme Inſtitution nicht kritiſiren. Unter der Oberintendanz des Lords Burgherſh, der ſelbſt ein ausgezeichneter Liebhaber iſt, hat die Muſikacademie die Orcheſter der Theater verbeſſert, und der Geſellſchaft und den öffentlichen Concerten brauchbare Muſiker geliefert. Sie hat daher immer etwas gethan, aber das Größere ſteht noch zu erwarten. Wird England unter ſeinen Virtuoſen ſolche Talente finden, wie ſie Deutſchland und beſonders Italien ſo reichlich hervorbringt? Um die Frage aufzulöſen, muß man ſich erinnern, daß in dieſen beiden Ländern die niedern Klaſſen eine muſikaliſche Erziehung erhalten: in Deutſchland in den Volksſchulen, und in Italien in den den Kirchen und Klöſtern anhängigen Schulen. In Frankreich dagegen, wo man der Muſik einen ſo ausgebreiteten Schutz gewährt, wo aber die Muſik keinen Theil der Nationalerziehung ausmacht, iſt etwas in muſikaliſcher Beziehung wirklich Gutes eine ſehr große Seltenheit. Das Conſervatoire von Paris liefert geſchickte Künſtler; aber alle franzöſiſchen Muſiker reihen ſich unter die Fahnen deutſcher oder italieniſcher Celebritäten, wie Kreuzer, Spohr, Paganini. Was die Compoſition betrifft, ſo hat Frankreich zwar eine große Anzahl angenehmer Componiſten, aber keinen einzigen originellen.

Doch kehren wir zur Violine zurück. Paganini hat eine neue Epoche für dieſes Inſtrument herbeigeführt. Er iſt kein Künſtler, er iſt ein Zauberer. Nie ſah man noch, bis auf einen ſolchen Grad, die Macht des Vortrags und die Kraft des Gedankens vereinigt. Kühn und zart, grandios und ſinnig, gelehrt und wild bis zur Ausſchweifung vereinig-

*) Es iſt auffallend, daß der engliſche Autor in dieſer Revue den Namen Cramer's vergeſſen hat, der lange Zeit als der erſte Violiniſt Englands angeſehen wurde. Cramer ſtarb in den erſten Jahren unſeres Jahrhunderts; er war der Vater des berühmten Clavierſpielers Cramer, deſſen Compoſitionen ſich eines verdienten Rufes erfreuen.

te er für die Musik jenen Enthusiasmus und ein Genie, die aus ihm einen eminenten Menschen auch in jeder andern Laufbahn gemacht hätten. Das Andenken an Paganini steht noch so lebhaft unter uns, man hat alle Seiten seines Talentes so vielfach besprochen, daß es langweilig wäre, sie auf's Neue zu erwähnen. Jedermann stimmt darin überein, daß er im höchsten Grade alle die Fähigkeiten besitzt, die, unter seine Vorgänger vertheilt, hingereicht hätten, Jedem einen großen Ruf zu erwerben. Alle diejenigen, welche ihn gesehen haben — und er hat ein solches Aufsehen in Europa erregt, daß wohl wenige Liebhaber sich das Vergnügen dieses Schauspiels versagt haben werden — alle, die ihn gesehen haben, erinnern sich wohl noch seiner großen Leichengestalt, seiner langen knöchernen Finger, seines blassen und verlegenen Gesichtes, der wenigen, grauen, bis auf die Schultern herabfallenden Locken, und seines bizarren, zuweilen bittern und convulsivischen, immer aber ungewöhnlichen Lächelns. Es ist mir, als sähe ich ihn noch sich winden, wie er auf der Bühne vorschritt, und sich mühselig schleppen, als könnten ihn seine abgemagerten Beine kaum tragen. Als sein großes Auge schnell den Saal durchlief, hätte man glauben sollen, einen Verbrecher zu sehen, der eben dem Gefängniß entsprungen, ein Gespenst, das dem Grabe entstiegen, oder einen gefährlichen Wahnsinnigen, der seine Eisengitter durchbrochen hat. Als sich jedoch der erste Aufruhr, den sein Erscheinen erregte, gelegt, als das Orchester seine Partie gespielt hatte, und nun die Reihe an das Violin-Solo kam, da wurde das Gespenst — Paganini. Bis zu diesem Augenblicke ließ er seine Violine zur Seite herabhängen, er erhob sie langsam, betrachtete sie mit einem Blicke wie ein Vater sein geliebtes Kind, ein schreckliches Lächeln durchzuckte sein Gesicht, dann ließ er die Violine wieder sinken und warf einen Blick auf die Gesellschaft, die im tiefsten Stillschweigen da saß, und ihrerseits diese Pantomimen mit Bestürzung und Beklemmung betrachtete. Plötzlich ergriff er mit fester Hand auf's Neue sein Instrument, setzte es an seinen Hals, warf einen triumphirenden Blick auf das Auditorium, schwang seinen Bogen über die Saiten, und indem er ihn mit der Geschwindigkeit des Blitzes darüber wegstreichen ließ, überschwemmte er die Luft mit einem Strome von Harmonie.

Paganini ist über allen Ausdruck ausschweifend; aber seine Extravaganz ist durchaus nicht wie die der sogenannten Künstler von Genie gekünstelt; sie ist vielmehr fast die natürliche Folge einer heftigen Leidenschaft bei einem gereizten Nervensystem; sie ist das Resultat einsamer

Arbeit und brütender Phantaſie, ſo wie einer muſikaliſchen Reizbarkeit, die alle Nerven ſeines Körpers erbeben macht. H.

Indeſſen müſſen wir zugeben, daß Paganini's Ueberſpannung zuweilen der Wirkung ſeines Talentes Eintrag thut. Er mißbraucht ſeine Fertigkeit, er wagt zu viel, er hat z. B. Unrecht, Sachen nachahmen zu wollen, die ſich in ſeiner Kunſt nicht geben laſſen, und die auch der Muſik unwürdig ſind. Eine ſeiner Lieblingsphantaſien war, die Stimmen alter Weiber nachzuahmen; ſo machte er auch den Geſang der Vögel, das Miauen der Katzen und das Geheul der Wölfe nach. Wir haben ihn Variationen über die Arie „der Carneval von Venedig" vortragen hören. Dieſe Variationen beſtanden aus lauter Nachahmungen des Alphorns, der Trommel, des Geklatſches der Frau Baſen, des Kindergeſchreis und der Sprache des Polichinells.

Paganini kann ſich nicht über Unglück beſchweren; noch nie hat ein Künſtler ſich größere Einnahmen erworben. In weniger als einem Jahre hat er in England 20,000 Pfd. Sterling (ungefähr 250,000 fl.) gewonnen. Seine Hälfte von der Einnahme im Theater des Königs betrug, wie man ſagt, von einem einzigen Concert 700 Guineen, ungefähr 8000 fl. Die Violine in ſeiner Hand wurde ein größeres Mittel zum Erwerb, als ſelbſt die menſchliche Stimme. Die Catalani hatte auf dem höchſten Gipfel ihres Ruhmes niemals eine ſolche Einnahme. Paganini iſt nach Italien zurückgekehrt, wo er ſich von dem Ertrage des uns gegebenen Ohrenſchmauſes Landgüter ankaufte. Wenn er klug iſt, ſo begnügt er ſich mit dem Erworbenen; iſt er unklug oder geizig, ſo wird er wahrſcheinlich noch einmal England beſuchen; aber die Zeit bringt oft ſchreckliche Veränderungen mit ſich, und trotz ſeines bewundernswerthen Talentes könnte auch Paganini das Schickſal ſo vieler andern fremden Künſtler erfahren, die ein zweiter Beſuch Englands ſonderbar in ihren Erwartungen getäuſcht hat.

Die von Paganini eingeführten Neuerungen wurden zur Genüge gerühmt. Er ſpielte zuweilen auf einer Violine, auf welcher nur die vierte Saite aufgeſpannt war. Bei ſeinem pizzicato mit den Fingern der linken Hand brachte er auf ſeinem Inſtrumente ganz die Wirkung der Guitarre hervor; außerdem rühmt man noch ſeine harmoniſchen Töne und ſein staccato. Wir geben gerne zu, daß dieſe Neuerungen ein weiterer Beleg von dem Reichthum der Violine ſind, und eine bewundernswerthe Geſchicklichkeit beurkunden, allein ſie ſind doch mehr Kunſtſtücke als Siege.

Ein neuer Candidat iſt erſchienen, unſern Beifall und unſere Bank-

noten in Empfang zu nehmen, es iſt dieß Ole-Bull. Die zweite Hälfte ſeines Namens gibt ihm unbeſtreitbare Rechte auf die brittiſche Gaſtfreundſchaft, ſelbſt auf die Naturaliſation, wenn er ſie wünſchen ſollte. Ole-Bull iſt ein Norweger, und obgleich man nicht gerade erwartet, daß die Künſte des Südens in ſolch nordiſcher Gegend, in deren Nachbarſchaft die Bären hauſen, ſich entwickeln, ſo iſt er vielleicht doch der einzige Künſtler, der an Paganini erinnert. Ganz das Gegentheil des großen maestro hat er faſt Alles von ſich ſelbſt gelernt; er war ungefähr acht Jahre alt, als, um mich des Ausdrucks der Quäker zu bedienen, der muſikaliſche Geiſt über ihn kam. Seine Familie ſchlug ihm zuerſt den geiſtlichen, dann den Richterſtand vor; er gab der Violine den Vorzug, und faßte im zwanzigſten Jahre den Entſchluß, ſeinem guten Sterne und ſeinem Inſtrumente ſich zu vertrauen. Man erzählt ſich ſonderbare Geſchichten von dem Mangel, in dem er ſich befunden, aber die Künſtler haben das mit den Poeten und mit großen Männern gemein, daß ſich immer der Roman ihrer Biographie bemächtigt. Ole-Bull war ein Ultra-Romantiker, er erreichte Paris zur Zeit der Cholera, als eben dieſe Stadt in der Beſtürzung war, und eine kleine Stille herrſchte. Die Börſe des Virtuoſen war bald erſchöpft. Als eines Tags der Künſtler nach einer traurigen Promenade in einer Stadt, wo er nur Tragbahren und Leichenwagen begegnete, nach Haus kam, traf er ſein Felleiſen nicht mehr in ſeiner traurigen Wohnung; die Diebe hatten ſelbſt ſeine Geige nicht reſpectirt. In einem Anfalle der Verzweiflung rannte er durch die Straßen, wo er drei Tage lang herumirrte; am vierten machte er einen Sprung in die Seine, wurde aber glücklicherweiſe gerettet. — Ole-Bull entſchloß ſich nun zu leben, und fand alsbald ſchwache Mittel, ſich fortzubringen; er verkaufte ſein letztes Hemd, um Paganini zu hören; er hörte ihn, und faßte den Vorſatz, ihn nachzuahmen. Die Zeit der Concerte war wieder erſchienen, er gibt eines, gewinnt 1200 Franken und ſieht ſich jetzt auf der breiten Straße des Glücks. Nun entſchließt er ſich, eine Reiſe nach Italien zu machen, aber ach! der claſſiſche Boden der ſchönen Künſte empfängt ihn mit entſchiedener Gleichgültigkeit. Zu Florenz ſtand Ole-Bull auf dem Punkte, Hungers zu ſterben. Niemand hatte den norwegiſchen Künſtler hören wollen, als auf einmal die Malibran und de Beriot in dieſer Stadt ankamen, um daſelbſt, noch am nämlichen Abende ihrer Ankunft, ein Concert zu geben. Der Zufall wollte, daß ſie in demſelben Gaſthofe abſtiegen, wo Ole-Bull wohnte; die Stunde näherte ſich, der Concertſaal war bereits voll von Zuhörern, als ſich plötzlich de Beriot unwohl fühlte.

Der Gaſtgeber, der Ole-Bull ſpielen gehört hatte, benachrichtigt Mad. Malibran von deſſen Anweſenheit, und dieſe läßt ihn fragen, ob er es zu übernehmen wage, de Beriot zu erſetzen. Ole-Bull ſchlägt zu, und ſpielt bewundernswürdig, und von dieſem Augenblicke an war ihm der Erfolg nicht nur in Florenz, ſondern auch in ganz Italien geſichert. Er erregte den lebhafteſten Enthuſiasmus in dem unermeßlichen Saale von San-Carlo in Neapel, und man verſichert, daß er daſelbſt neunmal dieſelbe Pieçe habe wiederholen müſſen. Von Italien ging Ole-Bull wieder nach Paris, um ſeinen Ruf dadurch zu vergrößern, und durch ihn endlich uns auszubeuten. Er iſt fünf und zwanzig Jahre alt, und ſein Talent hat noch nicht einmal die Reife erlangt. Wenn er ſeinen unruhigen und ungeſtümen Geiſt beherrſchen, und die thörige Unbeſtändigkeit, die die Zukunft ſo vieler Künſtler ſchon getrübt hat, ablegen kann, wenn er es über ſich gewinnt, die Verwaltung der Oper nicht zu übernehmen, und darauf Verzicht leiſtet, von einem Ende der Welt ſich an das andere zu begeben, ſo ſtehen wir dafür, und wir befürchten nicht, uns zu täuſchen, daß von jetzt an in zehn Jahren ſein Glück gemacht iſt. Von allen Violiniſten, die wir bis jetzt gehört haben, ſcheint uns Ole-Bull derjenige zu ſeyn, der am getreueſten in die Fußtapfen Paganini's getreten iſt; allein der Nachahmung gebührt immer der zweite Rang. Er ahmt übrigens ſein Vorbild ſo genau und ſonderbar nach, daß es ſchwer ſeyn würde, zu unterſcheiden, welcher von Beiden ſpielt, wüßte man es nicht ſchon vorher.

Wir dürfen nicht vergeſſen, noch des Violiniſten Ganiewicz zu erwähnen, der in Polen geboren, längere Zeit ſich bei uns aufhielt. Er bewohnt gegenwärtig mit ſeiner Familie die Hauptſtadt Schottlands. Sein Styl gehört der Schule Viotti's, alſo der edelſten Schule an, aber das Feuer ſeines ausdrucks- und würdevollen Vortrags iſt deſſen eigenes Verdienſt.

(Blackwood Magazine.)

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

London, 2. April.

Folgendes sind die frischesten fashionablen Neuigkeiten. Das große Jahresdiner am Ostertage bei dem Lord-Mayor war überaus reich. Die Minister, die obersten Behörden, die fremden Gesandten und die Elite der eleganten Welt wohnten ihm bei. Nach den wie gewöhnlich sehr zahlreichen Toast's begab sich die Gesellschaft in den Ballsaal, wo die Damen sie bereits erwarteten, und der Tanz dauerte die ganze Nacht hindurch.

Der Prinz und die Prinzessin von Polignac schienen mit dem größten Theil der Aristokratie, sowohl Whig als Tory, auf dem vertrautesten Fuße zu leben. Lady Stewart gab am 28. ihnen zu Ehren ein Fest. Man sieht sie eben so bei dem Marquis von Bristol, einem Whig, als bei Lord Marlborough und dem Marquis von Landsdowne, einem Mitgliede des Cabinets. Die Grafen Aberdeen und Shaftesbury, so wie viele andere Tories statteten ihnen Besuche ab.

Unter den glänzendsten Debutantinnen, welche bei der bevorstehenden großen Reception der Königin vorgestellt werden sollen, nennt man Lady Caroline Lennox, ältere Tochter des Herzogs von Richmond, eines Whigs; Lady Jane Bouverie, älteste Tochter des Lord Radnor, eines Radicalen; Miß Gordon Cumming, Nichte des Herzogs von Argyle und Miß Fuller, Nichte der Lady Peel.

Es scheint, daß der Fürst Esterhazy nur Titulär-Ritter des Bath-Ordens werden wird, während Lord Aylmer an der Stelle des Grafen Rosslyn zum wirklichen Ritter dieses Ordens ernannt werden dürfte.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

III. u. IV.

Theodor Mundt zum zweiten Male.

Man kann die Frage aufstellen, warum wohl Mundt's neues Werk von so vielen Seiten günstig besprochen wurde? Das ist sehr leicht zu erklären. Beobachtet nur den elenden Zustand unserer deutschen Kritik in ihrer durchschnittlichen Erscheinung. Es handelt sich fast immer um Namen, und je nachdem dieser in einer gewissen Periode größere oder geringere Bedeutung erlangt hat, wird auch ein Buch freundlich oder unfreundlich besprochen, ohne die Sache gebührend ins Auge zu fassen. Viele, die Mundt lobten, würden erschrecken, wenn man sie an den natürlichsten Consequenzen seines Buches festhalten wollte. Unsere Kritik ist entweder parteiisch, böswillig, beschränkt, oder sie faselt ohne bestimmte Einsicht in den Gegenstand willkührlich hin und her. Daß wir neben diesem Alltagszustande auch eine wissenschaftliche Kritik und einzelne höchst achtungswürdige und geniale Stimmen besitzen, ändert oft an dem Urtheil, wie dießmal über die Kunst der deutschen Prosa, auch nicht das Mindeste. Die

allgemein wiſſenſchaftliche Kritik konnte auf ihrem Standpunkte von dem Gegenſtande, der hier verhandelt wird, kein hinreichendes Bewußtſeyn haben, weßhalb ſie die Spitzen des Buches unbeachtet zur Seite liegen ließ. Es wird gefordert, daß man einer Richtung feindlich entgegenſtehe oder daß man in und mit ihr lebe, um die Bedeutung mancher Frage, manches Wendepunktes und den Nachtheil einer verfehlten Lösung, einer ſchiefen Forderung abzuſchätzen. Ein ſolches beſtimmtes Intereſſe fehlt aber großentheils bei den Männern wiſſenſchaftlicher Kritik. Den Unwiſſenſchaftlichen dagegen gebricht es an Kenntniß und Umſicht, und es imponirt ihnen ſchon, wenn ein Autor mit einem größeren und feſtgefugten Werke unter ihr zerbröckeltes Journaliſtenweſen tritt. Einige, im wahren Worte Mitlebende, waren entweder Mundt's Freunde und in dieſelben Anſchauungen gebannt, oder ſie nahmen, weil kürzlich noch ſeine Leidensgenoſſen, Rückſichten, die man billigen wird. Solche ſchwiegen entweder oder umgingen die Hauptſache, damit zufrieden, auf ein neues, ohne Frage ſehr intereſſantes und noch dazu, wie auch immer, in modernem Sinne geſchriebenes Buch die Aufmerkſamkeit des Publikums gelenkt zu haben. Es iſt aber ganz undenkbar, daß es unter den ſtrebenden Zeitgenoſſen wirklich Beifall oder Billigung finden könne.

Theodor Mundt verſucht die Anſicht allgemein zu machen, als ſey unſer heutiges Weltalter der Poeſie nicht mehr bedürftig. Wenigſtens könne die Proſaliteratur in ihrer jetzigen Entfaltung alle Wirkungen, Abſichten und Mittel, die bisher nur der poetiſchen Produktion zuſtanden, in ſich aufnehmen und es dadurch dieſer in ihrem Weſen und in ihrer Wirkung gleich thun. Dieſe Gleichſtellung, oder wie ſich Mundt in ſeiner Sprachweiſe gar wunderlich ausdrückt, dieſe Ineinsbildung der Poeſie und Proſa, gilt ihm als der ſchon offenbare Charakter der gegenwärtig ſich geſtaltenden Produktion, das ſey der große Ausgang einer mehrhundertjährigen Geiſtesentwicklung, der in den neueſten Literaturgeſtalten zur vollen Erſcheinung gekommen. Tauler, Luther, Fiſchart, Klopſtock, Leſſing — ſind blos die Vorläufer dieſer literariſchen Kataſtrophe, durch welche Proſa und Poeſie in einander aufgehen. Der Gedanke in das Medium, das dieſe getrennten Mächte bis zur völligen Auflöſung ihrer eigenen Exiſtenzen verſchmolzen hat, und als erſtes Produkt dieſer weltgeſchichtlichen Umwandlung will Mundt ſeine und ſeiner Genoſſen neueſte Proſawerke betrachtet wiſſen. Der grimme Gutzkow, vielleicht nach Mundts Meinung unter deutſcher Lamennais, mein Saint-Beuve-Kühne und ich, ich ſelbſt, das männliche Gegenſtück zu Aurora Düdevant — ſeht, das ſind die Sterne, ſo hört man durch alle Raiſonnements dieſes literariſchen Glaubensbekenntniſſes durch, die Sterne, welche den Eintritt der Poeſie in die Proſa, alſo den Anfang dieſer Schlußperiode verkündigen. Das iſt die neue Botſchaft Mundts, in dieſen unglaublichen Sätzen liegt die ganze Produktionstheorie, damit will man alle Prätenſionen der alten und alle Hoffnungen neuer Literatur abſpeiſen. Mit einer Widerlegung dieſer Sätze würde nichts gewonnen. So wie ſie in die blaue Luft hinausgeſtellt ſind, ſo zerfließen ſie auch in ihr bei dem leiſeſten Hauche der Wahrheit. Ich will es verſuchen, den Irrthum, der hier erſtanden iſt, in ſein Nichts zu verflüchtigen, indem ich die Wahrheiten ins Gedächtniß rufe, denen er ſein Daſeyn verdankt. Mundt wollte ſich Ideen, die ihm freilich nicht allein gehören, ja die ihm nur von Andern überliefert wurden, ganz zu eigen machen und ſpitzte ſie deßhalb bis zu einer Schärfe des Gegenſatzes zu, wo er freilich neu iſt, aber auch wenige Genoſſen findet. Doch die Gegner wiſſen das zu nutzen und rufen: Seht! ſeht! das ſind die Lehren dieſer jungen Literatur. Man will die Poeſie mit der Proſa nivelliren, das heißt, man will ſie ihres Eigenweſens berauben, und ſie mit vernichten. Wohl ſpricht Mundt jetzt zum Unterſchied noch von rythmiſcher Poeſie, aber ein Unterſchied ohne Bedeutung wird auch in Kurzem ſein unterſchiedenes Daſeyn verlieren. Was will man alſo? Man erklärt zum Vortheil proſaiſcher Tendenzen aller Poeſie und Kunſt im höchſten, eigentlichen Begriffe den Krieg. Man dekretirt eine Civiliſation, wie Plato einen Staat — mit Verbannung der Dichtkunſt und der Muſen. Und unſere Gegner hätten ein Recht, uns zu verabſcheuen und ſich für die Hüter des veſtaliſchen Feuers zu halten, wenn eine ſolche Mundtiſche Doctrin Anklang fände, wenn man ſie als das Bekenntniß der neueren Literaturbeſtrebungen annehmen dürfte. Das möchte man gern! Aber zu unſerem Glück und zum Unglück der ſtationären Literatur ſind wir noch keine ſolchen Nivellirer. Es iſt ein Einfall Mundts, nichts weiter.

Es wäre Wahnſinn, zu glauben, die Tendenz der weiter Strebenden gehe dahin, die Poeſie zu verbannen oder die Proſa für zu demſelben Inhalt berechtigt, für identiſch, für ein Aequivalent zu erklären. Man ſtellt nur Forderungen, nicht einmal an die Dichter, welche ſie niemals befriedigen werden, wenn ſie nicht gleichen Trieb im eigenen Innern tragen, ſondern lediglich an die Dichtkunſt überhaupt, an das Dogma vom Weſen und dem Charakter gegenwärtiger Kunſt knüpfen ſich Maximen und Geſetze, die in ein gemeinſames Band mit den Geſetzen aller Literatur, ja aller Exiſtenzen unſeres Zeitalters verſchlungen ſind. Unſere Welt iſt eine Welt des Ringens und noch dazu eines Ringens nach äußerer und zum Theil faſt materieller Geſtaltung. Wir ſind Alle von Intereſſen beherrſcht, welche Ausgleichung oder Befriedigung verlangen. In einem ſolchen Zeitalter muß die Proſa ver-

herrſchen, ſie iſt das Organ des unmittelbaren Verlangens, des Kampfes und des Intereſſes. Deßhalb iſt die Proſa zwar die herrſchende, aber zum Glück noch nicht die ſouveraine Macht, welche jede gleichberechtigte neben ſich ausſchlöſſe. In der geiſtigen Welt iſt überhaupt Nichts ſouverain, ſelbſt der Gedanke, der allgewaltige, nicht, dem gewiſſe Leute nachreden, daß er allen Dingen ſeine Blöſſe ankränkele. Die Welt beſteht und bildet ſich durch die Allheit ihrer Kräfte, und dieſe Allheit bleibt auch dann noch wirkſam, wenn einzelne Kräfte vorherrſchen und anderen ihre jugendliche, vorweltliche Potenz abgezogen wurde. Wenn eine Grundkraft ganz aus dem Weltgetriebe verſchwände, müßte man die Welt für untergegangen halten, auch wenn ſie zum Schein noch exiſtirte. — Wie der Geiſt nichts iſt ohne die Sinnenwelt, und die Körperlichkeit ohne den Geiſt, ſo ſtirbt auch die Kraft des Gedankens ab, wenn der urſprüngliche Antrieb der Poeſie im Menſchen mit all dieſen Gelüſten vertrocknete. Wie haben die mythiſchen Zeitalter hinter uns, und viele Ringe des Aberglaubens ſind geſprengt, aber die religiöſe Kraft ruht noch im tiefſten, feſteſten Grunde unſeres Gemüthes und bekundet ihren Segen um ſo wohlthätiger, je mehr wir dieſen Genius ins Gleichgewicht mit dem ganzen Menſchen ſetzten, je weniger wir ihn die übrigen Anlagen oder dieſe von jenen erdrücken laſſen. Die Schönheit griechiſcher Formenwelt, die natürlichſte, unmittelbarſte, vollendetſte Dichtungsblüte liegt weit hinter uns, ſie kehrt niemals wieder, aber die Poeſie und die Schönheit, ſelbſt der Reim und der Rythmus ſind deßhalb nicht von der Erde geſchwunden, und wie würden für ihre Unſterblichkeit hinlänglichſte Bürgſchaft beſitzen, wenn uns der Himmel auch keine anderen Dichter, als Shakespeare und Goethe nachgeſendet hätte. Es iſt unläugbar, daß der Gedanke, das Organ des vernünftigen Intereſſes, die vorherrſchende und Alles an ſich reiſſende Gewalt der modernen Welt geworden. Aber deßhalb hört der Menſch nicht auf Menſch zu ſeyn, der ausgebildetſte Mann kann ſeine Kindesweiſe nicht ganz von ſich werfen, und ſoweit wir an vermeintlicher Vernunfteinſicht zunehmen, wie verlieren doch nie völlig die Spuren unſerer urſprünglichen, jugendlichen Geſtalt. So auch die Welt, das ganze Geſchlecht! Wohin uns auch der Gedanke führt, des poſitiven Anhaltes entäußert er uns auf dem religiöſen Gebiete ſo wenig jemals, als des rein künſtleriſchen Gehaltes auf dem Boden der Literatur. Die poſitive Religion, was ſie auch ſonſt noch wirkt, was ſie auch zu ertragen und zu erleiden fähig bleibt, hält die Verbindung mit der urmenſchlichen Religioſität aufrecht und bewirkt, daß der Urquell dieſer Kraft in allen Reibungen mit andern und noch dazu herrſchenden Mächten nicht verſiege. Aehnliches hat uns das Geſchick auch im Reiche des Schönen und der Dichtkunſt aufbewahrt. So lange die Welt ſteht, wird der Trieb, der die Ilias und die Antigona hervorbrachte, ſich regen und nach Möglichkeit dieſen frühweltlichen Urbildern nacheifern. Die klaſſiſche Kunſt der alten Griechen bleibt in demſelben Maße ein Uebild aller Geſetze des Schönen und der Kunſt, wie das chriſtliche Dogma der Keen und der Haltpunkt alles religiöſen Bewußtſeyns. Herodot und Thucydides hätten niemals die Kraft eines Homer oder Sophokles zu erſetzen geglaubt, und als Plato, dieſer poetiſche Philoſoph, die Dichter aus ſeinem Staate verbannte, ſprach er damit aus, daß dieſer Staat nie wirklich werden, Griechenland aber in Kurzem untergehen würde. Es iſt ein arger Mißgriff, der unſerem Zeitalter und in viel größerem Grade als dem ſokratiſchen eigen iſt, daß man die verſchiedenen, ohnedieß von einzelnen Gewalten zurückgedrängten und inficirten Kräfte völlig nivelliren will, was ſie ſo gut als vernichten heißt. So lange der Begriff der Poeſie nicht gänzlich abgeſchafft werden kann, ſo lange wird man ihm auch die weſentlichen Beſtandtheile ſeines Inhaltes und ſeiner Formen geſtatten müſſen. Ihr werdet nie das poetiſche Bedürfniß mit bloßer Proſa befriedigen, nie das Dogma in einen bloßen Begriff umwandeln können. Glauben wie auch nicht mehr an das, was Auguſtin und Luther glaubten, ſo glauben wir doch, mittelſt der uns überlieferten Lehren, an das, was wir wiſſen oder nun einmal nicht wiſſen können. In der Religion bildet ſich jedes Geſchlecht die Zuverſicht ſeines Denkens und Handelns fort. Eine andere Zuverſicht bietet die Poeſie dem Menſchen, das Vertrauen auf ſeine ſinnliche und ſittliche Weltanſchauung. Wir erreichen die idealen Formen des Sophocles nicht wieder, aber um die Schönheit zu erhaſchen, ſchweben uns die griechiſchen Kunſtgeſtalten als ewige Muſter vor, und wir beruhigen uns nicht, bis ein Shakespeare, oder ein Goethe, ein Schiller, indem er den Geiſt jener alten Kunſt heraufbeſchwört, einen poetiſchen Frieden, die Feſtigkeit des Schönen über unſere im Gedanken bewegte Weltanſchauung ausbreitet. Was will nun Mundt mit ſeiner poetiſchen Proſa und proſaiſchen Poeſie? Hoffen wir zur Zeit, daß nach dem Zeitalter Goethe's nie ein anderes folge, was ſich nach Theodor Mundt benenne!

Es iſt jetzt eingeſtanden, und die jüngere deutſche Literatur will dieß durch Wort und That zur Anerkennung bringen: Die proſaiſche Produktion iſt die vorherrſchende, nächſtliegende, weſentlichſte Kraft aller gegenwärtigen Literatur und in dieſer Proſa, in der Literatur der Gedanke, die Thätigkeit des ſpekulirenden Genius. Mit Hilfe dieſer Proſa ſoll unſer Leben und unſere Anſchauung, kurz unſere ganze Fähigkeit ergänzt und gehoben werden. Dadurch wirkt man im Kleinen mehr, als es gegenwärtig vielleicht ſelbſt der Dichter im Großen vermöchte. Die Proſa dient der Verwirklichung

unſerer Intereſſen, alſo den eigentlichſten Aufgaben des Zeitalters. England nach Shakeſpeares, Frankreich nach Molière's Zeiten, haben der Proſa dieſe Suprematie eingeräumt, wir ſind ihr ſeit dem Tode Goethe's und Schillers unwiederbringlich verfallen und würden ſie der poetiſchen Produktivität überhaupt nicht zurückgeben können, wenn heute ſelbſt einzelne, herrſchende Poeten wieder erſcheinen ſollten. Die ganze Richtung der Goethe'ſchen Zeit war ein Wunder unter den Modernen, das nur in Deutſchland möglich war, ſo wie es auch nur in Deutſchland wieder einen ſolchen Cyclus philoſophiſcher Schulen und Syſteme geben konnte. Seit wir nicht mehr nach den Blitzen Jupiters meinen greifen zu dürfen, ſondern angefangen haben, unſere irdiſchen Intereſſen zu ordnen, ſeitdem ſind auch wir in die Oberherrſchaft der Proſa gerathen. Die Poeſie iſt nur noch ein höchſtes Glück, das ſich ereignet. Der leibhaftige Gedanke und das bloße Intereſſe, kurz das proſaiſche Element drängt ſich ſogar in den Genius des Dichters ein, aber als ſolcher weiß er ſich immer wieder herzuſtellen und ſeine ureigene Macht zu retten. Freilich iſt es ein auffallendes Zeichen, daß der größte moderne Dichter auch der größte Dichter-Geiſt war, daß er als Dichter nicht mehr denn als Weiſer gewirkt hat und daß gerade ſeine vom Gedanken durchdrungenſten Werke, ſein Fauſt, Werther, Meiſter, am mächtigſten auf die Geſinnung der Zeitgenoſſen gewirkt, wenn ſelbſt ſeine bloß poetiſchen Meiſterſtücke und gerade ſeine kleinſten Gedichte mehr als etwas beſeelt, beglückt und genährt haben. Und ſo ſehr greift der auf das Intereſſe der Wirklichkeit ſpekulirende Gedanke in die Werkſtatt eines ſolchen Dichters ein. Wie viel weniger konnten ſich bedeutende, aber doch geringere Kräfte dieſes geiſtigen Inhaltes entäußern! Je wahrhaftiger, je geſunder, unſerer Zeit angemeſſener der Poet war, deſto mehr trat der Geiſt, der Denker in ihm hervor, deſto tiefer wirkte er, obſchon ſich jeder ächte Dichter immer wieder in ſeine eigene Welt zu retten ſucht. Denkt an Byron, an Heine, an Rückert, an Hugo, an Scheffel! Heine hat viel energiſcher mit ſeiner Reiſebilderproſa eingewirkt, obwohl er mit ſeinen ſchönſten Liedern am meiſten erquickte. So iſt die Jetztwelt, ſo iſt auch der geſinnte Poet, das muß verſtanden werden. Von Jugend auf durch ſeine Umgebungen an die Proſa und die Reflexion gekettet, in einem Weltalter, das ſich nach allen Seiten durch den Gedanken wieder aufzurichten und zu geſtalten ſucht, mit einem Stoffe, der ohne die bereichernde Fähigkeit des Künſtlers oder Denkers kaum zu einer trocknen Erzählung hinreichen würde — wie ſollte ſich der Dichter auf der Höhe der reinen Kunſtſchöpfung erhalten? Der Gedanke ſucht alle Regionen des Menſchengeiſtes zu überwinden, er und kein anderer iſt der Faktor der modernen Welt, auch die Kunſt wird von ihm durchſtrichen, um ihr dermaleinſt ſchöneren Stoff und glücklichere Ungebundenheit wiederzuerringen. Der Gedanke aber würde die Welt und die Thatkraft vernichten, wenn er nicht an der Natur der Dinge, an der Wirklichkeit, an dem Kunſttrieb und an allen Bedürfniſſen des perſönlichen und gemüthlichen Menſchen eine Schranke, einen Anhalt, einen unvertilgbaren Widerſtand fände. Dennoch beherrſcht er die moderne Welt, und ſo lange die nächſten Intereſſen alle Kräfte in Anſpruch nehmen, ja faſt abſorbiren, ſtehen alle unſere geiſtigen Mächte unter der Oberherrſchaft des Gedankens und ſeines unmittelbaren Organs, der proſaiſchen Darſtellung. Die Poeſie neigt ſich zu ihm, ja ſelbſt zu den proſaiſchen Intereſſen herab, allein ſie weiß dabei ihr eigenes Weſen immer wieder zu lüften, feſtzuhalten und für glücklichere Conſtellationen zu wahren. Doch das iſt nicht hinwegzunehmen: die Poeſie iſt bedrängt, ſie iſt ſelten, ſie kann nur als wahrhafte Größe und mehr als je nur durch Größe ihre urſprüngliche Gewalt ausüben, und die Proſaliteratur iſt die gemeine, die durchſchnittliche Macht unſerer jetzigen und zukünftigen Literatur. Ihre Ausbildung iſt aber noch ſehr im Werden. Was iſt trotz Goethe unſere Proſa, ſo lange ſie noch keinen andern produktiven und eigentlichen Proſaiker, noch nicht einmal einen Geiſt hat, der ſich an Kraft und in deutſcher Art mit Diderot oder Sterne meſſen könnte. Die produktive Literatur der Proſa hat ihre eigenen Gattungen, Formen und Arten. Nicht bloß dialektiſche, nicht bloß zeichnende und darſtellende, ſelbſt dichteriſche Gaben vermag ſie in ſich geltend zu machen. Eine poetiſche Fähigkeit, die nicht ausreicht, die Proſa und das chaotiſche Gedankengewand der Zeit zu bewältigen, flüchtet ſich mit ihrer ganzen Kraft in die Gefilde der proſaiſchen Hervorbringung, die Proſa bedient ſich dann poetiſcher Mittel, ſie kann wohl mit einem Lebensgehalt, der an und für ſich poetiſch iſt, eine ähnliche Wirkung hervorbringen, als das Gedicht, aber nie dieſelbe. So eignet ſie ſich zwar poetiſche Einzelwirkungen zu, ohne die Poeſie ſelbſt jemals erſetzen zu können. An eine völlige Vermiſchung oder an eine Einheit beider iſt ſo wenig zu denken, als an eine nochmalige Einheit des Staats und der Kirche. In kritiſcher, in ſpeculativer Beziehung haben beſonders heut zu Tage die poetiſchen Mittel und Nuancen große Bedeutung für Vers- und Proſa, aber immer werden wir zu hüten haben, daß wir nicht in Miſchungen gerathen, die weder die Wirkung ächter Poeſie, noch ächter Proſa hervorbringen, daß nicht unpoetiſche Köpfe eine ſolche Proſapoeſie in Novellen und Romanen als ächte Formen ausbieten, daß man nicht Mundts moderne Lebenswirren und Madonnen und ſolche zwiſchen Himmel und Erde ſchwebende Luftgebilde, für einen produktiven Fortſchritt, für die höchſten Reſultate gegenwärtiger

Literaturtendenzen in Empfang nehme. Die Aneignung des poetiſchen Blickes und Genius in der Proſaliteratur hat ihr Recht, ihre Wahrheit, aber auch ihre Gränzen, ihre Unnatur und ihre Mißgeburten. Wie in ſo vielen Dingen hat auch hier Jean Paul's Vorgang des Guten und Falſchen, des Schönen und Verkehrten in Fülle erzeugt, ja die Modethorheiten der gegenwärtigen deutſchen Proſaliteratur dürften ſich großentheils auf freilich glänzende Beiſpiele dieſes immer mit der Proſa ringenden Dichtergeiſtes zurückführen laſſen. Er und Tieck haben jenen überall hin wuchernden ächten und falſchen Humor, die halbpoetiſchen Gattungen und Manieren heimiſch in unſerer Literatur gemacht, und wenn man eigenthümlich begabten Individuen, z. B. Heine und ſolchen ſpeculirenden oder ſatyriſchen und unläugbar genialen Naturen eine gewiſſe Freiheit und Berechtigung einräumt, ſpricht man doch zugleich das Urtheil über Diejenigen aus, welche, wie Mundt, ohne dieſe Eigenſchaften eine gleiche Freiheit anſprechen, die nur in Aftergattungen ausartet, oder welche dann gar dieſe ganze Richtung und Nüance der Proſa zu einer Theorie der Produktion erheben wollen, kraft welcher wir aller wahrhaft ſchöpferiſchen Poeſie quitt würden. In dieſem poetiſchen Elemente neuerer Proſa iſt ſogar nicht einmal ihr eigener Bildungsquell enthalten. Auch würde ein wirklich poetiſcher Geiſt niemals in eine ſolche Verkehrtheit der Anſicht gerathen. Um nur von offiziellen Genoſſen Mundts zu ſprechen, die nur zu oft boshaft vorangeſtellt werden, wo von neuer Literatur die Rede iſt, ſo hat Heine nicht bloß die ſchönen Lieder gedichtet, ſondern ſich niemals ſelbſt genugt, bevor er nicht zu dieſem Ruhme den eines deutſchen Tragikers hinzugefügt hätte, und er ringt jetzt noch immer darnach. Heine muß lächeln über Mundts Theorien. Gutzkow — was man ſonſt über ſeine Produktionen denken mag — drückt doch durch ſie unabläſſig die Sehnſucht und das Streben nach wirklicher Kunſtſchöpfung aus und ſeine theoretiſchen Grundſätze haben ſich nie in ſolche Plattheiten verirrt. Laube endlich, obſchon er in größeren poetiſchen Produktionen das noch nicht erreichte, was ihm vorſchwebt, zeichnet ſich doch unter den Zeitgenoſſen ſo vortheilhaft durch ein geſundes Gefühl für das Schöne und ſchöne Formen aus, daß ihm eine ſolche Ablängnung der großen Gewalt reiner Kunſtſchöpfung niemals nur in den Sinn kommen könnte. Alſo auch unter den Koryfen hat Mundt keine Genoſſen, unter denen man ſie vielleicht gern ſuchen möchte.

So würde denn als Ergebniß dieſer ganzen Motion zu Gunſten der Proſa vorzüglich die Idee der Herrſchaft der Proſaliteratur über das Geſammtgebiet literariſcher Productionen übrig bleiben und inſoweit wäre die Behandlung Mundt's dankenswerth. Doch weitee hätte er nicht gehen dürfen. Nicht jene Proſa, welche die Poeſie aufwiegen will, beherrſcht die Literatur, ſondern die Proſa überhaupt, die nur von den exkluſiven Kunſtdilettanten nicht als das anerkannt wird, was ſie iſt, nämlich als ein gleichfalls produktiver und in ſeiner Art nicht weniger berechtigter und gewichtiger Theil moderner Literatur. Die Proſa iſt nicht ein blos vorbereitendes, negatives Reich, deſſen Früchte dereinſt in irgend einem poetiſchen Producte reſultiren, ſondern ſie iſt ſo ſehr ſelbſtberechtigt und Selbſtzweck, als es etwas Literariſches überhaupt ſeyn kann. Nicht blos der Poet producirt, der Proſaiker thuts nicht weniger, wenn er ein Ganzes, Eigenes ſchafft, wenn er ſeine Aufgabe löst. Die Proſa der Gegenwart iſt daher, wenn auch noch anfänglich in ihrer Bildung, doch kein bloßes Zwiſchenſpiel, das nur einem neuen Poeten Terrain bereite, obſchon ein ſolcher willkommen wäre und begrüßt vor Allem. Jenem Dunkel unſeer kleinen Kunſtjünger jedoch, jener Lüge, welche nur den als einen fruchtbaren, produkeiven Geiſt gelten laſſen will, welchee wenigſtens eine Romanze oder ein Märchen fabricirt, wurde allerdings mit der ſelbſtſtändigen Bewegung neuerer Proſa für immer der Stab gebrochen. Man iſt nicht unfruchtbar, weil man nicht ſingen kann. Wir haben alſo mit dieſer Beſeitigung Mundtſcher Sätze den eigentlichen Widerſachern aller neueren Anſtrebungen nicht das geringſte Zugeſtändniß gemacht. Und ſo lange noch wahre Dichter, ein Heine, Rückert, Scheſer, Stägemann, der Proſa dieſe Berechtigung einräumen, brauchen wir auch von der verkommenen Beſchränktheit einiger Literaturoligarchen keine Einwilligung zu erbitten. Ein geſunder, ein wahrhaftiger Dichter ſeines Zeitalters wird jederzeit ein großes Glück ſeyn, deſſen wir theilhaftig werden, und ſchon um dieſer Seltenheit, um deſſen Gangheit willen, wird der Proſaiker dem Poeten gern dieſelbe Superiorität zugeſtehen, die die Proſa überhaupt gegenwärtig über die Poeſie einnimmt.

Vor Allem gilts zu ſchaffen — Proſa oder Poeſie und die Dinge nicht unnütz oder verkehrt auf die Spitzen zu treiben. Man hätte Mundt einzelne Irrthümer eines fördernden Buches gern verziehen, allein ein ſolches unglaublich ſchiefes Theorem mußte die jüngeren Beſtrebungen bei allen Freunden der Kunſt in Mißcredit bringen, mußte über den ganzen Inhalt dieſes Werkes eine grundfalſche Beleuchtung ausgießen. Bleibt ihm auch das mäßige Verdienſt, den Gegenſtand lebhaft in Anregung gebracht zu haben, ſo hat er doch im Ganzen nur geſchadet und in keinem Fall neue Ueberzeugungen gewonnen. Man möchte Mundt warnen, ſich in die Reihe der Hauptſprecher zu ſtellen und muß ihm wenigſtens die Verſicherung geben, daß weder ſeine Theorien als Lehre, noch ſeine eigenen Productionen als Beiſpiel dienen können!

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

IV.

Aus Paris erhalten wir folgende ſtatiſtiſche Notizen:

Im Jahr 1836 hat das dortige Publikum ſeinen verſchiedenen Theatern 6 Millionen eingetragen. Von dieſen 6 Millionen erhielten die Armen, die Dichter, die Direktoren, die Künſtler, die Handwerker und die Kaufleute ihren Antheil. Die Zahl der in Paris vom Theater lebenden Perſonen iſt ungeheuer; man will mehr als 30,000 Familien dazu zählen. Unter dieſen Umſtänden kann man wohl die franzöſiſche Bühne nicht als eine Geringfügigkeit betrachten, da ſich damit auch noch ein materieller, pecuniärer Vortheil verbindet, der die Schauſpielkunſt nicht bloß als einen Gegenſtand des Luxus erſcheinen läßt, ſondern auch als ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit, eine nützliche und heilſame Sache.

Ich gebe hier die numeriſche Ueberſicht aller Stücke, welche auf den Pariſer Theatern ſeit dem Jahr 1809 Jahr für Jahr gegeben wurden.

1809, 121. — 1810, 151. — 1811, 160. — 1812, 143. — 1813, 135. — 1814, 122. — 1815, 135. — 1816, 173. — 1817, 147. — 1818, 149. — 1819, 133. — 1820, 138. — 1821, 173. — 1822, 208. — 1823, 210. — 1824, 197. — 1825, 184. — 1826, 170. — 1827, 192. — 1828, 166. — 1829, 175. — 1830, 175. — 1831, 272. — 1832, 257. — 1833, 215. — 1834, 188. — 1835, 221. — 1836, 296.

Mithin in 28 Jahren 5007 Werke, worunter 4000 Vaudevilles befindlich ſeyn ſollen; 1809 und 1814 brachten am wenigſten der Kriege wegen, 1836 am meiſten wegen der Eröffnung des Theaters St. Antoine. Werden jetzt noch die Theater des Odeons, das zweite Théatre français und das Theater St. Marcel geöffnet werden, ſo muß die Zahl der Stücke noch um ein Bedeutendes ſteigen. Die 296 Stücke des vorigen Jahres trugen allein von Paris den Dichtern auf ihren Antheil die Summe von 553,812 Fr. 85 Cent. ein. Dieſe Summe wird aber ſehr erhöht, wenn man die Tantièmen aus den Provinzen hinzufügt.

Hier will ich nach authentiſcher Quelle Notizen über die Art und Weiſe mittheilen, wie die verſchiedenen Theater ihre Dichter honoriren.

Die Oper hat kein feſtes Verhältniß mit ihren Autoren. Gewöhnlich zahlt ſie 500 Franken für jeden Abend der erſten vierzig Vorſtellungen und dann immerwährend 50 Franken für einen oder zwei Akte, ſo lange die Stücke gegeben werden. Die Einkünfte der Verfaſſer und Componiſten von Balletten belaufen ſich hingegen nur auf zwei Drittel dieſes Preiſes.

Die komiſche Oper gibt für ein Werk in fünf, vier oder drei Akten 8½ Procent von der Brutto-Einnahme; für ein Werk in zwei Akten 6½ Procent; für ein Werk in einem Akt 6 Procent, und dieſes Theater machte im vergangenen Jahre eine Brutto-Einnahme von 659,380 Fr. 92 Cent.

Im Théatre français werden die Autoren ſehr reichlich entſchädigt; ſie erhalten für vier und fünf Akte ein Zwölftheil, für drei Akte ein Sechszehntheil, für zwei Akte ein Achtzehntheil, für einen Akt ein Vierundzwanzigtheil der Brutto-Einnahme, nach Abzug des den Armen zufallenden Theiles. Trotz dieſer bedeutenden Vortheile zogen die Autoren im verfloſſenen Jahre nur 37,863 Fr. 39 Cent. von dieſem Theater. Dieß beweiſt nicht, daß die Einnahmen deſſelben nur unbedeutend waren, ſondern daß man viele Stücke des ſogenannten alten Repertoires gab, von großen Geſtorbenen, die bekanntlich kein Honorar mehr beziehen.

Die Autoren-Vortheile der vier Vaudevilletheater ſind auf 12 Procent von der Brutto-Einnahme feſtgeſetzt, welche die Autoren, aus deren Werken das Repertoir zuſammengeſetzt ſind, nach der Anzahl der Akte unter ſich vertheilen. Folgendes brachten dieſe vier Theater ihren Schriftſtellern ein: Gymnase, 64,283 Fr. 64 Cent.; Palais royal, 62,262 Fr. 96 Cent.;

Vaudeville, 58,254 Fr. 12 Cent.; Varietées, 40,834 Fr. 16 Cent.

Auf den großen Melodramentheatern, Porte St. Martin und Gaité, werden den Autoren 10 Procent von der Brutto-Einnahme entrichtet. Die dramatiſche Commiſſion zog bei dieſem Vertrage die bedeutenden Ausgaben für Decorationen, Coſtume und mise en scène, die hier erforderlich ſind, in Betracht; deßhalb werden hier nur 10 ſtatt 12 Procent bezahlt. Die Porte St. Martin zahlte ihren Dichtern 49,033 Fr. und die Gaité, 34,885 Fr., wonach alſo die Porte St. Martin, 490,330 Franken, und die Gaité 348,951 Franken Einnahme gemacht haben müſſen. Das Ambigu, der Circus, die Folies dramatiques und das Pantheon haben Verträge zu feſten Preiſen. Das Ambigu zahlt für vier oder fünf Akte 48 Fr. während der 25 erſten Vorſtellungen und 36 Fr. fortwährend ſo lange das Stück gegeben wird; für drei Akte 36 Fr. während der 25 erſten Vorſtellungen, und 24 Fr. für immer; für zwei Akte endlich 16 Fr. und 12 Fr. für einen Akt. Nach dieſem Tarif hat das Ambigu im vorigen Jahre ſeinen Autoren 22,886 Fr. gezahlt. Der Circus muß für vier und fünf Akte 40 Fr. während der 25 erſten Vorſtellungen zahlen; im Uebrigen aber ganz ſo wie das Ambigu. Dieſes Theater, welches während zwei Drittel des Jahres 1836 geſchloſſen war, brachte ſeinen Autoren 6,156 Fr. 95 Cent. ein. Die Folies dramatiques und das Pantheon zahlen drei Franken für den Akt; das erſtere hat 5,756 Fr. und das letztere 6,403 Fr. den Autoren entrichtet.

Das Theater der Porte St. Antoine gibt nach ſeinen Verhältniſſen nur 8 Pct. von der Einnahme. Es machte 163,872 Fr. 76 Cent., und zahlte davon ſeinen Autoren 13,109 Fr. 82 Centimes.

Die Kindertruppe von Caſtelli, ſo wie einige Benefizvorſtellungen, die in dem verlaſſenen Odeon gegeben wurden, brachten den Autoren 2,404 Fr. 50 Cent. ein.

Glückliche Autoren, die ihre Rechte durch eine aus ihrer Mitte durch Vertrauen gewählte Commiſſion vertreten ſehen, deren Einkünfte im ganzen Vaterlande unter einer eigenen gewiſſenhaften Controle ſtehen und ſo einen reichlichen Gewinn aus den Hervorbringungen ihres Geiſtes ziehen, womit ſie ihre Landsleute erfreuen.

Muß man ſich nicht ſchämen, wenn man dagegen auf unſere Verhältniſſe blickt?

— Der Zauberthurm heißt eine neue Oper, welche vor wenigen Tagen in Stuttgart zum erſten Male gegeben wurde. C'est du crû, würden ſich die Franzoſen ausdrücken: einheimiſches Gewächs! Dichter und Componiſt ſind am hieſigen Theater angeſtellt. Jener, Herr Lindner, Chorſänger, dieſer, Herr Lachner, Muſikdirektor. Die Muſik zeugt von bedeutendem Talente, dem es zu wünſchen wäre, daß es ſich Bahn mache. Herr Lindner hat ſeinen Stoff mit artiger Bühnenkenntniß ausgebeutet; ich wünſchte ihm nur einen beſſern und bin überzeugt, daß er ihn wirkſam zu behandeln verſtehen wird. Herr Lachner hat bereits einen neuen Text von Herrn Möhrike (Verfaſſer des Malers Nolten) erhalten, der eine ſehr poetiſche Volksſage zum Gegenſtande hat.

— So eben erhalte ich noch ein Paar Briefe aus Wien über das zum Benefiz der Herren Regiſſeure des Hofburgtheaters gegebene Luſtſpiel „Die Vormundſchaft," aus denen ich Einiges meinen Leſern um ſo weniger vorenthalten kann, da der Gegenſtand in dieſem Augenblick auf allen Seiten von ſich reden macht:

„Gerle und Horn haben geſiegt, total geſiegt, und ſo den ihnen zuerkannten Preis brillant gerechtfertigt. — Anſchütz ſagte ſelbſt, daß ſeit fünf Jahren kein Stück dieſen Erfolg gehabt hat. J. J. M. M. der Kaiſer und die Kaiſerin, ſo wie der ganze Hof applaudirten zu wiederholten Malen. Der eine der anweſenden Verfaſſer, Herr Uſſo Horn wurde während des erſten Aktes, nach der Liebeserklärung im zweiten und am Schluß des erſten und des zweiten Aktes gerufen, eine Ehre, die noch keinem Dichter in dieſer Art, nämlich während der Akte, widerfuhr. Beſonders gefielen die Schmetterlings- und Liebeserklärungsſcene, ferner die erſte Scene des Georg und die zwiſchen Julius und Emi-

lien. Geſpielt wurde vortrefflich. Fichtner, Georg; Mad. Brede, Adlerhorſt; Wilhelmi, Adam; Coſtenoble, Thomas, Alle ausgezeichnet; das Coſtüme höchſt elegant und zweckmäßig, durchgehends neu, kurz die ganze Ausſtattung höchſt brillant. Mad. Fichtner ſah aus wie ein Engel und ſpielte auch ſo. Kein Witz ging vorüber, ohne den rauſchendſten Beifall zu erregen.

Halms Camoens, welcher voranging, iſt ein ſchönes Gedicht, aber nicht dramatiſch. Man ſpricht ſchon davon, daß „der Naturmenſch," ein neues Luſtſpiel der beiden Dichter, an die Reihe kommen wird, und iſt ſehr darauf geſpannt."

— — Aus einem zweiten Schreiben: „Die Vormundſchaft wurde geſtern bei überfülltem Hauſe gegeben und hat vollkommenen Succeß gehabt. Es iſt gar keine Widerrede möglich, daß der rauſchendſte Beifall gleich von den erſten Scenen bis zu der letzten in vollem Maße geherrſcht hat. Eine gute Beſetzung und fleißige Aufführung haben aber auch das Ihrige dazu beigetragen." —

Pariſer Salon-Urtheil,

über die Bilder der Düſſeldorfer Schule.

„Man kann über dieſe Bilder zu den Franzoſen füglich gar nicht ſprechen, wenn man ihnen nicht vorher einige nähere Details über die zeitgenöſſiſche deutſche Malerſchule geben wollte, von welcher der größte Theil der franzöſiſchen Nation nicht das Geringſte weiß. Dieſe Schule, die ſich jetzt bedeutend auszudehnen anfängt, und in Deutſchland hoch in Gunſt ſteht, fängt nunmehr an, ſich der franzöſiſchen Schule zu nähern, beſonders jener Theil der deutſchen Schule, der die Ufer des Rheins bewohnt.

„Seit vielen Jahrhunderten waren die Deutſchen ſtehen geblieben; ſie ſchätzten nur die alten Maler und ſuchten ſie ſo viel als möglich nachzuahmen; ihre Gemälde ſahen denen von Perugino, Giotto, Cimabue gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß ihnen die Naivität dieſer Meiſter fehlte. Die Werke eines Raphael, Michel Angelo, Correggio, Titian, Leonardo da Vinci, Caracci und Anderer rührten nicht dieſe Deutſchen, welche ſyſtematiſch bei ihren harten Conturen und ihren ſteifen Compoſitionen verblieben. So fuhren ſie fort bis zum neunzehnten Jahrhundert; weder dem Colorit noch der Wärme räumten ſie einen Rang in ihren Gemälden ein, und ihre Manier blieb immer fleißig und ſorgfältig, aber dabei eiskalt.

„Seit der Revolution von 1789 kamen viele Deutſche nach Frankreich, und gewahrten nun, daß in Davids Schule eine von der ihrigen ganz verſchiedene aber höhere Manier walte; ſie ſtudierten jetzt alle neuen Hebel der Kunſt, brachten dieſe Kenntniſſe zu ihren Landsleuten zurück, und warfen dieſe Keime der Neuerungen in jene ſchwerfälligen, aber vernünftigen Köpfe, welche Ehre und Moral zu verletzen glaubten, wenn ſie ſich nicht in Allem gewiſſenhaft nach ihren vor dreihundert Jahren geſtorbenen Vorältern richteten. Da wurde Friedrich Overbeck durch dieſe revolutionären Maler zuerſt bekehrt und faßte den großen Entſchluß, die Dinge mit eigenen Augen zu unterſuchen. Im Jahr 1810 verließ er Lübeck, um ſeine Werkſtätte in Rom aufzuſchlagen.

„Nunmehr begann unter den guten ſtabilen Deutſchen eine vollkommene Völkerwanderung, obgleich ſie Bier und Pfeife beklagten, ſo machten ſie ſich doch alle auf den Weg, und es verſammelten ſich um Overbeck in Rom Peter Cornelius, Wilhelm Schadow, Wilhelm Wach, Begas, Heinrich Heß, Philipp Veit u. ſ. w. Alle dieſe Maler bekannten ſich eifrigſt zu der von Overbeck eingeführten Reform, machten gewiſſenhafte Studien und führten, ein Jeder nach Maßgabe ſeines Talents und ſeiner Kraft, die an der Sonne Italiens wieder angezündete Fackel deutſcher Kunſt mit ſich nach Hauſe. Zeigten dieſe Arbeiten auch nicht eine glänzende Einbildungskraft, eine weit getriebene Fertigkeit, ſo waren ſie doch wenigſtens das Reſultat einer bewundernswürdigen Anſtrengung, ſo wie von Zeit und Geduld, und ſtets drückte

eine edle großartige Idee ihren Stempel dem Werke des Malers auf.

„Frankreich hat nur ein Centrum der Künſte und daher nur einen Punkt, auf welchem Männer von Talent ſich bekannt machen können. Deutſchland iſt in dieſer Beziehung glücklicher; und ſo haben denn die Schüler oder Freunde Overbecks drei Schulen oder vielmehr drei Zweige derſelben Schule gegründet; denn ſo verſchieden ſie auch den Gedanken, den Grundſätzen, ſo wie den techniſchen Mitteln nach ſeyn mögen, ſo erkennt man doch gar leicht, daß ſie derſelben Quelle entſprungen ſind. So herrſcht in München Cornelius als oberſter Gebieter, Schadow in Düſſeldorf, Wach in Berlin; bei Cornelius iſt die Energie, die Complicirtheit der Compoſition und das Colorit hervorzuheben; bei Schadow die Erhabenheit des Gedankens und das Edle des Vorwurfs; bei Wach hingegen nur die ſclaviſche Nachahmung der Natur, die Alles verwirft, was einer höheren Eingebung gleichſieht.

„Dieſen drei Häuptern deutſcher Schule müſſen wir Leſſing hinzufügen, der im Jahre 1808 geboren wurde und ein Urenkel des berühmten gleichnamigen Dichters iſt. Dieſer junge Künſtler iſt von ſeinen Meiſtern abgewichen. Seine Werke haben in Deutſchland eine gerechte Berühmtheit erlangt, und viele unſrer jungen franzöſiſchen Maler thäten recht daran, ihn zu ſtudieren. Nicht ſowohl in Beziehung des Glänzenden und des Colorits oder der kühnen Auffaſſung wollen wir ihn empfehlen, als vielmehr wegen der großen Einfachheit und einer Naivität des Effekts, die in unſrer ausſchweifenden Zeit uns beſonders merkwürdig erſcheint. Dieſe Eigenſchaften beurkunden ſich beſonders in ſeinem Bilde „der Schwur eines Huſſiten.“

„Herr Begas zeigt in ſeinem Bilde „Kaiſer Heinrich vor dem Papſte Buße thuend“ dieſelbe Behandlung, ſo wie dieſelben Vorzüge und Fehler; das bedeutendſte von allen deutſchen Gemälden iſt aber ohne Widerſpruch das des Herrn Bendemann, wenn es gleich kalt iſt; das Nackte zeugt von Studium; der Kopf des Jeremias iſt voll Schmerz und Würde; die Frau rechts auf dem Bilde in einem ſehr edeln Styl gemalt; im Ganzen aber iſt die Compoſition platt und ohne Effekt.

„Indem wir den Deutſchen für ihre Theilnahme am Kunſtzuſtande in Frankreich ſehr dankbar ſind und ſie erſuchen, uns recht oft ihre Hervorbringungen zu ſenden, um die Anſtrengungen unſrer jungen Maler zu erhöhen, ſo können wir uns doch nicht die Behauptung verſagen, daß ſie, nachdem ſie einen großen Schritt vorwärts gemacht hatten, abermals ſtehen geblieben ſind, und daß ihre jetzige Schule nichts weiter iſt, als ein reſtaurirtes vierzehntes Jahrhundert.“

— Was man auch in den öffentlichen Blättern von dem großen Eindrucke lieſt, den die nach Paris geſandten Düſſeldorfer Bilder auf die Pariſer gemacht haben ſollen, ſo ſcheint mir das obige Urtheil bei manchen verkehrten und unrichtigen Angaben dennoch als der Niederſchlag der Converſation in den beſſern Cirkeln angenommen werden zu können. Ich bin übrigens überzeugt, daß viele Bilder der Münchner Schule, namentlich die Werke von Kaulbach, ſich eines andern Erfolgs in Frankreichs Hauptſtadt zu erfreuen haben würden.

Die falſchen Angaben im obigen Urtheil glaube ich für deutſche Leſer nicht widerlegen zu dürfen.

Der Dom in Cöln.

Die rheiniſchen Provinzial-Blätter geben einen intereſſanten Aufſatz über die Reſtauration der cöiniſchen Kirchen, worin beſonders einige wenig begründete Ausſprüche des Dr. Carus über den Dom in ſeiner Schrift „Paris und die Rheingegenden,“ welche das Maßloſe des Planes, die Fehler des Styles und die Wahl des Materials rügen, gebührend zurückgewieſen werden. Seit 12 Jahren, bis zu welcher Zeit der Dom ſich in einem Zuſtande der Vernachläßigung befunden, ſind 223,241 Thaler für die Reſtauration dieſes herrlichen Denkmals verwendet worden, wozu

aus der königlichen Kaſſe allein 150,000 Th. gefloſſen ſind. Nachdem von den Beſtrebungen, die bis jetzt gemacht wurden, geſprochen wird, äußert ſich der Verfaſſer jenes Aufſatzes (Herr Weyden, Secretär des Vereins bildender Künſtler in Cöln) über die Beiſchaffung der ferneren Mittel für die künftige gänzliche Vollendung dieſes erhabenſten Wunderwerkes der Baukunſt. Rühmlichſt wird in dieſer Beziehung der Bemühungen der Regierung zu Düſſeldorf gedacht.

Pferderennen.

Die berühmten Rennen von Chantilly, unter der Patronanz des Herzogs von Orleans, werden dieſes Jahr den 12. Mai ſtattfinden. Folgendes ſind die Preiſe.

1)	Preis der Stadt Chantilly	1200 Fr.
2)	Preis des Herzogs von Aumale	2000 „
3)	Poule	1000 „
4)	Preis der Liebhaber der Geſellſchaft Palmers .	1000 „
5)	Preis für Jagdpferde .	500 „
6)	Preis des Herzogs von Orleans	3500 „
7)	Preis des Jockeykluds .	5000 „
8)	Preis für die Ponney's von der Stadt . . .	500 „
9)	Rennen mit Hinderniſſen von der Stadt . .	500 „
		15,200 Fr.

Außerdem werden noch wie immer, viele Privatwetten ſtattfinden.

Vermiſchtes.

Man verſichert, daß Herr Scribe beauftragt worden iſt, ein Ballet-Entrée für den Schluß des „Miſanthropen“ von Molière, der bei den Feſten in Verſailles aufgeführt werden wird, zu componiren. Man wird darin Ludwig den Vierzehnten ſehen, welcher die Schauſpieler empfängt, die ihm von Corneille, Racine und Molière vorgeſtellt werden. Dieſe Scene ſoll den Schluß des Stücks mit dem großen Balle verbinden, welcher darauf folgen und auf dem der ganze königliche Hof tanzen wird.

— Das italieniſche Theater in Paris hat mit Bellini's Puritanern die Stagione geſchloſſen. Der Contract der jetzigen Direction mit dem Staate dauert noch drei Jahre, dann wird, wie es heißt, die große Oper und die Italiener unter einer Direction vereinigt werden, wie dieſes bereits vor zehn Jahren der Fall geweſen iſt.

— Nourrit hat bereits ſein Engagement verlaſſen und befindet ſich in Brüſſel; von hier geht er nach Lille, dann wird er in Marſeille und Lyon ſingen.

— Der Erzbiſchof von Canterbury wurde vor das Polizei-Bureau von Queen-Square in London citirt, weil einem ihm gehörigen Karren das Blech anzuheften vergeſſen worden war, auf welchem nach der Vorſchrift Name und Stand des Eigenthümers enthalten ſeyn muß. Der Erzbiſchof wurde zu zehn Schilling Strafe und zu den Koſten verurtheilt.

— Kürzlich trug ſich in Paris folgender wahrhaft rührende Fall zu. Ein Schieferdecker, der auf einem hohen Gebäude arbeitete, wurde plötzlich von einem Schwindel befallen, und rutſchte bis an das äuſſerſte Ende des Daches, wo er ſich an dem Blei einer Dachrinne hielt, und ſo eine Weile in Todesangſt ſchwebte. Er ſah nun wohl ein, daß ſein Leben nicht zu retten war, denn die Rinne bog ſich bereits unter der Laſt, und ſo dachte er nur daran, daß die Leute, die unter ihm im Hofe arbeiteten, ſich entfernen möchten, damit Keiner durch ſeinen Fall beſchädigt würde. Mit dem warnenden Rufe: Gare dessous! ließ er ſeine Stütze fahren und fiel herab, indem er nochmals im Fallen den Ruf wiederholte. Man hob ihn, ſchrecklich verſtümmelt auf, aber er lächelte noch die ihn Umſtehenden freundlich an, und ſprach verſcheidend: „Ich bin Junggeſelle, hier unten kannte ich aber wenigſtens zehn Familienväter!“

— Ein junger Burſche in Paris, der von ſeinem Vater, einem Schneider, zu demſelben Handwerke angehalten wurde, lief in die Küche und hackte ſich den Daumen ab, indem er ausrief: „Jetzt brauche ich nicht Schneider zu werden.“

— Gleichwie im vorigen Jahre, ſo hat auch im gegenwärtigen das Conſervatoire in Paris eine Symphonie von dem fürſtlich-hechingenſchen Capellmeiſter, Herrn Täglichsbeck, aufgeführt. Der Componiſt ſelbſt dirigirte. Franzöſiſche Kritiker nennen dieſes Werk nicht eben ein Meiſterſtück erſter Gattung, welches zu entzücken und hinzureißen im Stande iſt, allein ein ſolches, das dem Künſtler zur Ehre gereicht und von ſeinen gründlichen und tüchtigen Studien zeugt. Einige Hoboen- und Hörner-Solo's im Anfange ſchmälerten etwas den Eindruck, ſonſt wurde die Aufführung beifällig aufgenommen.

— In Berlin gab man zum erſten Mal „Fröhlich“, ein muſikaliſches Quodlibet in zwei Acten, auf dem Hoftheater, und in der Königsſtadt ein Originalſchauſpiel in fünf Acten: „der Zweikampf als Arzt“ von Dr. Wollheim.

— Der — man darf hier wohl ſagen — berühmte Schnelläufer Ernſt Menſen aus Norwegen, läuft von Schweidnitz nach Berlin in vierundzwanzig Stunden.

— Kürzlich hat ſich in London der ſeltene Fall ereignet, daß ein Kranker ſeinen Arzt umgebracht hat. Umgekehrt iſt dieß ſchon öfter der Fall geweſen. Einer der geſchickteſten Aerzte Londons, Namens Vance, 67 Jahre alt, behandelte Herrn Broadley, einen reichen Mann, bei dem er Symptome der Geiſtesverwirrung wahrzunehmen glaubte und aus großer Vorſorge der Familie anrieth, ihn unter Aufſicht zweier Wächter zu ſtellen. Dieß reizte Herrn Broadley zum Zorn, er entließ den Wächtern und verſchloß ſich in ſein Zimmer. In dem Augenblick kommt der Arzt und bittet, daß ſein Patient ihn einlaſſe. Dieſer willfahrt ihm, überhäuft ihn aber mit Schmähungen und wirft ihn endlich die Treppe hinunter, wobei der arme Arzt eine Kopfwunde erhielt, die ihn nach wenigen Tagen tödtete. Man bemächtigte ſich hierauf des Herrn Broadley, der ſich jedoch jetzt ſehr ruhig verhielt, und ſeine That aufrichtig bereute. Vor Gericht zeigte ſich, daß der Mann in vollkommenem Beſitze aller ſeiner Fähigkeiten ſey, und daß dießmal der Arzt lediglich an der falſchen Beurtheilung einer Krankheit geſtorben war.

— Zwei Fiſcher fanden vor wenigen Tagen in der Seine neben der Schwaneninſel einen kleinen Koffer von Holz, mit Stahl verziert, welcher durch den langen Aufenthalt im Waſſer ganz verroſtet war. Das Schloß war in einem trefflichen Zuſtande und der Deckel ſchloß hermetiſch. Auf demſelben konnte man noch, obſchon halb verlöſcht, ein Wappen mit Lilien entdecken, und die Chiffre M. d. V. über welcher eine doppelte Königskrone angebracht war. Die Fiſcher ſchlugen den Koffer auf; wie erſtaunten ſie aber, als ſie ſtatt Gold und Diamanten, die ſie zu finden hofften, einen einbalſamirten, gut erhaltenen Menſchenkopf erblickten, der ſogar noch mit einigen Haarlocken geſchmückt war. Daneben lag eine Schärpe, vertrocknete Blumen und ein kleiner Dolch, deſſen Spitze mit Blut gefärbt war. Ein franzöſiſcher Geſchichtsforſcher hat den Koffer ſogleich gekauft. Er glaubt, nach der Chiffre zu urtheilen, daß er Margaretha von Valois, der Gemalin Heinrich IV. gehört hat. Dann wäre der Kopf der ihres Lieblings Coconas, den ſie nach deſſen tragiſchem Ende einbalſamirt aufbewahrte.

— In Harlem wurde am 19. März die berühmte Pflanzen- und Blumenzwiebel-Ausſtellung eröffnet. Die zwei Prämien für die gefüllte blühende Dahlea und Datura arborea konnten nicht ausgetheilt werden. Die vortreffliche Anordnung gewährte einen herrlichen Totaleindruck.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei.

Von dem bekannten Herrn J. W. Marr in Hamburg, dem Vater des braunſchweigiſchen Hoftheatee-Regiſſeurs, iſt auf dem zweiten Theater in Hamburg ein neues Schauſpiel aufgeführt worden; es heißt: „Vorfälle vor dem Falliſſement.“ Erſte Abth. der Wechſel. Zweite Abth. die falſche Unterſchrift. Dritte Abth. die Zurückkunft des Sohnes aus Amerika. Vierte Abth. Sieg der Jugend. Eine Hamburger Zeitſchrift macht hiezu die Anmerkung: „Die Erwartung des Publikums iſt ſowohl um des Beneficianten als unſers berühmten dramatiſchen Dichters willen auf das Höchſte geſpannt.

Gelegenheitliches.

Die neue Zeitſchrift für Muſik von Schumann, welche den 28. März in Leipzig ausgegeben wurde, führte die Inſchrift: „Am Tag, wo Madame Schröder-Devrient den Fidelio gab.“

* * *

Zur Oſtermeſſe d. J. erſcheint nun auch ein öſterreichiſcher Muſen-Almanach, den Braun von Braunthal herausgeben wird, und zu dem Anaſtaſius Grün, Lenau, Halm, Grillparzer, Egon Ebert, Uffo Horn u. A. Beiträge liefern werden.

* * *

Herr Joſt aus Hamburg iſt nun wirklich in München eingetroffen, um die Stelle des Herrn Beſpermann an der dortigen Hofbühne zu erſetzen. Er hat bereits den Shylock geſpielt und iſt gerufen worden.

* * *

Nach der Mitternachtszeitung ſoll Puſchkin dreimalhunderttauſend Rubel Schulden hinterlaſſen haben, die ſein kaiſerlicher Mäcen, wie ſchon früher ähnliche Summen, ſofort bezahlen ließ.

* * *

Die Lachner'ſche Preis-Symphonie hat in Berlin durchaus nicht angeſprochen.

* * *

Halm's Griſeldis wird in's Polniſche überſetzt.

* * *

Louis Lax in Lachen gibt eine deutſche Zeitſchrift unter dem Titel, weſtliche Blätter heraus.

* * *

Meyeebeer's Hugenotten ſind nun ſchon in Cöln und Leipzig aufgeführt worden.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Eine Scene aus Euryanthe. Die unvergleichliche Schröder-Devrient und Herr Schuſter, von Lyſer in Dresden gezeichnet.

2) Original-Modebild aus Paris.

Auguſt Lewald.

Die ſechs Eigenſchaften des Weibes.

Skizze.

Der achtundzwanzigjährige Lord Charles Dickſon galt für einen der vollendetſten Dandy's in London. Groß und gut gewachſen, ſchön, geiſtreich, widmete er den größten Theil ſeines Lebens der Beſchäftigung, die von den Engländern the Turf genannt wird; Jagd, Hunde und Pferde waren ſein einziges Vergnügen.

Er gehörte zur reichſten und vornehmſten Ariſtokratie des vereinigten Königreichs. Die Keller ſeines Schloſſes enthielten für hunderttauſend Thaler Wein, ſeine ganze Einrichtung koſtete wenigſtens eine Million, die Ställe konnten hundert Pferde faſſen. Prächtige Gemälde ſchmückten ſeine Gallerie, ſeine Jagd war königlich und zwei gute Stunden konnte er machen, ohne ſeine Beſitzungen verlaſſen zu müſſen.

Einſt ging er mit ſeinem Freunde Sir Henry Bruntfield im Hydepark ſpazieren, der, als von weniger vornehmer Geburt, auch weit einfacher lebte. Sein ſehr geſchmackvoller Anzug war nicht ſo elegant und ausgeſucht als der ſeines Freundes; er ſelbſt war groß und gut geſtaltet, ſein Geſicht beſaß einen ſanften, Vertrauen erweckenden Zug.

„Von Miß Sophie Harley," ſprach Bruntfield, „werden Sie aber doch zugeben müſſen, Charles, daß ſie ſehr hübſch iſt."

„O mein beſter Freund, wie leid thut es mir doch, Ihren Geſchmack tadeln zu müſſen. Haben Sie denn nicht bemerkt, daß ihr Kinn zu kurz, und die Form ihrer Naſe nichts weniger als anmuthig iſt? Nein wahrhaftig, eine ſolche Schönheit wird mich nie bezaubern."

„Die Naſe, allerdings etwas kurz, verleiht ihrem Geſichte aber ſo viel Pikantes! Haben Sie jedoch jemals eine ſchönere und weißer glänzende Stirn geſehen?"

„Das könnte man eben so gut von einem Gebirge sagen.“

„Die Augen glänzen von ungewöhnlichem Feuer und einer unendlichen Lebhaftigkeit.“

„Und setzen Sie hinzu, daß ihnen eine gewisse Unschuld fehlt, und nur Kühnheit, Keckheit aus ihnen strahlt.“

„Warum nicht gar! Und die Eleganz, die Schmiegsamkeit ihrer Taille, die Anmuth ihrer Haltung und ihrer Bewegungen! ...“

„Aber, guter Henry,“ entgegnete verächtlich lächelnd der Herzog, und ließ spielend die goldne Fassung seines Binocles durch die Finger laufen, „wenn Sie so arg auf die Vorzüge der Miß Sophie versessen und so gewaltig von ihrer Schönheit verblendet sind, warum streben Sie nicht selbst nach ihrer Hand?“

„Sie sind ein seltsamer Mensch,“ versetzte sein Freund, der den spöttischen Zug um seinen Mund recht gut bemerkt hatte. „Welches Urbild eines Weibes muß Ihnen wohl im Traume erschienen seyn? Wünschen Sie ein braunes, blasses, feuriges, spanisches Frauenbild, mit beweglichen Zügen, schwarzen, blitzschleudernden Augen? Miß Sophie Harley ist weiß, blond, rosig und nach allen Theilen hin wundervoll schön. Ich wette zwanzigtausend Guineen, daß auch Sie, trotz Ihres Vermögens, Ihres Ranges, Ihrer Geburt, Ihrer äußern Vorzüge, und vielleicht wegen aller dieser schönen Sachen zusammen, die Schuld der Menschheit abtragen, das heißt nämlich mit einem Worte, daß Sie erst in vorgerücktem Alter, als ein alter Junggesell, in den Stand der Ehe treten werden. Wie mag es aber nur kommen, Freund,“ fuhr er gemäßigter fort, „daß Sie so schwierig in Ihrer Wahl sind? Was wollen Sie denn eigentlich? Müssen Sie eine Venus, eine Diana, eine Juno haben?“

O großer Gott, welche Eitelkeit schreiben Sie mir da zu! Ich will und begehre nichts weiter als eine Frau,“ antwortete Charles mit affektirter Bescheidenheit; „allerdings gerade keine jener wie Mumien eingewickelter und eben so kalter Weiber, die in unsern Cirkeln und Theatern eine Taille und Gliedmaßen produciren, deren sich ein Herkules nicht zu schämen brauchte; auch keine jener kleinen und zarten Geschöpfe, deren Geist sich mit Romanen nährt, die gleich beim kleinsten, ihre Ohren beleidigenden Worte in Ohnmacht fallen und eine Empfindsamkeit vorgaukeln, die weder in ihrem Geiste, noch in ihrem Herzen zu finden ist. Sehen Sie, mein Guter,“ fuhr er fort und schob seinen Arm in den seines Freundes, „meine Ansprüche hinsichtlich des Weibes, nach dem ich strebe und dessen ich würdig bin, sind nichts

weniger als zu hoch geſpannt.“ — Lord Charles Dickſon war gewiß ein ſehr hübſcher Mann und einer der erſten Dandy's Londons, doch ließ ihn ſeine Beſcheidenheit etwas ſtocken, und nur, als ob er neuen Muth gefaßt hätte, fuhr er fort: „Heinrich IV., von dem Sie ſo viel Aufhebens machen, forderte ſieben Vollkommenheiten; ich meines Theils würde mich ſehr glücklich preiſen, wenn die meinen Namen zu tragen beſtimmte Frau deren auch nur ſechs beſäße.“

„Ich kann Ihre Beſcheidenheit unmöglich hinreichend loben,“ antwortete ironiſch ſein Freund. „Haben Sie aber die Güte und nennen Sie mir dieſe Eigenſchaften.“

„Dieß ſind,“ antwortete Lord Charles raſch, „eine vornehme Geburt, Schönheit, Klugheit, Geiſt, Sanftmuth und Treue.“

„Und glauben Sie denn, daß Margarethe von Valois alle dieſe ſchönen Tugenden ihrem Gemahle zum Brautſchatze mitbrachte?“ fragte Henry lächelnd. Dann, ſeine Brieftaſche hervorziehend, zeichnete er auf ein goldnes Blatt die eben von ſeinem Freunde aufgezählten Forderungen ein, und zwar nicht mit einem gebrechlichen Bleiſtift, ſondern mit der ſcharfen Spitze eines Federmeſſers. „Sind dieſe Tugenden,“ fuhr er fort, „ganz unumgänglich nothwendig?“

„Auf jeden Fall,“ antwortete Lord Dickſon.

„Glauben Sie mir, beſter Lord,“ entgegnete Bruntfield, „ſeyen Sie nicht gar zu ſtreng, fügen Sie ſich beſſer in die Umſtände. Wiſſen Sie denn nicht, daß man nur zu oft Alles verliert, wenn man zu viel gewinnen will? Oft ſchon fanden Sie, was für Sie ſehr gut gepaßt hätte, ſtets aber gingen Sie verachtend vorüber. Das thut nicht gut, ich ſchwöre es Ihnen. Mehr als Einer hat dieß ſchon vor Ihnen theuer gebüßt. Miß Sophie Harlay, aus der Sie ſo wenig machen, gefällt aller Welt wegen ihrer Friſche und Lebhaftigkeit. Ihr Geſicht deutet auf ſolche ſanfte Unſchuld, ihre Stimme iſt ſo klar und wohlgefällig, ihr Lächeln, ihr Blick iſt ſo wohlwollend, ſo ruhig!“

„Es will mich bedünken, Beſter, Ihre Bewunderung der Miß Harlay ſtreife etwas an die Form der Hyperbel. Sie ſprechen mit ſolcher Kraft und Wärme von Miß Sophie, daß Sie ſicher ſelbſt in ſie verliebt ſeyn müſſen. Fürchten Sie denn nicht, daß ich auch als Bewerber um ſie mit auftreten könnte?“

„O, Ihre Forderungen ſind viel zu ſehr geſteigert,“ verſetzte Bruntfield, ohne die erſten Worte weiter zu berühren. „Sie haben ſchon ſehr gewichtige Partien gefunden, Alles war aber in Ihren Augen um die Hälfte zu gering. Der Einen fehlte es an Geiſt, der Andern

an Aufrichtigkeit; Jene hat eine beſondere Sorte von Naſe, Dieſe ein zu kurzes Kinn. Sie ſind ſehr reich, ſind von hoher Geburt, die Pairskammer erwartet Sie nach dem Tode Ihres Vaters, und nochmals wiederhole ich Ihnen, geben Sie acht, ungeachtet aller dieſer großen Vortheile, wird noch einſt die Zeit kommen, wo Sie Ihre Unſchlüſſigkeit und Ihren Eigenſinn bitter bereuen werden. Gewiß werden Sie ſich einſtens noch dieſes Geſpräches erinnern. Jetzt aber muß ich Abſchied von Ihnen nehmen, Charles. Miß Sophie ſteigt ſo eben wieder in ihren Wagen, und weil Sie mich ſelbſt dazu veranlaßt haben, ſo ſchwöre ich Ihnen, daß ich aus allen Kräften dahin ſtreben will, mich ihrer Hand würdig zu machen. Wären Sie mit in den Schranken erſchienen, ſo würde ich ſicherlich mit Ihnen keinen Wettkampf gewagt haben, und gewiß fühle ich mich höchſt glücklich, daß Sie gegen ihre Vorzüge fühllos ſind. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehen!“

Die beiden Freunde grüßten ſich ernſter, als ihre freundſchaftlichen Verhältniſſe und die Geſetze der Höflichkeit zu erfordern ſchienen und trennten ſich. Lord Dickſon ſchlug ſehr gleichgültig den Weg durch die kleine Pforte ein, die damals aus dem Hydepark nach Piccadilly führte, und ſummte eine Cavatine vor ſich her, die durch die Mara oder die Bellington in die Mode gebracht worden war. Henry Bruntfield eilte haſtigen Schrittes auf den Wagen des Grafen Harley zu, in dem ſeine einzige Tochter, die ſchöne Miß Sophie ſaß.

Ein Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren iſt verfloſſen. Der Ablauf eines Vierteljahrhunderts bewirkt gewaltige Veränderungen um uns her; in energiſchen und kräftigen Gemüthern weckt er das Feuer des Enthuſiasmus und der Hoffnung, während Schönheit ihren Händen den Scepter entfallen, der Staatsmann das Glück ſich untreu werden, der Monarch ſelbſt ſeinen Thron in Trümmer brechen ſehen kann. Wer aber durch den Lauf der Jahre nichts zu verlieren, Alles jedoch zu gewinnen hat, der betrachtet die Zukunft wie die Verwirklichung ſeiner Glückshoffnungen. Für ihn glänzt der in der Uhr der Zeit herabkommende Sand gleich Diamanten, ohne daß er die Knochenhand beachtet, welche die Sanduhr hält. Gewiß iſt eine ſolche Einrichtung ein großes Glück, denn eine der größten vom Schöpfer dem Geſchöpfe verliehenen Tröſtungen beſteht in der Hoffnung, die nie vor ſeinen Augen zu ſtrahlen aufhört.

Fünfundzwanzig Jahre waren alſo über dem Haupte Lord Charles

Dickſons hingeflogen ſeit dem Tage, an welchem Sir Bruntfield jene ſechs unerläßlichen und unumgänglich nothwendigen Tugenden in ſeine Brieftaſche notirt hatte, die das Herz des Weibes ſchmücken mußten, welche den Namen des edeln Lords tragen wollte, und noch war letzterer unvermählt und noch ſtets im Aufſuchen des ſeiner Liebe würdigen Gegenſtandes begriffen. Sein ſchwer zu befriedigender und Alles verachtender Geſchmack hatte das weibliche Geſchöpf noch nicht gefunden, das ſeine Liebe verdiente. Inzwiſchen war ihm nach und nach der Gedanke aufgeſtiegen, als dürfte es nicht mehr zu früh für ihn ſeyn, ſich in Hymens Band zu begeben, denn Boten des Alters ſtanden deutlich auf ſeiner Stirn geſchrieben. Schon vor geraumer Zeit hatte er bei der tyriſchen Eſſenz Hilfe ſuchen müſſen, um ſeinem ehemals von den Damen ſo ſehr bewunderten Haar den alten Glanz zu erhalten, und jetzt war ſogar ſein einſt mit vollen hellblonden Locken geſchmückter Kopf mit falſchen Haaren bedeckt.

Das Alter hatte ihn übel zugerichtet. Sein Geſicht, früher ein ſchönes Oval, war häßlich rund, ſeine elegante, ſchlanke Taille ſtark und ſchwer, und ſein ehemals ſo zierlicher, leichter Fuß plump geworden. Leicht iſt es, die ſchadhaften Theile eines Hauſes auszubeſſern, wem aber iſt es gelungen, körperliche Gebrechen auszubeſſern? Der Herzog blieb viel länger an der Tafel ſitzen, ſprach gern über den vortrefflichen Geſchmack eines en galantino zubereiteten Faſans, liebte ſehr, über die Vorzüge der franzöſiſchen Küche ſich auszulaſſen und ihre Ueberlegenheit über die engliſche zu verfechten, und war ſehr ſtolz auf ſeinen Koch, den er aus Paris verſchrieben hatte. Unſterblichen Ruhm hatte er in einem gaſtronomiſchen Klubb dadurch erlangt, daß es ihm gelungen war, ein gewiſſes Ingredienz der Sauce à l'Auroro des berühmten Dolly hinzuzufügen.

Solche Vorliebe für Gourmandiſe ſind ſichere Vorläufer des herannahenden Alters und der in der ganzen Conſtitution vorgehenden Veränderung. Lord Charles galt auch jetzt für einen Gentleman von einem gewiſſen Alter.

Verließ er ſeine Loge in der Oper, ſo vergaß er gewiß nie, bevor er in den Wagen ſtieg, ein gewaltig großes ſeidnes Tuch über die Kravatte um den Hals zu knüpfen, um ſich vor der Luft zu bewahren. Oft quälten ihn heftige Podagraſchmerzen. Sein ehemals liebenswürdiger, ſanfter und wohlwollender Charakter hatte ſich in Härte und Heftigkeit umgewandelt, und hätte er eine weniger gute Erziehung genoſſen, hätte er nicht ſtets in der Welt ein heiteres Geſicht gezeigt, den Anſtand

unausgeſetzt beobachtet und ſeine eleganten und feinen Manieren beibehalten, ſo würde man ihn häufig genug der Unhöflichkeit, des Eigenſinns und des Zorns haben beſchuldigen können. Sein friedliches, heiteres Aeußere ließ auf eine Ruhe ſchließen, die in ſeinem Herzen keineswegs zu finden war. Sein ärgerliches Weſen, ſeine üble Laune, ſeine Unbilligkeiten fielen auf die zurück, die ſeiner bedurften und die folglich alle ſeine Capricen ertragen mußten. Zuweilen kam es ſogar vor, daß er ſeine Leute prügelte, ſeltner aber ſchlug er ſeine Hunde oder ſeine Pferde, denn er war Mitglied einer Geſellſchaft, welche Thiere gegen die Grauſamkeit ihrer Herrn in Schutz nehmen wollte.

Trotz ſeines Alters ſah jedoch Lord Charles noch ziemlich gut aus, ſeine Haltung war bei ſeinem ſtarken Körper noch gerade genug, ſeine Züge waren weder auffallend noch abſtoßend, und mehr als eine ſchöne Dame bedauerte ſehr, daß er im Cölibat und in der Einſamkeit lebe.

Sir Henry Brumfield hatte einen ganz entgegengeſetzten Lebenspfad eingeſchlagen. Voll Achtung und Bewunderung für Miß Sophie, die er für das einzige Weib ſeines Herzens erkannte, war er von unendlicher Liebe für ſie ergriffen worden, weil er aber von weniger hoher Geburt als ſie war, wagte er nicht, um ihre Hand zu bitten. Graf Harlay, der in Sir Henry einen gefühlvollen, verſtändigen und überdieß einen Ehrenmann fand, hatte mit Vergnügen bemerkt, daß ſeine Tochter gegen deſſen Aufmerkſamkeiten nicht unempfindlich geblieben war, und Brumfield ſah ſich in kurzer Zeit als glücklichen Gatten der ſchönen Sophie. Seit ſeiner Verheirathung ging Sir Henry nur zur Zeit der Parlamentsſitzung nach London, denn er war in die Kammer der Gemeinen gewählt worden, und ſuchte ſich ſeiner ehrenvollen Pflichten mit einem ſehr ſeltenen Eifer und noch ſeltenerer Parteiloſigkeit zu entledigen. Zufrieden mit ſeiner Stellung, nicht vom Ehrgeiz beſeſſen, ſah er ſich von Torie's, Whig's und Radikalen gleich rückſichts- und achtungsvoll behandelt. Wurden die Sitzungen vertagt, ſo eilte er in ſein Schloß zurück, das nicht nur ihm als der köſtlichſte und ruhigſte Aufenthalt, gleichſam als eine Art von Elyſium galt, ſondern auch dem Genius des Friedens und der Schönheit, mit dem er ſein Geſchick verknüpft hatte und den geliebten Sprößlingen dieſer glücklichen Verbindung. Hier war kein Feind, kein Trübſinn, keine Unruhe zu finden, ſondern nur die reinen Genüſſe und Freuden, die man im Schooße einer tugendhaften Familie empfindet.

Eines Abends um die Weihnachtszeit herum, als Glück und Frohſinn von allen Geſichtern ſtrahlten und im Salon des Schloſſes der

jüngere Theil der Familie ſich heitern Spielen geräuſchvoll genug überließ, während die Eltern am Kamine ſaßen und ernſt Familien- oder Staatsangelegenheiten beſprachen, verkündeten ſchwere Schläge an das Hofthor die Ankunft eines unerwarteten Gaſtes. Die Perſon, die ſo gewaltig ihre Ankunft meldete, war Niemand anders als Lord Charles Dickſon, der in kleiner Entfernung vom Schloſſe vorüberkommend, die Gaſtfreiheit ſeines Freundes für eine Nacht in Anſpruch nahm, denn der Schnee fiel in ſchweren Maſſen und war von einer heftigen Kälte begleitet. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß dieſer alte Freund von der geſammten Familie mit allen Beweiſen der größten Herzlichkeit und der aufrichtigſten Liebe empfangen wurde. Als Frau und Kinder ſich zurückgezogen hatten, um ſich zur Ruhe zu begeben, nahm Sir Henry an einer mit wohlriechenden Kerzen erleuchteten und gut mit Wein verſehenen Tafel an der Seite Lord Dickſons Platz. Er hatte Urſache zu der Vermuthung, daß ſchlechtes Wetter allein ihm wohl nicht den alten Freund zugeführt haben möchte, und dieſe Anſicht wurde beſtätigt, als er ſah, wie Lord Charles ſeinen Seſſel ihm näher rückte und Anſtalten traf, eine ganz vertrauliche Unterredung mit ihm anzuknüpfen. Wie er nun ſo das Glück pries, das ſein Freund durch eine ſolche Gattin und ſolche Kinder gefunden haben müſſe, entgegnete ihm Sir Henry lächelnd, daß alle ſeine Wünſche in der That erhört worden wären, daß ſein Glück vollkommen ſey, und daß er der Hoffnung lebe, daß auch er, bevor er die Schuld der Natur bezahle, daran denken werde, die Wahl einer Gattin zu treffen, die geeignet ſeyn dürfte, durch liebenswürdiges Betragen den Herbſt ſeines Lebens zu erheitern. Ein empfindſames Geſpräch ſchien dieſen einleitenden Worten folgen zu wollen, als Lord Charles die Herzensergießungen ſeines Freundes etwas ärgerlich unterbrach.

„Der Herbſt meines Lebens!“ wiederholte er; „Sie haben wahrhaftig ſeltſame Ideen, Sir Henry! Ich, ich halte mich für ſo jung und kräftig als jemals, meine Geſundheit war nie in beſſerem Stande und ernſtlich denke ich daran, meine Lage zu verändern; ja, nochmals behaupte ich, ich fühle mich noch im Beſitze meiner ganzen Jugendkraft. Kennen Sie einen Mann von dreißig Jahren, der friſcher und kräftiger ſey, als ich, wie Sie mich hier vor ſich ſehen? Sind nicht alle meine Körperbewegungen ſo raſch als je? daher habe ich auch beſchloſſen zu heirathen. Sie wiſſen ja, daß Sie ſtets viel älter waren, als ich.“

„Ja, aber nur einige Monate, beſter Lord,“ antwortete Sir Henry

lachend. „Mein Geburtstag fällt in den Monat Mai und der ihrige in den September.“

„So! wirklich! ich glaubte . . .“ verſetzte Lord Dickſon etwas verlegen. „Nun, um Ihnen die volle Wahrheit zu geſtehen, (denn es iſt noch ein Geheimniß, und dieß Vertrauen zeigt, wie ſehr ich auf Ihre alte Freundſchaft rechne,) ich bin wirklich ſchon verheirathet.“ Und als Sir Henry große Verwunderung darüber äußerte, fuhr er fort: „Ich war überzeugt, daß ich Sie höchlichſt mit dieſer Nachricht überraſchen würde, und zweifle gar nicht, daß alle Welt dadurch überraſcht werden wird, wenn man erfährt, daß Lord Dickſon eine Frau genommen hat.“

„Ich wünſche Ihnen alles erdenkliche Glück zu Ihrer Heirath, mein beſter Lord,“ entgegnete Sir Henry, „und bin überzeugt, daß Ihre Wahl gewiß ſehr gut getroffen und ganz Ihrer würdig ſeyn wird. Lady Bruntfield wird ſich glücklich ſchätzen, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Aber Verzeihung, mein beſter Freund, wenn mir eben ein ſonderbarer Gedanke durch den Kopf läuft. Erinnern Sie ſich wohl, daß ich einſt die unumgänglich nothwendigen Tugenden und Vorzüge mir aufzeichnete, die Diejenige beſitzen ſollte, die beſtimmt war, Ihren Namen zu tragen? Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, ſo verlangten Sie fünf oder ſechs Eigenſchaften von ihr! das iſt aber einerlei. Als ich heute Morgen in alten Papieren herum kramte, fiel mir jenes Portefeuille in die Hände und ich ſteckte es zu mir, um es meinem älteſten Sohn zu zeigen. Das iſt wahrhaftig ein recht glücklicher aber ſeltſamer Zufall. Sehen Sie, hier iſt es!“ und mit dieſen Worten es aus der Taſche ziehend, wollte er die Brieftaſche öffnen.

Seit einigen Momenten hatten ſich Lord Dickſons Züge unvermerkt verändert, und ob er ſich gleich allen Zwang anthat, ſeine Unruhe und Aufregung zu verbergen, ſchien er doch nicht weniger zu leiden als ein Mann, in deſſen Wunden man mit einer Lanzette herumwühlt. Unruhig fuhr er auf ſeinem Seſſel hin und her, ergriff endlich den Poker und ſchlug heftig mit ihm in die Kohlen des Kamins.

„Laſſen Sie Ihr Portefeuille nur zu,“ ſprach er endlich; „mit den Jahren verändern ſich Geſchmack und Anſichten; damals war ich, wie Sie wiſſen, ein Kind, und ganz von romanhaften Ideen beſeſſen.“

„Verzeihung, Mylord, Sie waren damals gerade nicht mehr Kind und nicht mehr Romanheld als Einer von uns,“ antwortete Sir Henry und öffnete die Brieftaſche. „Sehen Sie,“ fuhr er fort und that als bemerke er Lord Dickſons Verdruß und üble Laune ganz und gar nicht,

„ſehen Sie hier die Vorzüge, die Sie von Ihrer Gemahlin verlangten. Vor Allem und zuerſt: vornehme Geburt. Das iſt ſehr löblich, beſter Freund, denn nichts geht darüber. Und unter uns muß ich Ihnen geſtehen, daß dieß ein Streitpunkt zwiſchen Lady Bruntfield und mir iſt. Sie erhebt die Vorzüge einer vornehmen Geburt etwas gar zu hoch, und behauptet, daß nichts ſchmählicher ſey als eine Mesalliance. Ja, ſie dehnt ihren Satz ſo weit aus, daß ihrer Anſicht nach ſogar ein königliches Bündniß einen Bürgerlichen nicht adeln könne."

„Es iſt recht unglücklich," fiel ihm Lord Dickſon haſtig ins Wort, „daß ich Sie bei dieſer Gelegenheit zum Vertrauten wählte. Die Sache iſt nämlich die, daß, weil ich die Vorurtheile aller meiner Verwandten kenne, ich lieber Ihnen als ſonſt Jemand das Geheimniß meiner Verheirathung anvertrauen wollte. Der Vater meiner theuern Marie . . . Marie, nicht wahr, iſt ein ſehr hübſcher Name! Erinnern Sie ſich an Byrons Vers:

Mit aller Kraft des Herzens liebe ich den ſanften Namen Maria!

Der Vater meiner lieben Marie iſt alſo ein Kaufmann aus der City, ein ſehr ehrbarer, reſpektabler Bürger! Zwar muß ich geſtehen, er iſt keiner der Unſrigen, aber ein Mann, der, wie ich Ihnen verſichern kann, allgemeine Achtung genießt. Sein Name iſt Sir O'ggins."

„O allmächtige Mode!" dachte Sir Henry. „Iſt es möglich, daß Lord Charles Dickſon, der Spiegel der Mode, Brummels Rival, der Abgott des guten Tons und des vollkommenſten Geſchmacks, ſich dergeſtalt encanaillirt haben kann, daß er wirklich — in der That Marie O'ggins, die Tochter eines City-Kaufmanns geheirathet hat? . . ."

„Was ich nun aber am meiſten wünſche," fuhr Lord Charles nach einigem Zögern fort, „dieß wäre, daß Lady Bruntfield meine Gattin bei ſich ſehen möchte, und vollkommen bin ich überzeugt, Lady Dickſons einfaches und naives Weſen würde gewiß ſich ihres ganzen Beifalls erfreuen."

„Ganz gewiß," antwortete Henry, „werden wir Lady Dickſon mit größtem Vergnügen bei uns ſehen." Dann wieder die Augen in ſeine Brieftaſche werfend, ſetzte er hinzu: „und ihre Schönheit iſt ohne Zweifel. . . ."

„O, erlauben Sie, beſter Freund," fiel ihm Lord Charles eiligſt ins Wo., „meine Frau iſt nicht gerade Das, was man in der Welt eine Schönheit nennt, ſie beſitzt dagegen ſehr viel Natürliches, Naives,

einen herrlichen Roſateint, etwas ungemein Liebenswürdiges, Munteres, was ſie bei Jedermann gern geſehen macht.“

Und abermals dachte der Baronet, deſſen Verwunderung immer höher ſtieg: das heißt ſo viel, als, ſie iſt ein junges, albernes Ding, ohne Anmuth, ohne Manieren, ohne Erziehung. Roſateint will mit andern Worten ſagen, geſundes, rothes Geſicht. Und dieß ſoll nun Die ſeyn, deren Schönheit allgemeine Bewunderung auf den Almacksbällen erregen ſollte! die Tochter eines ordinären groben Krämers aus Thomas-ſtreet, die zum Range einer Paireſſe nur durch die ſeltſame Narrheit eines Mannes erhoben wurde, deſſen Gemahlin wenigſtens die ſchönſte und edelſte Blume in allen drei Reichen ſeyn ſollte!

„Lady Dickſon iſt alſo ohne Zweifel,“ ſprach er endlich laut weiter, „gewiß begabt mit Klugheit und Geiſt, denn nichts iſt ſo geeignet als dieſe beiden vereinigten Eigenſchaften, um großes Aufſehen in der Welt zu machen.“

„O ja! ſicher, ich darf es behaupten, wird meine Gattin noch Klugheit genug bekommen,“ verſetzte Lord Dickſon, deſſen Verlegenheit fortwährend zunahm. „Was kann man aber bis jetzt von einem jungen Weibe in dieſem Artikel verlangen, die ihr ſiebzehntes Jahr noch nicht einmal erreicht hat? Und was den Geiſt, den Witz anbelangt, ſo darf ich Ihnen wohl im Vertrauen ſagen, daß er, meiner Anſicht nach, eine läſtige, ſogar gefährliche Waffe iſt, beſonders wenn er ſich in den unerfahrnen Händen einer Frau befindet.“

„Das muß entweder eine Närrin ſeyn oder eine Frau, die gar nicht weiß, was ſie thut,“ dachte der Baronet. Und abermals in ſein Souvenir ſehend, las er weiter: „Sanftmuth und Treue!“ — Kaum aber hatte er dieſe Worte vollendet, ſo riß Lord Charles, der wie ein auf die Folter Geſpannter zu leiden ſchien, die Briefta ſche, ganz außer ſich vor Schaam, Aerger und Zorn, aus der Hand ſeines Freundes und warf ſie in das Feuer.

„Himmel und Erde, Herr! Sind Sie verrückt?“ ſchrie Sir Henry und ſtürzte an das Kamin, wo es ihm kaum gelang, das koſtbare Souvenir den ſchon an demſelben züngelnden Flammen zu entreißen. Wir werfen einen Schleier über die ſcandaleuſe Scene, die nun zwiſchen den beiden Freunden vorfiel, und begnügen uns einfach mit der Erzählung, daß am früheſten Morgen Lord Dickſon das Schloß ohne Sang und Klang verließ, und ohne weder von Sir Henry noch von ſeiner Gemahlin Abſchied zu nehmen.

„Saubere Neuigkeit," rief Sir Henry, drei Monate ungefähr nach dem von uns erzählten Abenteuer und reichte Lady Bruntfield die Morning-Poſt hin, bekanntlich das Journal des guten Tons und der Fashion. „Ei, ei! welchen Fehler, welche Narrheit beging doch mein armer Freund Lord Dickſon durch ſeine Heirath! Es iſt unausbleibliche Wahrheit: alle alte Junggeſellen, die ſich ſo lange gegen die Ehe ſträuben, endigen damit, daß ſie zuletzt die allerunglücklichſte Wahl treffen! Und Dir, William, ſage ich," fuhr er zu ſeinem älteſten Sohn gewendet fort, „wenn Du vor deinem fünfundzwanzigſten Jahre nicht geheirathet haſt, ſo enterbe ich Dich. Das jugendliche Herz kann ſich noch in Alles finden und ſchmiegen. Gleiche Gefühle, gleicher Geſchmack, gleiche Neigungen müſſen nothwendiger Weiſe bei zwei jungen Eheleuten entſtehen, die ſich wahr und innig lieben. Ein alter Junggeſelle, der ein junges Weib nimmt, wird ſich beſtimmt früh oder ſpät lächerlich machen. Hier habt Ihr ſchwarz auf weiß, daß Lady Dickſon öffentlich den Beweis geliefert hat, wie weit ſie entfernt war, jene köſtliche Tugend zu beſitzen, die mein Freund ſchon vor ſo langen Jahren forderte, nämlich „Treue!" denn ſie hat ſich ſo eben von Mylords Kammerdiener entführen laſſen. Wir wollen nach London reiſen," ſprach Sir Bruntfield weiter, „und Lord Dickſon abholen, um ihn dem ſpöttiſchen Lächeln, den Verhöhnungen und den ſchlechten Witzen zu entziehen, die von allen Seiten auf ihn losſtürmen werden. Peter Teazle ſagt in der Läſterſchule: „das Unglück eines Ehemanns iſt eine wahre Erquickung für alle alte Hageſtolzen." Eben ſo wahr iſt aber auch der Satz: „Ein alter Mann kann keine größere Thorheit begehen, als eine junge Frau zu heirathen!"

Briefe aus Paris.

Von

S. F. Lehrs.

I.

Wertheſter Freund! Sollte Sie aus meinem heutigen Briefe ein nordiſch-kalter Hauch anwehen, ſo mag es Sie nicht wundern. Ein Reiſender, ich weiß nicht welcher, ſoll, ich weiß nicht wo, die Bemerkung gemacht haben: „In Petersburg ſieht man die Kälte, in Paris fühlt man ſie.“ Da man den erſten Theil der Behauptung, ſelbſt ohne in Petersburg geweſen zu ſeyn, keinen Augenblick in Zweifel ziehen wird, ſo hätte ein Reiſebeſchreiber wirklich einmal mehr als eine halbe Wahrheit geſagt. Jene unangenehm fühlbare Kälte mit ihrem Regen, Nebel und Schmutz, iſt Ihnen zur Genüge bekannt, ſie hat gewiß Jeden, der einen Winter hier verlebt hat, häufig gelangweilt. Doch macht ſich zu Zeiten, wiewohl ſelten und auf ſehr kurze Dauer, die Kälte auch in Paris ſichtbar, wie es dieſen Winter ſchon mehrmals geſchehen, und wie es geſtern und heute wieder der Fall iſt. Die abenteuerlichſten Formen der ſchönſten, glitzernden Eisblumen bedecken meine Fenſterſcheiben und mahnen mich lebhaft an den heimiſchen Norden. Es iſt, als wären es dieſelben noch, in die der kindiſche Sinn ſich gefiel, mit tappendem Finger Grübchen zu ſchmelzen. Dieſe Betrachtung hat mir, ſehe ich, oder höre ich vielmehr, unvermerkt einen rhythmiſchen Tonfall angenommen. Das mag wohl daher kommen, daß eine ſolche Reminiscenz aus der Kindheit etwas Sentimentales, und das Sentimentale immer etwas Poetiſches an ſich hat. Dieſe vom Boreas geſäten Blumen — die Poeſie verfolgt mich heute, am Nordpol würde ich vielleicht ein großer Dichter

— meine befrornen Fenſter alſo geſtatten keine Ausſicht auf die Straße, die mich enttäuſchen könnte. Weder ſah ich an jener Ecke vor dem Laden der Fruitière die amphitheatraliſch aufgeſchichteten Berge von Apfelſinen, noch an der andern Ecke der Straße die Boutique des Fleuriſten, innen und außen ſtrotzend von unabſehbaren Körben, Töpfen und Düten, voll friſcher Blumen, noch nebenan im magazin des costumes die Ritter, Türken, die Harlequins, die Matroſen, mit ihren ſchnurrigen Larven zum Genuß der Maskenfreude lockend. Nur ab und zu ſtreift ein roſenfarbiger Schein über die Eisrinde meiner Fenſter hin und erinnert mich, daß drüben, im Eingange der Weinſchenke die Gluth des Kohlenbeckens nicht erloſchen iſt, über welchem vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht Kaſtanien geröſtet werden. In meinem kleinen Ofen kniſtert ein luſtiges Feuer. Ich habe, um es dahin zu bringen, den Blaſebalg tüchtig arbeiten laſſen, und mir einige Male die Finger verbrannt. Das mag bei ſolch einem Pariſer Oefchen und ſeiner eiſernen Röhre vermeiden, wem der fein bedächtigen Vorſicht mehr zu Theil geworden, als mir. Und doch iſt es ein ganz gutes Meuble, nicht die Vorſicht, ſondern der Ofen. Denn mit dem Kamin iſt gar nicht auszukommen. Das iſt ein leidiger Figurant, und viel beſſer noch, als in natura, figurirt er im Roman, wenn der Familienkreis „traulich“ — das Wort darf nicht fehlen, ſo vom Kamin die Rede iſt — ſich darum verſammelt, um, nach Umſtänden, den Geſpenſtergeſchichten einer Großmama oder den ebenſo wahrhaften Jagdhiſtorien eines behaglichen Förſters zu lauſchen. Der Romantiker verſchweigt wohl weislich, wie trotz aller Traulichkeit und Eintracht jedes Mitglied des glücklichen Cirkels in zwei Hälften zerfällt, die eine von Kälte ſtarrend, die andere von Hitze halb geröſtet, wie Aller Augen ſchmerzen und thränen, geröthet vom grellen Licht und vom Rauche. Kein trefflicheres Mittel, im Leben wie in der Kunſt, die Mängel der Wirklichkeit zu decken und auszubeſſern, als Schweigſamkeit gehörigen Ortes angebracht. Ich wette, geehrter Freund, Sie wünſchen, mir wäre auch Etwas von dieſer herrlichen Gabe zugefallen: ich mag Ihnen wohl unleidlich geſchwätzig vorkommen. Aber ich lenke ſchon ein. An einem ſo friſchen Wintertage lieb' ich mir einen Spaziergang über die Boulevards. Da ſpielen dann die Mäntel eine große Rolle. Die Damen, denen dieſes Schreiben etwa in die Hände fallen ſollte, werden jetzt ſehr aufmerkſam, ſie werden von den neueſten Pariſer Wintermoden, von Pelzen, Muffen und Mantillen — Nichts erfahren. „Wie ungalant!“ Ich habe bis jetzt nur den Herren meine genauere Aufmerkſamkeit gewidmet. „Wie egoi-

ſtiſch!“ Das wird man in Paris, wo man kaum einen Schritt thun kann, ohne ſein liebes Ich zu erblicken. Spiegel an Spiegel! In Café's und Reſtaurationen, in Boutiquen und Magazinen, in Salons pour la coupe des cheveux und Salons littéraires, in Bädern und überall, „jeder Zoll ein Spiegel!“ — Was mich übrigens an den Herrenmänteln beſonders intereſſirt hat, ſind nicht die Mäntel ſelbſt, die hier nicht viel anders ausſehen als bei uns, es iſt vielmehr die Art, wie ſo ein junger Pariſer den ſeinigen trägt, wie künſtleriſch er ſich damit drapirt. So mancher tragiſche Schauſpieler, dem ſein Beruf je zuweilen eine römiſche Toga umhängt, könnte da noch lernen, wie man mit Anſtand und Grazie bald den rechten Zipfel über die linke Schulter wirft, bald den einen Arm umhüllt, bald beide Arme, eingerollt, vor die Bruſt hinaufzieht.

Geſtern durchſchnitt ich auf meiner Wanderung die Boulevards und begab mich jenſeits in jenen Stadttheil, in dem ſich die reichen Banquiers und andere Leute, welche ſo glücklich ſind, Nichts als reich zu ſeyn, angeſiedelt haben, in jene Gegend, die ein minder buntes Anſehen, einen weniger hiſtoriſchen Charakter hat, als das übrige Paris, wo Alles weniger entſtanden, als gemacht iſt, kurz, wo es uns beinahe berliniſch anmuthet. Ich wollte die neue, nur vor wenigen Wochen eröffnete Kirche Notre-Dame de Laurette mir noch einmal anſehen, um ſie mit einer Kritik zu vergleichen, die ich kürzlich darüber geleſen. Fürchten Sie keine Beſchreibung, werther Freund. Ich halte es in dieſer Beziehung mit Jules Janin. „Ich weiß, ſagt er, daß im Allgemeinen jede Beſchreibung ſo ſchwierig zu leſen iſt, als zu machen. Die Beſchreibung erdrückt und tödtet. Wie ſoll man auf mehren Seiten ſagen, was man mit Einem Blicke geſehen? Um ſo mehr, da einem ſchönen Parke Nichts gleicht, als ein ſchöner Park, einem alten Schloſſe Nichts als ein altes Schloß.“ Und einer neuen Kirche, füge ich hinzu, Nichts als eine neue Kirche. — Das elegante, ganz antike Portal dieſes Gebäudes iſt vielleicht ſchön zu nennen, aber daneben nehmen ſich die zu beiden Seiten angehängten winzigen Flügel und gar das Thürmchen oben kläglich aus. Das Ganze macht keinen angenehmen Eindruck, und man muß dem Kritiker einräumen, daß das Gebäude nicht viel taugt. Woher kommt das? Weil der Baumeiſter, Herr Lebas, ſchlecht gebaut hat. Das ſcheint ſehr einleuchtend und befriedigend. Der Kunſtrichter, von dem ich rede, begnügt ſich damit nicht. Unſre Zeit iſt der religiöſen Baukunſt nicht günſtig, heißt es, ſie hat kein Geſchick dazu, weil der religiöſe Sinn erkaltet iſt, und was der Redensarten mehr

ſind, wie wir ſo häufig ſchon gehört haben von jenen Herren, die um ein Weil und ein Denn nie verlegen ſind. Entſchuldigen Sie, verehrter Freund, wenn ich die Unterhaltung mit Ihnen auf einen Augenblick abbreche, um ein Paar Worte an meinen Kritiker zu richten. „Laßt mich ein Wort mit dieſem Thebaner reden?“ — „Zugeſtanden Beides, Herr Kritikus; die neue Lorettenkirche iſt ein ſehr mittelmäßiges, ja, wenn Sie wollen, ein ſchlechtes Machwerk, der religiöſe Sinn iſt erkaltet, ja, meinetwegen mehr noch, er iſt erſtorben, iſt gar nicht mehr vorhanden. Zwei Erſcheinungen gleichzeitig. Nur erwarte ich den Beweis, daß ſie auch eine um der andern willen da ſind, daß ſie ſich wie Urſache und Wirkung verhalten. Doch nein, ich warte lieber nicht, mit Ihrer Erlaubniß; der Beweis dürfte ſich in die Länge ziehen, wie es die Art oder Unart der unzulänglichen Beweiſe zu ſeyn pflegt. Ich will Ihnen vielmehr einen ganz kurzen, bündigen Gegenbeweis führen. Geſtatten Sie mir, mein Beſter, Ihren Arm und begleiten Sie mich gütigſt nur einige tauſend Schritte. Wir gehen die Boulevards hinab bis zur rue royale. Vergeſſen Sie nicht, all Ihre Vorurtheile gegen die heutige Kirchenbaukunſt mitzunehmen. So! Jetzt ſehen Sie ſich gefälligſt dieſes gleichfalls ganz neue Gotteshaus, die Kirche de la Madeleine, an. Haben Sie das Geringſte daran auszuſetzen? Nein!“ — Mit meinem Aeſthetiker bin ich fertig, ich eile zu Ihnen, werther Freund, zurück. In der That, dieſer Tempel der heiligen Magdalena und ein anderer, worin man einem Gotte dient, dem alle Welt Weihrauch ſtreut, an den Alle glauben, ja, den der Glaube, der Kredit, oft gar erſetzen muß, ich rede von der Börſe, dieſe beiden Tempel ſind vielleicht die ſchönſten Gebäude in ganz Paris, und das will ſchon Etwas ſagen. Sie ſind vollkommen antik und wohl darum ſo vortrefflich. Geſtand ſich ein heutiger Architekt ehrlich, daß es uns an einem eigenthümlichen Styl in ſeiner Kunſt gänzlich mangle, ſchaute er nach fremden Muſtern um, die er dann nirgend ſchöner fand als im Alterthum, folgte er dieſen Vorbildern getreu, ließ er ſich nicht gelüſten, Fremdartiges in ſeine Nachbildung hineinzumiſchen; ſo brachte er jedesmal ein löbliches Werk zu Stande, er mochte eine Kirche oder eine Börſe, einen Palaſt oder ein Muſeum, ein Theater oder einen Triumphbogen bauen, — und die Nachwelt wird ihn zu rühmen wiſſen. Denn bei ihr wird es uns wahrlich nicht zur Schande gereichen, wenn es heißt: „Im neunzehnten Jahrhundert erblühte die altgriechiſche Baukunſt wieder in ihrer ganzen Reinheit.“ An Schönheitsſinn fehlt es unſerer Zeit durchaus nicht, und dieſer, ſo glaub' ich gewiß, genügt ohne den religiöſen Sinn, Mei-

sterwerke der Architektur zu schaffen, der religiösen, wie der profanen. Eine Eintheilung, die, streng genommen, wegfällt, wenn von Bauwerken, aus rein künstlerischem Gesichtspunkte angesehen, die Rede ist. Auch hat sich die Architektur zu keiner Zeit an diese Sonderung gehalten. Denn, als man gothische Kirchen errichtete, baute man Schlösser und Burgen, versteht sich, mutatis mutandis, in demselben Styl. Heute baut man Kirchen und Theater in demselben antiken Geschmack. Der Unterschied ist nur der, daß man in religiösen Zeiten mit den Kirchen begann und bis zum Theater vielleicht gar nicht kam, daß man in irreligiösen den umgekehrten Weg einschlug, mit den Schauspielhäusern anfing und den Weg durch Museen, Paläste u. s. w. hindurch verfolgend, mit Kirchen den Beschluß machte.

Ganz anders will die Sache freilich betrachtet seyn, sobald man fragt, wie dieses oder jenes entschieden schöne Gebäude diesem oder jenem Zwecke anständig ist. Wie schickt sich z. B. diese antike Architektur, auf Kirchen angewandt, zu dem Gottesdienste, den man in katholischen Landen darin begeht, zu der Monstranz, dem Meßgewande, dem Räucherfaß? Vielleicht nicht sonderlich. Aber, gesetzt den schlimmsten Fall, sie schickten sich gar nicht zu einander, so ist das Verhältniß immer noch eben so günstig, als zwischen diesem Kultus und der Gesinnung, dem Glauben, die man heutiges Tages dazu mitbringt. Und jedenfalls, mein' ich, nimmt sich in unsern Tagen dieses kirchliche Ritual hinter den korinthischen Säulen der Magdalenenkirche besser aus, als unter den gothischen Gewölben der Basilika Notre-Dame. Dort kann es nur unpassend, höchstens drollig erscheinen, hier läuft es Gefahr profan zu werden.

Vor wenig mehr als hundert Jahren, es war 1722, verbot man die Aufführung des Delphischen Orakels, eines Drama's von Moncrif de Paradis, wegen einiger Scherze, die er sich über die heidnische Religion erlaubt, „toute religion devant être traitée religieusement.“ Und Corneille's Polyeukt ward zu seiner Zeit heftig angegriffen, wegen der „dévotion un peu trop galante de ces saints.“ „Und hat nicht, sagte man, das erste Mailändische Concil ausdrücklich verboten, das Leben und Märtyrthum der Heiligen auf die Bühne zu bringen?“ Damals noch mag wohl derselbe Gottesdienst, den man auch heute übt, in derselben Kathedrale Notre-Dame, in die man auch heute geht, wenn es gerade Mode ist, zur feierlichen Andacht gestimmt haben. „Da ich mich über die Moden, die ich nicht mitzumachen Willens bin, nicht immer au fait erhalte,“ sagte mir

neulich ein junger Franzoſe, „ſo weiß ich wirklich nicht, ob es in dieſem Augenblicke zum guten Ton gehört, in die Kirche zu gehen, oder nicht. Der Geſchmack wechſelt darin ſehr häufig, wie in vielen andern Dingen. So iſt es jetzt z. B. unter den jungen Leuten wieder allgemein Mode, ſich eine Griſette zu halten, während es zu Zeiten mehr gäng und gebe iſt, ſich dafür anders außerhalb ſeiner Behauſung zu entſchädigen.“

Noch ein Paar Worte von der Lorettokirche. Das Innere derſelben iſt unſtreitig höchſt geſchmackvoll, nur iſt es nicht das Innere einer Kirche. Der prächtige Plafond würde den glänzendſten Ballſaal der Welt würdig ſchmücken; die zierlichen broncenen Lampen mit ihren matt und bunt geſchliffenen Glaskugeln ſcheinen aus den eleganteſten Café's der Stadt herbeigeſchafft zu ſeyn. — Die Wände ſind überreich mit den bunteſten Bildern bedeckt, welche Scenen aus dem Leben Jeſu, der Jungfrau Maria und vieler Heiligen beider Geſchlechter darſtellen. An dieſer zum Theil noch unvollendeten Dekoration haben fünfundzwanzig Künſtler gearbeitet, darunter auch zwei Damen. Das ſchöne Geſchlecht iſt jetzt in allen ſchönen Künſten zu Hauſe; die Kochkunſt zählt man nicht unter die ſchönen Künſte. Ich wage nicht den Kennern zu widerſprechen, welche die Gemälde, wenige beſſere etwa ausgenommen, ſehr mittelmäßig finden. Obenerwähnter Kunſtrichter wendet hier dieſelbe Theorie an, mit der er das Gebäude ſelbſt bekämpft, die Religionserkaltungstheorie. Vielleicht, daß er dießmal ein wenig näher zum Ziele trifft. Aber, wie ward er nicht ſtutzig, Gemälde und Gebäude in Bauſch und Bogen zu beurtheilen, jene wie dieſes aus gleichen Gründen zu verdammen? Scheint mir's doch unzweifelhaft, daß Malerei und Skulptur auf der einen und Baukunſt auf der andern Seite aus ganz verſchiedenen Geſichtspunkten zu betrachten ſind. Denn Sie werden mir zugeſtehen, daß es ganz ein Anderes iſt, ob ich einen Chriſtus, eine Madonna, einen St. Philibert, eine St. Thereſa, und wie die Sancti und Sanctae alle heißen mögen, zur Anſchauung zu bringen habe, oder ob ich ein Gewölbe, eine Säule, einen Bogen, einen Pfeiler aufführen ſoll.

Ueber der Kunſtepiſtel iſt mir gänzlich entfallen, was ich Ihnen, geſchätzter Freund, ſonſt noch mitzutheilen urſprünglich im Sinne hatte. Doch wird es allzuwichtig nicht geweſen ſeyn und fällt mir auch wohl ein ander Mal wieder bei. Dafür will ich Ihnen heute noch erzählen, wie es mir neulich im italieniſchen Theater ergangen iſt. Ich wollte Othello hören. Man hatte dieſe Oper in der letzten Zeit, ſeit-

dem ſie zu Rubini's Benefiz war gegeben worden, wohl ein Dutzend Mal wiederholt. Da hätte man meinen ſollen, der Zudrang würde ſich gemindert haben, und ich hoffte einen Platz im Parterre zu finden, wenn ich mich nicht ſehr ſpät einſtellte. Es hatte nur eben ſieben Uhr geſchlagen, der Eingang konnte erſt ſeit wenigen Minuten geöffnet ſeyn, als ich mich an demſelben einfand. Aber weiter kam ich vorläufig nicht. Der, die, das Queue — wählen Sie gefälligſt nach eigenem Ermeſſen, ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll — reichte ſchon bis beinahe auf die Straßen hinaus und verlängerte ſich hinter mir jeden Augenblick mehr und mehr. Neulich mußte ich einen Autor ein Stück ſeines neueſten politiſchen Werkes vorleſen hören. Hätte ich mir eine härteſte Geduldprobe erſinnen wollen, ich würde Ihnen wahrlich keine ſo verbrauchte auftiſchen. Aber es war nun einmal nicht anders. Perſon, Ort, Zeit, alle Umſtände könnte ich genau angeben, nur nach dem Inhalte des Geleſenen bitte ich mich nicht zu fragen. Seitdem glaubte ich, mir könne künftig nichts Langweiligeres d. h. nichts Qualvolleres begegnen. Irrthum! Zum Beweiſe mein Weg von der Eingangsthür bis zum Bureau des italieniſchen Theaters. Ein Leichenzug fliegt dagegen wie ein Dampfwagen. Der Mann vor mir, da es offenbar ein Menſch und kein Lamm war, muß nothwendig ein Deutſcher geweſen ſeyn. Wie hätte er ſonſt ſo geduldig die Tritte und Stöße ertragen, mit denen ich ihn zu fördern ſtrebte? Mürbe und zerknirſcht kam ich endlich bei der Kaſſe an. An einen Platz im Parterre war nicht mehr zu denken. Mein Bitten, mein Flehen um irgend ein Logenplätzchen mochte gar jämmerlich klingen. Denn mit recht mitleidigem Achſelzucken verſicherte der Kaſſirer ſein Bedauern, nicht dienen zu können. „Nichts als Amphitheater," hieß es. Nur nicht zurück durch die nachſtrömende Menge! Sonſt war mir Alles gleich in meiner reſignirten Stimmung. Ueberdieß fiel mir ein, von Kennern gehört zu haben, nur dort oben ſchlürfe man den wahren Vollgenuß der Muſik, die auf ihrem Fluge den niedern Regionen nur kärgliche Gaben verächtlich abwerfend, ihre reichſten Schätze zum Paradieſe hinanträgt, um ſie dort, aus Vorliebe für die Auserwählten, gegen ein Billiges abzuſetzen, während die armen Schlucker unten den ſpärlichen Abfall theuer bezahlen müſſen.

Von der Aufführung der Oper werde ich Ihnen Wenig oder Nichts ſagen. Die Herrlichkeit dieſer Bühne, auf die der Pariſer mit Recht ſo ſtolz iſt, von der er behauptet, ſie ſey das Einzige, was ſich hier in ſeiner ungetrübten Reinheit erhalten, was in ſeiner angeſtammten Größe noch unerſchüttert daſtehe; Sie kennen ſie ja und haben ſich gewiß oft

mit Bewunderung daran ergötzt. Aber, ob Sie, aus Wahl oder Geſchick, je den Lüſtre unter ſich geſehen haben, möchte ich faſt bezweifeln.

Um mir die überſtandenen Leiden zu vergüten, flog ich mit Blitzesſchnelle die Stiegen hinan, je drei Stufen nahm ich mit einem Sprunge. Bald war das Ende der rothen Teppiche erreicht. Noch einige Sätze über unbedeckte Holzſtufen! Dann keine Treppen mehr! Ich war an der engen Pforte, die zum Leben führt. Denn der Baumeiſter des italieniſchen Theaters hat ſich ſtreng an den Buchſtaben der Schrift gehalten. Das Paradies ſelbſt entſpricht, wie billig, der ſchmalen Pforte. Kein Wunder, daß ich nur noch auf den hinterſten Bänken mehre Lücken fand. Schnell bemächtigte ich mich der erſten, an die ich kam; denn ſchon drängten ſich neue Ankömmlinge in hellen Haufen mir nach. Mein Platz wäre ſehr bequem geweſen für einen jener überſchwenglichen Muſikfreunde, welche die Augen ſchließen oder dem Theater den Rücken zukehren, um ihren Ohrengenuß zu concentriren und durch keinen Eindruck zu ſtören. Hier hätten ſie ſolcher Vorkehrungen nicht bedurft, ſie hätten ohnehin Nichts geſehen. Ich meinerſeits halte es nicht mit dieſen einſeitigen Epikuräern. Jener perſiſche Schach iſt mein Mann, welcher einen hohen Preis ausſetzte auf die Entdeckung eines Vergnügens, das alle Sinne gleichzeitig auf's angenehmſte ergötze. Wenn ich in der Oper bin, will ich ſehen und hören zugleich. Auf Jenes ſollte ich entſchieden verzichten, wie es mit Dieſem gehen werde, war noch problematiſch. Daher entſchloß ich mich kurz, dieſen Platz aufzugeben, ſelbſt auf die Gefahr hin, einen noch ſchlechteren — nein, das war wohl nicht möglich — aber gar keinen in die Stelle zu bekommen. Ueber viele, viele Köpfe und Schultern kletterte ich mit unzähligen pardons zur Thüre und hinaus. Welch ein mächtiger Zauber in dem einzigen Wörtchen pardon! Ein Stoß, ein Schlag, ein Tritt, ſo derb er ſey, iſt er nur von pardon begleitet, der Franzoſe fühlt ihn nicht. Draußen knüpfte ich mit der Ouvreuſe Unterhandlungen um einen Platz, ſey es der ſchlechteſte, in einer der an das Amphitheater gränzenden Logen an. Aber ſo laut ich auch das Geld in meiner Taſche klingen ließ, ſie betheuerte, kein Winkelchen ſey mehr unbeſetzt, doch würde ich vortrefflich ſehen und hören, wenn ich ein Stühlchen annähme, welches ſie mir zwiſchen die Schwelle und eine der vorderſten Bänke des Paradieſes einklemmen wolle. Ich ließ mir's gefallen. Noch eine Viertelſtunde ſchwerer Pein, die ſich in den Zwiſchenakten nachher regelmäßig erneute. Denn Alles, was herein und hinaus wollte, ſtolperte unbarmherzig über mich hin. Und ich bin noch nicht genug Fran-

zoſe, um unter dem Zaubereinfluſſe des magiſchen pardon zu ſtehen. — Die Würde, der Anſtand, welche dieſes Theater auszeichnen, gehen ſelbſt hier oben nicht verloren. Es herrſcht Ruhe. Man hört nicht jenes unabläſſige Geſchrei der Ausrufer, welches in allen andern Theatern jeden Augenblick, den die Darſtellung frei läßt, ausfüllt. Mit einem Winke, einem leiſen, beſcheidenen Worte werden: l'analyse! l'entr'acte, programme des spectacles! LA pièce! zu Kauf geboten. Denn auf den Artikel werfen dieſe Leute, in deren Sprache das Gepräge des Nationalcharakters durch Cultur noch nicht verwiſcht iſt, die ganze Wucht des Accentes. Die Nebenſachen als Hauptſachen zu behandeln, iſt ja ein hervorſtechender Zug des franzöſiſchen Charakters. — Ich kaufte ein Exemplar des Entr'akts. Ein unerträglicher Moſchusgeruch ſtrömte mir daraus entgegen. Er rührte von einer inliegenden Annonce, einem ſchön geglätteten, himmelblauen Blatte her. Auf einige öſtliche Schriftſchnörkel, die wohl türkiſch vorſtellen ſollten, folgte die Ankündigung eines türkiſchen Balſams, der jede Unebenheit der Haut glätte, jede unzarte Röthe hinwegbanne u. ſ. w. Die Damen in Konſtantinopel und Kairo, hieß es, trieben den Luxus der Toilette ſo weit, nach dem Bade den ganzen Körper mit dieſem köſtlichen Balſam zu ſalben. Nichts ergötzlicher als die Pariſer Annoncen, dieſe Poſaunenſtöße der Charlatanerie, der allmächtigen Herrſcherin des Tages! Unter ihrer Aegide reuſſirt hier alle Welt, der Miniſter, wie der Bettler; ohne ihren Beiſtand iſt man verloren. Ganz Paris, dieſes Volk, dem doch ſeine Feinde ſelbſt Geiſt und Klugheit nie abgeſprochen haben, läuft herbei und läßt ſich willig eine Naſe drehen, wenn ſie ihm mit möglichſt unverſchämter Dreiſtigkeit angeprieſen und mit marktſchreieriſch pomphaften Ceremonieen präſentirt wird. — Die Ouvertüre begann, und zu meinem Glücke nahm die Dame vor mir ihren großen Hut ab, zu meinem Glücke und zu Ihrem, geſchätzter Freund, ich meine Ihrem mit dem großen J; denn hätte ſie ihn aufbehalten, ich ſtehe nicht gut dafür, daß Sie nicht wieder eine Predigt gegen die Damenhüte im Theater hätten zu leſen bekommen. — Die Ouvertüre war zu Ende und der Vorhang hob ſich. Mit dem Hören mochte es hingehen, wiewohl mir doch ſchien, als wären mir ſonſt unten die Töne aus denſelben Kehlen voller und kräftiger zu Ohren gedrungen. Aber mit dem Sehen war ich traurig daran. Um von den Strahlen, die der Kronleuchter heraufwarf, nicht völlig geblendet zu werden, mußte ich die Hand fortwährend vor den Augen behalten. Da erſchaute ich denn ſo ziemlich Alles, aber in ſehr verkleinertem Maßſtabe, Lablache war beinahe ſchlank. — Der Applaus war heute ſtürmiſcher

als je. Die Pariſer und namentlich die Pariſerinnen, hab' ich bemerkt, ziehen ihre Handſchuhe nicht leicht ohne beſonders wichtige Veranlaſſung ab, als da iſt, eine ſchöne Hand, wenn es eben zweckdienlich ſcheint, oder einen Brillantring in einem entſcheidenden Momente ſichtbar zu machen u. drgl. Heute hatten viele Damen ihre Handſchuhe über die Brüſtung des Balkons und der Logen gehängt und gingen mit ihren zarten, nackten Händen wahrhaft unbarmherzig um. Zur Erklärung dieſes ſchonungsloſen Verfahrens lag neben jedem Paar Handſchuhe ein Exemplar jenes blauen Moſchuszettels. Bringt doch der türkiſche Balſam, der morgen auf keiner anſtändigen Toilette fehlen wird, wieder Alles ins Gleiche. Die Schauſpieler ſollten ſich vereinen, dem Kaufmanne, der ihnen ſo weſentliche Dienſte leiſtet, einen goldenen Pokal mit dankbarer Inſchrift zu überreichen; die Schauſpielerinnen werden ſich am ſchicklichſten bei ihm abfinden, wenn ſie es den Damen von Konſtantinopel und Kairo gleich thun. — Der Beifall übrigens, ſo rauſchend er ſeyn mag, iſt in dieſem Saale gewiß nie unverdient, nie ungerecht. Aber der lärmendſte iſt keineswegs der, welcher dieſe Künſtler am meiſten beglückt. Es gibt hier nicht ſelten einen andern, jenen ſtummen Beifall, da das Entzücken keinen Ausdruck mehr findet. Der Sänger, die Sängerin ſchweigt, die ganze Verſammlung rings holt aus tiefer Bruſt den lang verhaltenen Athemzug herauf, der ſich hie und dort zu einem bravo oder brava bildet, dann folgt tiefe Todtenſtille. Da feiert die Kunſt ihre heiligſte Andacht, in ſolchen Momenten der Künſtler ſeine ſeligſten Triumphe. — Eine der ſchönſten Partieen in Othello überhaupt, und zumal in Rodrigo's Rolle, iſt die Scene, da der verſchmähte, gekränkte Liebhaber Desdemonen in den herrlichſten Variationen des Geſanges unermüdlich fragt:

Kannſt Du mich ſo betrüben,
Othello kannſt Du lieben?

In Deutſchland hat Haizinger in dieſer Scene, dem ſtrahlendſten Punkte ſeiner glänzendſten Darſtellung, das Publikum der erſten Theater entzückt. Dort darf man es für Gewinn achten, wenn ſie von den andern, meiſt ſehr gewöhnlichen Sängern des Rodrigo mit Stillſchweigen übergangen wird, wie in der Regel geſchieht. Ich war geſpannt, ſie aus Ivanoffs Munde zu hören. Getäuſchte Erwartung! Auch er ließ ſie, zu meinem großen Bedauern, aus. Es iſt ihm nicht zu verargen, wenn er nur ſo viel ſingt, als er eben nicht vermeiden kann; der Arme hat keinen Dank für ſeine Mühe. So trefflich er immerhin ſeine Sache macht, gegen wenige gerechte Hände, die, wenn ſie ja Franzoſen angehören, ſich wohl nur augenblicklich vergeſſen haben, lehnt ſich gleich eine ganze

Schaar parteiiſcher Zungen und Zähne auf, und ſehr ſchnell, faſt ohne Widerſtand, weicht die Minorität der Klatſcher der großen Majorität der Ziſcher. Ein ſehr auffallendes, recht ärgerliches Beiſpiel der Art hab' ich neulich in der Cenerentola erlebt. Wann die glücklichen Zeiten vor dem Sündenfalle wiederkehren, wo Katz' und Hunde gute Freunde waren, da wird es ſich vielleicht ereignen, daß ein Franzoſe keinen Anſtand nimmt, einem Ruſſen zu applaudiren. Erwünſcht muß die Unterdrückung der in Rede ſtehenden Partie der Darſtellerin der Desdemona ſeyn, welche während der ganzen langen Scene ein ſtummes Spiel zu unterhalten, alſo einen ſchwierigen Stand zu behaupten hat. Ich habe bei dieſer Gelegenheit einſt eine ſehr gute Sängerin eine höchſt lächerliche Rolle ſpielen geſehen. Mlle. Griſi hätte freilich die ſchwere Aufgabe glücklich gelöst. Es iſt Regel bei den Künſtlern dieſer Bühne, kaum weniger gut zu ſpielen als zu ſingen. Mlle. Griſi weicht von dieſer Regel am wenigſten ab, Lablache kehrt ſie um und ſingt kaum weniger meiſterhaft als er ſpielt, und ſelbſt Ivanoff iſt nicht unbeholfen und hölzern, Lobes genug für einen zweiten Tenoriſten, den Liebhaber in der Oper. Denn ein erträglich guter Liebhaber auf dem Theater, vollends ein ſingender, iſt wie ein weißer Rabe. Da das Theater eine Schule des Lebens ſeyn ſoll, ſo fangen vielleicht einmal die Liebhaber in den Logen an, ihre Rolle nach dieſen Muſtern zu ſpielen. Welch reicher Gewinn dann für die Langeweile — für die Tugend, wollte ich ſagen. Ja ſo, vergaß ich doch ganz, daß die Schönen ihrerſeits auch ſehr gelehrig, ja gelehriger ſind, als Unſereins. Sie würden gar bald den Schauſpielerinnen — verſteht ſich, ohne hinter die Couliſſen zu gucken — Genügſamkeit ablernen. Es wird alſo wohl Alles beim Alten bleiben.

Leben Sie wohl, ſehr geehrter Freund!

Parlamentariſche Phyſiognomien.

Die liberale Partei der Kammer der Lords.

Zweiter Artikel.

Lord Brougham improviſirt gewöhnlich; Niemand kommt ihm gleich in der Reichhaltigkeit der Quellen, in der Lebendigkeit der oratoriſchen Mittel, im Ueberfluſſe der Wirkungen, in der Kunſt, Alles zu ſagen und nie ſtecken zu bleiben, in der feurigen Raſchheit einer Diction, die aus der Quelle fließt; was er leiſtet, iſt ein Wunder. Bei höchſt ernſten Gelegenheiten ſchreibt er einige Stellen ſeiner Rede nieder, dann erſcheint dieſe aber auch als ein ganz ausgearbeitetes Werk. Der Schluß ſeiner Rede zu Gunſten der Königin Caroline ward vierzehn Mal von ſeiner Hand niedergeſchrieben, und immer wieder verbeſſert. Wir führen dieſes Fragment an: „Dieß, Mylords, iſt die Angelegenheit, über welche Sie richten ſollen; dieß ſind die Thatſachen, welche die Anklage unterſtützen; keine Spur von wirklichen Beweiſen; nirgends ein Grund, mächtig genug, um auch den letzten Unterthan des Reichs eines bürgerlichen Rechts zu berauben; nicht *ein* erwieſenes Unrecht, allenthalben lächerliche Unmacht, Skandal, Monſtruoſität! Und auf ſolche Weiſe unterſtützt man die ſchwerſte Anklage! Auf ſolche Weiſe will man die Ehre der Königin zu Grunde richten! Durch ſolche ſchlagende Ungerechtigkeit will man einem Akte der Geſetzgebung eine rückwirkende Kraft geben? — Mylords, halten Sie ein! Ueberlegen Sie wohl! Sie ſtehen am Rande eines Abgrundes. Der Spruch, mit dem Sie Ihre Königin treffen würden, wäre Ihrer Abſicht entgegen und würde auf Ihre Häupter zurückfallen. Bedenken Sie das Wohl des Landes, Mylords, bedenken Sie Ihr eigenes Wohl! Bedenken Sie das Wohl des Volkes, das ſich Ihren Glanz zur Ehre rechnet. Bedenken Sie, daß Sie eben

ſo wenig deſſelben entbehren können, als die Blüthe, die man von dem nährenden Zweige trennt. Das Land verlangt ſein Wohl von Ihnen, damit es noch durch ſie zu glänzen vermöge. Die Krone verlangt ihr Wohl von Ihnen, ſie, die man mit unauslöſchlichem Schimpfe bedroht. Die Ariſtokratie, welche Gefahren umgeben; der Altar, der jedesmal wankt, ſo oft der Thron erſchüttert wird. Sie, Kronanwalt, haben es erfahren, und zwar in dem Augenblicke, wo die Kirche und der Thron unſerer Königin die Huldigung öffentlicher Gebete verſagten; denn damals erhob ſich ein feuriges Gebet aus der Bruſt eines Jeden zu ihrem Schutze zum Himmel. Ich, meinestheils bete für ſie; mit Inbrunſt flehe ich zum Vater des Erbarmens, er möge mehr Segen über Englands Volk verhängen, als diejenigen verdienen, welche es regieren. Insbeſondere flehe ich, Mylords, daß er Ihre Herzen zur Gerechtigkeit neige."

Geberden ohne Anſtand, eine Stimme, welche in den obern Tönen an den Zinken erinnert, ein außerordentlicher Wechſel in den Stellungen bilden die Action dieſes Redners, der mit großer Gewalt und mit wenig Annehmlichkeit ausgerüſtet iſt. Erhitzt er ſich, ſo nehmen ſeine Geberden eine ungewöhnliche Heftigkeit an, und ich möchte alsdann Niemand rathen, ſich in dem Bereiche ſeines in Bewegung geſetzten Armes zu befinden. Die phyſiſche Kraft hat großen Einfluß auf ſein Talent. Seine Natur will keine Ruhe, ſie ermüdet ihn. Man hat ſchon oft die Wirkungen ſeiner Beredſamkeit zu ſchildern verſucht, es iſt noch nie gelungen: ſie hängt mit jener, beinahe ſchreckbaren Thätigkeit zuſammen, welche ſich furchtbarer wieder aufrichtet, wenn die eines Andern erſchöpft iſt. Man erinnert ſich, ihn gehört zu haben, wie er die Discuſſion ſieben Stunden hinter einander fortſetzte! Dieß iſt ein unermeßlicher Vortheil. Die meiſten Menſchen ſind eines raſchen Aufſchwungs, nicht aber dieſes fortwährenden Kampfes fähig, der ein Temperament von Erz und Nerven von Stahl erfordert.

In ſeltſamem Widerſpruche iſt er hartnäckig, obgleich heftig; ausdauernd, obgleich leicht hingeriſſen, und geduldig trotz ſeines Jähzorns. Er iſt das fleißigſte Mitglied des Oberhauſes; in jeder Sitzung iſt er zugegen, getreu ſeinen alten Gewohnheiten der Arbeitſamkeit und der Regelmäßigkeit; gänzlich unglücklich, ſo oft die Discuſſion eine ruhige Wendung nimmt; den leiſeſten Vorwand zur Heraufbeſchwörung des Sturmes im Fluge erhaſchend, lebt er, wie gewiſſe Vögel, nur inmitten des Sturmwindes und der aufgeregten Wogen. Hiezu kommt noch, daß die von ihm für die Edinburgh Review geſchriebenen Artikel,

wenn man ſie vereinigte, zwölf Bände füllen würden, und daß er wenigſtens eben ſo viel in andere periodiſche Werke geſchrieben hat.

Die liberale Fraction des Oberhauſes folgt der glänzenden Spur dieſes außerordentlichen Mannes zwar mit Aufmerkſamkeit, aber auch mit einigem Schrecken. Das ungeſtüme Feuer ſeines Charakters, die hieraus entſpringenden heftigen Launen, die Wuth, der er ſich überläßt, die Verwünſchungen, die er um ſich ſchleudert, haben etwas Beunruhigendes für eine Partei. — Lord Grey genießt einer ungleich größern Achtung. Man vertraut auf ihn. Stets conſequent in ſeinem Benehmen, gemäßigten Prinzipien anhängend, treu in ſeinen Verbindungen und unabänderlich feſt in ſeinen Doctrinen, iſt er das Muſter eines Staatsmannes, der weiß, was er will, und gerade auf ſeinen Zweck losgeht. Lange vorher, ehe er eine Rolle ſpielte, hatte er durchdacht, welche er ſpielen wolle. Die Stelle des Kabinets hatte ihn über die nothwendigen Bewegungen der europäiſchen Politik, über die Tendenzen der neuen Völker, und über die unvermeidlichen Kriſen, die ihrer warten, aufgeklärt. Seine Ideen waren feſt, ſein Plan fertig, ſeine Politik entworfen. Aufrecht ſtehend mitten unter Stürmen, ſprach der Wechſel der öffentlichen Meinung ſeiner unbiegſamen Unbeweglichkeit vergebens Hohn. Ein Staatsmann, der dieſes Namens würdig iſt, hat er ſeine erſten Ideen, ſeine erſten Grundſätze nie verrathen. Erſt nach tauſend Anſtrengungen, den Widerſtand zu beſiegen, hat er einige mit ſeiner Ueberzeugung im Widerſpruch ſtehende, aber von der Majorität des Kabinets diktirte Maßregeln vorgeſchlagen. Seine Conceſſionen hat er vor der genau gezogenen Gränzlinie eingeſtellt, die er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens nicht hätte überſchreiten können. Die Aufgabe ſeines Lebens war folgende: Wie läßt ſich die Bewegung der Reform ohne Verwegenheit und ohne Gefahr unterſtützen? — Auf welchem Punkte muß man nachgeben? — Welchen Theil des Schlachtfeldes kann man verlaſſen? — Welche ſecundäre Frage muß man zum Opfer bringen? — Wie endlich wird den Lebensprinzipien der Sieg geſichert? — Entgegenkommend in kleinen Dingen, unerſchütterlich in großen, mit trefflichem Menſchenverſtande ausgerüſtet, lehrt ihn ſeine Haupteigenſchaft, nie zu handeln, ohne die Folgen der Handlung zum Voraus berechnet zu haben. Er weiß ſtets, auf welchen Grad von Oppoſition er ſtoßen wird und durchſchaut das zu überwindende Hinderniß auf den erſten Blick. Die vorhandene Gefahr wägt er ab; die Hypotheſen verwirft er. Das Für und Wider, die Glücksfälle und die Wagniſſe gewahrt er mit bewundernswerther Kaltblütigkeit. Steht

seine Rechnung einmal fest, so richtet er sich auf und setzt sich in Marsch; dabei wagt er viel, aber mit Besonnenheit, und bleibt ruhig, entschlossen, ernst.

Auf solche Weise hat er die große Sache der Reform durchgeführt. Bewundernswerth in der Kunst, der Nothwendigkeit in kleinen Dingen nachzugeben, ohne die Hauptsache der Maßregeln zu gefährden, voll anscheinender Schonung und Nachgiebigkeit, hinter welchen die Unbeugsamkeit verschleiert ist, sah man ihn gegenüber der furchtbarsten Opposition Maßregeln vorschlagen und siegreich durchführen, welche der Majorität verhaßt waren.

Lord Melbourne's Kabinet ist liberaler, als das des Lords Grey. Wir sind jedoch der Ansicht, daß der letztere klugerweise vor gewissen Hindernissen Halt gemacht hätte, welche Lord Melbourne zu überschreiten versuchte. Schärfere Voraussicht, ein richtigeres Maß, eine nützlichere Zurückhaltung, ein ausgedehnterer, tiefer eindringender Blick, eine vorsichtigere Kühnheit, in Verbindung mit dem Gewichte und der persönlichen Achtung des Lords Grey, mit seinem Kredit, seinen Verbindungen, dem Einflusse seiner gesellschaftlichen und Familienbande haben seiner politischen Laufbahn jene Erfolge verschafft, welche Lord Melbourne nicht erringen konnte.

Die eigentliche Verlegenheit des Lords Grey im politischen Leben liegt in seiner Geradheit und Rechtlichkeit. Mehr als einmal hat die Last seiner Gewissenszweifel seinem Triumphe Fesseln angelegt. Durch einen edeln Stolz geleitet, und die eigene Würde ehrend, als diejenige der Regierung, deren Repräsentant und Lenker er war, schwächte er seine Hilfsquellen zuweilen lieber, als daß er sein Haupt unter minder ehrenvolle Forderungen beugte. Zur Zeit, da er O'Connell's und seiner irländischen Phalanx Hilfe am nöthigsten brauchte, bot man ihm die Vermittlung dieser wichtigen Armee an, wofern er die Coercitivgesetze Irlands zurückziehen oder mildern wolle; dieses Anerbieten ward jedoch mit Verachtung zurückgewiesen. Als später diese Verhandlungen mit O'Connell vor dem Unterhause zur Sprache kamen, rief Lord Grey aus: „Kein Mitglied des Kabinets hätte Verbindungen mit dieſem Manne unterhalten sollen!"

Seine Physiognomie, wie sein Benehmen trägt den Ausdruck des Ernstes: eines strengen Ernstes, vermischt mit Entschlossenheit und Melancholie. Er will sein Ziel erreichen, vertraut sich den Menschen selten an, ist auf Alles mit Ergebung gefaßt, und geht den geraden Weg. Er ist kein eloquenter Redner, aber ein solcher, der aus Ueberzeugung

ſpricht. Sein Vortrag iſt anfangs ſehr ſchwach, beinahe ſchüchtern, oder vielmehr zurückhaltend. Es hat den Anſchein, als befrage er vorher das Innerſte ſeines Gewiſſens, ehe er ſich an die Kammer wendet. Belebt durch ſein eigenes Wort, ſetzt er ſich in Bewegung, er geht vorwärts, rückwärts, wendet ſich um, und mitten in dieſer Bewegung nehmen ſeine Hände abwechſelnd drei regelmäßige Stellungen ein. Er kreuzt ſie über der Bruſt, läßt ſie an der Seite herabhängen, und kreuzt ſie dann auf dem Rücken; jede dieſer Stellungen dauert etwa fünf Minuten; ſind dieſe erſchöpft, ſo fängt er von Neuem an. Mit ſeiner Kaltblütigkeit, ſeiner Uebung im tiefen Nachdenken, ſeiner Fertigkeit in raſchen Erwiderungen, ſeiner durchdringenden Geiſteskraft, untergräbt er die Beweiſe ſeiner Gegner bis auf die Wurzel. Vor der Sitzung iſt er auf Alles gefaßt, mit allem Nöthigen ausgerüſtet. Seine Widerlegung iſt kurz und ſchneidet die Fragen raſch ab.

In der Converſation mag dieſe Trockenheit ihm ſchaden; man unterhält ſich nicht mit Axiomen; allein in dem Parlamente verſchließt ſie ſeinen Gegnern den Mund. Da iſt nichts Ueberflüſſiges, allenthalben vollkommene Klarheit, eine Menge Beweiſe, nichts Geſuchtes, Falſches, Unrichtiges. Hinreißendes Feuer, Schönheit des Styls fehlen ihm; dadurch erhält er vielleicht nur um ſo mehr Kraft. Seine Aufgabe iſt nicht, zu glänzen, zu gefallen, ſondern zu ſiegen.

Da er ſich nie an die Leidenſchaften wendet, ihm alle Manöver unbekannt ſind, er die Ränke verabſcheut, da ihn ferner ſeine ariſtokratiſchen Neigungen von jedem Streben nach Popularität entfernt halten und er weder verſuchen, noch um eine Frage lange herumgehen will, ſo fürchtet und achtet man ihn. Als gerader Mann voll überlegter Intelligenz, kann er ſich mit Chatham, Canning oder Peel nicht vergleichen, weil er mit den Menſchen, ihren Leidenſchaften und Intereſſen nicht Schach zu ſpielen verſteht. Stolz, ſtrenge Gewohnheiten, Hartnäckigkeit des Charakters — Alles in ihm widerſteht der Taktik gewöhnlicher Miniſter. Von allen Mitgliedern ſeines Kabinets beweist er dem Lord Althorp, als dem loyalſten von allen, das größte Vertrauen. In Lord Grey's ſtolzer Seele findet ſich Delikateſſe, Einfachheit und Gefühl; etwas, das an die Ruſſell und Sidney erinnert, eine Miſchung der perſönlichen Würde der alten Ritter, des Stoicismus der Republikaner, der zähen Hartnäckigkeit der Calviniſten, und der intellektuellen Klugheit, welche eine Folge vorgeſchrittener Civiliſation iſt. Als er in dem Unterhauſe ſeine Abſchiedsrede als Miniſter der Krone hielt, befeuchteten Thränen die Augen dieſes ernſten Mannes, ſeine Glieder

befiel ein leichtes Zittern. Seine Kaltblütigkeit iſt anerworben. Er will ſeinen Feinden weder die Flanke bieten, noch eine erregbare Empfindlichkeit zeigen. Daher iſt er zu Marmor geworden; durch zahlreiche Perſönlichkeiten tief verletzt, hat er geſchwiegen. Er greift die Dinge und nicht die Menſchen an. Hat ihn eine unwillkührliche Aufregung hingeriſſen, ſo galt ſie den Maßregeln und nicht den Perſonen. Mitten in der Kriſis, welche die Geſellſchaft aufregte, gegenüber derjenigen, welche er noch ſchrecklicher vorausſah, angefochten durch eine Umwälzung, die er verabſcheute, haben zwei widerſprechende Bewegungen ſeine ganze Politik beunruhigt. Zur Rechten die Stärke eines einflußreichen, mächtigen Adels; zur Linken der Impuls der Volksmaſſe. Gleichwohl ward ſein Miniſterium nicht durch die Gewalt der Umſtände, ſondern durch inneren Zwiſt geſtürzt. Diejenigen, welche ihn in der Nähe beobachtet haben, wiſſen, wie ſehr der Zerfall ſeiner Geſundheit, die phyſiſche Erſchöpfung und ſeine Vorliebe für das Familienleben, ihm das Aufhören einer Gewalt wünſchenswerth machten, an deren Feſthaltung er nach der Meinung anderer Minderunterrichter zu hängen ſchien.

Dieſer Mann, der die parlamentariſche Reform herausgefordert hat, dieſer große Athlet der Freiheiten, ſteht an der Spitze der Schaar der Edlen. Vier bis fünfhundert Männer, deren Gewalt er untergraben hat, haben keinen eifrigern Vertheidiger. Stolz auf ſeine Abkunft und auf ſeinen Rang, hat er ſich nicht geſcheut, im verſammelten Unterhaus auszuſprechen: „Ich werde mit dem Stande des Adels leben, oder mit ihm untergehen.“

Er duldet die Coterien, ohne ſich in ihre Ränke zu miſchen. Die Iſolirung gefällt ihm; und ſelbſt im Parlamente nimmt er ſeinen Sitz dergeſtalt, daß er außer Stande iſt, ſich mit ſeinen Collegen zu unterhalten; eine Zurückhaltung, die ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile hat. Vertieft in die Beobachtung oder vielmehr in das Studium der Bewegungen der Kammer und der begonnenen Discuſſion, legt er ſich gänzliches Stillſchweigen und angeſtrengte Aufmerkſamkeit auf. Nicht nur gegen ſeine Mitbürger und Zeitgenoſſen fühlt er das Gewicht ſeiner Verantwortlichkeit, auch der Zukunft hält er ſich verpflichtet, und noch nie laſtete dieſes ſchwere Gewicht auf einem Miniſter, der deſſen Wichtigkeit tiefer gefühlt hätte. Nie ward die Unbeſonnenheit oder Heftigkeit der Verhandlungen ihm zur Laſt gelegt. Man kann an der Richtigkeit der Grundſätze zweifeln, von denen er ausgeht; hat man dieſe Grundſätze aber einmal zugegeben, ſo muß man die Feſtigkeit ſeines Benehmens und den ſtrengen Ernſt ſeiner Deductionen bewundern. — Die

Physiognomie dieſes Staatsmanns iſt nachdenkend und melancholiſch; ſeine feinen regelmäßigen Züge ſcheinen jene Zartheit der Seele und jene feſte Intelligenz anzudeuten, die an ihm bekannt ſind. Ein lebendiger, raſcher Strahl geht von ſeinen nicht ſehr großen Augen aus. So manche Sorgen, Beklemmungen, Arbeiten und Jahre haben ſeine gealterte Stirne nur mit wenig Falten durchfurcht. Die urſprüngliche Farbe ſeiner grauen Haare läßt ſich nicht mehr beſtimmen; er geht gebückt; ſeine Geſundheit iſt ſehr geſchwächt, und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er je wieder an den ſo lange Zeit durch ihn geleiteten öffentlichen Geſchäften Antheil nehme.

Der Schwiegerſohn des Lord Grey, von ſeinem Schwiegervater ſehr geachtet, und eines der jüngſten Mitglieder des Oberhauſes, zieht heut zu Tage die hoffnungsvollen Blicke der Bewegungspartei auf ſich. Es iſt dieß Lord Durham; er iſt erſt 44 Jahre alt. Vielleicht zu heftig in ſeinen Reden, und leichter hingeriſſen als Lord Grey, bringt er dieſen Fehler durch eine Energie wieder ein, deren keiner ſeiner Collegen fähig iſt. Ein Feind aller Conzeſſionen und Vergleiche, kurz alles deſſen, was er feige Schwäche nennt, verlangt er ein jährliches Parlament, die Wahl nach Familien (household suffrage) und die Abſtimmung durch Kugelung. Doch würde er ſich auch mit dreijährigen Parlamenten, nebſt den beiden andern Bedingungen begnügen. Die Liberalen der ausgeſprochenſten Färbung bezeugen dieſem Lord die größte Ehrfurcht; er ſpielt bei ſeiner Partei dieſelbe Rolle, wie der Herzog von Newcaſtle bei der ſeinigen, indem er auf keinen ſeiner Grundſätze Verzicht leiſten, nichts an ſeinen Doctrinen ändern und keinen Mittelweg einſchlagen will.

Wirft man indeſſen einen Blick auf dieſen radikalen Pair und hört man ſeine weibliche Stimme, ſo iſt nichts an ihm im Einklange mit der populären Brutalität und Heftigkeit. Seine Phyſiognomie iſt ſanft und anmuthig; ſeine dunkelblauen Augen werden durch lange, ſchwarze Wimpern beinahe verſchleiert; man iſt geneigt, ihn für ſchüchtern zu halten, und dennoch iſt er ein furchtbarer Kämpfer. Iſt er nicht Herr jener lebhaften Beredſamkeit, welche auf ihren feurigen Flügeln unwillkührlich dahinreißt, ſo beſitzt er dagegen eine gedrängte Beweiskraft und eine merkwürdige Leichtigkeit des Improviſirens. Gleich Lord Grey und Lord Melbourne iſt er überzeugt von dem, was er ſpricht. Wie jene, wendet er ſich an das Urtheil ſeiner Zuhörer. Mitten durch den ſanften Ton einer angenehmen Stimme und einer für einen Staatsmann vielleicht zu zarten Ausſprache entdeckt man jene hartnäckige Feſtigkeit, die ihn ſeit

dem Tage, da er das erstemal unter dem Namen J. G. Lambton im Unterhause auftrat, nicht verlassen hat. Nicht eine langweilige oder schlechte Rede kann man von ihm aufführen. Nie versteigt er sich zu jenem gewaltigen Zorne, zu jenen donnergleichen Schlägen, welche Lord Brougham so häufig entfahren. Die Klarheit, welche ihn auszeichnet, verleiht seiner meisterhaften Dialektik volle Kraft. Wohl gesetzte, aber natürliche Phrasen, die frisch von der Quelle kommen, große Leichtigkeit in Anordnung der einzelnen Theile einer Rede, äußerste Bestimmtheit der Ideen, ein Gedächtniß, das die Hauptpunkte, auf welche sich seine Gegner stützen, behält, die Kunst das Lächerliche und Inconsequente derselben aufzudecken, das ist es, was ihm seine Gewalt als Redner sichert; nie sah man ihn stecken bleiben. Da er richtig schließt, und nicht nach Effekt hascht, da die Rhetorik allein ihm verachtungswerth dünkt, da jede künstliche Beredsamkeit ihm eines Staatsmannes unwürdig erscheint, da er weder nach blendenden Bildern, noch nach wohltönenden Worten sucht, so ist er auch nie jenen schimpflichen Durchfällen ausgesetzt, welche unglücklicherweise die Erfolge mancher besser begabten Männer krönen. Man gewahrt an ihm weder lebhafte Geberden, noch Wechsel in der Intonation, weder Gesuchtes in der Haltung noch in dem Style, wohl aber hie und da eine gewisse Eintönigkeit und bei großen Gelegenheiten einen Mangel an Enthusiasmus. Seinem politischen Benehmen fehlt es zuweilen an Zurückhaltung. Er hat sich an Feinden zu rächen gesucht, die er unmöglich überwinden konnte. Die Befehle seines Souverains und der üble Zustand seiner Gesundheit haben ihn seit einiger Zeit von der mühevollen Laufbahn entfernt, auf der er sich mit Glanz bewegte. Später, wenn seine Sendung im Auslande beendigt ist, wird man ihn ohne Zweifel in der Kammer wieder erscheinen sehen.

Lord Radnor, ein Mann von 57 Jahren, ultra-liberal, noch jung in seinen Manieren und Neigungen, ein Bewunderer Cobbets und sein persönlicher Freund, ist den Interessen seiner Kaste sehr entgegen. In der Beredsamkeit zog ihn Cobbett dem Lord Brougham, in der Logik dem Lord Grey vor. Im Jahr 1828 unterschrieb Lord Radnor 50 Pfund zu den Kosten der Wahl Cobbets; gleichwohl fiel er durch. Cobbetts Liebling erhebt sich indessen nur um einen Grad über die Mittelmäßigkeit. Die Kraft seiner Ueberzeugung rettet ihn; seine Reden sind nie lang, sie gehen direkt auf das Ziel los. Seine hohe Gestalt, sein männliches Gesicht machen Eindruck. Er ist nicht geistvoll, glänzend, originell, aber er schildert die Lage der Partei, welcher er ange-

hört, mit Klarheit, ſchweift nie ab, bleibt ſtets bei der Frage, und ſpricht ſehr langſam, damit man jedes ſeiner Worte verſtehe. Seine impoſante Haltung zwingt zur Aufmerkſamkeit; er reclamirt hauptſächlich die kirchlichen Reformen, und die Biſchofs-Bank ſieht ihn nie ſich erheben ohne innern Schrecken, der ſich durch niederſchmetternde Blicke kund gibt; allein er trotzt denſelben. Die Katholiken und Diſſidenten haben keinen ergebeneren Freund. Gegen ihn ſchleudern Lord Winchilſea, Lord Roden und alle eifrigen Vertheidiger des anglikaniſchen Proteſtantismus ihre Verwünſchungen.

Die wichtigern Celebritäten ſind jetzt vor uns vorübergeführt worden. Gehen wir nunmehr noch raſch den Reſt der ariſtokratiſchen Schaar durch, welche ſich zu den liberalen Ideen bekennt. Zuvörderſt kommt der Marquis von Weſtminſter, der ſo ziemlich radical iſt, obwohl er mehr als 350,000 Pfund Einkünfte, ſomit etwa 1000 Pfund jeden Tag beſitzt. Dieſes ungeheure Vermögen wird in Folge des erhöhten Werthes ſeiner Beſitzungen zu Pimlico in wenigen Jahren höher als 500,000 Pfund ſteigen und ſomit mehr betragen, als die königlichen Einkünfte. Er iſt 60 Jahre alt, hat mehr Urtheilskraft als Geiſt, eine auffallende Schüchternheit, ein folgerichtiges Benehmen und große Rechtlichkeit in ſeinem politiſchen Leben. Die große Einfachheit ſeiner ſtets vernachläſſigten Kleidung verräth keineswegs einen der reichſten Partikuliers von Europa.

Jener andere Lord, mit dem hölzernen Bein, mit dem militäriſchen Ausſehen und dem bleichen Geſichte, häufig heimgeſucht durch die ariſtokratiſche Krankheit, die Gicht, iſt der Marquis von Angleſea, früher Vicekönig von Irland, ein mittelmäßiger Redner, aber von ſeinen Collegen ſehr hochgeachtet. Man weiß, daß er mit Lord Brougham in einer philologiſchen Correſpondenz ſteht. Neben dieſem ehrwürdigen Greiſe gewahrt man einen Dandy, der ſich die koſtſpielige und übertrieben ausgeſuchte Eleganz ſeiner Kleidung erſparen und ſich dem natürlichen Adel ſeiner Züge und ſeiner Haltung vertrauen könnte. Es iſt dieß der junge Marquis von Clanricarde, einer der ſchönſten Männer der Kammer und Cannings Schwiegerſohn. Sein kaltes Blut während der Discuſſion, und die häufigen Verbeſſerungen ſeines Styls laſſen kaum ein Talent erwarten, das ſich noch nicht ganz zu entwickeln vermochte.

Sein Nebenbuhler, was Kleidung, Regelmäßigkeit der Züge und ausgeſuchte Toilette anbetrifft, der Marquis von Cunningham, eine der Schönheiten unſerer Zeit, iſt aus Klugheit liberal geworden; er

iſt einer von jenen Männern, welche wenig ſprechen, ſich keine politiſche Rolle auferlegen, aber dennoch ihr Spiel ziemlich geſchickt ſpielen. Ehemals Tory, liberal geworden ſeit der zweiten Verleſung der Reformbill, gelangte er, man weiß nicht recht auf welche Art, zum Amte der Poſtdirektion, welchem der Herzog von Richmond früher vorſtand. Bald befand ſich das Cabinet in Verlegenheit durch eine ſolche Stütze und der Poſten eines Kammerherrn ward für den Marquis ausfindig gemacht, der ſich glücklich ſchätzte, dieſen ehrenvollen Ausweg gefunden zu haben. Er wendet ſich äußerſt ſelten an die Kammer; nur gerade ſo viel als nöthig iſt, um nicht vergeſſen und noch zu den Lords gezählt zu werden.

Der Graf von Caernarvon hat einen entgegengeſetzten Wechſel erfahren. Nachdem er ſich früher zum Liberalismus bekannt hatte, greift er heutzutage die Whigs an, ohne ihre Reihen zu verlaſſen. Der Typus ſeines Geſichtes iſt iſraelitiſch; die Natur hat alle pſychiſchen Nachtheile an ihm verſchwendet. Er iſt hager, kurzſichtig, klein, hat eine aufgeſtülpte Naſe und eine abſtoßende Phyſiognomie. Uebrigens iſt er ein Mann von Talent, deſſen erſte Rede, wie man ſich noch wohl erinnert, die ganze Verſammlung electriſirte, und der die Hoffnungen, die er erweckte, nicht getäuſcht hat. Er iſt nicht weitſchweifig, und zieht den Gedanken den Worten vor. Glückliche Bilder erläutern ſtets das, was er ſagen will, mit einem Worte, er hält mehr als er verſpricht, was ſelten iſt.

Lord Mulgrave, General-Gouverneur von Irland, ein Mann von 39 Jahren, der aber ausſieht als wäre er 45 — 50 alt, ein Beſchützer der Katholiken, die für ihn die größte Verehrung hegen, voll durchdringender und feiner Intelligenz, der Verfaſſer mehrer guter Romane, hat ſich nur wenig in der Kammer gezeigt. Trotz ſeiner angenehmen Sprache und Manieren hat er vielleicht unrecht, den politiſchen Kampfplatz mit den Blumen und Verzierungen des Romans und der Poeſie zu beſtreuen. Zwar gefällt er, und man hört ihn gerne; allein eben dieſe Annehmlichkeit, die man in ſeinem Vortrage findet, hat etwas Künſtliches und Unparlamentariſches.

Lord Burlington, ein ganz neuer Politiker, iſt noch wenig aufgetreten; die Blicke ſind auf ihn gerichtet. Der Einfluß, den er ſicherlich erwerben wird, wenn er den Titel und die Domänen des Herzogs von Devonſhire erbt, wird ihn auf einen ausgezeichneten Standpunkt ſtellen. Seine Antrittsrede (maiden speech) trug vielfache Spuren der academiſchen Gewohnheiten des Collegiums und einer fleißigen Vorberei-

tung, daher unterlaſſen wir eine voreilige Würdigung ſeines Talentes und ſeiner Fähigkeiten.

Lord Fife, ein Mann von 66 Jahren, der während des Krieges auf der pyrenäiſchen Halbinſel unter ſchwierigen Verhältniſſen gedient hat, iſt ſehr bekannt, obwohl er wenig und ſelten ſpricht; er hat ſich eine eigene Stellung in der Kammer geſchaffen: Stets auf der von der Miniſterbank entfernteſten Ecke ſitzend, ſpricht er mit Niemand, und iſt in ſeine Betrachtungen vertieft. Gleich Robinſon Cruſoë genießt er ſeiner Einſamkeit und gibt durch ſein Votum, zuweilen auch durch ſeine Bemerkungen Zeugniß von ſeiner Gegenwart. Allein tritt er ein, und geht auch wieder hinweg, als ob ſeine Collegen nicht da wären; mit ernſter beſchäftigter Miene durchſchreitet er die Straßen. Als er Mitglied des Unterhauſes und Kammerherr des Königs war, ſtimmte er mit der Oppoſition, worauf Lord Caſtlereagh ihn ſeines Amtes entſetzte. Ein Calembourg, volksthümlich gemacht durch einen Wirthsſchild, breitete den Ruf ſeines Namens noch mehr aus. Fife heißt Pfeife, und Fifer, Pfeifer: Ein Gaſtwirth ließ durch ſeinen Anſtreicher Lord Fife's Bildniß auf einen Schild kleckſen, und hing denſelben vor ſein Haus mit den Worten: „Der abgedankte Pfeifer.“ (The disbanded Fifer). Auf ſolche Weiſe erwirbt man in England Popularität. Was ſeine Beredſamkeit anbetrifft, ſo iſt dieſe das ſeltſamſte Ding auf der Welt; er hat nur wenige Proben derſelben abgelegt, und dieß iſt Schade. Nie hat man etwas Aehnliches gehört. Obwohl ein Mann von Geiſt, wohlunterrichtet in der Mathematik, und auch in andern Fächern bewandert, iſt er dennoch der ſeltſamſte Redner. Ich ſpreche weder von ſeiner rauhen Stimme, noch von ſeinen erhitzten Geberden, noch von ſeinen wilden Kehltönen, ſondern von dem ewigen Carneval ſeiner Bilder und Ideen, welche in ſeinen unzuſammenhängenden Phraſen umhertanzen. Alles, was er ſagt, hat weder Anfang, noch Mitte, noch Ende. Anfangs macht er ſich vielleicht über einige ſeiner Collegen luſtig, welche ſich mit der Jagd in den Wäldern Schottlands, oder mit der dortigen Fiſcherei beſchäftigen. Hierauf fällt er mit einem Sprunge über die Perücke des Präſidenten her, in deren Locken er eine Viertelſtunde verweilt. Ein anderer Uebergang, der zu nichts führt, ſchleudert ihn mitten in den ſpaniſchen Krieg, indem er ſeine Feldzüge erzählt. Nun glaubt man, er ſitze feſt auf den Alpujaras: keineswegs; plötzlich kommt er auf dieſe unglückſelige Perücke zurück, die er heftiger als je zerzaust. Dieß führt ihn auf

eine Abſchweifung über die Philoſophen des Alterthums; von dieſen kommt er auf Lord Elgins Marmor-Inſchriften, um endlich auf die naiven Schönheiten der ſchottiſchen Schäferinnen mit ihren himmelblauen Augen überzugehen. Alle dieſe ſchönen Dinge beweiſen nichts, ſagen nichts, haben keinen Zweck, und doch kann man nicht läugnen, daß dieſer Wechſel ſehr unterhaltend, und daß Lord Fife einer der drolligſten Redner der Welt iſt. Ich kenne Niemand, der von einem ausgezeichneten, originellen Geiſte größern Mißbrauch zu machen verſteht, als er.

Lord Milton, heutzutage Graf von Fitz-William, iſt derjenige Redner der Kammer, der die meiſten Geſten macht, außerordentlich an die evangeliſchen Kanzelredner erinnert und ſich ſpeciell mit den Geſetzen des Kornhandels beſchäftigt. Nicht ein Jahr geht vorüber, ohne daß er ſein Lieblingsgeſetz einbringt. In dieſer Beziehung iſt er eben ſo einſeitig als S. Thomas Attwood hinſichtlich des Papiergeldes. Pamphlete, Reden, Schriften, Anſtrengungen aller Art werden zur Erreichung ſeines Zweckes von ihm aufgewendet. Ohne Originalität, ohne Einbildungskraft, iſt er ein ſehr poſitiver Mann, der die Popularität eben ſo ſehr verachtet als das Gegentheil, und bei dem geſunder Menſchenverſtand und moraliſcher Muth die Eigenſchaften erſetzen, die ihm fehlen. Er hat Liberale und Torie's, Radikale und Whigs gegen ſich. Neunzehn unter zwanzig ſeiner Collegen betrachten ſeine Vorſchläge als eine Art ſchamloſer Plünderung, die einem Straßenraub gleichkommt. Daran liegt ihm nichts. Er verfolgt ſeinen Zweck, wie wenig ihm auch diejenigen ihre Zuſtimmung geben, die ihm zuhören. Offen und ohne Furcht ſagt er, was er denkt. Eines Tages zog er ſich den Bannfluch aller der proteſtantiſchen Kirche anhängenden Lords zu, indem er die anglikaniſche Gemeinde eine Sekte nannte.

„Nein, rief der Erzbiſchof von Canterbury aus, nie hat ein Lord, der Mitglied der Regierung war, eine ſolche Sprache ſich erlaubt. Ich ſage es frei, dieſe Worte ſind eben ſo inconſtitutionell, als unehrerbietig gegen die Kammer.“

Der ſehr ehrenwerthe Prälat, erwiderte Lord Fitz-William, erlaube mir zu antworten, indem ich ihn auf ſeine lateiniſche Grammatik und auf ſein Wörterbuch zurückweiſe. Der ſehr ehrenwerthe Prälat ſcheint mir die Bedeutung des Wortes Sekte nicht richtig zu verſtehen. Was heißt eine Sekte? — Die Unterabtheilung einer Religion in verſchiedene

Gemeinden. Ich betrachte die römische, neupapistische, presbyterianische, unitarische Kirche als eben so viele verschiedene Sekten.

„Nein, Nein!“ hieß es von allen Seiten.

Ich habe das Recht, den Sinn meiner Worte zu deuten, und ich werde es thun!

Hierauf setzte er seine Erklärung mitten unter dem Lärm fort und nöthigte seinen heftigsten Gegner, ihn anzuhören.

Diejenigen Mitglieder des Oberhauses, deren Aeußeres am wenigsten natürliche Anmuth hat, entwickelten gerade das meiste Talent in der Discussion. In diese Cathegorie gehört z. B. Lord Plurkott, dessen niedere Stirne, tiefliegende Augen, dichte Brauen und uncharakteristische Züge und hängender Kopf durchaus keine active Intelligenz anzudeuten scheinen. Und dennoch ist dieß einer der merkwürdigsten Männer der ganzen Versammlung. In jeder seiner Phrasen ist eine Idee, ein Urtheil enthalten; kräftig, bestimmt, energisch, besiegt er die Nachtheile einer rauhen Stimme, und ein ihm angeborenes Stottern. Ohne alle Anmuth weiß er dennoch die Aufmerksamkeit zu fesseln, und die Blicke aller seiner Collegen auf sich zu ziehen; so viel Tiefe und wirkliche Kraft ist in Allem, was er spricht. Der Eingang scheint ihm unnütz in der Beredsamkeit. Kaum hat er einige Worte zur Entschuldigung seiner Kühnheit und des Zeitverlustes für seine Collegen ausgesprochen, so dringt er in das Innerste des Gegenstandes ein, den er behandeln will, und entwickelt plötzlich eine Ueberlegenheit der Intelligenz, von der man unwillkührlich betroffen wird. Gemeinplätze verachtet er, seine Antwort ist immer richtig, und er selbst ist mit dem seltenen Talente der Originalität in der Beweisführung begabt. Ein Gegenstand scheint erschöpft; er nimmt ihn wieder auf; 10—12 Personen haben bereits darüber gesprochen; er gewinnt ihm neue originelle Seiten ab. Eingeweiht in die Künste der Advokaten, trägt er diese auf geschickte Weise in das Wirken des Politikers über. Selbst der Sophismus erscheint unter der Zierde, mit welcher er ihn zu schmücken weiß, so schön, daß man sich nicht enthalten kann, ihn zuzulassen. Es bedurfte eines großen Talentes in dieser Art, um die Wechsel seines Lebens zu entschuldigen. Vergebens hält man die Reden einer Zeit, wo er: weiß sagte, denjenigen entgegen, wo ihm dasselbe schwarz erschien; er findet Mittel zu beweisen, beides sey ganz einerlei. Hat er zu reden aufgehört, so möchte man

darauf schwören, er habe Recht, und sein Ganzes Leben sey fortwährend durch dieselben unabänderlichen Grundsätze geleitet worden.

Seit Lord Denman zum Pair ernannt worden ist, beobachtet er gänzliches Stillschweigen. Früher voll Vertrauen in sich selbst und in seine Beredsamkeit, ist er heutzutage verstummt. Der Zweck seines Ehrgeizes ist erreicht. Ohne Genie, indolent, ehrlich, von klarem Urtheil, aber ohne ausgezeichneten Geist, erwarben ihm sein stets sich gleichbleibender Charakter, sein versöhnlicher Ton, seine natürliche Mäßigung zwar manche Freunde, vermehrten aber nicht in gleichem Grade seinen Ruhm. In der Politik muß man schlechterdings Feinde haben, und sie besiegen. Er würde in seiner Laufbahn rascher vorwärts gekommen seyn, wenn Georg IV., den er in dem Prozeß der Königin Caroline heftig angegriffen hatte, ihm dieß je hätte verzeihen können. Er hatte nicht mehr als 2—3 kurze, unbedeutende nur durch die Rechtlichkeit der Gesinnung bemerkenswerthe Reden gehalten.

Was läßt sich von den andern Pairs sagen? — Von dem Herzoge von Cleveland, der wenig spricht, und dessen Reden sämmtlich das Gepräge einer einförmigen Mittelmäßigkeit tragen? Von dem Herzog von Leicester, der nie spricht? an den Niemand denkt, und der, als er eine Petition der irländischen Katholiken an den Herzog von Wellington sandte, von diesem folgende Antwort erhielt:

Mylord!

„Ich hatte die Ehre, die Petition, welche Sie mir zuschickten, nebst der blechernen Kapsel, in welche sie eingeschlossen war, zu erhalten. Ich habe die Ehre zu seyn, Mylord, Ihr ergebenster und gehorsamster Diener,

Wellington."

Lord Sunderland ist nicht beredter, als die beiden eben genannten Mitglieder. Gleich diesen erscheint er sehr unregelmäßig in der Kammer; gleichwohl hat er größeres Gewicht bei seiner Partei. Diese Wichtigkeit verdankt er hauptsächlich seinen 300,000 Pfund Einkünften, seinem geraden Charakter und der Unbescholtenheit seines Privatlebens. Er ist kein Redner, aber wenn er spricht, so weiß er immer etwas zu sagen, und hat den großen Vortheil, sich kurz zu fassen; dabei macht er sich nie lächerlich und führt stets eine kräftige, einfache Sprache.

Der unglücklichste, widerwärtigste Redner, der am ungernsten angehört wird, ist sicherlich Lord Teynham; sein Gesicht ist ausdrucks-

los, ſeine Geberden ſind linkiſch, ſeine Stimme iſt rauh; dabei verfehlt er nie, auch die unbedeutendſten Phraſen ſeiner Rede mit Pathos vorzutragen. Seit einiger Zeit ſcheint er ſo ſehr überzeugt von dem geringen Erfolge ſeines Wirkens, daß er ſich darauf beſchränkt, um 11 Uhr zu kommen, wenn die Debatten endigen, um ſein Votum abzugeben.

Lord Cottenham, heutzutage Kanzler, ehemals unermüdlicher Redner, ſpricht ſeit ſeinem Eintritte in das Oberhaus nur ſelten. Sein ſtrenger Ernſt verleiht ihm einige Wichtigkeit, auch ſcheint er die Gewohnheiten des Richters auf das Leben des Staatsmanns überzutragen.

Lord Heatherton imponirt durch ſein Aeußeres, ſeine Stirne iſt breit und hoch, ſeine Geſundheit kräftig, ſeine Heiterkeit unverwüſtlich; nie erlaubt er ſich eine rhetoriſche Figur oder einen begeiſterten Aufſchwung. Es ſcheint, als wolle er ſeine Meinung mehr rechtfertigen, als ſie andern mittheilen. Dabei zeigt er ſich ſehr ungleich; bald entwickelt er Kraft und Klarheit, bald verwickelt und wiederholt er ſich, oder bleibt ſtecken. Er gehört zu den Schönheiten der Kammer. In den Geſchäften zeigt er kaltes Blut, Energie, und beſitzt die bewundernswerthe Kunſt, ſich aus den mißlichſten Lagen zu ziehen. Unter dem Namen Littleton war er Staatsſecretär von Irland unter dem Miniſterium des Lords Grey, in welchem Amte er manchen Beweis eines richtigen Urtheils und praktiſcher Geſchicklichkeit ablegte. Gleichwohl war er es, der den Fehler beging, daß er O'Connell zu frühzeitig die Abſicht der Miniſter, die Coercitiv-Geſetze über Irland zurückzunehmen, mittheilte, und dieſer Fehler zog den Sturz des ganzen Miniſteriums nach ſich.

Wir erwähnen noch des Advokaten Bickerſtaff, deſſen Glück allgemeines Staunen erregte, und der unter dem Titel Lord Longſal, Master of the rolls (Oberaufſeher der Archive) ward. Zum ärztlichen Stande beſtimmt, hatte er bereits einen Theil der Prüfungen beſtanden, als er die Gräfin von Orford auf einer Reiſe nach dem Feſtlande begleitete, und ihre Tochter heirathete. Dieſe Heirath legte den Grund zu ſeinem Glücke; ſein Verdienſt vollendete es. In den Advokatenſtand aufgenommen, hatte er für gewiſſe Proceſſe ein Monopol; ſein Ruf wuchs mit ſeinem Reichthum. Sein Vortrag iſt beſtimmt und feſt, aber ohne Tiefe und Glanz.

Wir haben hier ein Bild der liberalen Armee gegeben, deren ziemlich zahlreiche Glieder sich heutzutage in den Umfang des alten aristocratischen Heiligthums drängen. Glänzende Originalität herrscht nicht unter ihnen. Aber ihren Capacitäten fehlt es weder an Kraft, noch an Ausdauer und gutem Willen. Die Tories, die sich gegenwärtig auf der Defensive befinden, entwickeln größere Energie; wir werden, wenn sie vor unsern Augen vorüberziehen, mehr Wechsel, Feuer und Leben unter ihren Rednern finden.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

V. u. VI.

Fürst Pückler und seine Beurtheiler.

Ich habe lange Zeit gezögert, ein Wort in die Debatte zu sprechen, die sich neuerdings über den Werth der Schriften des Fürsten Pückler erhoben hat. Einmal hielt ich Andere für berechtigter, in dieser Sache ihre Stimme abzugeben und dazu fehlte es mir an Eitelkeit, mich ohne besonderen Anlaß in den Kreis von Lobern und Tadlern, der sich um diesen vornehmen Autor gezogen hat, wenn selbst in bester Absicht einzudrängen. Namentlich Semilasso bot meinem Standpunkte keine eigenthümlich und persönlich anregenden Berührungen und was ich immer bereit bin, auch über diese letzte Wanderungsschrift Rühmendes auszusprechen, wurde von andern Genossen ebenso und noch schöner ausgesprochen, als ich es zu sagen im Stande gewesen wäre. Rücksichtlich der erhobenen Debatte glaubte ich Semilasso nie in Nöthen und es freut mich deßhalb um so mehr, daß man schon jetzt das Für und Wider für geschlossen zu achten alle Ursache hat, und den Spruch mit sichtbarer Ueberlegenheit der Stimmen und gewiß nicht zum Nachtheile des Fürsten ausgefallen sieht. Nunmehr halte ich es erst meines Orts für zweckmäßig, von dem Verlauf dieses Autor-Prozesses zu Nutz und Frommen meiner Leser einen übersichtlichen Bericht zu geben.

Es war dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen wie Wenigen gelungen, sich blitzesschnell den Ruhm eines vorzüglichen und originellen Schriftstellers und was meistthin dazu gehört, ein großes Publikum zu verschaffen. In der allgemeinen Theilnahme, die er fand, legte sich unverkennbar das Gefühl an den Tag, der Fürst sey nicht ein bloß von dem Glück seiner gesellschaftlichen Stellung begünstigtes, sondern zugleich ein von Natur zum Schriftsteller geborenes und nach ganz neuer Richtung befähigtes Talent. Erst die democratischen Bewegungen der jüngsten Zeit wußten die Befangenheit und den traurigen Terrorismus ihrer Richtung auch in die Literatur hinüberzuspielen und dasselbe Urtheil, das über Goethe wegen vermeintlichen Mangels an Bürgertugend den Stab brach, hatte Grund genug die vornehme Stellung und den heitern Lebensmuth dieses fürstlichen Autors zu beargwohnen und mißwillig zu besprechen. Die Literatur trat jedoch allmälig in ihre Rechte zurück, es begann sich ein frisches Leben zu regen und man konnte für Pückler und etwaige neuere Schriften desselben das glänzenste Prognostikon stellen. — Ein neu und leicht bewegliches Talent, das im Begriff stand, die Tutti Frutti und Semilasso nur so von sich abzuschütteln, getragen und gehoben von dem Zuruf der edelsten Zeitgenossen, einer Rahel, eines Varnhagen, Scheser, Neumann u. A., endlich zum Ritter geschlagen durch ein Lob, wie es Goethe keinem neu auftretenden deutschen Autor gespendet hat, dazu die allgemeinste Theilnahme, ein Publikum, das alle Stände vom Studenten bis zum

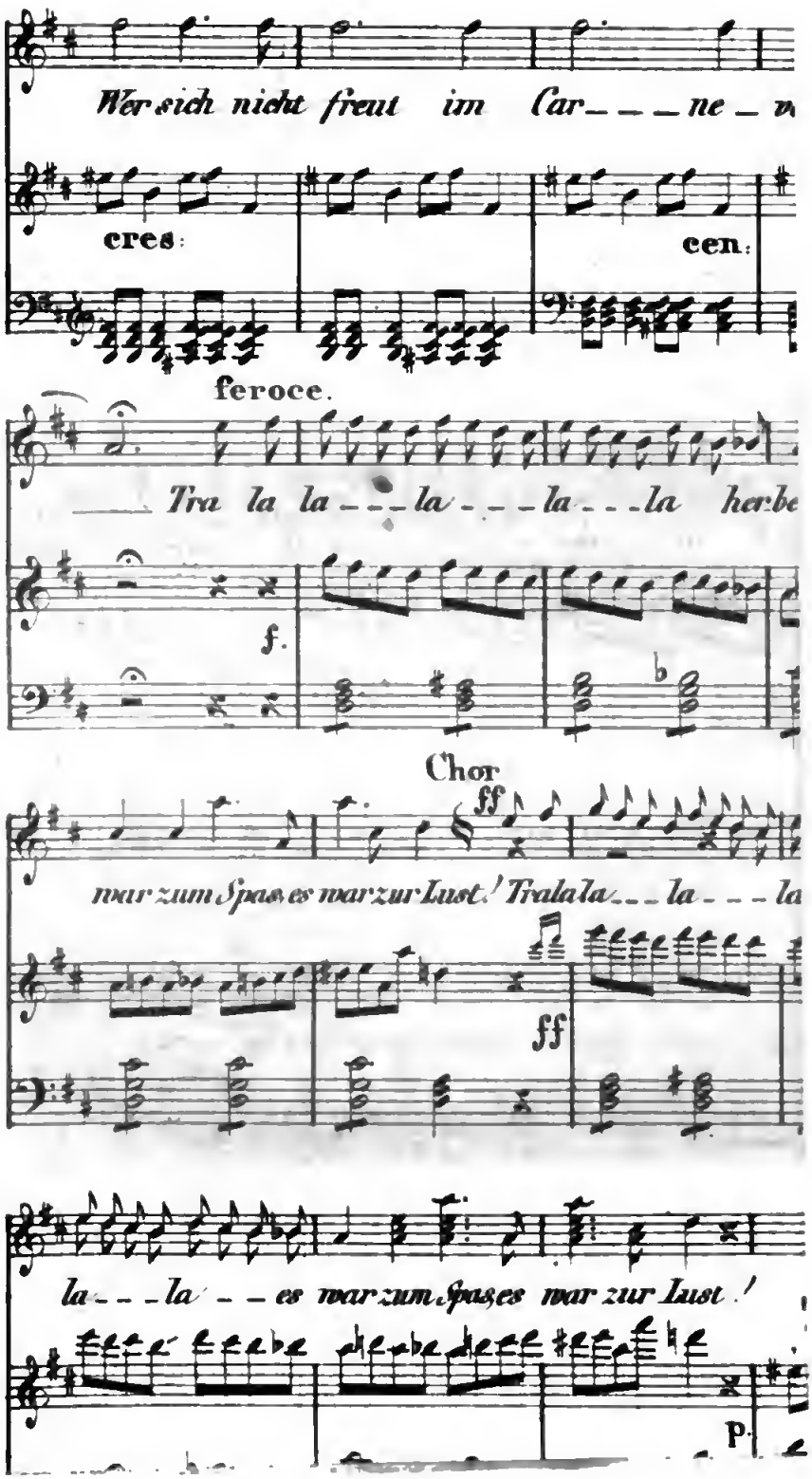
Standesherrn umfaßt, — was konnte man einem großen Schriftsteller unserer Nation Besseres wünschen?

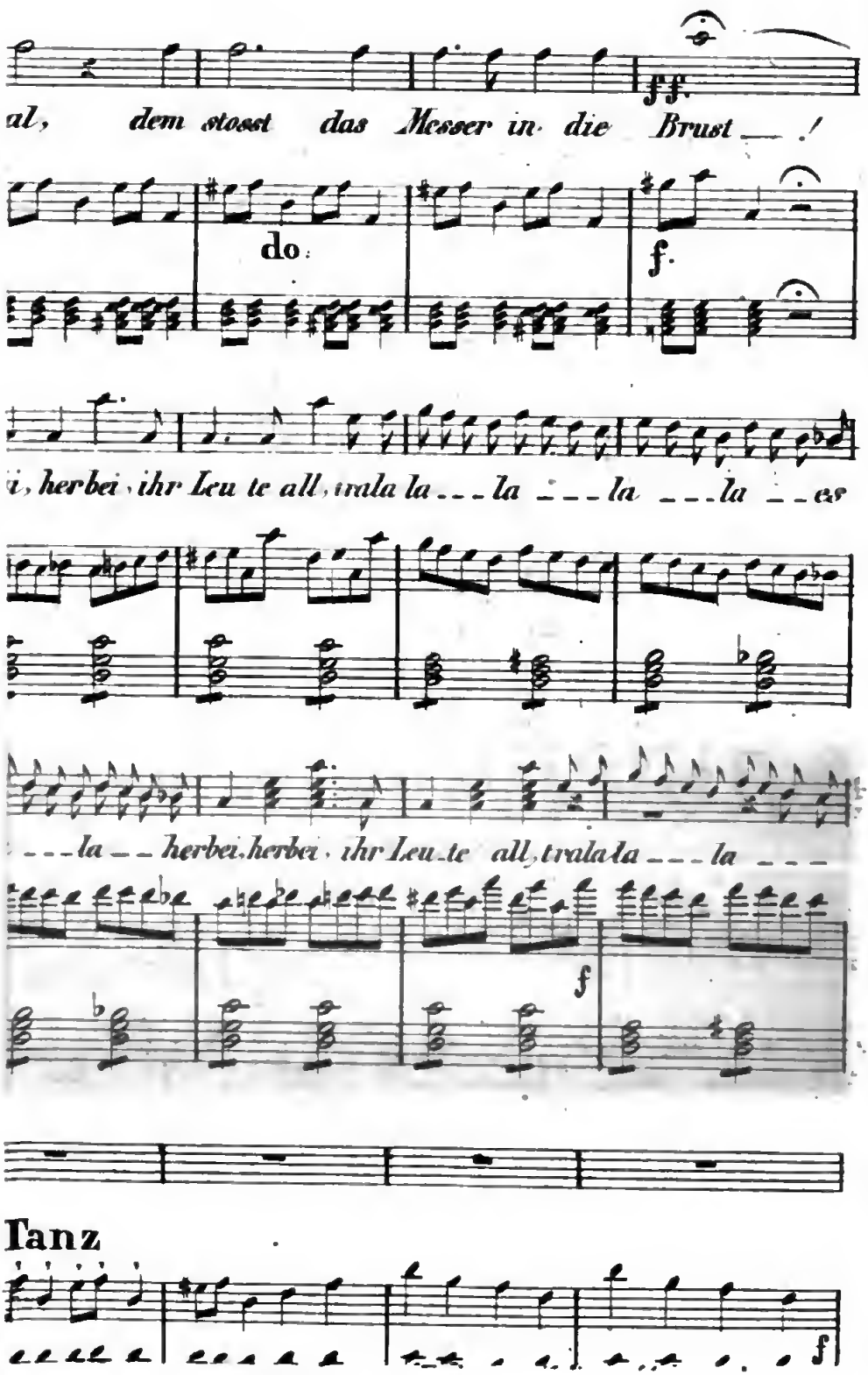
Und es gelang dem Fürsten von Neuem in außerordentlichem Maße, das ganze feinere Publikum hing an ihm, nur mit der Kritik fing es jetzt an seine Noth zu haben. Die Kritik spreizt sich in Deutschland nicht blos mit allen Unarten, die ihr zu jeder Zeit eigen waren, sondern sie trägt, seit die Bluthenzeit unserer früheren Literatur vorüber ist, zugleich alle Uebel an sich, die sich in einer Periode einfanden, wo die Literatur in Auflösung gerieth, die früher lebendigen Kräfte ermatteten, neue nicht zum Durchbruch kamen, kurz wo durch literärische Impotenz und sociale Verwirrungen ein Chaos entstand, in welchem allein die Misère einer elenden Belletristik Leben und Macht gewinnen konnte. So ging es trotz frischer Lebenszeichen, bis in der Julirevolution eine lang erwartete Explosion eintrat. Dadurch reinigte sich die Luft und ein neu begonnenes, reges Treiben der Geister hat nur noch mit den Nachwehen der Zwischenperiode, mit den Verzerrungen der Kritik und mit dem Mißtrauen zu kämpfen, das auf das Publikum übergegangen ist.

Ich will gern von den groben Sünden der Kritik schweigen, ich will sie von der Seite betrachten, wo sie noch nicht einmal böswillig oder unfähig genannt zu werden verdient. Denn das schadet ungleich mehr, daß man nicht aufhört, willkührliche, seyen es eigenwillige oder idealistische Forderungen zu stellen. Man fragt nicht, was Einer leistete, sondern man hält sich, sobald man nur obenhin die Aufgabe kennt, die er sich setzte, oder der Richtung nicht fremd ist, die er einschlug, sogleich für berechtigt auszusprechen, was er hätte *leisten sollen*, was man selbst zu schaffen gedächte, wenn man nicht eben der Kraft dazu völlig entblößt wäre. Hier beginnt dann ein unaufhörliches Zerren und Mäkeln. Statt das *Neue* zu schätzen, das sich darbot, pflegt man zumeist nur die Mängel, die Lücken oder sonstigen Defecte, die um so größer scheinen, je weniger das wirklich Geschaffene in Anschlag gebracht wird, also Wahres und Falsches zu entdecken und darnach Forderungen zu stellen. Dem Schriftsteller wird wohl dabei manche heilsame Lehre gegeben, manche Wahrheit aufgedeckt. Es stachelt ihn, es schützt ihn vor Erschlaffung, wenn es auch eben keine Lust erregt, von solcher mißwilligen Kritik immer und ewig geschulmeistert zu werden. Für ihn ist aber immer noch kein baarer Verlust vorhanden. Am schlimmsten ist das Publikum daran, das ohnehin schwankende und wirre. Dieses wird durch solche Afterkritik um alle Theilnahme und um alle Ueberzeugung gebracht. Das Publikum wird mißtrauisch, man verleidet ihm den Genuß, statt ihn zu erhöhen. Geschieht dieß noch dazu in einem Zeitalter literarischer Desorganisation und Gährung, treten noch die politischen und kirchlichen Meinungsverschiedenheiten in Wirksamkeit, so wie wie jetzt in Deutschland, das Publikum, mehr zu sagen, die Nation von solcher Basta kritik bis zur völligen Stumpfsinnigkeit gem handelt. Und dieß fällt auf die Schriftstell zurück, denn wenn die Leser nur kopfsch werden, so verlieren die Schreiber ihren Ko wirklich, das heißt sie verlieren den Muth z Wirkens und Schaffens. Kurz das Chaos, s sich klären wollte, wird durch die contretem lutionäre Kritik nur chaotischer. Die Krit sollte das Publikum bilden, die Kritik ner dirbt es.

In einer Zeit, wo knabenhafter Frev das olympische Dichterhaupt des deutschen Pa nasses zu besudeln wagte und den Ruhm eine halben Jahrhunderts bespeite — wie hätte d ein neueres Talent ohne Unbill von allen Sei ten seine Bahn wandeln dürfen. Ihr Gewich ist freilich geringer. Wer fragt aber darnach Berechtigt sind sie im Kleinen, in ihrer Weis doch ebenfalls und es muß selbst einem *Frei* rich gegenüber ehrenvoll bleiben, ein Ziethe oder Seydlitz zu seyn. Fassen wir nur di Kritik der neuesten Zeit in's Auge, da sie im Vergleich mit der unmittelbar vorhergegangenen um so viel wichtiger ist, als die Literatur un die Productionen es sind, die sie beurtheilt. Die Politik wirkt zwar noch immer krampf haft ein und wird's noch lange und in gewis sem Sinne wahrscheinlich immer, aber die Li teratur ist doch endlich wieder eine selbstständ dige Macht geworden, die weder bei Rotteck noch bei Börne oder gar bei unseren Liliputa nern anfragt, ob sie in ihrer Weise bestehen und sich geberden dürfe. Seitdem ist auch die *reinliterärische* Kritik wieder einflußreicher geworden.

So hat denn auch Fürst Pückler seit dem Erscheinen seiner *Tutti Frutti* in Rücksicht seines Talentes wie seiner Gesinnungen die verschiedensten Beurtheilungen und Anfechtungen ertragen müssen. Das gebildetste Publikum blieb ihm trotz dieser Kritiker getreu, doch diese Herren wurden dadurch nur noch aufgebrachter. Das frühere Erscheinen des „Verstorbenen" entschuldigte man. Jetzt aber trat derselbe gar als Schriftsteller von Metier in die Reihe, er wagte es, seinen Genius über ihren Köpfen leuchten zu lassen, über deutsche Zustände zu schreiben. Da sah man unsere Zopfkritik im Allarm und mit allen Leidenschaften, allen Vorurtheilen im Bunde, die der erlauchte Autor überdieß unter seinen Zeitgenossen und Landsleuten gegen sich gewaffnet hatte. Man verzieh' ihm von Stunde an seine Originalität nicht mehr. Bald war er frivol, bald aristocratisch, bald Libertin, bald von der exclusiven Gesellschaft, bald gefallsüchtig, bald das Publikum vernachlässigend; seine Bücher hießen matt, seicht, der Literatur, der Natio-


Wer sich nicht freut im Car___ne_v
cres:
cen:
feroce.
Tra la la___la___la___la herbe
f.
Chor
ff
nur zum Spass es war zur Lust! Tralala___la___la
ff
la___la___es war zum Spasses war zur Lust!
p.


al, dem stosst das Messer in die Brust _ !
do.
ff.
f.
i, herbei, ihr Leu te all, tralala _ _ la _ _ la _ _ la _ _ es
_ _ la _ _ herbei, herbei, ihr Leu te all, tralala _ _ la _ _ _
f

Tanz

f

nalität verderblich. Was damit gewonnen worden war, das wollte die böswillige, das konnte die falſche Kritik nicht mehr ermitteln. Für unſere Proſaliteratur, für die nächſten nationalen Bedürfniſſe hatten wie an Pückler eine unſchätzbare Acquiſition gemacht und was ihn bereicherte, war für den Unbefangenen zugleich ein hoher Genuß.

Der Fürſt ſchwelgte freilich nicht in der deutſchen Wäldereinſamkeit, er war leider kein Poet, kein Productiver im excluſiven Sinne, er ſetzte niemehr alle Gaben ſeines Genius, alle Mittel ſeines Standes an das Werk des Tages und half bauen, wo Andere nur von dem Erworbenen genießen. Wie er in einer traurigen Oede meiner nordiſchen Heimath einen Kunſtwald hervorzauberte und auf unwirthbarem Boden eine Gegend ſchuf, ſo hat er auch unſere Literatur nach einer Seite hin fortgebaut, wo man bisher faſt lauter ödes und verlaſſenes Terrain gefunden hatte. War Goethe mitten in der Zeit des innern Ringens und der Idealiſten die einzige practiſche Natur und Realität und deßhalb das Vorbild gegenwärtigen deutſchen Fortſchritts, ſo iſt Fürſt Pückler als ein ächter Sprößling aus den Lenden unſeres Zeus zu betrachten. Dieſer Lebensmuth, dieſe Weltkenntniß, dieſer practiſche, natürliche Sinn — wo wäre er im achtzehnten Jahrhundert unter uns zu finden geweſen? Gegen Pückler's Lebenſinn und Leichtigkeit erſcheint Goethe's Weltkindlichkeit wirklich nur wie ein unſchuldiges Kind der Laune und des Vergnügens, das jetzt Mann geworden iſt. Man hat den Schalk von Weimar nicht ertragen. Es iſt kein Wunder, wenn unſere Magiſterköpfe über einen Kobold des Teufels werden möchten, der, während ſie ihm in Berlin, in Leipzig, in Augsburg den Garaus gemacht zu haben glauben, zu Alexandrien wohl gar für einen deutſchen Souverain, für einen Prinzen von Lippe oder Sondershauſen gehalten und mit Kanonendonner empfangen wird. Kommen dann einige kräftige, jugendliche Stimmen unſerer Kritik hinzu, ſo hat das böswillige ſo gut, als das befangene Gerede glücklich für längere Zeit wieder ſein Ende erreicht.

Fürſt Pückler errang ſo viel und ſo ſchnell, weil man ſeiner in Deutſchland unzweifelhaft bedürftig war. Wäre in ihm eben nur aus der Peripherie Goethes ein neues, originelles und ſelbſtſtändiges Weſen erſchaffen, ſo iſt er uns dadurch gerade der rechte Mann geweſen. Daß er ein Fürſt war, hat Theil an ſeinem Succeß gehabt, aber keineswegs ihn begründet. Er mußte den höchſten Geſellſchaftskreiſen angehören und dabei ſo viel Talent, ſo viel Geiſt, ſo viel bürgerlich-deutſchen Charakter beſitzen um dieſes Autorglück zu machen. Die Begünſtigungen waren freilich wunderbar, und doch hat noch nie ein deutſcher Fürſt einen ſo glanzvollen, ſchnellen, weit verbreiteten und wohlverdienten Schriftſtellerruf erworben, als Preußens Friedrich und Pückler-Muskau. Kann es ein Fürſtenmantel allein thun? Dann würde man in unſeren Friedenszeiten Competenten genug zu nennen haben.

Fürſt Pückler errang ſo viel, weil Deutſchland ſeiner bedurfte. Es war kein Werther, mit dem er unſer Volk im innerſten Weſen erſchütterte, es war kein Werk, wie Schiller's Jugendarbeiten, das mit ſtürmender Genialität die gährende Stimmung junger Gemüther heraustrieb, es war überhaupt kein Kunſtwerk, welches, ſobald es wahrhaft groß iſt, als ein abgeſchloſſenes Ganzes ſtets imponirender wirkt, als jede andere Geiſtesſchöpfung. Nichts als eine Reiſebeſchreibung, ein Memoire, an das ſich manch erzählende Skizze, manch flüchtiges, nur hier und da ernſthafteres Raiſonnement in converſationeller Form anſetzte. Da haben wir den Umfang eines Geiſtes, deſſen Succeß den deutſchen Literaturpedantismus ſchier zur Verzweiflung bringen ſollte.

Die deutſchen Magiſter, die Kunſtſchwärmer und Kunſtdilettanten, endlich die Democraten und Gleichmacher haben ein Aergerniß an dem Fürſten und mit Recht! Doch unbedeutend waren die Widerſprüche, welche laut wurden. Es verhallte in gelehrten Zeitſchriften, es diente einigen beeinträchtigten Renomeen, es keifte, von Pücklers Laune geärgert, in deutſchen Winkelblättern. Das wollte wenig ſagen! Von bedeutenden Namen und zwar ſolchen, die nicht aus bloßer Partrileidenſchaft oder aus nebenbuhleriſcher Gereiztheit urtheilten, dürfte kaum Einer zu nennen ſeyn, der über die Philinenhaftigkeit dieſes in Deutſchland unerhörten Autarthums übellaunig geweſen wäre. Selbſt Tieck, dieſe vermeintliche Veſtalin des himmliſchen Feuers, der letzte Anker der Kunſt, der Poeſie, der romantiſchen Intereſſen — macht hiervon keine Ausnahme. Andere können bei geſchmackvoller Auffaſſung und ſehr modernem Weſen ihren democratiſchen Uebermuth, die liberalen Phraſen und das bithmarſiſche Bauerthum nicht los werden. Solche Doctrinäre, die, wenn ſie leichtfertig ſind, es mehr wider Willen und abſichtlich waren, müſſen dieſen natürlichen Abandon des Tutti-Fruttiſten in tiefſter Seele haſſen und die ariſtokratiſchen Manieren, die Adelsſympathien erträgt ſo Einer nun ganz und gar nicht. Hier iſt's der Zeitgeiſt, der einſeitige, an- und übergeſpannte, der ſich verletzt fühlt. Tieck dagegen kann einen ſolchen Ruhm nicht gleichgültig neben ſich dulden, er erblickt in dieſem Glücke den Verfall der Kunſt und aller Hervorbringung, er verkündet das Ende des poetiſchen Weltalters. Hat er ſich doch ſelbſt in jener famoſen Novelle als den letzten Günſtling der Muſen verherrlicht und die ſchreckliche Botſchaft gebracht, daß die Welt fortan nur von Kobolden beherrſcht werden würde! Solcher Caſſandraworte habe ich noch viele, die ärgſten und ſchneidendſten aus ſeinem Munde gehört, vergeblich ſuchte ich dem würdigen Greiſe

die Gespenster zu verscheuchen. Er ist zu tief verletzt, seine Kunst ist's!

Alle diese übelwollenden Stimmen gegen die Werke des Fürsten von Pückler, so wie gegen viele gleichzeitigen Regungen der Literatur, dehnen sich in weiten Verzweigungen aus, schweigend oder offen, und um so vernehmbarer, je mehr die literarischen Zustände ihre Stellung wieder erhielten, die ihnen im Wirrwarr der Politik oder der vorausgehenden, rathlosen, bloß verneinenden Bewegungen abhanden gekommen war. Da hat sich denn nun eine Debatte eröffnet, die dadurch zum Ausbruch kam, daß das wichtigste Organ der deutschen Presse, die Allgemeine Zeitung, den Klagen über die Schriftstellerei des Fürsten, wenn auch mit äußerer Mäßigung und überzuckerten Worten, Raum gab. Die Antworten darauf — gab doch der Beklagte selbst eine solche — haben jetzt den Streit zu Gunsten des Letztern und wohl für immer beigelegt, wenn auch die feindlichen Stimmen hie und da gegen diese Schriften nur noch mehr ergrimmt werden sollten. Kann man über einen solchen Schalk zürnen? Ist's möglich? In Deutschland und England kann man das leider.

Daß Börne in seiner letzten Schrift noch einmal sein Unbehagen an dem Fürsten Pückler ausdrücken mochte, scheint bei der völligen Mißstimmung dieses früher „Verstorbenen" nicht zu verwundern. Im Gegentheil findet man sein letztes Wort wie in vielen Dingen, die nicht die rein politische Frage und Macht betreffen, eher versöhnlich und nachgiebig als in frühern Jahren. Doch einseitig sah er auch hier noch. Er konnte nicht anders, als den Heine zum Vergleich und zum Nachtheil des Fürsten heranziehen, den Heine, dem Semilasso selbst die schönste Huldigung darbrachte. Es handelt sich um den Begriff von Grazie, man hatte sie dem cynischen Republikaner gegenüber vorzugsweise dem standesherrlichen Autor zugeschrieben. Da wird Jener grimmig, höhnisch, ja humoristisch selbst, und vergleicht sein eigenes Comfort mit dem Semilasso's, nachdem er vorher den stärksten Trumpf ausgespielt hat und von einem Autor, den er gewiß nicht liebte, den er, selbst nabehaglich, ob seiner hinschlendernden Lebensweise und Lebenslust auf einer Seite vorher gehechelt hatte, von Heine ausgesagt: „dieser habe in jeder Zeile seiner Reisebilder mehr Grazie, als der Fürst Pückler in seinen sämmtlichen Werken." So einseitig dieß Urtheil war, so liegt doch eine schöne, beachtenswerthe Anerkennung Heine's darin, die nur dadurch schief und unnütz wird, weil sie den Geist eines Andern herabsetzen soll. Solches kann und wird sie nicht! Was an den Reisebildern so reizend scheint und freilich auf einer Seite mehr überwältigt, als ein ganzer Band von Pückler, das sollte wohl höher als durch das Wort „Grazie" zu bezeichnen seyn, obwohl es daneben auch sehr graziös ist. Dagegen Heine auch hinwiederum nicht selten unter das Ebenmaß graziöser Darstellung durch recht incorrekte, cynische und freilich sehr bürgerliche Wendungen herabsank.

Das Urtheil über Semilasso, welches die Allgemeine Zeitung brachte, fiel weit anerkennender aus, schien aber den faulen Fleck des hohen Reisenden desto tiefer getroffen zu haben. Es begann damit, den Verfasser mit ihm selber zu vergleichen, den Rückstand des Semilasso hinter den Vorzügen, die man an den Briefen über England bewundert hatte, und die Unfähigkeit desselben bemerklich zu machen, sich des afrikanischen Terrains so zu bemächtigen, wie einst des brittischen vom John Bull bis zum Herzoge. Kurz die Reise Semilasso's hieß plötzlich ungenügend, und hierin schien das Urtheil des größern Theils des Publikums in diesem wichtigen Organe ausgesprochen. Der Fürst sollte nicht sich in afrikanischen Situationen, sondern er mußte Afrika selbst in seiner Wesenheit wiederspiegeln! Man wies zwar keineswegs nach, daß nicht auch letzteres in reicher Fülle geschildert sey, man wollte aber durchaus die alten und immer neuen Vorzüge des Autors nicht wiederfinden; sonst wäre man nicht bei dem Gefühl des Mangels stehen geblieben. P. ist nicht Reisebeschreiber, er ist Reisejournalist. Er führt auf der Reise eine Unterhaltung mit seinem Publikum. Daß diese heute schwächer seyn mag, als gestern oder morgen, daß sich manches daran vermissen läßt, daß man, wie bei einem trefflichen Gesellschafter, noch dieß und das berichtet wünscht, daß man manche Eigenheit und Schwäche hinnehmen muß — dieß Alles gehört zum Wesen eines solchen Schriftstellers. Wenn man daran keine Freude finden, dieß nicht genießen und inmitten des unermüdeten, anmuthsvollen Ergusses unseres Reisenden nur an Afrika und eine beabsichtigte Schilderung des Landes denken, nur sie in ihrer Vollständigkeit vermissen kann — so ist man freilich ein deutscher Kritiker, der das Publikum scheu, aber nicht weiser macht und den Gegenstand von der Seite beurtheilt, von der er ihm fremd blieb. Daß Fürst Pückler in seinen Briefen über England in lauter rhapsodischen und fragmentarischen Bemerkungen dennoch ein vollständiges Gesammtbild darreichte, war ein Glück und ein Zufall, der dem Werke einen eigenthümlichen und, ich gebe es gern zu, bleibenderen Werth lieh. Viele Eigenschaften und Reize jedoch, die sich in jenem Erstlingswerke nur im Keime zeigten, haben sich erst in den spätern Schriften entfaltet, und man wird bei den neueren Darstellungen des Fürsten mancher Ermüdung, mancher Manier entgehen, die er jetzt schon zu bewältigen weiß. Habt ihr kein Bild von Afrika, wenn ihr Semilasso gelesen? Er soll sich concentriren, er soll sich unter den Augen der vieltausendjährigen Pyramiden zu großen, zu ernsten Conceptionen stimmen lassen, er soll sich selbst vergessen!

Das kann er aber nicht, und er wäre nicht Pückler, wenn er es könnte. Man braucht nicht Alles an ihm liebenswürdig, man muß nicht Alles gleich gelungen finden, das Ganze aber, was ein ſolches Werk iſt und gibt, muß man nach Gebühr zu ſchätzen wiſſen. Und vergleicht man gar, denn anders thut es ein deutſcher Kritiker ſchwer, vergleicht man den heitern, ſtets unterhaltenden Semilaſſo mit einem andern, ganz anders befähigten, aber ebenfalls vorzüglichen Autor, z. B. Prokeſch, um mit dieſem bei aller Anerkennung und theilweiſer Bevorzugung dennoch den Andern herabzudrücken, oder beruft man ſich gar auf den ſchönredenden, geiſtvollen, aber hier wie anderwärts ſehr befangenen, durch und durch demokratiſchen Wienbarg, ſo wird man über das Urtheil in der Allgemeinen Zeitung immer verwunderter. Was nützt dieſer Vergleich? Semilaſſo bildet und erquickt Tauſende, von denen mehr als die Hälfte und gewiß nicht zu verachtende Leſer, nicht einen Band von Prokeſch's trotz dem vortrefflichen Denkwürdigkeiten durchbrächten. Weil aber dieſes ſüßſäuerliche Urtheil von gewandter Feder in dieſem Organe ausgeſprochen war, und freilich viel mißwollende oder befangene Stimmen ſuo ſich haben mag, folgte auch der Widerſpruch auf der Stelle, und die berechtigtſten Sprecher führten das Publikum auf den richtigen und nicht ſo leicht wieder zu verrückenden Standpunkt zurück.

Vor Allem nahm ſich Laube im Mitternachtsblatt des angefochtenen Autors an und zwar auf die ſiegreichſte Weiſe das Verdienſt und den Werth deſſelben in Erinnerung bringend. Laube war am meiſten unter allen Jüngeren dazu berechtigt, er entledigte ſich der Aufgabe mit ungetheilter Begeiſterung, er ſprach gleichſam pro domo. Daran knüpfte ſich eine andere Stimme, und zwar eine Hauptſtimme neuerer Literatur, an der Fürſt Pückler ſeinen erſten Freund und Genoſſen auf den erſten Blick erkennen wird. Die Zeitung f. d. elg. Welt brachte vor Kurzem (31. März) dieſen gleich trefflichen und die Streitfrage abſchließenden Artikel, der, dem Urtheile Laube's beipflichtend, den Ausſpruch that, „die literariſche Stellung und wahre Bedeutſamkeit des Fürſten Pückler ſey damit ins hellſte Licht gebracht und unwiderleglich dargethan, welchen Schatz wir an dieſem vornehmen, dem höheren Weltleben und allen ſeinen Begünſtigungen angehörigen Element beſitzen, das aus den Mittheilungen des Fürſten ſo merkwürdig und ausgezeichnet in unſere ſo dürftige und vielfach bedrängte Literatur einſtrömt, während gleichzeitig andere Bemühungen und Gaben aus derſelben Sphäre dahin mitwirken, unſere derbe, volksmäßige Bildung mit der feineren Geſelligkeit und höheren Weltſtellung auszugleichen, wodurch allein erſt eine wahrhaft nationale Literatur entſtehen kann, die nicht nur den Hutten und allenfalls den Wohnhäuſern des Mittelſtandes, ſondern auch den Paläſten der Vornehmen und Großen gemeinſam iſt, wie wie dieß bei andern Nationen zu ihrem größten Vortheile ſchon immer verwirklicht ſahen."

Soweit mein Bericht. Wer ſpricht dagegen, wer widerlegt Laube, wer Varnhagens angeführte Worte? In hundert Jahren lieſt kein Menſch euere Tutti Frutti, euern Semilaſſo! ruft etwa naſerümpfend ein Kritikus. Geſetzt dieß wäre wahr, ſo iſts doch ſchief hier angebracht. Als wenn die Unſterblichkeit dieſer Art die einzige wäre, als wenn nicht auch ein Talent von anderem Kaliber ganz ungetheilt anerkannt, verbraucht und genoſſen werden könnte. Nennt mir die zehn Namen gegenwärtiger Nationalliteratur, die noch in hundert Jahren im eigentlichen Sinne geleſen werden! Nennt ſie! Es iſt aber kein geringes Verdienſt eines Autors, durch ſeine werkthätigen Schriften dahin gewirkt zu haben, daß man vielleicht einſt ſeinee und dieſer Schriften entwachſen iſt. Gibts keinen andern Maßſtab als die Unſterblichkeit? Die Menſchen, die immee möchten, aber nicht können, ſind in ihren Forderungen an Andere die unerbittlichſten, übelgelaunteſten, hochfliegendſten Idealiſten.

Drei Dinge haben mich nebenher ſtets an dem Fürſten Pückler verwundert, und in mancher Stunde verzeihe ich ſie ihm kaum. Einmal, daß er, ein ſo feiner Geſellſchafter, ſich jetzt nicht ſeltener zu machen weiß, ſondern unaufhörlich nicht bloß ſchreibt, ſondern auch drucken läßt, was unſerm Publikum wenigſtens meiſthin Mißtrauen einflößt; zweitens, daß er, ein ſo vornehmer Sprecher, ſo indiscret ſeyn kann, indiscret wie nach ſeinen Verhältniſſen kein anderer Autor in Deutſchland; endlich drittens, daß ee in dem Lande dee Pyramiden, „wo vier Jahrtauſende auf ihn herniederſehen," an das Für und Widee unſeeee Zeitungen denken kann.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

V.

Ein Schauſpieler, deſſen Anſehen im Sinken iſt oder der die Liebe des Publikums durch irgend etwas verſcherzt hat, ſucht dadurch wieder das alte Geleiſe zu gewinnen, daß er ausſprengen läßt, er wolle die Bühne verlaſſen und ſich ein dankbareres Publikum gewinnen. Selten

mißglückt ihm dieſe Operation. Es iſt die alte Geſchichte zwiſchen Robert Macaire, dem berühmten franzöſiſchen Lieblingshelden und ſeinem Freunde Bertrand. Sie Beide haben ein Journal gegründet, das nicht ziehen will; da ſchimpfen ſie ſich in den Zeitungen, um Aufſehen zu erregen, und nun kleben ſie ſelbſt große Placate an den Straßenecken an, worauf mit ellenlangen Buchſtaben zu leſen iſt: „Nothgedrungene Erklärung an Herrn Robert Macaire.“ „Letztes Wort an Herrn Bertrand.“ Die vernünftigen Leute gehen lächelnd vorüber, allein der blöde Haufe bleibt ſtehen, forſcht nach den beiden unbekannten Männern, die ſich vor ſeinen Augen bekämpfen, und endigt damit, ihr Blatt zu kaufen. So auch der Schauſpieler. Man ſpricht erſt mündlich vom Abgange; dann wird davon in den Blättern geſprochen; hinüber, herüber, für und wider; das Publikum wird allarmirt. Jetzt darf der Schauſpieler nur erſcheinen, um mit vollen Beifallsſalven empfangen zu werden, er, den man vor Kurzem noch ſo kalt hinnahm. Iſt er etwa ein Anderer geworden? oder muß man, um Fanatismo zu erregen, von einem Theater abgehen wollen? Das Publikum weiß nicht, wenn es ſich auf ſo parteiliche und vorgefaßte Weiſe enthuſiasmirt, welche Eitelkeit es befördern hilft und wie leicht die Launen, die hiedurch bei den Künſtlern entſtehen (ihre kleinlichſte, alles verheerende Eigenliebe, ihre dünkelvollſten Anſprüche) im Stande wären ein ganzes Theater von Grund aus zu ruiniren, wenn man hier nicht mit Kraft und Muth einſchritte. Verläßt auch ſelbſt der beſte Künſtler ein Theater, ſo geht es darum doch nicht ein, es verjüngt ſich nur. Beſpermann ſtarb in München und das Publikum begrüßt als ſeinen Erſatzmann Joſt, aus Hamburg, der ihm neue Genüſſe, nicht minder ausgezeichnet als ſein Vorgänger, verſchaffen wird. Derſelbe Fall findet jetzt in Paris mit Nourrit ſtatt. Dieſer ſo höchſt verdienſtvolle Sänger, der aus mehr als einem Grunde die Liebe des größten und ausgezeichnetſten Theiles ſeines Publikums beſitzt, zieht ſich in ſchönſter Kraft von ſeinem Wirken an der großen Oper zurück. Sein Nachfolger iſt Dupré. Adieu Nourrit! saluons Dupré, qui arrive! ruft bei dieſer Gelegenheit die Revue de Paris aus. Es hieße wahrlich dem Lächerlichen die Krone aufſetzen, fügt dieſes Journal hinzu, wenn man über dieſen allerdings beklagenswerthen, aber nun genug beklagten Fall fortwährend klagen wollte. Es iſt Zeit, einmal die Thränen zu trocknen, denn die Trauer iſt nicht an ihrem Platze in einem Orte, der dem Vergnügen geweiht iſt. Um wie viel mehr werden aber ſolche Klagen komiſch, wenn ſie nur in Folge von Aeußerungen entſtehen, die nicht einmal das Gewicht von Drohungen haben können, da ihnen hiezu aller Halt bis auf den entfernteſten mangelt. Es iſt die Beſtimmung des Schauſpielers, ſchließt unſer franzöſiſcher Autor, vergeſſen zu werden, ſobald er auf würdige Weiſe erſetzt iſt. Ein trauriges Schickſal, fürwahr! dafür aber entſchädigt den Künſtler die Geſellſchaft mit Gold und Lorbeern, die ſie ihm mit vollen Händen und willigem Herzen zuwirft.

So iſt es nun auch mit der Taglioni. Noch hat ſie Paris nicht verlaſſen und ſchon ſind die Pariſer ganz getröſtet über ihre Abreiſe. Fanny Elsler iſt nämlich geneſen und hat ihren Wiederauftritt gefeiert. Man war entzückt über die Maßen. Was dieſe Tänzerin über alle andern erhebt, iſt hauptſächlich neben der unbeſchreiblichen Anmuth ihres Lächelns, der üppigen Grazie ihrer Figur, die vollendete Schönheit ihrer Pantomime. In der That kann nichts mit dieſen ſtets harmoniſchen und reinen Bewegungen verglichen werden, die immer voll Heiterkeit und Ruhe ſind, wie der Marmor der Antike. Die Kunſt des wahren Ausdrucks verſchwand alle Tage mehr aus dem Bereich des Tanzes; durch Fanny iſt er wieder neu belebt worden. Fanny's Geſten wiegen eine Stimme der Malibrau auf. Fanny und Thereſe Elsler — ſo ſpricht mein Franzoſe — ſind das lieblichſte Geſchenk, das uns Deutſchland gemacht hat, dem wir ſchon ſo viel zu verdanken haben.

— Bei dem Schluß der italieniſchen Oper in Paris fiel im eigentlichſten Sinne ein Blumenregen auf die Künſtler. Nachdem die Damen alle Bouquets erſchöpft hatten, nahmen ſie die Blumen aus den Haaren und von den Hüten, um ſie auf die Bühne zu werfen. Nie hatte man noch ſelbſt hier einen ſolchen Enthuſiasmus geſehen. Wenn etwas dieſer Art geſchehen ſoll, dann muß es nach meiner Meinung ſo geſchehen; einige dürftige Kränzchen mit Anſtrengung zum voraus beſtellt, und von nicht genannt ſeyn wollender Hand ſcheu dem Künſtler zugeworfen, ſcheinen mir wahrlich für einen ächten Künſtler eher beſchimpfend als ehrend.

Während dieſer Saiſon wurden von den Italienern 78 Vorſtellungen gegeben: Die Puritaner ſiebenmal, die Somnambüle neunmal, die Norma eilfmal; mithin Bellini ſiebenundzwanzigmal; die Generentola ſechsmal, Othello fünfmal, die Elſter ſiebenmal, der Barbier ſechsmal, Moſes einmal, und Semiramis zweimal; mithin Roſſini ſiebenundzwanzigmal; Anna Bolena von Donizetti ſiebenmal, die Opernprobe von Gnecco zweimal, Malek Adel von Coſta viermal, und Ildegonda von Marliani dreimal; letztere beide waren in dieſer Saiſon neu.

Für die künftige Saiſon ſind bereits wieder engagirt Lablache, Tamburini, Rubini, die Griſi, Albertazzi, Aſſandri und die Tacchinardi-Perſiani.

— Die jährliche Verſammlung der dramatiſchen Schriftſteller in Paris hatte den 2. April unter dem Vorſitze der Vicepräſidenten Scribe und Rougemont ſtatt, da der erſte Präſident Lemercier durch Krankheit abgehalten wurde. Einer der Secretäre las einen Rapport über die Arbeiten der dramatiſchen Commiſſion im vergangenen Jahre vor, woraus man abnahm, daß eine beſtändige Harmonie zwiſchen den Theatern und den Autoren ſtattgefunden, bis auf einen kleinen Zwieſpalt mit dem Theater des Gymnaſe wegen der Beneſizvorſtellungen für die Hülfscaſſe.

Meleville als Schatzmeiſter legte hierauf Bericht über den Zuſtand der Finanzen ab. Er zeigte, daß außer den Ausgaben, die im allgemeinen Intereſſe beſtritten werden mußten, dennoch ohne das Geſellſchafts-Capital anzugreifen, an 72 hülfsbedürftige Autoren, ſo wie an Wittwen und Waiſen derſelben, Unterſtützungen gegeben werden konnten.

Hierauf wurde die Discuſſion über reinindividuelle Fragen eröffnet, von denen wir nur erwähnen, daß das zweite Théatre français einen Hauptgegenſtand derſelben bildete, da ſeine Exiſtenz für die Zukunft der dramatiſchen Literatur in Frankreich von ſehr großer Wichtigkeit erachtet wird. Die Eröffnung dieſes Theaters, ſo wie des Odeons ſoll nächſtens ſtattfinden, und die Commiſſion hat es über ſich genommen, bei dem Staate um die erforderliche Geldunterſtützung für dieſe Theater einzukommen.

— Dupré, der Nourrit erſetzen ſoll, ſang neulich in einer Soirée, welche der Director der großen Oper veranſtaltet hatte, um ſeinen neuen Sänger der faſhionabeln Kennerſchaft der Hauptſtadt vorzuführen. Außer Meyerbeer, Cherubini und Auber, waren zugegen der Herzog von Choiſeul, der Marquis von Lowois, der Prinz von Chimay, ferner die Gräfin Merlin, Sparre, und die Frauen v. Orſila, v. Rothſchild und der größte Theil der ausgezeichnetſten Kritiker. Dupré hat dieſes gewiß ſchwer zu befriedigende Auditorium wahrhaft bezaubert. Am andern Tage ſollte er als Wilhelm Tell debutiren.

— Man ſagt, daß Dupert, der frühere Director der großen Oper in Wien, die Direction des Odeons in Paris übernehmen wolle. Man ſpricht davon, daß er neue Erfindungen in der Taſche habe, um das Publikum nach jenem Theater zu ziehen. Dieß wäre in der That etwas Auſſerordentliches.

— Ich erhalte Nachricht aus Leipzig, daß die Hugenotten bei der erſten Aufführung den glänzendſten Erfolg gehabt, und einen wahrhaft feurigen Enthuſiasmus

hervorgerufen haben. Der Director, Herr Ringelhardt und ſämmtliche Darſteller wurden am Schluſſe gerufen. Auf die vier erſten Wiederholungen waren bereits alle Plätze vergeben.

Kunſt.

Wir machen unſere geehrten Leſer auf ein ruhmwürdiges Unternehmen aufmerkſam, das in mehr als einer Hinſicht der größten Beachtung aller Kunſtfreunde werth iſt. Dieß iſt die Herausgabe der

Sammlung von Lithographien nach den vorzüglichſten Gemälden der königl. Galkerie zu Dresden, nebſt einer Beſchreibung in deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher und italieniſcher Sprache, welche bei Julius Wunder in Leipzig herauskommt.

Es erſcheinen hievon Lieferungen von vier Blättern in zwei Ausgaben; vor der Schrift zu 8 Thlr., nach der Schrift zu 6 Thlr. Beide auf chineſiſchem Papier. Die Bedingungen ſind ſo geſtellt, daß dadurch die Anſchaffung ſehr erleichtert wird. Die Wahl der Gegenſtände iſt mit genauer Kenntniß beſorgt worden, und die Ausführung läßt ſich dem Trefflichſten an die Seite ſtellen, was bis jetzt in Deutſchland dieſer Art erſchienen iſt. Kraft und Zartheit der Meiſter iſt hier mit einer Treue durch den Steinzeichner wiedergegeben, die wahrhaft in Erſtaunen ſetzt. Wer ſich von der Wahrheit dieſer Ausſage überzeugen will, ſuche ſich die Anſicht des Titian'ſchen Zinsgroſchens oder der Kirchenväter von Doſſo Doſſi zu verſchaffen.

Auch einzelne Blätter werden, natürlich zu höherm Preiſe, verkauft. Dem Freunde der Kunſt wird hier nicht nur Gelegenheit geboten, ſich den auf andere Weiſe unerreichbaren Genuß zu verſchaffen, ſeine Wohnung mit werthvollen Nachbildungen ewiger Meiſterwerke zu ſchmücken, ſondern auch ſeine Bibliothek mit einem wichtigen Beitrage zur Kunſtgeſchichte, der in den ſehr umſichtigen Erklärungen enthalten, zu bereichern, und wahrlich Viele werden darnach ſtreben, dieſer Vortheile theilhaftig zu werden.

Hofneuigkeiten.

Man bezeichnet folgende Damen, welche das Haus J. k. H. der Frau Herzogin von Orleans bilden werden: Mad. de Varenne, eine Tochter der Herzogin von Maſſa und Gemahlin des franzöſiſchen Miniſters in Hamburg; Mad. de Chanallage, Schweſter der Gräfin Pozzo und Tochter des Herzogs von Crillon; endlich die Gräfin von Hausville, Tochter des Herzogs von Broglie.

Hiſtoriſche Documente.

Als einen Beitrag zu den jetzt ſo beliebten Briefſammlungen berühmter Perſonen mögen die folgenden dienen; ſie ſind einer reichen Autographen-Sammlung eines Herrn von Fl. in Paris entlehnt.

Der erſte Brief betrifft die berühmte Mad. Thenard. Sie hatte anfänglich in der Comédie française Beifall erlangt: allein durch die unaufhörlichen Intriguen des Comité's veranlaßt, ging ſie nach Lyon, wo ſie eine vortheilhafte Anſtellung fand. Die Comédie française ſuchte ſie nun wieder zu gewinnen, allein vergebens. Als nun Mad. St. Val plötzlich erkrankte, ſo ergriff das Comité eifrigſt das ihm zuſtehende Recht, wonach jeder Provinz-Schauſpieler gezwungen war, wenn es verlangt wurde, nach Paris zu kommen, um auf dem Théatre français zu ſpielen. Es wurde daher nachſtehendes Geſuch an den erſten Kammerherrn des Königs gerichtet, welches von den vornehmſten Mitgliedern unterſchrieben war.

An den Marſchall von Duras.

Monseigneur!

Die plötzliche und unvorhergeſehene Krankheit der Mad. St. Val, der unaufſchiebbare Drang des Dienſtes bei Hofe und in der Stadt, welcher durch dieſe Krankheit gehemmt wird, zwingt uns, Sie zu bitten, einen Befehl an die Demoiſelle Thenard zu ſenden, gegenwärtig bei der Truppe in Lyon, ohne Aufſchub abzureiſen, ſie und ihre Equipage, und dieſer-

halb dem Commandanten ſchreiben zu wollen; und damit dieſer Befehl keinen Aufſchub erleide, ſo iſt es gebräuchlich, daß durch den Miniſter ein Befehl des Königs an den Commandanten gerichtet werde; folgendergeſtalt abgefaßt:

Auf Befehl des Königs.

Es wird hiemit der Demoiſelle Thenard, franzöſiſcher Schauſpielerin, befohlen, ſich innerhalb acht Tagen nach Paris zu verfügen, ſie und ihre Theater-Equipage, um auf dem Theater der Comedie française zu debütiren, wobei ihr verboten wird, auf andern Theatern zu ſpielen, als auf dem des Hofes und der Stadt Paris.

Unſere Lage, Monseigneur, läßt uns hoffen, daß Sie dieſen Befehl von dem Miniſter wohl erwirken werden, da es nie in ähnlichem Falle verſagt worden iſt, indem die Herren Molé, Brizard, Deſſeſarts und Madame Preville auf einen ähnlichen Befehl ſich nach Paris begeben mußten.

Die Unterſchriften.

Die folgenden Briefe zeigen, in welche hülfloſe Lage manchmal eine große Künſtlerin ſinken kann, die einſt auf dem Gipfel des Glanzes und Reichthums geſtanden. Es iſt die berühmte Hippolyte Clairon, welche dieſe Briefe geſchrieben, die einſt hier in Stuttgart ſo großes Aufſehen in ihren glänzenden Verhältniſſen erregte.

An den Miniſter Chaptal.

Bürger Miniſter!

Seit beinahe einem Monate ſuche ich vergebens einen Beſchützer, der mich Ihnen näher brächte; allein wenn es wahr iſt, daß die Menſchlichkeit für Sie Werth hat, ſo darf ich mich nur an Sie wenden: Ich bin neunundſiebzig Jahre alt, gedrückt von Krankheiten, faſt an dem Nothwendigſten Mangel leidend, ſonſt wohl berühmt durch einige Talente, jetzt harrend an Ihrer Thüre, daß Sie mir einen Augenblick Gehör gewähren mögen.

Clairon.

Auf dem Rande ſteht geſchrieben: Gut für 2000 Fr. ſogleich auszuzahlen.

Chaptal.

Iſſy, 5. Brümaire.

Mlle. Clairon an Mlle. Bellecour oder an Mlle. Drouin.

(Einige Tage vor ihrem Tode.)

Ich bin ſterbend und unglücklicher als Sie, denn man hat mir Alles genommen und gibt mir nichts zurück; ich danke Ihnen, daß Sie ſich meiner erinnerten. Zählen Sie auf meine Wünſche für Ihr Glück, auf das Vergnügen, das ich haben werde, Sie wieder zu ſehen, Sie mir zu verpflichten und auf die Freundſchaft, die ich Ihnen mein ganzes Leben hindurch widmen werde.

Clairon.

Hippolyte Clairon war eine der größten, und geiſtreichſten Schauſpielerinnen Frankreichs und hat über ihre Kunſt mit vielem Verſtande geſchrieben.

Vermiſchtes.

S. E. der Herr Landgraf von Fürſtenberg, Director des k. k. Hoftheaters nächſt der Burg in Wien, hat den Dichtern des Luſtſpiels „Die Vormundſchaft“ vierzig Ducaten in Golde auszahlen laſſen, und der Vicedirector deſſelben Theaters, Herr v. Deinhardſtein, Herrn Uffo Horn aufgefordert, recht bald ein neues Werk zur Aufführung einzureichen, das ganz beſonders berückſichtigt werden ſoll.

— Fräulein von Hagn gefällt in Hannover außerordentlich, und wurde als Griſeldis dreimal gerufen. Der Intendant des Theaters, Graf von Platen, gab einen glänzenden Ball, auf welchem er das Fräulein den höchſten Herrſchaften vorſtellte, und Tags darauf wurde ſie zu einer Aſſemblé bei J. k. H. der Herzogin von Cambridge eingeladen.

— Gaſparo, der Laſtträger, Oper von Gomiz, die Cornet ſo wirkſam für die deutſche Bühne bearbeitet hat, iſt durch die Muſikhandlung von Zulehner in Mainz zu beziehen.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei.

(Halle 3. April.) Geſtern erfolgte hier die Eröffnung des dort neu erbauten Schauſpielhauſes, welches von einem Vereine von Kunſtfreunden auf Actien errichtet worden iſt, mit der Vorſtellung von Schiller's „Braut von Meſſina.“

— Der reiſeluſtige, nie ermüdende greiſe Eremit von Gauting, iſt nach dem Münchner Tagbl. von Algier zurückgekehrt und gedenkt nächſtens eine weitere Reiſe nach dem Orient zu unternehmen. Eine Abhandlung über die Muhamedaner und deren je mögliche Vereinigung mit der chriſtlichen Religion, die Herr v. Hallberg in Algier, durch den Mufti dazu aufgefordert, niederſchrieb und an den Pabſt einſandte, wurde von dem heiligen Vater ſehr beifällig aufgenommen.

Nekrolog.

Der berühmte Maler Dominik Quaglio iſt am 9. April in Hohen-Schwangau, der Burg S. K. H. des Kronprinzen von Baiern, geſtorben.

Gelegenheitliches.

Von Morier, Verfaſſer des Hadſchi Baba und der Ajeſcha, erſchien ein neuer Roman: Abel Allnut, von Lady Morgan: das Weib und ihr Herr, von Lady Bleſſington: die Schlachtopfer der Geſellſchaft, zwei Romane, in denen wahrſcheinlich die Leiden der duldſamen Weiblichkeit abermals einen Gegenſtand abgeben. Fenimore Coopers „Erinnerungen aus Europa“ beſchäftigen jetzt am meiſten die engliſche Leſewelt. Von Bulwer ſind Athen und die Athener und die Belagerung von Granada unter der Preſſe. Seine „Zeitgenoſſen“ erſcheinen bekanntlich zuerſt in Deutſchland. (Z. f. d. e. W.)

* * *

Heine gibt nicht den Don Quixote heraus, wie es in der Mitternachtszeitung heißt, ſondern er hat nur die Einleitung dazu geſchrieben. Die Ueberſetzung ſoll von zwei Stuttgarter Gelehrten beſorgt worden ſeyn.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Der Raucher. Ein Bild nach dem Leben.

2) Carnevalslied von Herrn Wagner, Muſikdirector in Königsberg i. Pr., aus einer Oper, die derſelbe nach Paris geſchickt hat, um ſie von Scribe in's Franzöſiſche überſetzen und auf die dortige Bühne bringen zu laſſen. Er hat Herrn Scribe alle Autorenrechte für den Text abgetreten, worauf hier Alles ankommt, indem ſonſt von den franzöſiſchen Autoren, die ſich durch das Eindringen Fremder beeinträchtigt ſehen, Intriguen aller Art zu befürchten ſind. Ich werde, wenn ich von dem Erfolg der eingeleiteten Schritte meines jungen Freundes Nachricht erhalten haben werde, ſolches dem Publikum mittheilen. Wenn die Lage der Dinge in Deutſchland ſich nicht ändert; wenn es dem talentvollen Componiſten faſt ſchwerer wird, auf dem kleinſten Winkeltheater Deutſchlands, als ſelbſt in Paris mit ſeinem Werke durchzudringen; wenn es den deutſchen Bühnenvorſtänden fortwährend belieben wird, das Gute und Anſprechende, was hie und da noch auftaucht, ſchnöde zurückzuweiſen, und endlich die Theater-Kritik von Unwiſſenten als ſchmähliches Handwerk ſtets getrieben werden wird, ſo iſt es für junge ſtrebſame Geiſter der einzige Weg, an das Ausland zu appelliren. Ich ſchreibe dieſe Bemerkung ganz abgeſehen von dem Falle hier nieder, deſſen Erfolg ich im Voraus keineswegs zu berechnen wage.

August Lewald.

Festgesang

am Vermählungstage

Sr. Hochfürstl. Durchlaucht

des

Prinzen Peter von Oldenburg

und der

durchlauchtigsten Prinzessin

Therese von Nassau-Weilburg

den 23. April 1837.

Von

Theodor von Kobbe.

Der Rhein.

Hat das Fatum mich betrogen
Und verwandelt mir das Herz?
Warum treibt mich aus den Wegen
Längst vergess'ner Menschenschmerz?
Mächt'ge Herrscher, stolze Zinnen,
Kinder der Vergänglichkeit,
Seh' wie Wellen ich zerrinnen
Unbewegt vom Sturm der Zeit;

Durch den Wechſel ungeſellig
Folg' ich meiner Bahn allein,
Kaum vernehm' ich wohlgefällig
Noch den Zuruf „deutſcher Rhein!“
Aber heute fühl' ich wieder
Der Geſchaff'nen Luſt und Schmerz
Und die erſten Frühlingslieder
Sie durchbeben tief mein Herz;
Denn Sie ſcheidet von den Hügeln,
Die durch Ihren Blick gedeih'n;
Sich in Ihrem Aug' zu ſpiegeln,
Machte ſelig ſelbſt den Rhein;
Fröhlich murmelten die Wellen,
Trauben reifte Ihr Geſicht,
Ihre Schritte weckten Quellen,
Burgen ſtrahlten hell und licht;
Sterne blickten freundlich nieder,
Tag und Nacht ſchien Ihr geweiht,
Und die Blumen ſangen Lieder
Von der ſchönen Fürſtenmaid.

Doch jetzt iſt erfüllet worden
Jener Spruch aus alter Zeit,
Daß der beſte Fürſt aus Norden
Südens beſte Tochter freit.

Chor der Rheinnymphen.

Weile, o Fürſtin! ſieh' wir vergehen,
Wenn wir Dich nicht am Geſtade mehr ſehen,
Bleib' in den Thälern, weil' auf den Höhen!

Die Uewanymphe.

Klaget nicht alſo! wollt Glück ihr beweinen?
Jubelt! nur ſo wird die Feier erhöht;
Freut nicht ein Jeder ſich immer der Seinen,
Denen es wohl in der Fremde ergeht?
Möge die Selbſtverläugnung Dich zieren,
Lerne vom Menſchen, du göttlicher Rhein,
Lerne vom Herzog das Beſte verlieren
Und doch ein ſeliger Vater zu ſeyn.
Siehe! ich führe die fürſtlichen Kinder
Hin zu Paläſten von Feen gebaut,
Genien ſelbſt nicht gehorchen geſchwinder,
Als unſre Söhne der fürſtlichen Braut.

Zu meiner Herrin erhebendem Kreiſe
Eilet dein Liebling, Er führt Ihn dort ein,
Hin zu dem Kaiſer, auch der kennt die Weiſe
Herrſcher der Menſchen und Herzen zu ſeyn.
Schau in die Zukunft — zum Höchſten berufen,
Schreitet der Fürſt zu dem Gipfel des Glücks,
Muthig erſteigt er die dienenden Stufen,
Wenn Er gedenket des liebenden Blicks.

Weſernymphe.

Oldenburgs Schmerzen und Oldenburgs Freuden
Beide erwecket das heutige Feſt.
Oefters ſchon ſahen die Kinder wir ſcheiden,
Wie ſeine Bilder der Maler entläßt.
Herrliche Botſchaft ein Volk zu regieren,
Reichthum und Würde wohl machen ſie groß,
Aber die Menſchheit durch Beiſpiel zu zieren,
Das iſt der Fürſten erhabenſtes Loos.
Folgt Euren Sternen! Ihr folgt Euren Pflichten,
Doch nur das Eine ſey, Herr, Dir bekannt:
Wolle dein Opfer den Göttern verrichten,
Welche beſchützen den heimiſchen Strand!
Laſſe dein Volk Sie mit Kränzen begrüßen,
Welche fortan Dir das Leben verſchönt!
Möge Ihr Anblick den Schmerz uns verſüßen,
Welcher bei Deinem Abſchied ertönt.

Rhein.

Zeuch denn in Frieden! — O Schweſter im Norden
Sage, was mildert ein ſolches Geſchick?

Weſernymphe.

Sinket die Sonne, iſt Abend geworden,
Blicken Sie ſegnend nach Weſten zurück.

Die Mörderhöhle.

Von

August Lewald.

Es mögen wohl fünfundzwanzig Jahre seyn, als ich mit einem Freunde, eben so jung als ich, eine Reise zu einem Verwandten in Litthauen machte; wir hatten an einem neblichten Herbsttage auf elendem Wege nur wenige Meilen zurückgelegt, und so sehr wir unsere müden Pferde auch antrieben, so schien es uns doch unmöglich, das Ziel unserer Reise — und wenn auch noch so spät — an diesem Tage zu erreichen.

Die Nebel senkten sich immer tiefer, ein falber Mondstrahl brach hindurch und erhellte gleich Blitzen ein großflockiges Schneegestöber, das uns rauhe Windstöße in die Augen trieben; wir befanden uns in trostlos weichem Moorboden, den unzählige Wege zwar, aber keine rechten Straßen durchzogen. Versuche hatten diese Wege entstehen lassen, Versuche, etwas härteren Boden zu finden, der sich den Rädern nicht bis zu den Achsen öffnete; aber alle waren gleich fruchtlos gewesen, und so fuhren auch wir die Kreuz und Quer und gaben am Ende alles weitere Versuchen auf, es dem Instinkt der Pferde überlassend, das Bessere für sich und uns zu erwählen. Mein Freund ließ seine Uhr repetiren. Es war sieben, und die vollkommenste Nacht war bereits unter diesen Umständen hereingebrochen.

„Wir erreichen R. heute nicht mehr; fahren wir weiter, so riskiren wir Arm und Bein. Ich dächte wir kehrten ein, so wie sich uns das erste Wirthshaus zeigt."

„Du hast gut reden," erwiderte ich. „Wo einkehren? Ich bin in dieser Gegend bekannt, wir können noch Stundenlang auf dieser Haide umherfahren, ehe uns das Glück zu Theil wird, ein Wirthshaus zu erreichen. Wenn sich uns der Erlkönig nicht liebreich bezeugt und uns

ein Obdach in ſeinem luſtigen Palaſte bei ſeinen ſchönen langhaarigen Töchtern gewährt, ſo ſehe ich kein Mittel, den Abend anders als in unſerer Britſchka zuzubringen."

„Ach, mit deinem Erlkönig! Zwiſchen ſeinen naſſen Erlen möchte ich ſelbſt bei den langhaarigen Prinzeſſinnen in dieſer Nacht nicht weilen. Doch ſieh nur dorthin! Da naht uns reellere Hülfe!"

Bei dieſen Worten trat unweit von uns eine hohe dunkle Geſtalt unter Bäumen hervor, die an uns vorübergehen wollte; wir riefen ihr zu und ſie näherte ſich unſerem Fuhrwerke; es war ein Mann in bäuriſcher Tracht, wir baten ihn, uns den Weg nach dem nächſten Städtchen zu zeigen, und verſprachen ihm ein gutes Trinkgeld. „Ich kann nicht," war ſeine trockne Antwort. Wir drangen in ihn und verſicherten ihn, daß es ſein Schaden nicht ſeyn ſolle. Mein Freund bot ihm einen Dukaten für ſeine Gefälligkeit.

„Und wenn Ihr mir hundert Dukaten gäbet, ſo würde ich zu dieſer Zeit und bei dieſem Wetter den Weg zur Stadt nicht mehr zurückmeſſen, den ich ſo eben gemacht habe; das Schneegeſtöber nimmt überhand, der Fluß iſt ausgetreten, auch iſt's unſicher; erſt vorige Woche haben ſie einen Reiſenden todtgeſchlagen. Wir hätten ſicher ein Unglück. Ich rathe Euch vielmehr, liebe Herren, umzukehren und hier ſeitwärts in dem kleinen Bauernkrug einzukehren, wo ich ſelbſt übernachten will. Prächtige Aufnahme werdet Ihr dort freilich nicht finden, allein im Städtchen iſt's eben auch nicht viel beſſer, und wenn Ihr nun einen Theil von dem Dukaten, den Ihr mir verſprochen habt, dort für Eure Bewirthung aufwenden wollt, ſo ſollt Ihr doch nicht ganz unzufrieden ſeyn."

Was war zu machen? Wir maßen dem nächtlichen Wanderer vielleicht zu vorſchnell Glauben bei, und mein Freund, welcher kutſchirte, lenkte die Pferde um, der Bauer ſchwang ſich auf den Vorderſitz neben meinen Freund; ich ſtreckte mich behaglicher in den Hintertheil der Britſchka und nach einigen tüchtigen Stößen hatten wir ein einſames langes und niedriges Gebäude erreicht, aus deſſen kleinen Fenſterſcheiben ein greller Schein flackerte, das uns unſer Wegweiſer als das erſehnte Nachtquartier bezeichnete.

Nachdem unſer Fuhrwerk unter Dach gebracht war und die Pferde verſorgt, traten wir in die glühend heiße Stube, in deren Mitte ein ungeheurer Ofen befindlich war, auf dem die Bewohner dieſes Hotels ausgeſtreckt lagen und tüchtig dampfend ihre abendliche Converſation pflogen. In einem Loch der Mauer ſteckte als Flambeau dieſes Salons

ein langer brennender Kienſpan, den von Hitze überſchwängerten Raum mit erſtickendem Dampfe füllend. Unſer Führer rief den Leuten auf dem Ofen zu, daß er Fremde mitbringe, die hier übernachten wollten, und nun fing ſich's an in der Höhe geheimnißvoll zu regen; es wurden Köpfe in dem Dampfe ſichtbar, und ein großer Kerl erhob ſich und kroch rücklings vom Geſtelle herunter.

„Ei, ſchöne liebe Herren," fing er an, „das iſt nicht leicht, Sie hier zufrieden zu ſtellen, und doch verbietet mir mein Gewiſſen, Sie in dieſer Nacht wieder fortzuſchicken. Solche Gäſte wie der da — hier zeigte er auf unſern Führer — und jene dort oben auf dem Ofen, für die iſt leicht geſorgt, aber Paſſagiere wie Sie, ſind nicht ſo leicht gut bewirthet. Je nun, Sie müſſen den guten Willen für die That annehmen."

Wir ſahen erſt uns, dann unſern Führer bedenklich an, und dieſer, der zu glauben ſchien, der Wirth ſpreche ſo aus Eigennutz, ergriff das Wort und ſagte: „Laßt Euch keine Mühe verdrießen, die Herren knauſern nicht, ſie wollten mir ja einen Dukaten geben, wenn ich ſie nach der Stadt führe, wie viel lieber werden ſie Euch nun Eure Rechnung bezahlen, wenn Ihr thun wollt, was in Euren Kräften ſteht."

Mir währten ſchon dieſe Präliminarien zu lange; ich ſehnte mich darnach, meinen Pelz abzulegen und mich an einer warmen Suppe, und wäre ſie auch noch ſo ſchlecht, zu erlaben. Ich drang daher in den Wirth, Anſtalten zu unſerer Aufnahme zu machen.

„Mein Weib liegt krank hier neben an; es iſt das einzige gute Bett, das ich habe, in welchem ſie liegt. Setzt Euch indeſſen hier zum Tiſche, bis ich Euch in der großen Kammer dort eine Streu hergerichtet haben werde, die ich Euch mit einem Paar Pelzen ſo warm ausſtaffiren will, als ich im Stande bin. Zu heizen iſt die Kammer nicht."

Wir ſetzten uns mit niedergeſchlagener Miene an den Tiſch, wo unſer Führer bereits Platz genommen hatte. Der Wirth ſtellte ſtillſchweigend drei große Schnapsgläſer vor uns hin, füllte ſie mit duftendem Kornbranntwein bis zum Rande, zündete ſich einen Kienſpan an und verließ das Zimmer, um uns das Lager zu bereiten.

Auf dem Ofen hob ſich einer von den Kerlen halb empor, blickte ſcharf nach uns herunter und pfiff ein Stückchen in den Bart.

Der Wirth kam nun wieder in die Stube und ſagte uns, daß er Alles, ſo gut es gegangen wäre, in Ordnung gebracht habe. Jetzt war aber die Frage, wie wir unſern Hunger ſtillen ſollten. Da wir dieſen Abend noch im wohlverſorgten Standquartier zu übernachten gehofft

hatten, ſo war an keine Reiſeküche gedacht worden. Unſer Magen belferte ſtark, und es mußte Rath geſchafft werden. Der Wirth brachte ein Brod herbei — groß und ſchwer — denn es war aus einer unverdaulichen Miſchung von Erbſen und Kartoffeln gebacken; dazu legte er eine Speckſchwarte und ſtreute als deren Würze grobkörniges Steinſalz aus Wieliczka auf den bloßen Tiſch. Dieß und der gebrannte Korngeiſt war Alles, was er geben konnte und wir verlangen durften, und gut oder ſchlecht, wir mußten damit zufrieden ſeyn.

An Indigeſtionen dachte ich damals noch nicht, und ſchnitt daher wacker von dem Speck herunter, legte es auf das naſſe, unausgebackne Brod, theilte es in zierliche Biſſen ab und tunkte es appetitlich in das auf den Tiſch geſtreute Salz, um es dann prächtig hinunter zu würgen. Ein herzhafter Schluck krönte dieſes Mahl, und nun ſtanden wir auf und verlangten zu Bette zu gehen.

Mit dem Kienſpane voranleuchtend, führte uns der Wirth in das Schlafgemach. Ich kann eben nicht ſagen, daß ſein Anblick nach den Begriffen heutiger Mode elegant genannt werden konnte. Von der jetzt ſo beliebten Fülle, von dem Ueberfluß, von der unendlichen Menge kleiner, zierlicher, koſtbarer und dabei doch — wie man meint — ſo unentbehrlicher Dinge nahm man in dieſem Gemache nichts wahr. Die Wände waren ganz kahl. Früher einmal weiß getüncht, jetzt ſchmuzig, grau und die Verputzung hie und da herabgefallen; ein hölzerner Schemel und eine große Bettſtelle, worauf Stroh und einige Pelze ausgebreitet lagen, waren Alles, was uns im erſten Augenblicke ins Auge fiel. Nachdem wir einen kurzen Rundblick auf dieſen öden, unfreundlichen Raum geworfen hatten, ſagten wir dem Wirthe gute Nacht, um, ermüdet wie wir waren, das ſchlechte Lager zu ſuchen.

„Hör' einmal," fing jetzt mein Freund leiſe an, nachdem uns der Wirth verlaſſen hatte, „die Thüre müſſen wir doch verriegeln, denn wer weiß, was die Kerle im Sinne haben."

„Da iſt weder Schloß noch Riegel," ſagte ich, indem ich die Thüre unterſuchte, und was hülfe es auch, wenn wir uns hier einſchlöſſen, man könnte uns gar leicht durch die Fenſter überfallen, die, wie Du ſiehſt, faſt alle zerbrochen ſind und den artigen Zephyren dieſer Nacht freien Einlaß geſtatten."

„Du haſt gut ſpotten," ſprach mein Freund, „mir iſt gar nicht luſtig zu Muthe. Sieh nur einmal hier, das iſt ein artiges Möbel!"

Und hiebei hob er eine blank geſchliffene Axt in die Höhe, die in einem Winkel der Kammer lehnte.

Ein ſonderbares Gefühl ergriff mich. Ich hatte bis dahin wirklich nicht daran gedacht, daß es möglich ſeyn könnte, in meinem lieben Vaterlande eine Räuberhöhle anzutreffen, allein dieſe einzige blanke Waffe ſchien mich plötzlich eines Andern zu belehren. Ich recapitulirte mir jetzt in Gedanken die Begegnung mit dem vermeintlichen Bauer; ſeine Bereitwilligkeit, uns nach dieſem Wirthshauſe zu führen, dieſes Wirthshaus endlich ſelbſt, das, was wir hier in der kurzen Zeit unſerer Anweſenheit geſehen und erfahren, und alles dieſes nahm eine fürchterliche Wahrſcheinlichkeit mit einem Male an, und es fehlte in der That nichts als das blanke Beil im Winkel, um ſie zur Gewißheit zu ſteigern.

Wir ſahen uns eine Weile fragend an, allein kein ſchicklicher Gedanke wollte uns in den Sinn kommen. Die Thüre mußte offen bleiben, die Fenſter waren einmal da, und es blieb uns nichts übrig, als uns auf das Stroh zu legen, denn wenn wir ſelbſt aufzubrechen begehrt haben würden, was hätte die Miſſethäter verhindert, uns auf der Stelle ohne alles Federleſen todtzuſchlagen? Daß ſie uns erſt von ihrem Vorrath geſpeist hatten, daß ſie uns erlaubten, auf ihrem Erbſenſtroh einzuſchlummern, um uns dann unbewußt in jene Welt zu ſpediren, dieß war eine Zartheit der Geſinnung, für die wir ihnen uns eigentlich hoch verpflichtet hätten halten ſollen.

Es iſt nur ſchade, daß ich ſelbſt dieſe Geſchichte von mir hier erzähle, denn ſo wiſſen die Leſer doch nun ſchon — was ſie auch noch ſo Schreckliches zu erwarten haben könnten — daß ich mit dem Leben davon gekommen bin. Würde ich die Geſchichte von einem Dritten erzählen, ſo müßte die Spannung natürlich eine noch viel größere ſeyn.

„Etwas könnten wir ihnen doch an ihrem Plan verderben, ſprach mein Freund, ſah ſich ſorgfältig um, ob ihn Niemand belauſche, nahm das Beil aus dem Winkel und trug es ſchnell nach unſerem Lager. Hier verbarg er es im Stroh.“

„Kommt der Kerl von Wirth jetzt, um uns todtzuſchlagen, ſo ſoll er wenigſtens ſeine Mordwaffe nicht finden, die uns ſelbſt gute Dienſte leiſten kann.

Ich ließ ihn ſchalten, denn ich wußte nichts Beſſeres zu rathen, noch zu thun. Wir warfen uns in den Kleidern auf das raſchelnde Erbſenſtroh, zogen die Pelze über uns her, klapperten ziemlich ſtark mit den Zähnen — ob vor Kälte oder vor Angſt, will ich jetzt nicht mehr unterſuchen — und waren feſt entſchloſſen kein Auge zuzuthun. Aber was ſind Vorſätze? Die rauhe Luft, der Branntwein, die Ermüdung, vielleicht auch die Angſt, trugen das Ihrige dazu bei, und ehe eine

Viertelstunde vergangen war, hörte ich mit Entsetzen meinen Freund schnarchen — ich sage mit Entsetzen, weil ich befürchtete, in denselben Fall kommen zu können.

Ich konnte nicht ruhig liegen bleiben. Ich stand auf und machte noch einmal die Runde. Der Kienspan qualmte roth und war dem Verlöschen nahe; ich stieß die Kohle ab, und durchforschte die Localität. Nichts Verdächtiges war weiter zu bemerken; ich öffnete leise die angelegte Thür; im anstoßenden Raum war alles finster und leblos; die Leute schienen fest zu schlafen; doch die Stille fiel mir auf, ich hätte geglaubt, diese Leute müßten, wenn sie schliefen, auch schnarchen und so schien es mir, als stellten sie sich nur schlafend und hielten den Athem an. Jetzt steckte ich den Span wieder in die Mauerritze und näherte mich dem Fenster. Ich öffnete es; der scharfe Wind blies mir die Schneeflocken in's Gesicht, es stühmte heftig, wie man ein feines, aber sehr dichtes Schneestöbern bei heftigem Winde, in dortiger Gegend nennt; der schwarze Wald umgränzte das einsame Haus; an seinem Rande huschte ein unheimliches Thier, vielleicht einer von den zahllosen Wölfen, die ihn bewohnten. Von hier aus war keine Rettung möglich; der Boden wäre zwar mit leichter Mühe zu erreichen gewesen, allein was hätte man damit gewonnen; eine Kugel konnte uns erreichen, oder die Kerle eben so flink als wir uns nachspringen und fangen. Voll dieser traurigen Betrachtungen legte ich mich wieder an die Seite meines Freundes, fest entschlossen zu wachen und auf der Huth zu seyn, um bei dem leisesten Geräusch mit dem im Stroh verborgenen Beile mich gegen die Angreifer, so gut es gehen würde, zur Wehre zu setzen.

So groß meine Aufregung auch seyn mochte, die Ermüdung war größer; nur mit Mühe kämpfte ich gegen den über mich hereinbrechenden Schlummer und bald sank ich in jenen Zustand des Halbbewußtseins, den Jeder kennt, der einer modernen Vorlesung in einer Theegesellschaft schon beigewohnt hat. Wie dort der Gedanke an die Schicklichkeit uns aus dem Einschlafen emporschreckt und zu einer aufmerksamen Miene zwingt, so zwang mich hier der Gedanke an die bevorstehende Gefahr, mein scharfes Gehör anzustrengen und meine Augen aufzureißen um in dem nebelartigen Dunste, der die Kammer erfüllte, einen etwa sich nähernden Gegenstand zu entdecken.

Diese Anstrengungen hielt ich jedoch nicht lange aus; die Kraft verließ mich und ich entschlief. Bald erwachte ich aber aus diesem Glücke, denn nur ein Traum war es, der mich in den Familienkreis meines Freundes getragen hatte, wo ich den hübschen blühenden Töchtern mein

nächtliches Abenteuer im Walde erzählte; nur im Traume wähnte ich Alles glücklich überſtanden; deſto ſchrecklicher aber war nun mein Erwachen, wo ich mich noch mitten in der Gefahr erblickte.

Die Thüre bewegte ſich leiſe knarrend in ihren Angeln — ich konnte mich nicht täuſchen, denn ſchon begann der grauende Tag ſeinen trüben Schein durch das Fenſter zu ſenden — der große Kerl von Wirth ſchlich auf den Zehen herein und — man denke ſich meinen Schreck! — ging geraden Weges auf den Winkel zu wo ſich das Beil befunden hatte. Er ſuchte es überall und als er es nirgends fand, entfernte er ſich brummend.

„Er wird ein anderes holen" dachte ich bei mir ſelbſt. Ich mag es nicht verhehlen, daß ein Schauer mir durch die Glieder rieſelte und meine Hand krampfhaft nach meinem Freunde griff, um ihn aufzuwecken. Allein der wachte ſchon längſt.

„Ich ſah und hörte Alles" ſagte er leiſe. „Ich halte das Beil. Verzweifelte Gegenwehr iſt das Einzige, was uns übrig bleibt! Kommt er auf uns zu, ſo haue ich nach ihm und nach jedem Andern, der ſich uns naht, und unſer Muth hoff' ich, ſoll ihnen Reſpekt einflößen."

Während mein Freund ſo ſprach, wurde es im Nebenzimmer lauter. Der Wirth ſprach mit ſeinen Gäſten; ſie ſchienen zu zanken. Wir legten uns auf's Lauſchen. „Sie ſind nicht einig, wie ſie uns den Garaus geben wollen," dachte ich.

Allein der Handel ward ernſt. Der Wirth drohte mit den Gerichten. Das war ſonderbar von einem Räuberhauptmann und Diebshehler. Jetzt hörten wir, daß er ſeine Gäſte beſchuldigte, ſie hätten ihm ſein Holzbeil geſtohlen, das er am vorigen Tage geſchärft und zurechtgeſtellt habe, um am früheſten Morgen in den Wald zur Arbeit gehen zu können.

Wir ſahen uns mit weit aufgeriſſenen Augen an — zuerſt machten wir ein gewaltig dummes Geſicht, dann verzog ſich unſer Mund in ein freundliches Lächeln. Die Schauer der Nacht waren mit einem Male verſchwunden, und ein brillanter Sonnenſtrahl brach in dem Augenblicke durch die funkelnden Tannenzweige in die Kammer hinein, die uns jetzt gar nicht mehr unheimlich vorkam. Wir ſegneten den Sonnenſtrahl, die Kammer, den ehrlichen Holzhauer, unſern Wirth, und das ſpiegelblanke, mächtige Beil in der Hand, trat ich, an der Seite meines Freundes, in die Stube und entſchuldigte mich, daß ich beim Schlafengehen das Beil betrachtet und es zufällig in einen andern Winkel geſtellt hätte.

Der Wirth war zufrieden, als er es zurückerhielt. Die Gäſte

aber waren es nicht; der altlitthauiſche Trotz und Raufſinn erwachte, ſie ſtachelten ſich durch Reden bis zu einer Art von Berſerkerwuth, die ich jedoch mit einer ganzen Flaſche Schnaps, die ich zum Beſten gab, zu beſchwichtigen wußte.

Unſere Britſchka wurde vom Schnee geſäubert, dann angeſpannt und wir fuhren bei heiterem Himmel, auf dem glattgefrornen, klingenden Schnee, durch den alten Tannenwald, der in ſeiner mächtigen Winterpracht klar und ſchweigend uns umgab. Dieſe Wälder meiner Heimath werden nur Nachts laut, wenn ihre Bewohner erwachen und ausziehen, dann ſind ſie auch unheimlich; am Tage jedoch ſind es die herrlichſten Reviere um zu Winters- und Sommerszeit darin zu reiſen.

Wir lachten nun über unſere Furcht, die der heitere Wintertag vollends als einen Aberwitz erſcheinen ließ und als wir bei unſerem Freunde, dem würdigen erfahrenen Amtmann angekommen waren, ſo ſchalt uns der wacker aus und ſagte: „Bei uns gibt es keine Straßenräuber, die in Banden den Reiſenden auflauern, wie dieß wohl in andern civiliſirten Gegenden der Fall iſt, und vollends von ſolchen Mörderhöhlen, wie euer durch Romanlectüre überſpannter Kopf ſie träumte, iſt in unſerem lieben Litthauen auch nicht die geringſte Spur vorhanden. Seht Ihr ein Beil bei einem noch ſo unwirſch ausſehenden Kerl, ſo trägt er es, nur um einen Baum zu fällen, wie die Flinte, nur um ein Wildpret zu erlegen.“

Was man auf Reiſen lernt.

Wir ſind auf einem Schiffe, das von Neapel kommt und die Rhede von Livorno erreicht hat; alle Paſſagiere ſtehen auf dem Verdeck, um den Anblick der Landung zu genießen, nur drei Reiſende, gleichgültige Naturen, vielleicht auch zu ſehr ermüdet, lagen noch in ihren Betten. Der Eine davon ſchreibt dieſes Geſpräch für die Leſer der Europa auf, welches die andern Beiden mit einander führten; da er ihren Namen nicht weiß, ſo will er ſie mit Nr. 1. und 2. bezeichnen.

Beide Herren waren froh, von der Seekrankheit befreit zu ſeyn, und benützten den wiedererlangten Gebrauch ihrer Sprache, indem ſie von ihren Lagerſtätten, die ſich über einander befanden, eine Menge Betrachtungen anſtellten, die mir unterhaltender ſchienen als der Anblick Livorno's und des Meeres.

Nr. 1. Glauben Sie, daß wir lange in Livorno bleiben werden?

Nr. 2. Ich glaube vier und zwanzig Stunden.

Nr. 1. Sind Sie bekannt in Livorno?

Nr. 2. Ja. Wir haben dort ein Haus.

Nr. 1. Da muß ich Sie kennen, denn ich kenne den ganzen Platz.

Nr. 2. Machen Sie Geſchäfte mit Livorno?

Nr. 1. So ſo! . . . Wir machen in Wein . . . ſchon vor zwei Stunden hab' ich ein Glas Madeira gefordert . . . Garçon!

Nr. 2. Und ich eine Orange. Die Garçons ſind alle oben auf dem Verdeck.

Nr. 1. Uebermorgen um zehn Uhr werden wir in Marſeille ſeyn.

Nr. 2. Um zehn, eilf Uhr. Sie kommen von Neapel?

Nr. 1. Ja.

Nr. 2. Ich komme von Rom.

Nr. 1. Waren Sie mit Rom zufrieden?

Nr. 2. Nicht ganz; man hat mir einige Aufträge gegeben, ich habe ein paar Fäſſer Porto verkauft. Kleinigkeit! Rom iſt ein ſchlechter Platz.

Nr. 1. Ich habe mich ſchrecklich in Rom ennuyirt . . . für keinen Heller Geſchäfte gemacht.

Nr. 2. Wo haben Sie logirt?

Nr. 1. In der Torretta, bei St. Auguſtin. Und Sie?

Nr. 2. In der Locanda von Luigi.

Nr. 1. Ah, das iſt ganz nahe bei St. Peter.

Nr. 2. Ja, es iſt da eine Brücke ... Wie heißt ſie doch nur gleich?

Nr. 1. Weiß ſchon, weiß ſchon, eine Brücke ... über den Fluß ... mein Gott! Eine Brücke, worauf Engel von Marmor ſtehen.

Nr. 2. Ganz recht; ich ging alle Tage über die Brücke nach St. Peter.

Nr. 1. Das iſt das Schönſte in Rom. Haben Sie wohl die Engel des Weihkeſſels geſehen.

Nr. 2. Alle Tage; Engel, ſo groß wie Sie, und Finger haben ſie wie meine Fauſt.

Nr. 1. Haben Sie auch die Löwen an dem Grabmal geſehen?... von dem Pabſt Dings, da ... Mein Gott, der Pabſt, Sie müſſen ihn ja kennen . . .

Nr. 2. Die Löwen! denen hab' ich die Hand wohl hundertmal in den Rachen geſteckt.

Nr. 1. Und den Tod?

Nr. 2. Welchen Tod?

Nr. 1. Den Tod auf dem Grabmal, ganz unten auf der andern Seite, links hinüber über der Orgel.

Nr. 2. Ach, Sie meinen den vergoldeten Tod? den hab' ich zwanzigmal geſehen, und die Frauen-Statue; Sie wiſſen ja, die Frau, wo die Engländer . . .

Nr. 1. Die heilige Veronika?

Nr. 2. Ach was! die heilige Veronika; die hat ja ein Schnupftuch in der Hand.

Nr. 1. Ein Schnupftuch, wie eine weiße Fahne.

Nr. 2. Das weiß ich ja; ich meine aber die liegende Frau hinter dem Hochaltar.

Nr. 1. Richtig, die meinen Sie; der hat man ein Hemd von Blech angezogen, wegen der Engländer; aber der Sakriſtan zieht ihr das Hemd herunter, wenn Sie ihm 24 Sous geben.

Nr. 2. Ich habe ihm nur 15 gegeben.

Nr. 1. Jeder gibt nach Belieben.

Nr. 2. Wo haben Sie in Rom geſpeist?

Nr. 1. Warten Sie nur . . . wie heißt denn gleich die Straße, wo der Bär abgemalt iſt.

Nr. 2. Das wird die Bärenſtraße ſeyn.

Nr. 1. Ganz richtig. Ich aß alſo in der Bärenſtraße bei Conſtantini; man ißt dort gut. Für zwei Paul bekamen wir eine Suppe mit Parmeſankäſe, Linſen mit Stockfiſch, ein gutes Haſen-Ragout ...

Nr. 2. Die Haſen ſind ſehr ſchmackhaft in Rom ...

Nr. 1. Dann Spinat, ein Viertel Huhn und Backwerk, Alles zuſammen für 22 Sous, und dabei ein zwar ſaurer, aber guter Wein.

Nr. 2. Ich aß bei Gippini auf dem Vendome-Platze.

Nr. 1. Wo? In Paris?

Nr. 2. Nein, in Rom; wir nannten den Platz immer Vendome-Platz, wo die Briefe Poste restante abgeholt werden.

Nr. 1. Aha! Wo die Säule ſteht, die ſo ausſieht, wie die pariſer.

Nr. 2. Sie iſt aber nicht von Bronze, wie dieſe.

Nr. 1. Des Abends aber ſehen ſie ſich ganz ähnlich. Ich ſah ſie immer des Abends, wenn ich aus dem Kaffeehauſe kam. Wie heißt doch das Dorf, drei, vier Stunden von Rom? Ach Gott, der Name ſchwebt mir auf den Lippen, man muß bei dem großen Gebäude vorbei . . .

Nr. 2. Das Capitol? . . .

Nr. 1. Nein . . . Ja, das heißt, man geht beim Capitol vorbei; dann aber ſteigt man abwärts . . . da erinnere ich mich, daß ich vergeſſen habe, bei Herrn Asquier mir Aufträge zu erbitten . . .

Nr. 2. Herrn Asquier kenn' ich, der wohnt auf dem ſchönen Platz, wo die Marmortreppe iſt und der Springbrunnen wie ein Schiff.

Nr. 1. Ja richtig, neben dem Seminarium der Propaganda . . . ich muß Herrn Asquier noch von Livorno ſchreiben . . . dann geht's einen langen Weg hinunter, wo die Triumphbogen ſtehen.

Nr. 2. Es ſind zwei da.

Nr. 1. Mehr.

Nr. 2. Ich hab' zwei geſehen, oder allenfalls drei.

Nr. 1. Vier ſag' ich.

Nr. 2. Unmöglich . . . Warten Sie, wir können ja zählen; einer ſteht gleich, wenn Sie vom Capitol herunterkommen, das iſt einer; ein anderer ſteht bei der Kirche da.

Nr. 1. Das iſt Alles eins . . . denken Sie nur an das Gebäude, wo die Chriſten ſich mit den Rhinozeroſſen herumſchlagen mußten.

Nr. 2. Ja, wenn Sie den dazu zählen, ſo ſind es freilich vier; der vierte ſteht bei dem Steinhaufen.

Nr. 1. Wie ich Ihnen ſage, vier. Wenn Sie bei dem heidniſchen Theater vorbei ſind und auf der Landſtraße links fortgehen . . .

Nr. 2. Wo ſo viel Staub iſt.

Nr. 1. Sehr viel Staub ... dann gehen Sie immer weiter, bei der Kirche vorbei mit den Obelisken von Luxor . . .

Nr. 2. Und mit der Treppe, wo man auf den Knieen hinaufrutſcht. Sind Sie oben geweſen?

Nr. 1. Nein. Aber folgen Sie mir immer weiter zur Stadt hinaus . . . dann kommen Sie zu einem Dorfe, wie heißt doch gleich das Dorf?

Nr. 2. Warten Sie nur.

Nr. 1. Oſtern wird Kirchweih gehalten.

Nr. 2. Ich weiß ſchon . . . es wird getanzt mit Pinien- und Orangen-Zweigen. . . .

Nr. 1. Sie wiſſen alſo, welches Dorf ich meine . . . Nun da habe ich einmal mit dem franzöſiſchen Buchhändler prächtig gefrühſtückt; für drei Paul ein Götterfrühſtück, ſag' ich Ihnen. Wo werden Sie in Livorno abſteigen?

Nr. 2. In der Quercia reale.

Nr. 1. Ich im ſchwarzen Adler neben dem Kanal.

N. 2. Haben Sie nicht Luſt, einen kleinen Abſtecher nach Piſa zu machen?

Nr. 1. Ich bin ſchon dort geweſen.

Nr. 2. Ich auch. Der ſchiefe Thurm . . . he?

Nr. 1. Köſtlich! Ein Erdbeben hat ihn ſo krumm gebogen, wiſſen Sie?

Nr. 2. Waren Sie in Florenz?

Nr. 1. Ach ja . . . Eine traurige Stadt.

Nr. 2. Sehr traurig. Haben Sie die Steine in Florenz ſchneiden ſehen?

Nr. 1. Parbleu! Hundertmal, das iſt merkwürdig? Waren Sie in der Porzellanfabrik?

Nr. 2. Das will ich meinen. Man arbeitet dort ſehr ſchön.

Nr. 1. Wie heißt doch gleich das Dorf, wo man die Strohhüte macht?

Nr. 2. Warten Sie nur . . . ich weiß es; ein ſchönes Dorf mit einem Springbrunnen. Wir haben dort gefrühſtückt. Ein großer Gaſt-

hof ... Viele Hühner auf dem Hof ... Wie Teufel heißt doch das Dorf?

Nr. 1. Gleichviel, der Name thut nichts zur Sache. Ich glaube, es heißt Boboli.

Nr. 2. Ja ... Nein ... Der Name klingt faſt ſo ...

Nr. 1. Boboli iſt es, ich ſage Ihnen Boboli ... Es ſind die Bäuerinnen von Boboli, welche die Strohhüte machen; die haben Ihnen Fingerchen ſo fein ...

Nr. 2. Und ſie verdienen mit ihrer Arbeit zwei, drei, vier Franken täglich; es gibt ſchöne darunter.

Nr. 1. Sehr ſchöne; die Italienerinnen ſind im Allgemeinen nicht übel. Was ſagen Sie zu den Neapolitanerinnen?

Nr. 2. Recht hübſche Augen, aber mager und die Haut braun.

Nr. 1. Aber was für ein Temperament.

Nr. 2. Hm!

Nr. 1. Wahre Teufel.

Nr. 2. Man unterhält ſich gut in Neapel.

Nr. 1. So ziemlich; wenn's nur nicht ſo heiß wäre.

Nr. 2. Beſonders im Sommer.

Nr. 1. Im Monat Auguſt.

Nr. 2. Waren Sie auf dem Veſuv?

Nr. 1. Nur einmal. Ich bekam einen ſchrecklichen Schnupfen davon, es war zu windig oben. Dann mußte ich vierzehn Tage im Bette liegen und man ließ mir zur Ader.

Nr. 2. Ich bin niemals oben geweſen. An einem Sonntag wollte ich einmal mit ein Paar guten Freunden die Partie machen, da läßt mich gerade mein Handelsfreund zu ſich rufen, um eine Rechnung mit ihm zu reguliren. Es betraf eine Irrung von fünfunddreißig Thalern. Fünfunddreißig Thaler, dachte ich bei mir, ſind nicht gut zu verlieren, und da ließ ich Partie Partie ſeyn und ging zu meinem Handelsfreund, der wohnte bei der alten häßlichen Kirche ...

Nr. 1. Die Kirchen ſind alle nicht ſchön in Neapel ... Ausgenommen die, wo ſie das Wunder mit dem Heiligen machen ... Sie wiſſen wohl ...

Nr. 2. Sie meinen den heiligen Februar.

Nr. 1. Richtig ... Die Geſchichte von dem Blut wollten Sie wohl ſagen.

Nr. 2. Das nur beiläufig; ich wollte von meinem Handelsfreunde

ſprechen. Er iſt aus Livorno und heißt Micali. Der Spitzbube hat eine hübſche Frau, eine Brünette, mit Augen im Kopfe . . .

Nr. 1. Und da haben Sie wohl . . . He, he!

Nr. 2. O nicht doch, ſie warf mir zwar Blicke zu, wenn ich hinkam, und ſagte mir dann leiſe: non, c'è Micali, non, c'è Micali, Sie verſtehen doch italieniſch?

Nr. 1. Perfect. Ich hatte zwei Jahre einen Sprachmeiſter in Paris; drei Franken die Stunde.

Nr. 2. Ich habe es nie gelernt. Ich ſpreche es auch nicht, aber ich kann mich verſtändlich machen.

Nr. 1. Es iſt eine ſehr geläufige Sprache.

Nr. 2. Beſonders für Den, der ſpaniſch verſteht.

Nr. 1. Iſt faſt ganz daſſelbe, Señor auf ſpaniſch, heißt Signor auf italieniſch.

Nr. 2. Mir iſt das Spaniſche von Kindesbeinen an bekannt; meine Mutter war aus Bayonne und mein Vater aus Perpignan. Alſo mein Freund Micali ſagte zu mir: haben wir einen Fehler in der Rechnung gemacht, ſo wollen wir ihn als ehrliche Männer berichtigen. Und darauf nahmen wir die Feder zur Hand und rechneten . . . Sie müſſen wiſſen, es war ein Conto von drei Jahren.

Nr. 1. Man ſoll ſo etwas nie ſo lange anſtehen laſſen.

Nr. 2. Das ſage ich auch; nun aber war es einmal geſchehen. Kurz, wir verglichen uns auf zweiunddreißig Thaler. Ich verlor mit einem Worte ſechzehn bis ſiebzehn Franken. Ich erinnere mich noch ſehr gut, daß wir an demſelben Tage die berühmte Hundsgrotte beſuchten; ich bezahlte den Wagen.

Nr. 1. So haben Sie die Hundsgrotte auch geſehen?

Nr. 2. Parbleu! Das will ich meinen! Mein Grundſatz iſt, auf Reiſen Alles zu ſehen, um ſich zu unterrichten.

Nr. 1. Hatten Sie auch einen Hund bei ſich?

Nr. 2. Ja, die Hündin aus dem Wirthshauſe. Flora, ein hübſches Thier. Sie lag im Todeskampfe.

Nr. 1. Nicht krepirt?

Nr. 2. Dank meinen Bemühungen, nicht; aber das arme Thier hat viel leiden müſſen.

Nr. 1. Unſer Pluto, auch ein ſchönes Thier, iſt auf dem Flecke krepirt. Sagen Sie mir doch, weiß man nicht, warum dieſe Grotte die Hunde ums Leben bringt?

Nr. 2. Ja ſehen Sie ... das kommt ſo. Es iſt in der Grotte ...

mir hat's ein junger Arzt explicirt, ein gewiſſer Vascagli, ein junger Mann, der in Neapel gute Geſchäfte macht; er verdient jährlich ſeine zwölf bis fünfzehn tauſend Franken. Das iſt ſo viel wie das Doppelte in Paris. Alſo . . . es iſt in der Grotte eine vulkaniſche Luft, eine Art Dunſt, der die Menſchen erſtickt. Nun ſehen Sie . . . Wenn Sie einen Hund mit hineinnehmen . . . Herr Vascagli hat es mir ſelbſt erklärt . . . Er kann ſo gut franzöſiſch wie Sie und ich. Sein Vater war nämlich unter Murats Herrſchaft in franzöſiſchen Dienſten. Alſo ſagte er . . .

Nr. 1. Da kommen die Douaniers. Ich höre ſchon den Kapitän rufen. Wir werden gleich ausgeſchifft werden. Noch eins, wo ſpeiſen Sie in Livorno?

Nr. 2. Al Giardinetto.

Nr. 1. Weiß ſchon . . . In der großen Straße . . . rechts ein Garten mit einem Gitter davor. Man ißt dort gut. Wo trinken Sie gewöhnlich ihren Kaffee?

Nr. 2. Im amerikaniſchen Kaffeehaus. Die Taſſe zwei Soldi und ſehr gut. Aber jetzt kommen Sie auf das Verdeck, denn ich muß ſehen, was es gibt; der Kapitän zankt ſich mit der Sanität.

Nr. 1. Dieſe verwünſchte Sanität quält uns in Italien ſehr ſeit einiger Zeit.

Nr. 2. Man iſt wahrlich ein Narr zu reiſen.

Nr. 1. Oder man reist ſeiner Geſchäfte wegen wie wir Beide.

Nr. 2. Ja die Geſchäfte vor Allem. Ich reiſe noch zwei Jahre oder drei, dann ſetze ich mich in einem kleinen Städtchen zur Ruhe und erziehe meine Kinder.

Nr. 1. Gehen wir hinauf, ich höre, daß unſere Nummer angerufen wird.

Die Rechtspflege der Muhammedaner.

Zweiter Artikel.

Da die Ehe nach dem Gesetze Muhammed's nur ein rein bürgerlicher Act ist, so erregt die Leichtigkeit, mit der sie aufgelöst werden kann, kein Staunen. Sie wird nämlich aufgelöst durch Verstoßung, durch Scheidung und durch Trennung.

Damit die Verstoßung vollständig (Talak-Rain) sey, ist es nöthig, daß der Mann, dem allein die Initiative zukommt, drei Mal die Formel, welche seinen Willen ausdrückt, entweder hinter einander, oder in drei verschiedenen Zeiträumen ausspreche; diese Formel heißt: „Ich verstoße dich drei Mal, oder du bist gänzlich und unwiderruflich verstoßen!“ Diese Worte haben die unmittelbare Auflösung der Ehe zur Folge; der Mann verliert alle seine Rechte auf die Frau, und will er sie wieder zu sich nehmen, so muß sie vorher an einen andern Mann verheirathet und von diesem auch wieder verstoßen seyn. Jede List, welche die Beseitigung der Folgen der zweiten Heirath zum Zwecke hat, wird für eine große Sünde gehalten. Dieses seltsame Gesetz des Hull ist auch auf Frauen anwendbar, wenn die Frau Sclavin ist, nur hat es schon seine Wirkung, sobald der Mann die Formel der Verstoßung zum zweiten Male ausgesprochen hat. Ein Mann, der, nachdem er diese Formel ein Mal ausgesprochen hat, den Zeitraum von drei Monaten verstreichen läßt, ohne seine Frau wieder zu sich zu nehmen, bewerkstelligt gleichfalls eine gänzliche Verstoßung, mit dem Unterschied jedoch, daß die Zustimmung der Frau und ein neuer Vertrag, begleitet von einem neuen Hochzeitgeschenke, hinreichen, um die neue Heirath gesetzlich zu machen.

Die Verstoßung wird als unvollständig betrachtet, (Talak-edjy), so lange der Mann die drei Formeln nicht ausgesprochen hat, oder so

---

* Siehe Band I. S. 398.

lange die dreimonatliche Zurückziehung der Frau in ihre Zimmer noch nicht abgelaufen iſt. Während dieſer Probezeit reicht ein einziger Wunſch des Mannes, eine Liebkoſung, ein Kuß, zuweilen ſogar ein Blick hin, den erſten Act aufzuheben, und die Frau in alle ihre Rechte wieder einzuſetzen. Die Verſtoßung kann auch bedingungsweiſe (Talik) geſchehen, und dieſem oder jenem Ereigniſſe untergeordnet werden, das dieſelbe gültig macht. Der Mann kann ſie ferner dem Willen der Frau unterwerfen. Ein Mann, der zum Tode verurtheilt iſt, oder an ſchwerer Krankheit darniederliegt, darf ſeine Frau nicht verſtoßen, beſonders, wenn es in der Abſicht geſchieht, ſie um ihr Erbtheil zu bringen. Ein ſolcher Act wird als ungültig betrachtet.

Bei der Scheidung (Khouly) gibt die Frau die Initiative, wie der Mann bei der Verſtoßung; nur iſt hier der Unterſchied, daß die Scheidung für den letztern nicht die Nothwendigkeit bedingt, ein zweites Hochzeitgeſchenk aufzuſtellen; die Frau dagegen muß der Sitte gemäß ihrem Manne eine Summe Geld anbieten, um ſeine Zuſtimmung zu erhalten. Sie hat das Recht, ihren Vorſchlag, ehe ſie eine Antwort erhalten hat, wieder zurückzunehmen. Hat dagegen der Mann ſeine Zuſtimmung gegeben, ſo kann er nicht mehr zurücktreten, ſelbſt wenn der Vorſchlag der Scheidung von ihm ausgegangen wäre. Die Perſer, welche dem für ketzeriſch erklärten ſchiitiſchen Glaubensbekenntniß anhängen, folgen, was die Scheidung und Verſtoßung anbelangt, nicht in allen Stücken den Entſcheidungen der orthodoxen Imams *).

Sir John Malcolm, ehemaliger bevollmächtigter Miniſter des obern Gouvernements von Britiſch-Indien am perſiſchen Hofe, erzählt in dieſer Beziehung folgende Anekdote: Ein ſchiitiſcher Doctor begab ſich in eine Verſammlung, in welcher vier Doctoren der orthodoxen Sekten über die Frage diſputirten, ob der Sultan Khodat-Bundah, Tſchengis Khans Urenkel, ohne ſich dem Geſetze Hull zu unterwerfen, eine Frau wieder zu ſich nehmen könne, von der er ſich ſchon dreimal geſchieden hatte. Der ſchiitiſche Doctor, die Formen eines rohen Menſchen nachahmend,

*) Es gibt 4 humitiſche oder orthodoxe Imams, nämlich 1) Hanifé, geb. im Jahr 80 der Hedſchra (699 n. Ch.), unter dem Califat Abd-Ul-Melik's I. 2) Schafy, geb. zu Ghazam in Syrien im Jahre 150. 3) Malik, geſt. zu Medina im Jahr 179, unter Harun Al Raſchids Califat. 4) Hannbel, geſt. zu Bagdad im Geruche der Heiligkeit im Jahr 241.

Dieſe 4 Ritus, unter denen der Hanifés den erſten Rang einnimmt, werden in allen muhammedaniſchen Ländern gleich geachtet und befolgt. Die Perſer verachten und verwerfen ſie in manchen Punkten.

nahm seine Pantoffeln unter den Arm, statt sie nach der Sitte an dem Eingang des Sitzungssaales zurückzulassen. Darüber lachte die Versammlung, und fragte ihn um den Grund dieser Vorsichtsmaßregel. „Dieß kommt daher," gab er zur Antwort, „weil wir in unserer Familie das Andenken an einen unserer Vorfahren bewahren, dem zur Zeit des Propheten ein Schüler des Hanifé seine Pantoffeln gestohlen hat." Die Anwesenden lachten noch mehr, indem sie bemerkten, Hanifé habe seine Lehre erst 100 Jahre nach dem Tode des Propheten gepredigt. „Nun gut", fuhr der schiitische Doctor fort, „so ist es ein Schüler Maliks, der den Diebstahl begangen hat." Von Seiten der Zuhörer erfolgte neues Gelächter, und der Doctor ward darauf aufmerksam gemacht, daß Malik nach Hanifé lebte. „So war es Schafy in Person," fuhr der Schiite fort; „Er ward noch später geboren," hieß es von allen Seiten. „So muß Hannbel der Dieb gewesen seyn." Ein abermaliger Ausbruch des Lachens benachrichtigte den unglücklichen Doctor, daß er auch dießmal irre, da der Imam Hannbel erst im zweiten Jahrhundert der Hedschra gelebt habe.

„Nun denn," fuhr der Doctor fort, indem er sich mit großem Ernste gegen die Versammlung wendete: „wenn, wie ihr sagt, die vier Imams so lange nach dem Propheten gelebt haben, so folgt hieraus, daß sie die Gesinnungen desselben nicht besser kannten, als ihr und ich. Wenn dem Wunsche des Sultans kein anderes Hinderniß entgegensteht, als die Meinung dieser neueren Heiligen, so mag er immerhin nach seinem Gewissen handeln." Diese Entscheidung trug viel dazu bei, den Sultan für den Glauben der Schiiten zu gewinnen.

Die Trennung, welche das Gesetz von der Verstoßung und von der Scheidung unterscheidet, findet statt: 1) wenn der Mann die Frau der Untreue anklagt, oder wenn er eines der Kinder nicht anerkennt, 2) wegen Unvermögens; 3) wegen Glaubensabfall.

In dem ersten Falle hat die Frau das Recht, die Herstellung ihrer Ehre zu verlangen. Der Mann wird so lange mit Einsperrung gestraft, bis es sich entschließt, entweder seine Anklage zu behaupten, oder in Abrede zu ziehen. Wenn er sie zurücknimmt, so wird er wegen des Vergehens der Beschimpfung bestraft, ohne daß die Frau auf Milderung der Strafe einigen Einfluß hat. Behauptet er seine Anklage, so muß er sie mit folgendem Schwur bekräftigen:

„Ich nehme Gott zum Zeugen der Wahrheit meiner Anklage
„des Ehebruchs dieser Frau; sein Fluch falle auf denjenigen,
„der diese Frau falsch anklagt."

Gesteht die Frau ihre Schuld nicht ein, so antwortet sie dem Manne durch einen ähnlichen Schwur:

„Der Zorn Gottes treffe mich, wenn dieser Mann in seiner „Anklage gegen mich nicht die Unwahrheit gesagt hat."

Dieser doppelte Schwur hat auf der Stelle die Auflösung der Ehe zur Folge; die Getrennten können sich nicht wieder vereinigen, bis der Mann seine Klage zurückgenommen und die den Verläumdern auferlegte Strafe erstanden hat.

Die Trennung wegen Unvermögens findet statt, zu Gunsten der verheiratheten Frau, welche Jungfrau geblieben ist. Sie findet nur gegen Eunuchen (Khoussak's) Anwendung. Wir erwähnen hier eines höchst sonderbaren Prozesses, der im Jahr 1827 vor den Cazi von Jspahan gebracht wurde. In Persien haben die Cázi's so ziemlich dieselbe richterliche Gewalt, wie die türkischen und arabischen Cadi's, mit der Ausnahme jedoch, daß sie zuweilen genöthigt sind, ihre Meinungen und Urtheile, den geistlichen Richtern der Stadt, welche sie bewohnen, zu unterwerfen. Alle größere Städte Persiens haben einen geistlichen Richter (Scheik-ul-yslam), der die Ansicht seiner Räthe, der Mollah's benützt. Die persischen Mufti's üben vor diesen Tribunalen das Amt der Kronanwälte aus.

Die Angelegenheit, von welcher hier die Rede ist, ward der Einsicht des Cazi's von Jspahan, eines sehr gelehrten, wegen der Weisheit seiner Entscheidungen berühmten Mannes anvertraut. Eine arabische Frau aus Loreſtan legte demselben ein Gesuch um Trennung vor, weil sich ihr Mann in dem oben bezeichneten Falle befand, für welchen ein besonderes Gesetz (Ynniu) die Trennung der Ehe ausspricht. Der Mann vertheidigte sich kräftig gegen die Beschuldigung, und wies die Eigenschaft des Khonssah, welche man ihm aufbürden wollte, zurück. Unter den Zuhörern entstand nach der Sitte der persischen Tribunale großer Lärm, weil die Frauen den Verhandlungen beiwohnen. An diesem Tage hatten sie sich zahlreicher als je eingefunden, und ihr lebhafter Antheil störte die Ordnung dergestalt, daß die Thürhüter des Cazi's manchmal genöthigt waren, mit dem Stocke einzuschreiten, um die Stille herzustellen.

Der Vertheidiger schien ein junger Mann von etwa 20 Jahren. Ein leichter Flaum deckte seine Oberlippen; seine Haut war ungewöhnlich weiß, sein Gesicht von ausgezeichneter Schönheit; dabei hatte er eine sanfte, obwohl etwas schwache Stimme; seine ganze Haltung war würdig, aber schüchtern. Zuweilen wendete er sich an seine Frau und

beſchwor ſie, mit Thränen in den Augen, von ihrem Geſuche abzuſtehen, und ihn nicht dem allgemeinen Gelächter preiszugeben, das ja auch ihr zur Schande gereiche. Nichts deſtoweniger drang die Frau bei dem Richter darauf, das Urtheil auszuſprechen. Nachdem der Cazi beide Parteien angehört hatte, lud er ſie in drei Tagen wieder vor, und ordnete unterdeſſen ein vorläufiges Zeugenverhör an.

In dem Augenblicke, in welchem der Richter die Sitzung aufzuheben im Begriffe war, näherte ſich ihm der Beklagte bleich und mit bewegter Stimme, mit der Erklärung, er habe ſich bis jetzt dem Begehren ſeiner Frau nur darum widerſetzt, weil er die Hoffnung gehegt, ſie von ihrer Gleichgültigkeit zurückkommen zu ſehen; jetzt aber, da er von ihrem verderbten Herzen überzeugt ſey, wünſche er ſelbſt, daß die Trennung ausgeſprochen werde. Ein Theil der Anweſenden gab der Seelengröße des Gatten ſeinen Beifall; der andere Theil beſchuldigte ihn der Schwäche. Wieder Andere behaupteten, unter dieſer vorgeblichen Großmuth verberge ſich ein anderer, minder unintereſſirter Gedanke.

Als der Cazi im Begriffe war, den Spruch zu thun, trat ein Mann aus der Menge hervor und verlangte das Wort. Er gab an, er heiße Ali-Murad, ſey ein Shawlhändler und komme ſo eben aus der Provinz Reluchiſtan, wo er ſeinen Wohnſitz habe. Bei ſeinem Anblick ſchlug der Mann der Klägerin die Augen nieder und zitterte an allen Gliedern. Der Shawlhändler warf ihm Blicke zu, in welchem ſich Zorn und Mitleid zugleich ſpiegelten. Lange Zeit verharrte er unbeweglich und ſchweigend, wie unter der Laſt eines Gedankens, der ihn niederdrückte. Auf die wiederholte Aufforderung des Cazi's näherte ſich Ali-Murad dem Diwan, auf welchem der Ausleger des Geſetzes ſaß, deutete mit dem Finger auf den angeklagten Gatten und ſprach: Auch ich verlange getrennt zu werden.

Seyd Ihr nicht recht bei Sinnen? fragte der Richter.

Ich bezeuge auf das heilige Buch, und bei dem Namen Ali's, erwiderte der Kaufmann, daß die hier in Mannskleidern anweſende Perſon mir vor einem Jahre angetraut wurde, und daß ſie, als ſie ihren Betrug entdeckt ſah, aus meinem Hauſe entfloh.

Dieß iſt unerhört, ſprach der Richter; hierauf wendete er ſich zu der Frau, welche die Trennung verlangte, mit den Worten: Ihr behauptet alſo, euer Gatte ſey kein Mann?

Ja, Herr Richter.

Sofort wendete er ſich gegen Ali-Murad: Und Ihr beſteht darauf, daß diejenige, welche Ihr geheirathet habt, kein Weib ſey?

Ja, ich beſtehe darauf.

— Die Verhaftung der angeklagten Perſon erfolgte auf dieſe doppelte Antwort, und die klagenden Parteien wurden auf den folgenden Tag wieder herbeſchieden.

Jederman erwartete mit geſpannter Ungeduld den Ausgang dieſes ſeltſamen Prozeſſes, deſſen Entwicklung Niemand vorherſehen konnte. Endlich öffneten ſich die Pforten des Gerichtsſaales. Der Cazi erklärte, daß er es in Folge einer von ihm angeordneten Unterſuchung für ſeine Pflicht halte, die verlangte doppelte Trennung auszuſprechen, indem der Gatte der Klägerin, und zugleich die Frau des Klägers eines jener Geſchöpfe ſey, welche beiden Geſchlechtern angehören, die in der Moſchee die Nähe der Männer und der Weiber zu vermeiden haben, und denen der Koran ausdrücklich die Ehe unterſagt, indem er ſie als Khonſſah-y-Mouſchkil (Hermaphroditen) bezeichnet. Dieſe Geſchöpfe, deren Exiſtenz bei uns für problematiſch gehalten wird, zeigen ſich zuweilen im Oriente, wo eine beſondere Geſetzgebung dafür geſorgt hat, ihr Schickſal zu beſtimmen. Als Mann iſt ihnen jede Kleidung von Seide unterſagt; als Frau können ſie nur verſchleiert öffentlich erſcheinen.

Auf ſolche Weiſe geſchieht die Auflöſung der Ehe in allen muhammedaniſchen Ländern, das heißt auf der einen Hälfte des Erdbodens. Wir glauben gezeigt zu haben, wie ein Theil der Mißbräuche von dem Geſetzgeber auf kluge Weiſe vorausgeſehen und vermieden worden iſt. Das Haupthinderniß, das an und für ſich ſchon hinreichen würde, der Unbeſtändigkeit des Mannes Einhalt zu thun, iſt die Nothwendigkeit, der Frau, die er verſtößt, ein zweites, gleich großes Heirathsgut zu geben, wie das erſte, als er ihre Hand erhielt. Die Art, wie das Geſetz die Bande löst, welche beide Gatten mit einander vereinen, kann nicht nur nicht unbillig genannt werden, ſondern man verdankt ihm ſogar die Vermeidung einer Menge von Unglücksfällen; und da die Heirath ein rein bürgerlicher Akt iſt, ſo wird die Religion durch die Auflöſung der Ehe nicht beleidigt, wie dieß in chriſtlichen Ländern der Fall iſt.

Es iſt äußerſt ſchwer, ſich einen Begriff zu machen, wie weit die Orientalen ihre Verehrung der weiblichen Schaamhaftigkeit treiben. Der Koran iſt in dieſer Hinſicht voll von Vorſchriften, die von einem frommen Anachoreten diktirt zu ſeyn ſcheinen, der ſich gegen die Verführungen der Welt ſchützen will. Das Haus des Moslims iſt in zwei Abtheilungen getheilt: der Selamlik, oder die Wohnung der Männer, und das Harem, ein Wort, das geheiligter Ort bedeutet, und deſſen Schwelle kein Mann außer dem Gatten zu überſchreiten wagen

darf. Selbst Sclaven dürfen den Fuß nicht in das Harem ſetzen, deſſen Dienſt ausſchließlich durch gekaufte oder gemiethete Frauen verſehen wird. Der Koran erlaubt ſelbſt den nächſten Anverwandten nicht, das Geſicht ihrer Schweſtern, ihrer Tanten ꝛc. zu ſehen, außer unter der Bedingung, daß dieſer Anblick durchaus keine weltliche Idee in ihnen wecke. Im entgegengeſetzten Falle müſſen ſie auf der Stelle die Augen ſchließen. Aiſcha, eine von Muhammeds Frauen, äußerte, daß ſie ſich mit dem Propheten, ihrem Gemahle, zu baden pflege, ohne daß eines das andere je betrachte.

Es leuchtet ein, daß bei einem ſolchen Volke der Ehebruch ein äußerſt ſeltenes Verbrechen iſt, das der Geſetzgeber nicht anders, als mit dem Tode ſtrafen zu müſſen glaubte. Doch hat auch hier wieder das Geſetz die Gnade neben die Strenge geſetzt, denn die Conſtatirung der Thatſache iſt gewiſſermaßen unmöglich gemacht. Bei allen bürgerlichen und Kriminalverbrechen ſind drei Zeugen hinreichend, auf daß der Richter das Urtheil fällen könne; der Ehebruch iſt der einzige Fall, welcher vier Zeugen erfordert. Dieſe Zeugen werden abgeſondert verhört; ſie müſſen in den geringſten Details in ihren Angaben übereinſtimmen und erklären, daß ſie vor ihren Augen das Verbrechen begehen ſahen. Die geringſte Abweichung in ihren Ausſagen hat die Freiſprechung der Angeklagten zur Folge.

Der einfache Ehebruch zieht nur die Strafe von hundert Hieben für Freie, und von fünfzig Hieben für Sclaven nach ſich. Todesſtrafe trifft ſolche Moslim, welche volljährig, bei vollem Verſtande, beide verheirathet und der Schuld überwieſen ſind. Fehlt eine der erſten drei Eigenſchaften, ſo erfolgt bloß die Stäupung. Die Strafe, welche der Koran zur Büßung des Ehebruchs feſtſetzt, iſt die Steinigung. Der Mann wird an einen Pfahl gebunden, die Frau bis zur Bruſt eingegraben. Die Zeugen werfen die erſten Steine. Weigert ſich einer derſelben, oder entfernt er ſich im Augenblicke der Execution, ſo wird dem Verurtheilten das Leben geſchenkt. Daſſelbe Verbrechen wird bei zinspflichtigen Unterthanen nicht mit Leibesſtrafe belegt; wenn jedoch eines der Schuldigen die muhammedaniſche Religion ausübt, ſo werden beide nach den Geſetzen des Landes gerichtet. Trotz dieſen ſtrengen Vorſchriften iſt vielleicht ein Jahrhundert verfloſſen, ſeit in der Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches kein ehebrecheriſches Paar mehr geſteinigt worden iſt.

Die Erbſchafts-Geſetze ſind äußerſt verwickelt. Die Erben ſcheiden ſich zuvörderſt in zwei große Kathegorien; nämlich in Pflichttheil-Erben

und Universal-Erben. Die Pflichttheil-Erben (asshab ferayis) bilden die erste Klasse; die Universal-Erben (Wariss) zerfallen wieder in neun andere Klassen. Diese beiden Kathegorieen bilden zusammen die Erbschaft. Zur ersten gehören, wenn männliche Nachkommenschaft der männlichen Linie vorhanden ist, erstens der Vater, dem 1/6 der Erbschaft gebührt, oder, wenn er nicht mehr am Leben ist, dem Großvater, Urgroßvater ꝛc. der männlichen Linie. Zweitens die Mutter, der gleichfalls 1/6, nebst derselben Uebertragung ihrer Rechte, gebührt. Drittens der überlebende Gatte und zwar dem Manne 1/4, der Frau 1/8, das, wenn mehre vorhanden sind, vertheilt wird. Besteht die Nachkommenschaft nur aus Töchtern von der männlichen Linie, so erbt die einzige Tochter die Hälfte; sind es mehre Töchter, so werden 2/3 unter dieselben vertheilt. Sind keine Nachkommen da, so erbt der überlebende Gatte den doppelten Pflichttheil. Hinterläßt das Verstorbene weder Kinder noch Anverwandte in aufsteigender männlicher Linie, so treten folgende Seitenverwandte in die Rechte der Pflichttheil-Erben: Erstens der Halbbruder von mütterlicher Seite, der 1/6 erhält; sind es deren mehre, so wird 1/3 unter sie getheilt. Zweitens die Halbschwester von mütterlicher Seite. Drittens die leibliche Schwester die Hälfte, wenn sie die einzige ist; 2/3 zur Theilung, wenn es mehre sind. Viertens die Halbschwester von väterlicher Seite, deren Theil auf gleiche Weise festgesetzt wird.

Die Klasse der Universalerben begreift in ihrer ersten Unterabtheilung alle natürlichen Erben in auf- und absteigender männlicher Linie; eben so die direkten Seitenverwandten, wie Vaters und Mutter Brüder, die Kinder derselben, die Oheime ꝛc. In die andere Unterabtheilung gehören: Erstens der Herr des Verstorbenen oder des ersten Erben. Zweitens die Mutter, und wenn diese nicht mehr lebt, die Großmutter, Urgroßmutter der einen und der andern Linie. Drittens alle Blutsverwandten der weiblichen Linie.

Die Hauptgrundlagen dieser Gesetzgebung sind folgende: Die Vertretung ist nicht gestattet, selbst nicht in direkter Linie; die Nachkommen eines erstgestorbenen Kindes können nicht mit den andern Kindern des Verstorbenen concurriren. Um dieser ausschließenden Maßregel abzuhelfen, kann der Muhammedaner über ein Drittheil seines Vermögens nach Willkühr verfügen, wie groß auch die Zahl seiner Kinder seyn mag. Die nächsten Erben schließen die andern derselben Klasse gänzlich aus.

Frauenzimmer erhalten nur die Hälfte des den Männern zugehörigen Theiles.

Brüder erben gleich. Das Vorrecht des männlichen Geſchlechts iſt das einzige durch das Geſetz geheiligte.

Nur in einem einzigen Falle erben Perſonen weiblichen Geſchlechts zu gleichen Theilen mit den Männern, wenn ſich nämlich in der Erbmaſſe ein Gut Wakouf, d. h. ein einer Moſchee vermachtes Gut befindet; allein dieſes Gut geht nur auf die Kinder des Schenkers über. Doppelte Verwandtſchaft gibt ein doppeltes Recht zur Erbſchaft. Z. B. ein Bruder von mütterlicher Seite, der zugleich Geſchwiſterkind des Verſtorbenen iſt, erhält zuvörderſt ſeinen Pflichttheil, und hierauf noch einen andern Theil von der Maſſe als Univerſal-Erbe (Wariss), vorausgeſetzt, daß keine nähern Erben da ſind.

Wird eine ſchwangere Frau Wittwe, ſo wird vor allen Dingen von der Verlaſſenſchaft ihres Mannes der einem Knaben gehörende Theil proviſoriſch in Beſchlag genommen.

Legale Hinderniſſe gegen die Ausübung des Erbſchaftrechtes ſind: Sclavenſtand, da der Sclave kein Eigenthum beſitzen kann; Mord, der von einem Erben an dem Verſtorbenen begangen ward; endlich Religionsverſchiedenheit. Ein Mann, der ein nicht muhammedaniſches Land bewohnt, iſt, ſelbſt wenn er Muhammedaner iſt, gleichfalls ausgeſchloſſen; ſeine Kinder verlieren jedoch nichts von ihrem Rechte.

Der Vormund oder Teſtamentsvollſtrecker kann die Theilung vornehmen; in ſeiner Ermanglung ſchreitet das Gericht ein. Der Richter verſiegelt in ſeiner Eigenſchaft als öffentlicher Vormünder das Haus des Verſtorbenen und der Cassan (Theilungskommiſſär) bezeichnet, nachdem er das Inventar aufgenommen hat, ſowohl die Univerſal- als die Pflichttheil-Erben und den Theil, der jedem derſelben zukommt. Häufig gewährt man den Erben gegen die Erlegung einer gewiſſen Summe die Erlaubniß der Abnahme der Siegel und der Vertheilung der Erbſchaft nach Gutdünken, doch iſt dieſe Handlungsweiſe gegen den Geiſt des Geſetzes, eine Art Mißbrauch, der, wie ſo viele andere, reformirt werden ſollte.

Der Staat erhebt keine Steuer von den Erbſchaften. Dagegen ſind die Fälle der Enterbung ſehr zahlreich in einem Lande, wo die Verwandtſchaft häufig nur durch Zeugen-Erklärung nachgewieſen wird.

Wir haben oben des Wortes Wakouf erwähnt, das ſo viel als: verpfändet heißt, im Gegenſatze zu dem Worte Mulk, das ein freies Eigenthum bedeutet. Es geſchieht häufig in muhammedaniſchen Ländern, daß ein Eigenthümer unbeweglicher Güter dieſelben an eine Moſchee gegen eine Summe abtritt, welche ſich auf 5, 10 bis 12 Prozent des

Werthes jener Güter beläuft. Der Eigenthümer hat jedoch die Nutznießung seines Gutes und entrichtet an die Moschee eine jährliche Summe, welche dem von ihm angegebenen Interesse gleichkommt. Das auf solche Weise angelegte Vermögen kann nicht angegriffen werden, und der Eigenthümer kann es zu gleichen Theilen unter seine Söhne und Töchter vertheilen, was, wie wir oben gesehen haben, nach dem gemeinen Gesetze nicht stattfinden darf. Die Moschee dagegen legt ihr Vermögen auf sichere und solide Weise an, weil sie unbewegliche Güter als Sicherheit erhält, die sie erbt, wenn der Eigenthümer ohne Kinder aus der ersten Ehe stirbt. Wir haben gleichfalls erwähnt, daß der freie Muhammedaner über ein Drittheil seines Vermögens nach Gutdünken verfügen kann. Sein Gesammtvermögen darf er nur vermachen, wenn es ihm gänzlich an natürlichen Erben fehlt, und wenn er keinen wirklichen oder Titular-Herrn und keinen Adoptiv-Verwandten hat. Nach dem muhammedanischen Rechte ist es dem Manne und der Frau gestattet, auf dem Wege der Adoption sich Erben zu verschaffen. Nicht nur kann man Jemand als Sohn oder Tochter, sondern auch als Vater, Mutter, Bruder, Oheim und Herrn adoptiren, wofern nur gewisse Bedingungen erfüllt werden. Der Adoptirte tritt alsdann in die Rechte der Nachkommenschaft Dessen, der ihn adoptirt. Selbst wenn dieser rechtmäßige Nachkommen hinterläßt, muß der Theil des Adoptirten respektirt werden. Die Eigenschaften eines Erben und eines Legators können sich nicht in einer Person vereinigen, außer bei dem überlebenden Gatten. Der Religions-Unterschied zwischen dem Testator und dem Legator kann die Rechtmäßigkeit eines Vermächtnisses nicht entkräften. Die Erbschaftsangelegenheiten zinspflichtiger Nicht-Muhammedaner (Zimmis) werden, wenn man sie vor muhammedanische Gerichte bringt, auf dieselbe Weise geschlichtet.

Erkennt man auch in einem großen Theile der muhammedanischen Einrichtungen das Genie des arabischen Gesetzgebers, der sie für eine lange Zukunft gegründet hat, so begegnet man doch zuweilen der Spur einiger localen Vorschriften, welche allerdings für die damalige Zeit höchst nützlich waren, die sich aber heutzutage überlebt haben und den Fortschritten der Civilisation entgegen sind. Jenes heilige Gepränge der Offenbarung, welches das Gesetz umgibt, und ihm eine gewisse Kraft verleiht, die es anderwärts vergeblich suchen würde, benimmt denjenigen, welche es den neuern Bedürfnissen der Osmanen anpassen möchten, unglücklicherweise jede Möglichkeit, den Zweck ihrer Bemühungen zu erreichen. So hielt z. B. Muhammed in dem Jahrhundert, als der Wucher ein

ſehr verbreitetes Laſter bei den Arabern war, es für nöthig, denſelben durch die kräftigſten Verwünſchungen zu brandmarken. Die Ausleger zogen aus ſeinen Worten ein ausdrückliches Verbot für jeden Gläubigen, Geld auf Zinſen auszuleihen. So hat ein einziges unüberlegtes Wort das ganze Finanz- und Handels-Syſtem der muhammedaniſchen Länder in Feſſeln der Ohnmacht geſchlagen. Wie viele Verſuche wären nöthig, um die Gemüther von dieſem traurigen Vorurtheil zurückzubringen, das in dem Geſetze und in der Religion ſeine Quelle hat! Wahr iſt es allerdings, daß im Orient, wie ſonſt überall, das Ausleihen auf Zinſen über die beſtehenden Geſetze geſiegt hat, da dieß gewöhnlich mit 10—12 Prct. geſchieht; allein die ganze Angelegenheit wird insgeheim betrieben, ſo daß der Wucher im Schatten einer der Regierung abgenöthigten Nachſicht auf die unverſchämteſte Weiſe an die Stelle des Handels-Credits getreten iſt. Von jeher haben allzuſtrenge Geſetze zu dem entgegengeſetzten Zwecke geführt. Braucht ein Muhammedaner eine Summe Geldes zu ſeinem Handel oder zu ſeinem Privatgebrauche, ſo wendet er ſich nothgedrungen an Handels-Juden oder Armenier, welche ihn läſtige Obligationen unterſchreiben laſſen, in denen die Zinſen zu der Kapital-Summe geſchlagen ſind. Die türkiſche Regierung ſelbſt wendet ſich an Wucherer, wenn ſie einen Krieg oder größere Arbeiten von allgemeinem Nutzen unternehmen will. Unrichtige Auslegung eines mündlichen Geſetzes des Propheten hat ſie bis jetzt abgehalten, und wird ſie noch lange Zeit abhalten, den von ihr ſehnlich gewünſchten Weg der Civiliſation einzuſchlagen, und mittelſt eines öffentlichen Anleihens alle jene Verbeſſerungen auszuführen, die ſie beabſichtigt. Ohne Zweifel iſt es dem gegenwärtigen Sultan vorbehalten, dieſe neue Revolution in ſeinem Reiche durchzuführen. An dem Tage, an welchem dieſe wichtige Neuerung ins Leben tritt, beginnt eine neue Aera für die Osmanen; erſt dann wird die Wiedergeburt des türkiſchen Reiches endlich und für immer conſtituirt ſeyn. Man begreift leicht, wie ſehr in der gegenwärtigen Lage der Dinge die Elemente der öffentlichen Wohlfahrt und insbeſondere Handel und Induſtrie unter einem ſolchen Syſtem beeinträchtigt ſeyn müſſen. Jede Finanzoperation, an welcher das geringſte Glücksſpiel den geringſten Theil zu haben ſcheint, iſt förmlich verboten. Die Ungewißheit über die beſtimmte Qualität oder Quantität eines verkauften Gegenſtandes, jeder abgeſchloſſene Handel, der dem Käufer oder Verkäufer irgend einen beſondern Vortheil gewährt, reicht hin, um den Vertrag zu vernichten. So kann z. B. Getreide eben ſo wenig, als die am Baume hängende Frucht, Junge im Mutterleibe, Wolle auf dem Rücken der

Heerden ꝛc. verkauft werden. Der Verkauf auf unbeſtimmte Zeit zieht gleichfalls die Aufhebung des Vertrags nach ſich. Sowohl die Religion als das Geſetz unterſagen dem Muhammedaner den Handel mit Wein, mit Fleiſch und Borſten der Schweine, und ſelbſt mit ungegerbten Häuten. Ein Eigenthümer, deſſen Haus eingeſtürzt iſt, darf keiner andern Perſon das Recht abtreten, dieſes Haus wieder aufzubauen, unter dem unſinnigen Vorwand, der Menſch dürfe nicht über die Allen gemeinſchaftliche Luft verfügen, da dieſe keinen beſtimmbaren Werth habe.

Unter dem Titel: Bei-Mekrouh (unerlaubter Kauf) verbietet die Geſetzgebung, wenn gleich nicht ſo ſtrenge, jeden an einem Freitage während des Gebets oder während des heiligen Beyrams geſchloſſenen Kauf. Auch die Concurrenz, welche den Preis der Waaren erhöht, wird als unerlaubt betrachtet.

Sowohl Käufern als Verkäufern ſind drei Tage freigegeben, nach deren Verfluß der Vertrag erſt geſetzmäßigen Werth erhält. Den Contrahirenden ſteht es frei, dieſe Zeit zu erneuern, ſo oft es ihnen beliebt. Doch wird der Handel für vollzogen betrachtet, wenn beide Theile, oder einer derſelben in der Zwiſchenzeit ſterben.

Wechſel ſind eben ſo ſehr verboten, als das Ausleihen auf Zinſen.

Ein Schuldner, der ſich weigert, ſeine Schuld zu bezahlen, wird auf die Klage des Gläubigers verhaftet, es mag dieſer nun ein Jude oder ein Chriſt ſeyn. Sobald die Richtigkeit der Schuld erwieſen iſt, wird der Schuldner eingeſperrt. Nach drei Monaten tritt die körperliche Haft außer Wirkung, und der Gläubiger darf nur noch auf das Vermögen oder das Einkommen des Schuldners Beſchlag legen, wofern er nicht beweist, daß dieſer die Mittel beſitzt zu bezahlen. In dieſem Falle bleibt der Schuldner ſo lange feſtgeſetzt, bis er bezahlt. Die Verhaftungskoſten fallen ſtets dem Gläubiger zur Laſt.

Dieß ſind die Hauptgrundzüge, auf welche das Handelsrecht in den muhammedaniſchen Ländern baſirt iſt. Fügt man zu dieſen ſo wenig aufmunternden Urſachen noch das religiöſe Vorurtheil hinzu, welches die meiſten Muhammedaner von dem Beſuche ungläubiger Reiche abhält, ſo ſieht man leicht ein, wie es ſich zuträgt, daß ein an Erzeugniſſen aller Art ſo reicher Boden nicht nur ſeine Bewohner nicht reich macht, ſondern ſelbſt zu ihrem Unterhalte nicht zureicht. Und dennoch hat der Prophet in ſeinem Koran hauptſächlich die Arbeit ſeinen Anhängern als eine der nothwendigſten Tugenden empfohlen. „O mein Diener,“ ſagt er, „rühre deine Hände, und der Reichthum wird dir im Ueberfluſſe zukommen.“ Es iſt bekannt, daß Muhammed ſelbſt Handel trieb, ehe er für die Ver-

breitung seines Glaubens die Waffen ergriff. „Der gerechte und billige Kaufmann," sagt er, „gehört zu der Zahl der frömmsten Seelen." Es leuchtet daher ein, daß alle beschränkenden Maßregeln, womit die Imam's und andere Ausleger die Ausübung dieser von dem Gründer seines Glaubens so sehr gerühmten Tugend belegt haben, gegen den eigentlichen Geist eben dieser Religion erfunden worden sind. Es ist dringend nöthig, daß der Mufti und die Ulema's zu Constantinopel sich mit der Durchsicht und bessern Auslegung der Fetwas und Meinungen älterer Gesetzeskundiger beschäftigen.

Der Seehandel entgeht den Muhammedanern gänzlich, da diese nur durch Vermittlung fremder Kaufleute ausländische Waaren erhalten, und die ihrigen anbringen. Die Industrie, welche in den Händen des Muhammedaners aus Mangel an Kapitalien auf einige spezielle Artikel beschränkt bleibt, bildet keine Hilfsquellen im Innern. Der Tauschhandel allein genießt einiger Freiheiten. Die Unzulänglichkeit oder vielmehr der gänzliche Mangel an Zollgesetzen, die abscheuliche Vertheilung der Steuern, die Verschlimmerung der Münzen, eine unvermeidliche Folge der Armuth des öffentlichen Schatzes sind die Ursachen der finanziellen, commerziellen und industriellen Auszehrung, welche die muhammedanischen Länder und insbesondere das osmanische Reich untergräbt.

Die Strafgesetze der Muhammedaner werden, gleich dem alten mosaischen Gesetze, sowohl auf Verbrechen und Vergehen gegen die Religion, als gegen die Gesellschaft angewendet; der Gläubige, der abfällt, wird mit dem Tode bestraft, wie der Mörder. Doch ist ihre große Strenge weit entfernt von der kalten Barbarei der chinesischen und japanischen Gesetze. Aus den letztern blickt deutlich die grausame Eifersucht des gekrönten Despoten, der seine egoistische Gewalt durch stummen Schrecken deckt, während die muhammedanischen Gesetze die tiefste Ehrfurcht gegen die Gottheit und die Moral bezeichnen. Die Leibesstrafen werden von den Muhammedanern himmlische Strafen (Coubat-moncaddere) genannt; sie sind unabänderlich und können nicht gemildert werden; die correctionellen Strafen, welche zur Unterdrückung untergeordneter Vergehen bestimmt sind, bleiben dem Gutachten des Richters ausgesetzt, der sie je nach den Umständen und Personen gern mildert.

Alle öffentlichen Beamten sind außer dem gemeinen Gesetze. Der Souverän straft sie nach Gutdünken, ohne daß die Gerichtshöfe sich um ihren Prozeß zu kümmern haben; sie führen den Beinamen Coul

(Sclaven); übrigens erſtreckt ſich dieſe ausnahmsweiſe Jurisdiction nur auf ſie. Alle übrigen Unterthanen werden nach den von uns oben angeführten Geſetzen gerichtet. Die Art der Todesſtrafe wechſelt je nach dem Stande und dem Verbrechen des Verurtheilten. Der einfache Privatmann wird gehängt. Die Ulema's werden in dem Gefängniſſe erdroſſelt, kraft eines heiligen Textes, der ihr Blut zu vergießen verbietet. Den Civil- und Militär-Beamten wird der Kopf abgeſchnitten. Ihre Köpfe werden drei Tage lang öffentlich ausgeſtellt. Der eines Veziers oder Paſcha's vom erſten Range wird auf eine ſilberne Platte gelegt, der eines niederern Paſcha's oder eines Generals kommt auf eine hölzerne Platte. Der Kopf eines Subalternoffiziers wird unter dem Bogen des erſten Thores am Serail auf den Boden geworfen. Die Köpfe wichtiger Verbrecher in den Provinzen werden eingeſalzen oder ausgeſtopft und durch Tataren nach Conſtantinopel geſendet. Ein enthaupteter Muhammedaner wird mit dem Kopfe unter dem Arme auf den Rücken gelegt. Ein Chriſt wird mit dem Kopfe zwiſchen den Beinen auf den Bauch gelegt. Straßenräuber werden in den Staaten des Großherrn geſpießt. Die correctionellen Strafen, von denen weiter unten die Rede ſeyn wird, beſtehen in der Zurechtweiſung, dem Gefängniß und der Baſtonade.

„Ihr Gläubigen," ſagt Muhammed, „der Wein, die Hazardſpiele und das Loos der Pfeile ſind eine verfluchte Erfindung des Satans. Enthaltet euch derſelben, auf daß ihr nicht gottlos werdet. Der Dämon würde ſich des Weines und des Spieles bedienen, um das Feuer der Uneinigkeit unter euch zu entzünden, und euch von der Erinnerung an Gott und das Gebot abzubringen! Wollt ihr pflichtvergeſſen werden? Gehorchet Gott, ſeinem Apoſtel, und fürchtet!" Dieſer von dem Propheten gegen den Wein geſchleuderte Fluch hat die Strenge der muhammedaniſchen Geſetzgeber motivirt, welche über jeden dieſes Verbrechens überwieſenen Muhammedaner die Leibesſtrafe verhängt haben.

Dieſe Strafe beſteht in der Aufzählung von 80 Stockſtreichen für einen Freien, und von 40 für einen Sclaven. Derjenige jedoch, welcher während der Faſten des Monats Ramazan öffentlich Wein trinkt, wird zum Tode verurtheilt.

Glücklicher Weiſe hat ſich in dieſem Punkte, wie in ſo manchem andern die himmliſche Strafe um Vieles vermenſchlicht, und jene lächerliche Strenge, welche den philoſophiſchen Phraſenmachern ſo vielen Stoff gegen die ſogenannte orientaliſche Barbarei gibt, hat ſich ſo ſehr gemildert, daß einige Sohlenſtreiche heutzutage hinreichen, dem Schuldigen die Beobachtung der bürgerlichen und religiöſen Vorſchriften des

Korans in das Gedächtniß zu rufen. Selbſt zu der Zeit, da jenes Geſetz nach ſeiner ganzen Strenge ausgeführt wurde, mußte die Thatſache durch zwei Zeugen erhärtet werden und der Athem des vor den Richter berufenen Verbrechers noch nach Wein riechen. Ein berühmter Imam verlangte ſogar, daß der Schuldige, um als überführt betrachtet zu werden, unfähig ſey, einen Mann von einem Weibe, und den Himmel von der Erde zu unterſcheiden. Uebrigens haben ſich mehre Sultane aus dem osmaniſchen Hauſe kein Gewiſſen daraus gemacht, das Beiſpiel der Ueberſchreitung dieſes Geſetzes zu geben. Bayezid I. und Bayezid II. waren die erſten, welche ſich dem Trunke ergaben. Soleyman I., der nach ihnen kam, erklärte den Trinkern einen ernſten Krieg. Auf ſeinen Befehl ward ihnen geſchmolzenes Blei in den Mund gegoſſen. Sein Sohn, Selim II., ſchaffte dieſes Geſetz wieder ab und erhielt den Zunamen des Trunkenbolds. Der jetzige Sultan trinkt Champagner und hat, ſo viel bekannt iſt, keine Luſt, ſeine Nachahmer mit dem Tode zu beſtrafen.

Der Gebrauch des Opiums, viel unheilvoller als der des Weins, iſt allein mit dem anfänglichen Interdikte belegt geblieben; nichts deſtoweniger wird er noch in allen orientaliſchen Ländern ausgeübt. Ein türkiſcher Geſchichtſchreiber erwähnt in dieſer Beziehung eines ſchrecklichen Vorfalls, der hier ſeine Stelle finden mag.

Sultan Murad IV. ſtand in Syrien in der Ebene Miridj-Duabik im Lager, als ſeine Höflinge ihm ſeinen Leibarzt Emir-Tſchelebi als einen unverbeſſerlichen Opiumeſſer anzeigten. Der Arzt, vor ſeinen Herrn gefordert, läugnete die Thatſache hartnäckig, und ſo beruhte die Sache an dieſem Tage auf ſich. Allein der Schwertträger des Sultans, der des Arztes Feind war, verrieth am folgenden Morgen dem Sultan, daß Emir-Tſchelebi eine kleine goldne Büchſe bei ſich trage, welche Opium enthalte. Murad ließ den Arzt rufen, durchſuchte ihn und fand die Büchſe bei ihm. Mit grimmigem Blicke fragte er ihn, was ſie enthalte. Erbleichend antwortete der Arzt: ein unſchuldiges Elixir, dem eine ſchwache Doſis Opium beigemiſcht ſey. — „Ich zweifle nicht an der Wahrheit deiner Ausſage," erwiderte Murad, „um jedoch deine Feinde zu überzeugen, wirſt du auf der Stelle den ganzen Inhalt dieſer Büchſe austrinken." Emir-Tſchelebi, außer ſich vor Schrecken, warf ſich dem Sultan zu Füßen und flehte um Zurücknahme dieſes Befehls. Murad beſtand darauf; der unglückliche Arzt gehorchte. dem Sultan gefiel es, ihn zu einer Partie Schach einzuladen. Nach-

dem er drei Partien gespielt hatte, sank Emir-Tschelebi sterbend zu Boden. Man brachte ihn in sein Zelt, wo er verschied.

Von den strengen Gläubigen wird der Tabak in gleiche Reihe mit dem Wein und dem Opium gestellt, und sie enthalten sich desselben mit gleichem Abscheu. Sogar der Kaffee, der im Jahr 1555 zum ersten Male aus Arabien nach Constantinopel gebracht wurde, war lange Zeit eben so streng verboten. Der Mufti Saud-Esendi sprach ein Fetwa gegen denselben aus. Sultan Murad III. führte ihn wieder ein; von Murad IV. ward er jedoch abermals verboten. Seit der Regierung Ibrahims I. haben die Ulema's ihr Lieblingsgetränk daraus gemacht.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so seltsame theoretische Gesetzgebung den Abfall, die Gotteslästerung und die Handlungen der Gottlosigkeit mit besonderen Strafen belegte. Jedes Individuum, das Lästerungen gegen Gott, gegen den Propheten Muhammed aussprach, oder die göttliche Sendung von Moses und Jesus Christus läugnete, wird mit dem Tode bestraft. Doch wird dieses Gesetz nie in seiner ganzen Strenge angewendet, außer wenn das Verbrechen öffentlich ausgeübt wird.

Diese Ehrfurcht für Moses und Jesus Christus mag diejenigen unserer Leser überraschen, welche in dieser Beziehung noch ihre Universitätsbegriffe beibehalten haben. Gewöhnlich stellt man sich vor, der Koran sey ein Gewebe von frechen Verwünschungen gegen die hohe Moral der heiligen Bibel und des Evangeliums; dem ist jedoch nicht so. Die muhammedanische Religion läßt alle Propheten und Patriarchen des alten Gesetzes gelten. Sie verehrt Abraham, den Freund Gottes; Joseph, den Aufrichtigen in Gott; Hiob, den Geduldigen in Gott; Moses, das Wort Gottes; David, den Kalifen Gottes. Jesus Christus, der von dem Koran über alle andern Propheten gesetzt wird, heißt der Geist Gottes (Rhouh-Ullah). Sogar die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria gilt bei den Muhammedanern als Glaubensartikel. Muhammed allein ist in ihren Augen größer und heiliger als Christus; sie nennen ihn den Fürsten der Propheten (Seyyid-ul-ennbiya). Die Muselmänner glauben noch jetzt, daß Jesus in dem Augenblicke, in welchem sich die Juden zu seiner Kreuzigung anschickten, in den Himmel aufgestiegen, und der Verräther Judas statt seiner an das Kreuz geschlagen worden sey, wo er die verdienten Qualen erlitten habe. Nach dem Dogma der Muhammedaner wird die Herabkunft Jesus Christus, des Sohnes der Maria, auf einem der Minarets der Moscheen von Damask, eines der Zeichen seyn, welche

das Ende der Welt verkündigen. Bei seinem Anblicke wird der Antichrist todt niederstürzen und gleich einer Salzsäule schmelzen; dann wird sich Jesus als der Stellvertreter Muhammeds zu erkennen geben, und die Völker auffordern, sich bei Todesstrafe zu dem wahren Glauben zu bekehren. Diese allgemein bei den Muhammedanern herrschende Fabel gibt einen Beweis von ihrer Achtung gegen denjenigen, welchen sie den Geist Gottes nennen, und den sie als den letzten Kalifen erwarten, auf daß er über alle Völker der Erde herrsche.

Der Glaubensabfall eines Muselmannes ist das größte Verbrechen, das gegen die Gottheit begangen werden kann. Der Tod ist als Strafe darauf gesetzt. Da jedoch, nach dem Ausdrucke des Propheten, Gott größere Freude an der Bekehrung eines Ungläubigen, als an der Vernichtung von tausend Feinden hat, so kann der Abgefallene der Verurtheilung entgehen, wenn er seinen Irrthum schleunigst abschwört. In diesem Falle muß er sein Glaubensbekenntniß feierlichst erneuern. Weigert er sich dessen, oder wandert er aus, so ist sein Erbe erledigt, seine bürgerlichen Akte werden null, seine Ehe ist aufgelöst, und es steht jedem frei, ihn zu tödten.

Der Abgefallene darf dreimal seinen Unglauben abschwören. Verfällt er jedoch zum vierten Mal in denselben Fehler, so ist er unabänderlich der Todesstrafe unterworfen.

Wir gehen nunmehr zu denjenigen Verbrechen über, welche gegen den Nebenmenschen begangen werden.

„Wenn der Gotteslästerer," sagt Muhammed, „in die Klasse der Gottlosen gereiht wird, so wird der Mörder in die der Ungläubigen zurückversetzt." Der Koran spricht das Wiedervergeltungsrecht gegen den freiwilligen Mörder aus: Blut für Blut (Kissas); es muß jedoch erwiesen werden, daß das Verbrechen mit einer Waffe, oder mit einem andern ähnlichen Instrumente begangen worden ist, gleichviel, ob das Opfer auf der Stelle blieb, oder erst einige Tage darauf starb. Gleiche Strafe trift denjenigen, der einen Andern ins Feuer stürzt. Eine Ausnahme findet zu Gunsten eines Rasenden, eines Minderjährigen, oder eines hinfälligen Greises statt, welche nur mit einer Geldbuße belegt werden. Auch auf das ewige Leben dehnt sich die Strafe aus, denn es heißt in einem Verse der Surate: „Wer einen Gläubigen freiwillig tödtet, den erwartet die Hölle zum Lohne. Dort wird er ewig bleiben."

Im Vorbeigehen bemerken wir, daß der heilige Text nur von dem Morde eines Gläubigen spricht. Dasselbe Verbrechen, an einem Fremden (musstaminu) begangen, kann durch Geld gebüßt werden. Diese

Ausnahme findet jedoch nur zu Gunsten der Muhammedaner statt. Ein Fremder, der einen andern tödtet, hat das Leben verwirkt. Die Ehrfurcht vor der väterlichen Gewalt hat dem Gesetzgeber eine andere nicht minder außerordentliche Ausnahme dictirt, die ihren Ursprung in jenem Grundgesetze des muhammedanischen Rechtes hat, welche die Ungleichheit vor dem Gesetze feststellt. Ward der Mord durch einen Verwandten in aufsteigender Linie begangen, so ist der Schuldige von der Todesstrafe frei; nur muß er sich von der Blutschuld loskaufen, und zur Abtragung seiner Schuld sind ihm drei Jahre eingeräumt. Der Herr, welcher seine Sclaven tödtet, genießt desselben Privilegiums, das sich auch auf seinen Mitschuldigen ausdehnt.

Ward der Mord mit einem Instrumente begangen, das sich nicht zu schweren Verwundungen eignet, wie z. B. ein Stock oder eine Peitsche, so tritt Geldstrafe an die Stelle der Leibesstrafe, und der Richter fügt noch eine Sühnungsstrafe (Kefaret) hinzu. Die Geldstrafe, welche man den Blut-Preis nennt, besteht, nach Schelaleddin, aus dem Werthe von 100 Kameelen, und die Sühnungsstrafe in der Freikaufung eines muhammedanischen Sclaven. Hat der Schuldige nicht die Mittel dieser Freikaufung, so wird ihm ein zweimonatliches Fasten auferlegt. Dieses Fasten ist auf folgende Weise festgesetzt: Jede Nahrung ist ihm von der ersten canonischen Stunde, die mit der Morgenröthe beginnt, bis zu Sonnenuntergang verboten. Die geringste Handlung der Unenthaltsamkeit nöthigt den Verbrecher, seine Fastenzeit von Neuem zu beginnen.

Wird der Mord unfreiwillig begangen, heißt es in dem Koran, so kauft der Mörder einen gefangenen Gläubigen los, und bezahlt der Familie des Ermordeten, die von dem Gesetze bestimmte Summe, wofern sie ihm diese nicht erläßt. Für den Tod eines Gläubigen, wenn er gleich einer feindlichen Nation angehört, gibt man einem Gefangenen die Freiheit. Für den Tod eines Verbündeten, kauft man einen Gläubigen aus der Gefangenschaft los und bezahlt der Familie des Getödteten die vorgeschriebene Summe. Derjenige, welcher keinen Gefangenen zum Loskaufen findet, fastet zwei Monate lang. Diese Strafen sind von dem allwissenden und weisen Gotte eingesetzt.

Die alten Commentatoren haben den Blut-Preis auf 1000 Goldstücke festgesetzt. Einige haben dafür 100 Kameele, 200 Ochsen 200 Schaafe, 200 Hemden, je nach den Vermögensumständen der Parteien angenommen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß wenn der Blut-Preis für den freien Mann z. B. aus 200 Schaafen besteht, er für die freie Frau nicht mehr als 100 Schaafe, für den männlichen Sclaven nicht

mehr als 199 höchſtens, und für die Sclavin höchſtens 99 Schaafe betragen darf, damit das Geſetz zwiſchen den verſchiedenen Ständen beobachtet werde.

Die Familie, und in deren Ermanglung der Stand oder die Stadt, welchen der Schuldige angehört, ſind ſolidariſch verbindlich für den Blut-Preis. Die Erben des Getödteten können ſogar nöthigenfalls ihre Forderung bis an den öffentlichen Schatz hinauftreiben, der als ſolidariſche Partei gehalten iſt, ſie zu bezahlen.

Demjenigen Erben, der gegen einen Mörder klagt, ſteht es frei, die Anwendung des Wiedervergeltungsrechts zu fordern, oder eine Geldentſchädigung (Diyet) anzunehmen, oder dieſe nachzulaſſen (a fou). Die Anwendung des Wiedervergeltungsrechts erfordert die Zuſtimmung aller Erben. Wenn einer derſelben ſich wiederſetzt, ſey es, indem er den Schuldigen begnadigt, oder ſich mit ihm vergleicht, ſo bleibt die Verfolgung der Uebrigen ohne Wirkung. Ein Mann der mehre Mordthaten begangen hat, und gegen den das Vergeltungsrecht wegen einer derſelben ausgeübt wird, iſt frei von jeder Geldſtrafe gegenüber den andern Erben. Ein Mann, der im offnen Felde, oder an einem abgelegenen Orte von einem Andern angefallen wird, wird frei geſprochen, wenn er den Angreifer in der Selbſtvertheidigung tödtet; geſchieht dieß jedoch am hellen Tage und mitten in einer Stadt, ſo hat er das Leben verwirkt.

Gelingt es den Nachforſchungen der Erben des Getödteten, oder denen des Richters nicht, den Schuldigen zu entdecken, ſo wird die Klage gegen 50 Perſonen gerichtet, welche man aus den Bewohnern desjenigen Viertels auswählt, in welchem der Leichnam gefunden ward. Jede dieſer Perſonen iſt genöthigt, ihre Unſchuld zu beſchwören, eben ſo ihre Unkenntniß über die näheren Umſtände des Mordes und über den Namen des Schuldigen. Beſchwören alle dieſe Perſonen ihre Unſchuld, ſo wird das ganze Viertel dem Blut-Preis unterworfen. Wird der Leichnam zwiſchen zwei Dörfern gefunden, ſo haftet das nächſte Dorf für die Geldſtrafe. Wird er auf dem Eigenthum eines Privatmannes gefunden, ſo muß er allein der Formalität der 50 Eide ſich unterziehen, oder die geſetzmäßige Strafe erlegen. Wird der Leichnam in einer Moſchee oder auf einer Landſtraße gefunden, ſo tritt der öffentliche Schatz ein. Die Erben verlieren ihr Recht nur, wenn der Leichnam in ſeiner eigenen Wohnung, oder in einem Fluſſe ertrunken, oder an einem gänzlich abgelegenen Orte gefunden wird.

Dieſe Strafen ſind gewiß nicht grauſamer, als diejenigen unſerer

Criminal-Geſetze. In manchen, wie z. B. in demjenigen Geſetze, zu Gunſten des Vaters, der ſeinen Sohn tödtet, findet man eine gewiſſe Art von Zartheit, die vielleicht zu weit getrieben iſt, die aber zugleich die Ehrfurcht des Geſetzgebers für den heiligen Charakter des Vaters bezeugt, welchen auch das größte Verbrechen in ſeinen Augen nicht ganz zu verwiſchen vermag. Die Verantwortlichkeit der Viertel und Städte, wenn der Mörder nicht entdeckt wird, kann nur verſtanden werden, wenn man die Geſetze des Landes, wo ſie gelten, kennt. Dieſe gegenſeitige Verſicherung gegen das Verbrechen kommt häufig der Moral und der Gerechtigkeit bei den arabiſchen Stämmen zu Hilfe.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Lübeck, Anf. April.

Das Politische und Finanzielle unseres Staates angehend, hat sich die Oeffentlichkeit für einen Zweig des finanziellen Staatshaushalts, so lebhaft anregend als tief bedeutend, auch für das Ausland geregt, daß auch den Fernen eine kleine Erörterung der vielleicht unter der Rubrik „Lübeck'sche Finanzangelegenheiten" aus Hamburgern Blättern schon bekannten Gegenstandes, interessiren dürfte. —

In den Jahren 1806—1811 wurde zur Befriedigung der täglich größer und bedenkender, zugleich drückend werdender Bedürfnisse, der lübeck'sche Patriotismus in Contribution gesetzt und zu einer außerordentlichen Beisteuer vermocht. — Es waren ungewisse Termine; wer im ersten seinem patriotischen Gefühle den Zügel schießen ließ und willfährig die Kassen öffnete, gehörte zu den Vaterlandsrettern, zu den freiwilligen Anleihern; wer aber im Patriotismus zögerte, gehörte zwar auch zu den Vaterlandsrettern, aber er war ein genöthigter, ein gezwungener Anleihee. — Beide Parteien erhielten über ihr abgeliefertes gutes lübecker Courant Stadtkassenobligationen mit Zusicherung 5, 4, 3, 2 1/2 procentiger Zinse in bestimmten Terminen. — Die ersten Jahrgänge der Zinszahlungen gehörten zu den besten; nachher unter Napoleon's Herrschaft hielt man dergleichen unnöthig, aber man machte die Papiere durchaus nicht unwerth, nun zuckte die Achseln, wies auf die Zukunft hin, aber wer seinen Schuldschein verkaufte, verlor an seinem Capital wenig oder gar nichts. — Im Jahre 1814 nach dem Frieden von Paris, mußte die erste Sorge der Behörden seyn, die Finanzverhältnisse zu ordnen; sie erkannten sämmtlich contrahirte Schulden an, und versprachen nach Kräften die Zinszahlung zu reguliren, jedenfalls die zuerst versprochenen Zinse nicht zu schmälern. — Als 1825 das bewilligte Moratorium abgelaufen, mußte dem Berichte des Finanzdepartements nach, sich das fernere Schicksal der Obligationen entscheiden. — Der Bericht lautete ungemein günstig, und in Folge dieses ausgesprochenen blühenden Zustandes der Finanzen Lübecks, proclamirt die jetzige Behörde — eine Reduction der Zinsen! — Das dieß Verfahren empören mußte, zumal die Inhaber der sogenannten gezwungenen Anleihen, ist gewiß; auf solche Weise ein Capital veralieren zu müssen, muß jedenfalls tief schmerzen. — Man hatte nämlich diesen Inhabern die Zinse von nur 4 und 3 1/2 % auf 1 % für ewige Zeiten heruntergesetzt und eine Rückzahlung des Capitals für unbestimmte Jahre verweigert. — Es ist durchaus unlogisch, gezwungene von freiwilligen Obligationen zu scheiden; kann denn der Staat als Obermacht freiwillige Steuern nicht eben so gut zwangsweise erheben? — Trotz Bitten, Flehen, Protestationen, schloß sich eine Majorität von mehrentheils durchaus unbetheiligten Staatsbürgern der Propositon des Senats an. — Wie Einzelne der Senatsmitglieder über die Behandlung der Finanzangelegenheit dachten, beweist der verbürgte Ausspruch eines während der Franzosenherrschaft servilen Municipalraths, späteren Senators und Bürgermeisters B. — „Der dümmste Streich

den man 1814 gemacht habe, sey die Gewährung einer Verfassung und die Sanction der Schulden gewesen.“ Den Bemühungen dieses jetzt verstorbenen Mannes haben wir es wahrscheinlich auch zu danken, daß wir noch ohne Verfassung leben. —

Meines Wissens haben nur zwei Männer es gewagt in Büchern und Journalen sich kräftig zu opponiren, ein hiesiger Kaufmann Namens Feldmann, der seine Sache eifrig verfolgt und von genauen Details unterstützt scheint, und ein Verfasser eines nicht unterzeichneten Aufsatzes in den Neuen lübeckschen Blättern. — Daß sich dadurch das Publikum sehr auf diese Angelegenheit gespannt hat und den Gang der Sache lebhaft verfolgt, scheint die erste Frucht der Appellation an die Oeffentlichkeit zu seyn. —

Neue literarische Erscheinungen wüßte ich nicht zu nennen; zur Ostermesse erwartet man jedoch, aus der kundigen Feder des Badearztes Dr. Fr. Lindoldt in Travemünde eine Abhandlung über die Küste des Meerwassers, und eine Anleitung zum richtigen Gebrauch desselben. Der Verfasser hat auch im vergangenen Jahr einen Beitrag zu den Jahrbüchern der Seebäder und Heilquellen geliefert. — Das genannte Seebad empfiehlt sich durch seine eleganten Logishäuser, durch seine bequemen und sichern Anstalten, durch seine angenehme Lage und die Bäder selbst durch ihre Heilkraft. —

Unsere Wintersaison naht ihrem Ende. Bald werden unsere Städter eilen, den Frühling und die freie Natur zu genießen. — Was der Frühling in seinem Gefolge uns bringen wird an Sehenswerthem und der Mittheilung würdig, theile ich den geneigten Lesern zu seiner Zeit mit.

W. L. —

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

VI.

Mad. Pollert, die im vorigen Sommer hier sang und einen zweifelhaften Erfolg hatte, gefällt in Berlin nach dortigen Berichten sehr. „Ihre Coloraturen,“ meint der Ref. in der Vossischen Zeitung, „seyen wohl gewählt, und die mitunter etwas gewagten Uebergänge zeugten davon, daß die angenehme Künstlerin einen guten Singunterricht genossen, und das, was sie gelernt hat, mit Geschmack zu benutzen weiß.“ Ihrem Spiel hatte dieser Ref. schon früher Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Geschmäcke sind bekanntlich verschieden, allein solche Verwirrung in Geschmackssachen, wie sie jetzt vornehmlich bei den Theater-Recensenten herrscht, ist doch wahrlich zu arg. Ich will gern glauben, daß der Ref. Nr. 18. der Vossischen Zeitung nach innerster Ueberzeugung referirt und seine Sache versteht, allein desto trauriger macht es mich, wenn ich bei eben so aufrichtigem Bestreben, im Gesang und Spiel der Mad. Pollert nur gefunden, daß sie auf ganz unleidliche Weise ihre Gaben, womit sie, wenn sie sie richtig anwendete, wohl gefallen könnte, auf eine unzweckmäßige Weise handhabt, und in widerliche Manier ausartet, statt natürlich zu seyn. So zwang sie ihren hübschen Körper oft zu ungraciösen Stellungen, so forcirte sie ihre Stimme, so minaudirte und kokettirte sie viel zu heftig und ununterbrochen, während sie mit weiser Sparsamkeit und Gelassenheit verfahrend, wirklich zur „angenehmen Künstlerin“ hätte werden können. Dieß ist meine Ansicht über Mad. Pollert, die ich gleich anfänglich nach ihrer Rosine aussprach, in welcher Partie sie auch hier Beifall erhielt, der dann aber bei ihren folgenden Darstellungen, anstatt sich zu steigern, immer mehr nachließ.

Derselbe Ref. Nr. 18. in der Voss. Zeit. meldet von einem Herrn Rott aus Wien, der als Basil gastirte, „daß seine Komik zu ernster, gemessener Art sey, als daß sie, nach manchen andern (mitunter übertreibenden) Vorgängern in dieser Rolle, eine allgemeine Wirkung hätte ausüben können.“ Dieß deutet nun wohl darauf hin, wie das Urtheil über Mad. Pollert verstanden werden will. Wer den Basil in Italien von den besten Künstlern dieser Gattung gesehen, hat wohl nie Uebertreibung bemerkt. Die nordischen Komiker hingegen glauben, nach alten Traditionen, noch immer, daß, wenn von einer Buffopartie in einer italienischen Oper die Rede ist, so müßte auch übertrieben werden. Da werden gleich Nasen aufgesetzt, dicke schwarze Striche ins Gesicht gemalt, es wird dazu

geschnarrt, gekrächzt, miaut, die Notenrolle des Basil muß colossal seyn, und zwar je colossaler, desto wirksamer! Von dem Allen sieht und hört man in dem musikalischen Vaterlande des Basil nicht das Geringste. Daher kommt es denn auch, daß diese norddeutschen Uebertreibungen schon in Süddeutschland (Wien und München) kein Glück machen können, und daß Herr Rott, der wahrscheinlich in Wien Gelegenheit gehabt hat, die italienischen Sänger zu sehen und sich daraus seine Darstellung abstrahirte, in Berlin nicht allgemein angesprochen hat.

Hier wäre sonach der Grund der Verschiedenheit im Urtheil glücklich aufgefunden. Ueberhaupt ist wohl anzunehmen, daß schon zwischen der Königsstadt und dem Hoftheater in Berlin ein bedeutender Unterschied in der Geschmacksrichtung bestehe, und daher darf es Niemand verwundern, daß dieser sich noch mehr bei bedeutendern Entfernungen offenbare.

— Auf dem Stuttgarter Theater gastiren jetzt Dem. Stetter und Dem. Schebest. Letztere zum zweiten Male. Diese Künstlerin feiert hier abermals Triumphe. Man kann es nicht läugnen, daß sie als Darstellerin in der Oper den Ersten beizuzählen ist, und in dem Feuer einer wahrhaft künstlerischen Begeisterung, das sich deßhalb auch, wie natürlich, dem Publikum mittheilt, nur von Wenigen übertroffen wird und wunderbar wirkt. Dabei ist Dem. Schebest im Leben anspruchslos und natürlich, welche Eigenschaften ihr eine große Menge von Freunden gewinnen.

Auch Dem. Stetter gefiel in ihrer ersten Partie, obgleich sie die Vorzüge der Dem. Schebest in Hinsicht des Spiels nicht in gleichem Maaße theilt.

Ich hoffe, Gelegenheit zu finden, nach dem beendigten Gastspiel noch einige Worte über diesen Gegenstand sagen zu können.

— Aus Italien wird gemeldet: In Mailand ist eine neue Oper von Mercadante „Il Giuramento“ aufgeführt worden, welche nach italienischen Kritikern großen Enthusiasmus erregt haben soll. Auch die Ausführung wird hochgelobt. Die Schoberlechner setzen die italienischen Kritiker an die Seite der Malibran, sowohl als Schauspielerin wie als Sängerin und Cartagenova war als Tenor unübertrefflich. Der Stoff dieser Oper ist aus Victor Hugo's Angelo entnommen.

Otello machte wie immer auf dem teatro Carolino in Palermo großes Glück. Bianchi und Mad. Spech, welche die Hauptpartieen sangen, wurden mit Beifall überschüttet.

Mad. Amina Fiascaini hat in Florenz in der Sonnambula debütirt. Sie ist eine junge Sängerin, die zu Hoffnungen berechtigt, und wurde freundlich aufgenommen.

Die Comédie française setzt Racine's Athalia mit den von Boyeldieu dazu componirten Chören neu in die Scene.

— Einer unserer gründlichsten Dramaturgen, Herr Anton Müller, Professor der Aesthetik an der k. Universität zu Prag, berichtet in der Bohemia:

„Bereits am 19. April hat die treffliche Bühnenkünstlerin Dem. Stubenrauch den Cyclus ihrer Gastrollen als „Griseldis“ begonnen. Sie wurde nach jedem Akte gerufen und nach jedem bedeutenden Einschnitte der Handlung lebhaft beklatscht. Ihre zweite Rolle wird die Jungfrau von Orleans seyn. Ihre Gestalt, ihr Organ und ihre gesammte Darstellungsweise ist ganz darnach, uns eine der schönsten Schöpfungen Schillers in lichtvoller Wahrheit und Bedeutung vor die Augen zu führen, so daß wir volle Ursache haben, uns auf diese Vorstellung zu freuen.“

Neuigkeiten.

Die Stadt Paris wird zur Vermählung des Herzogs von Orleans ein prachtvolles Fest veranstalten. Man sagt, daß für Rechnung der Civilliste in Wien große Ankäufe von Diamanten gemacht werden sollen, um den Schmuck der zukünftigen Herzogin von Orleans zu bilden. Es soll die ungeheure Summe von 4 Millionen Franken dazu bestimmt seyn. Fran-

zöſiſche Juweliere werden den Schmuck faſſen. Der neue Flügel der Tuilerien, der die Wohnung der Herzogin enthalten wird, ſoll 900,000 Fr. zur Einrichtung erfordern; die Teppiche und Drappirungen ungerechnet, welche aus den königlichen Manufakturen geliefert werden.

Inventarium der Garderobe Napoleons.

(Aus offiziellen Quellen.)

Entworfen den 20. Aug. 1811.

1) 6 Grenadierröcke, 5 Chaſſeurröcke, 3 Jagduniformen zu Parforcejagden, 3 andere gewöhnliche Jagduniformen, 4 verſchiedene Röcke, 6 Ueberröcke.

2) 74 Beinkleider und 76 Gilets von weißem Caſimir, 12 verſchiedene Pantalons und 12 verſchiedene Weſten, 4 Gilets von weißem Piqué, 1 Gilet von ſchwarzer Seide, 1 Gilet und 1 Beinkleid von ſchwarzem Caſimir.

3) 12 Schlafröcke von Piqué, 6 von Molleton, 12 Pantalons mit Füßen von Barchent, 3 Gilets von wattirtem Taffet, 36 Weſten von Flanell, 9 Gilets von Caſimir, 5 ſeidene Dominos zum Ball.

4) 9 Dutzend Hemden, 12 Dutzend Taſchentücher, 7 Dutzend weiße Halstücher, 19 Dutzend Barbier-Servietten, 3 Dutzend Servietten zum Umnehmen.

5) 90 Paar weißſeidene Strümpfe, 2 Paar ſchwarzſeidene, 3 Dutzend Socken von Merinowolle, 12 Madras-Tücher, 12 ſchwarzſeidene Halsbinden.

6) 12 Colliers oder Decorationen von franzöſiſchen Orden, 16 von italieniſchen und 12 von Holland, Spanien, Rußland, Oeſterreich, Preußen, Portugal, Schweden, Dänemark, Baiern, Sachſen, Baden, Weſtphalen, Würtemberg, Heſſendarmſtadt und Würzburg; ferner 39 ungefaßte Decorationen.

7) 4 Degen, 9 Säbel, 2 Ceremoniendegen, 2 Jagdmeſſer.

8) 24 Doſen, 4 Büchſen, welche Medaillen enthielten, 1 Futteral mit Zahnſtochern, 4 goldene Repetiruhren.

Budget, entworfen von dem Herzog von Friaul, Großmarſchall des Palaſtes, den 20. Auguſt 1812.

Für den Kaiſer.

	Fr.
2 Grenadier-Uniformen mit Epaulets, à 360 Fr.	720
2 Chaſſeurs-Uniformen	720
2 Jagdröcke zuſammen	860
2 graue Ueberröcke zuſammen	400
1 Civilrock	200
(Ein jedes dieſer Kleider muß drei Jahre dauern.)	
48 Beinkleider und 48 Gilets von weißem Caſimir, die jede Woche geliefert werden und 3 Jahre dauern müſſen, à 80 Fr.	3,840
1 Schlafrock von Piqué, 1 von Molleton, 3 Pantalons mit Füßen zuſammen	560
4 Hüte im Jahre	160
48 Flanell-Gilets auf 3 Jahre	1,440
4 Dutzend Hemden auf 6 Jahre	2,880
4 Dutzend Taſchentücher	576
2 Dutzend Halstücher	720
2 Dutzend Toiletten-Servietten	200
24 Paar ſeidene Strümpfe, à 18 Fr.	432
24 Paar Socken	72
12 ſchwarze Halstücher	96
12 Madras-Tücher	144
24 Paar Schuhe auf 2 Jahre	312
6 Paar Stiefel desgl.	600
Parfümerie, köln. Waſſer, Fleckenſeife u. ſ. w.	2,600
Für das Waſchen der Hemden und Strümpfe	2,600
Summa, ungerechnet unvorhergeſehene Ausgaben, die auf 800 Fr. veranſchlagt wurden	Fr. 19,132.

Ein Scherz junger Mädchen.

Im Haag hat ſich vor einigen Tagen ein romanhafter Vorfall ereignet, der großes Aufſehen macht.

Mlle. van O. war allgemein als ein entſchloſſenes Mädchen bekannt, die etwas Männliches im Benehmen zeigte, und vor keiner Uebung, die den Männern eigen, zurückſchreckte. Sie ritt vortrefflich und ſchoß eben ſo gut; kurz ſie war eine vollkommene Amazone. Dieſe ſeltſame Eigen-

thümlichkeit der Mlle. van O. hatte zu manchen Scherzen ſchon die Veranlaſſung gegeben, beſonders unter ihren Freundinnen, die ſchon vor einer ungeladenen Piſtole zurückbebten. Dieß hatte die natürliche Folge, daß die jungen Mädchen ſich dadurch herabgeſetzt wähnten, ohne jedoch in ſich den Muth zu verſpüren, es ihrer heldenmüthigen Freundin gleich zu thun. Sie ſannen daher darauf, eine eclatante Rache zu üben.

Eine Gelegenheit bot ſich hiezu dar, nämlich die Verheirathung der Mlle. van O. mit einem jungen Advokaten von Amſterdam. Die Mädchen dachten an einen Schwank, der ihnen zugleich die vollſte Ueberzeugung von der heroiſchen Seelenſtärke ihrer Freundin liefern könnte.

Der Bruder einer dieſer Mädchen war Mediciner. Dieſer beſaß ein Skelett und lieh es bereitwillig zu der Myſtification her. Das Skelett wurde mit einem Hemde bekleidet und in das Bett der Braut gelegt, deren Bräutigam erſt am folgenden Tage von Amſterdam erwartet wurde. Die Hochzeitsgeſchenke befanden ſich bereits gleichfalls in dieſem Schlafgemache. Nachdem das Skelett in dem Bette lag, entfernte man ſich heimlich und begab ſich in die Geſellſchaftszimmer, um noch einige Zeit an der Unterhaltung Theil zu nehmen, worauf man ſich zum Schlafen begibt und der muthigen Geſpielin eine gute Nacht wünſcht.

Die Nacht ſchliefen die Mädchen alle unruhig und am frühen Morgen ſtecken ſie ſchon die Köpfe zuſammen. — Iſt ſie ſchon da? — Haſt Du ſie geſehen? — Hat ſie ſich gefürchtet? — Was hat ſich mit ihr zugetragen?

Niemand weiß hierauf etwas zu erwidern.

— Wir wollen an ihre Thüre gehen und lauſchen, ſagen die jungen Mädchen. Vielleicht wollte ſie aus Stolz nicht rufen und uns wird ſie jetzt gewiß nicht geſtehen, daß ſie ſich gefürchtet hat.

Man ſchleicht zur Thüre, man hebt ſich auf die Zehenſpitzen und guckt durch's Schloß. Mlle. van O. iſt bereits aufgeſtanden, aber noch nicht angekleidet. Ihre langen ſchwarzen Haare liegen unordentlich auf den Schultern, von denen das aufgeſchnürte Corſet herabgegleitet iſt. Was thut ſie? Sie ſcheint mit Jemand zu ſprechen. Wer iſt bei ihr? Sie ergreift einen Blumenſtrauß. Was wird ſie damit machen? Sie holt ihren Schleier, ihren Schmuck. Die Kokette will ſich am frühen Morgen ſchon putzen. Aber was iſt das? Das Skelett ſitzt auf einem Stuhl. Die hat ſich ſicher nicht gefürchtet. Welchen Spott treibt ſie? Sie bedeckt den todten Schädel mit ihrem Schleier, fügt das Bouquet und die Edelſteine hinzu. Jetzt fürchten ſich die Mädchen vor der Thüre. Sie legt den Knochenarmen des Skeletts ihre Armbänder an . . . jetzt ſpricht ſie mit ihm . . . Hu, welche Blicke! . . . jetzt küßt ſie ihm die Hand.

— Aber iſt ſie denn närriſch? Suſanne, Suſanne! Sie hört uns nicht! So ſchreien ängſtlich die Mädchen. Ach, Himmel, was haben wir gemacht? Suſanne kennt unſere Stimme nicht mehr!

Man ſprengt die Thüre, man umgibt die Braut, man beſtürmt ſie mit Fragen . . . umſonſt! ſtarr blickt ſie ihre Eltern, ihre Freundinnen an; dann umarmt ſie das Skelett und drückt es ans Herz.

Die Arme iſt wahnſinnig, und man fürchtet ſogar für ihr Leben.

Die Spielhäuſer in London.

In dem Augenblick, wo die franzöſiſche Geſetzgebung das öffentliche Spiel mit Interdikt belegt, wird es nicht unintereſſant ſeyn, die Blicke auf die Spielhäuſer von London zu werfen.

Das erſte derſelben iſt der Crockford-Klubb in der St. Jamesſtraße nahe bei Piccadilly. Dieſer dem Spiel geweihte Palaſt iſt im Jahr 1825 erbaut worden, und koſtete nahe an 100,000 Pf. Sterling. Man kann ſich nichts Schöneres als den großen Salon darin vorſtellen, der ganz mit Spiegeln und Vergoldungen überdeckt iſt. Links von dieſem Salon wird Commerce geſpielt; dieß iſt nur ein kleines Spiel im Vergleich mit dem ihm gegenüber liegenden Saale, der dem Hazard

gewidmet iſt. Hier ſieht man nichts als Gold und Banknoten, auch haben nur die, welche Hazard ſpielen, das Recht, in den anſtoßenden Saal zu treten, wo ihnen das reichſte Souper ſervirt wird, wie man es nur in London haben kann. Die feinſten Weine werden im Ueberfluſſe gereicht und dieſes iſt nach der Ueberzeugung des Unternehmers diejenige Ausgabe, die ſich am beſten bezahlt macht; denn die vom Wein erhitzten Spieler ſehen nach eingenommenem Souper nicht mehr die Summen an, welche ſie ſetzen. Lange Zeit hatte ein gewiſſer Ude tauſend Guineen jährlichen Gehalts, um die Souper für Crockford-Klubb anzuordnen; unter ihm ſtand ein Koch, der fünfhundert Guineen bezog.

Die ganze Kunſt eines ſolchen Verwalters beſchränkt ſich darauf, alle Mittel in Bewegung zu ſetzen, um die Zahl der Gäſte zu vermehren. Er unterhält beſtändig Spione in den Provinzen, um junge Leute auszuwittern, die eine reiche Erbſchaft gemacht haben, und ſie dann nach Crockford-Klabb zu ziehen. So wurden außerordentliche Anſtrengungen gemacht, um den jungen Herzog von Buccleigh, einen der reichſten engliſchen Cavaliere zu gewinnen; allein umſonſt. Der Herzog zeigte allerlei Luſt zur Verſchwendung; bald waren es ſeltene Bücher, bald antike Vaſen, bald prächtige Möbel, die ihn anzogen; allein er war klug genug, ſich von Crockford entfernt zu halten.

Andere junge Edelleute, die nicht ſo feſten Sinnes ſind, verlieren manchmal in wenig Stunden ihren ganzen Reichthum. Manche ſpielen unter angenommenen Namen oder laſſen Andere für ſich ſpielen. In dieſem Hauſe findet eine ungeheure Geld-Circulation ſtatt. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß die Spieler ein paar tauſend Pf. Sterling verlieren. Man behauptet, daß in einer einzigen Nacht während der Saiſon des Spiels bis zu einer Million Pf. Sterling geſetzt wird; ungeachtet der wahrhaft enormen Koſten des Etabliſſements gewinnt die Bank jährlich an hunderttauſend Pf. Sterling ohne die Abgabe an Crockford zu rechnen, die ſich auf neunzigtauſend Pfund belaufen ſoll. Da der Keller hauptſächlich zum blühenden Zuſtande des Hauſes beiträgt, ſo iſt dieſer ganz beſonders gut beſtellt und man ſchätzt ihn auf ſiebenzigtauſend Pfund. Er iſt das Eigenthum eines Sohnes von Crockford.

Zweiunddreißig reich gekleidete Lakaien bilden Tag und Nacht die Bedienung des Klubbs. Die Eröffnung des Hazardſpiels geſchieht um eilf Uhr Abends. Crockford nimmt ſeinen Platz in einem kleinen Bureau, das ſich in einer Ecke des Saales befindet, und bleibt hier bis zu Ende der Sitzung. Der, welcher dem Spiele präſidirt, iſt nur Croupier, genießt aber das Vertrauen der Spieler, und ſoll fünfzig Guineen die Woche erhalten. Crockford ſelbſt hält jene kleine lockende Bank, die um ſo verderblicher iſt, weil Novizen ſie leicht zu ſprengen wähnen, allein ſtets ruinirt ſind, ehe ſie dahin gelangen. Es iſt einem jeden im Hauſe Angeſtellten verboten, das Local zu beſuchen, worin Crockford ſeine Operationen macht.

Das Haus iſt bis zwei Uhr des Morgens geöffnet, dann werden die Thüren zwar geſchloſſen, allein die Spieler können im Hauſe bleiben, ſo lange es ihnen gefällt. Bei dem Hazard kann man nur gegen die Bank ſpielen, beim Commerce ſpielen die Liebhaber Einer gegen den Andern; auch iſt in der That dieſes letztere Spiel für den Unternehmer von keinem Belang. Crockford nimmt jede Summe an, die geſetzt wird, und wären es 100,000 Pf.

Dieſes Etabliſſement heißt deßhalb Klubb, weil es wie die andern Klubbs von London organiſirt iſt. Mit zwanzig Guineen, die man auf einmal zahlt und einem jährlichen Beitrag von zehn Guineen, hat man Zutritt zu den Converſations- und Leſezimmern, wo man Erfriſchungen und Speiſen für Geld haben kann, ohne an dem Spiel im erſten Stock Theil zu nehmen. Man ſpielt zwar auch zu ebener Erde, aber nur ſo wie überall; wer ernſtlich ſpielen will, ſteigt eine Treppe höher, und befindet ſich dort in einer andern Welt. Ein Comité von Gentlemen dirigirt die Geſchäfte des Klubb, aber nur im Erdgeſchoße; was ſich in den andern Theilen des Hauſes zuträgt, geht ihn nichts

an. Hier iſt Crockford alleiniger Herr und Meiſter.

Dieſer Mann iſt ein wahres Berechnungs-Genie. Früher war er ein armer Fiſchhändler, der gleichſam vom Inſtinkt getrieben in ein Spielhaus gerieth, hier Bekanntſchaften machte, und ſich mit einigen Spielern verbündete, um ſelbſt eine Bank zu geben. Man verſichert, daß ſie in einem einzigen Jahre die ungeheure Summe von 200,000 Pf. Sterling gewonnen haben ſollen; ſo hoch beläuft ſich jetzt kein Gewinn mehr, ſelbſt der nicht des Crockford-Klubbs. Späterhin ſprach man freilich von falſchen Würfeln und andern Kunſtgriffen, welche dieſen außerordentlichen Succeß herbeigeführt haben ſollen.

Nachdem ſich Crockford mit ſeinen Compagnons auseinandergeſetzt hatte, kaufte er ein Haus in der St. Jamesſtraße, hierauf die daneben liegenden Häuſer, ließ dann alles niederreißen, und erbaute dann im Jahr 1825 den prächtigen Palaſt, in welchem er heute ſeine Geſchäfte macht. Er iſt ein Mann, der nicht ſchreiben und nicht leſen kann, und der trotz ſeines täglichen Umgangs mit der höchſten Ariſtokratie noch immer wie ein Bauer ſpricht; dafür aber kann er beſſer wie irgend ein Andrer rechnen.

Crockfords Rivale ſind die Brüder Band, Beſitzer des Athenäums, welches in derſelben Straße liegt. Früher waren dieſes arme Juden, die jetzt ein beträchtliches Vermögen beſitzen. Ihr Etabliſſement iſt nicht ſo großartig wie das vorige, und hat auch nicht ſo große Einnahme, jedoch theilen viele Mitglieder des Crockford-Klubbs ihre Zeit und ihr Geld zwiſchen dieſem und den Brüdern Band. Noch ein drittes dieſer Etabliſſements befindet ſich in der Straße Aldemarle, nicht ſo glänzend als die genannten, aber dennoch von der Ariſtokratie beſucht.

Ungefähr ſechzehn andere Häuſer empfangen die Gentlemen, welche das Gros ihres Vermögens an den erſten Banken verloren haben, und deren Leidenſchaft ſie noch immer zum Spiele treibt, wo ſie mit kleinen Kaufleuten, Commis und Bedienten ſpielen, welche letztere nicht blos ihr Geld, ſondern auch das ihrer Herrſchaft dazu verſpielen. Hier geht die Spielwuth mit dem Diebſtahl Hand in Hand, und zeigt ſich bei Crockford und Band Alles glänzend und prächtig, ſo erblickt man hier das Laſter nur in ſeiner häßlichen Geſtalt. Man rechnet ungefähr, daß eine Million Pfund Sterling von der Dienerſchaft des Adels in dieſen Häuſern verloren wird, und ungefähr anderthalb Millionen, welche die gemeinſten Spieler jährlich ſtehlen, um dieſe Häuſer beſuchen zu können.

Criminal-Unterſuchung.

Es war im Jahre 1831 in einer kleinen Stadt der Bretagne, zur Zeit als die Aſſiſen eröffnet wurden.

Auf der Bank der Beklagten ſaß eine Frau in zerriſſener Kleidung. Sie war noch jung und ihre langen Haare fielen auf die bleichen ausgehöhlten Wangen. Sie kehrte ihre Augen nach der Menge, da ſprang ein kleiner Knabe auf ſie zu und ſeine Thränen vermiſchten ſich mit den ihrigen.

Das Verhör begann:

„Maria B. ihr ſeyd angeklagt, Nachts mit einem unbekannten Spießgeſellen in die Wohnung des Herrn D. eingebrochen zu ſeyn, dort einen Beutel mit tauſend Franken, ein ſogenanntes Hausbrod und eine Flaſche Wein geſtohlen zu haben. Ferner werdet Ihr beſchuldigt, einem Mädchen aus dem Hauſe, welches Euch in den Weg trat, als Ihr den Diebſtahl verübt hattet, mit einem Meſſer gedroht zu haben. Was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?“

Maria, ihr Kind an der Hand haltend, welches die großen ſchwarzen Augen auf ſie richtete, ſprach mit zitternder Stimme: „Schon zwei Monate waren es, daß mein Mann in Folge einer langwierigen Krankheit geſtorben war. Der Eigenthümer unſerer Pachtung kündigte mir an, daß er mich nicht brauchen könne, und daß ich mich mit meinem Knaben fortmachen ſolle. Ich ging, meinen Carl auf dem Arme

tragend, denn er war krank; als der Abend kam, verlangte Carl Brod von mir, aber ich hatte keins und er weinte. Wir befanden uns auf der Landstraße, mehre Leute gingen vorüber, ich streckte die Hand nach ihnen aus, indem ich ihnen mein Kind zeigte, aber Niemand gab mir etwas und die Nacht brach an. Carl wurde ganz kalt und ich fürchtete, daß er mir unter den Augen sterben würde; da preßte ich ihn an mein Herz und lief aufs Gerathewohl, indem ich von Schmerz und Wuth gefoltert schrie. Da stand ich vor einem einsamen Haus; ich klopfte an und Niemand kam. Da trat ein Mann zu mir hin und fragte, was ich wollte. — Brod, sprach ich, Brod für mein sterbendes Kind! — Auch mich hungert; wir wollen in dieß Haus gehen. Es gehört einem reichen Manne, und wir werden hier Alles finden, was ihr für Euer Kind braucht. — Wie sollten wir das können? das Haus ist ja geschlossen. — Die Thüre hält nicht fest, ich sprenge das Schloß ... und er sprengte das Schloß mit seinem Messer."

Hier unterbrach der Präsident die Beklagte:

„Später wurde dieses Messer bei Euch gefunden. Hier ist es. Gehört es nicht Euch? Erkennt Ihr es nicht?"

Maria schwieg.

„Ich erkenne es," rief Carl, „es gehörte meinem Vater, auch Du mußt es ja kennen, Mama. Man darf nicht lügen, Du hast es mir oft gesagt."

— Fahrt fort, sprach der Präsident.

— Als die Thür offen war lief ich zum Schranke und nahm ein Brod und eine Flasche Wein. Jetzt glänzte ein Licht auf der kleinen Treppe; eine Frau stieg herab und wollte mich ergreifen; in Verzweiflung erhob ich mein Messer; sie fürchtete sich und trat zurück, ich aber lief nach dem nahen Walde. Hier wollte ich Carl von dem Brode geben, aber seine Zähne waren fest geschlossen und er bewegte sich nicht. Endlich gelang es mir, ihm einige Tropfen Wein einzuflößen und er entschlummerte. Ich erwärmte ihn mit meinem Körper, und am Morgen kamen die Herrn Gendarmen und arretirten uns ... und das ist Alles.

— Aber Ihr sagt uns nichts von dem Sack mit Gelde, noch von Eurem Spießgesellen, Ihr behauptet, daß dieser Mann Euch nicht bekannt war, daß Ihr ihn nie vor dieser Nacht gesehen.

— Nie.

— Das ist nicht wahrscheinlich. Die Herren Geschworenen werden entscheiden.

Sechs Fragen wurden hierauf den Geschworenen vorgelegt:

1) Ist die Maria B. des Diebstahls schuldig, welcher in dem Hause des Herrn D. verübt wurde? 2) Wurde dieser Diebstahl in der Nacht verübt? 3) Durch mehre Personen? 4) Hatte die Maria B. eine Waffe bei sich? 5) War das Verbrechen mit Einbruch verbunden? 6) Und mit der Androhung, von der Waffe Gebrauch zu machen?

Die Geschworenen beantworteten alle diese Fragen bejahend, doch erkannten sie mildernde Umstände. Wäre dieses Letztere der Fall nicht gewesen, so würde die Frau mit dem Tode bestraft worden seyn; jetzt aber traf sie nur zwanzigjährige Galeerenstrafe. ...

Am andern Morgen, als der Gefangenwärter in den Kerker trat, sah er an einer Eisenstange des Fensters den abgezehrten Leichnam des kleinen Carl hängen; Maria aber saß in einem Winkel und sang ... sie war verrückt worden.

Vermischtes.

Das neue Palais Sr. k. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen in Berlin war sechs Tage lang dem Publikum zur Besichtigung geöffnet. Täglich erschienen mehr als tausend Personen und benahmen sich mit einer bewundernswerthen Ordnung und Ruhe in den prachtvollen Gemächern.

— Das neue musikalische Quodlibet „Fröhlich!" von dem königlichen Schauspieler, Herrn L. Schneider, in Berlin, ist ein Seitenstück zu dem alten beliebten Singspiele: Der reisende Student, worin eben Herr Schneider excellirt. Das anspruchslose Produkt hat allgemeine Erheiterung erregt.

Telegraph von Deutſchland.

Zacherl-Oel.

Unter dieſer Aufſchrift verkündet das Münchner Tagblatt:

Endlich erſchien am verfloſſenen Sonntag die glückliche Stunde, in welcher Hr. Zacherl ſein Salvatorbier öffentlich ausſchenkte, von welcher Stunde man lange vorher ſchon ſo viel ſprach, wie bei der Wahl eines Bürgermeiſters in einer ehemaligen Reichsſtadt. Das Ausſchenken des Salvatorbiers gehört unſtreitig zu einem der wichtigern Tages-Ereigniſſe Münchens, und da nun daſſelbe auch als Präſervativ vor, und als Erholungsmittel nach der leidigen Cholera ausgeſchrien wurde, ſo kam es, daß eine unzählige Menge Menſchen ſchon am erſten Tag der Saiſon dieſe Kur gebrauchten. In der untern und obern Etage des großen Braugebäudes ſaßen die Gäſte in dicken Tabaksqualm eingehüllt, Mann an Mann in den geräumigen Sälen. Einen Deckelkrug zu erhaſchen, war das größte Glück, einen Krug ohne Deckel zu bekommen auch ein Glück, keinen Krug aber zu erhalten das größte Unglück. Die Aprilſonne war dem Salvatorbier günſtig, ſie beſchien ziemlich warm die Hofräume des Gebäudes. Dieſe nun füllten ſich in den Nachmittagsſtunden von 3 — 5 Uhr vollſtändig. Fäſſer, alte Bretter, Karren und Alles, was man erwiſchen konnte, wurde zu Bank und Tiſch umgewandelt und ſogleich fand ſich auch eine Muſikgeſellſchaft ein, welche in Mitte des Hofes Lager geſchlagen hatte. Das ſchöne Geſchlecht hatte nicht gefehlt, und es gab ſo manches Bild, werth, als Charaktergemälde baieriſchen Durſtes von Hogarth's Pinſel verewigt zu werden.

Berliner Holzhauergeſpräch.

— Wie biſte denn za der Jungfer Klobe gekommen, welche Du ſo eben hömlich entführt haſt? —

„Uf eine ſehr rührende Art und Weiſe bin ick zu den Backenzahn gekommen, den Du für'ne Klobe hältſt.

— Na, laß' mal hören. —

„Siehmal, geſtern ſteh ick mit unterſchlagene Aerme uf de Möſenbrücke, uf eenmal erblick' ich neben mich eenen mir wohlbekannten Bohmſtamm aus Pichelsdorf. Ick begrüßte ihn ſogleich un fragte, wie er ſich denn hierher verbiſſert hätte. Ja, ſehn Se mal, ſugt' er, ick habe hier in Berlin einen Poſten als Mahagoniſchreibſekretair geſucht, da nu die Stellen ſchon alle beſetzt ſind, ſo war es nichts; nu haben ſe mir zwar eine Anſtellung als Bäckerholz angeboten, aber da ſoll ick in Backofen wohnen — wie lange würde ick des aushalten. Nu bin ick all eben in Begriff, mich zu verſeefen. Ick ſage: „Entſchuldigen Sie, Herr Bohmſtamm, warum wollen ſe des thun?.. „Weil mich inzwiſchen de ganzen Blätter abgefallen ſind — wo kann ick in dieſe Verfaſſung in de vaterländiſche Heede zurückkehren“ — gab er zur Antwort un dabei weente er Kiehn und Haez. — „Nu, ſo gehn ſe doch in det erſte beſte Leſekabinet un leſen ſe ſich da Blätter uf. Da werden ſe mehre Kiehnböhme finden, die daſſelbe thun.“ Dadrüber wurde der Pichelsdorfer Waldbürger ſo gerührt, daß er mich mit ſeine Aeſte umärmelte und ſich'n Zahn ausriß, den er mich ſchenkte. „Dieſen Zahn haſt Du Dämel vor'ne Klobe angeſehen.

(Beob. a. d. Spree).

Gelegenheitliches.

Nach der Mitternachtszeitung haben Heer und Mad. Cornet die Braunſchweiger Bühne verlaſſen, welcher ſie zur Zierde gereichten. Die Oper wird beſonders durch die Entbehrung der trefflichen Regie Cornets bedeutend leiden. Mad. Cornet excellirt im modernen Coloraturgeſang.

Von Eduard Gans iſt die Bearbeitung der Hegelſchen Philoſophie der Geſchichte beinahe vollendet und verſpricht eine glänzende Ausbeute.

* * *

Man kann die Tadolini nicht füglich, wie es jetzt häufig in Deutſchland geſchieht, die intereſſanteſte Sängerin Italiens nennen. Ihr Ruf unter uns ſchreibt ſich von ihrem Succeß in Wien her. Ihr Wuchs iſt klein, ihr Geſicht hübſch, aber nicht ausdrucksvoll, Stimme und Manier ſehr angenehm, aber zu der Großartigkeit einer Griſi reicht ſie nicht hin und in der Lieblichkeit wird ſie von mehren Italienerinnen übertroffen.

* * *

Ein Correſpondent der Mitternachtszeitung erzählt von einem Prologe eines der berühmteſten jetzt lebenden Bühnendichter Herrn Franz von Holbein, der neuerdings uns mit Maria Petenbeck erfreute. Jener Prolog, der bei des Herzogs von Cambridge Geburtstage im Theater zu Hannover geſprochen wurde, ſoll ein Muſter von blühendem Unſinn ſeyn und ein größerer Mangel an Geiſt und metriſcher Kenntniß war dem Referenten noch niemals vorgekommen.

* * *

Mad. Händel-Schütz, die einſt ſo Berühmte, lebt nach der Berliner Zeitung in Cöslin im Kreiſe ihrer Familie, ein ſorgloſes Alter. Sie hilft gern in Leid und Freud, mit Rath und That, und ordnet mit dem feinen Takt ihres Kunſtſinns die Familienfeſte ihrer Freunde und Bekannten.

* * *

Das Probeblatt, welches die in Karlsruhe erſcheinende Allgemeine Staatszeitung nach langer Unterbrechung wieder in dieſen Tagen verbreiten ließ, enthält folgendes:

„Karlsruhe. Die von dem Stuttgarter Volksblatt „Der Beobachter“ gegebene Nachricht, daß die in Stuttgart gebildete Aſſociation, beſtehend aus den Herren Münch, Lindner, Lewald, Struve, Hardegg, Schleſier, Zimmermann, Köſtlin u. A. (und als deren Gründer erſtere zwei Gelehrte bezeichnet worden ſind,) mit der Redaction der in Karlsruhe erſcheinenden „Allg. Staatszeitung“ in Verbindung ſtehe, muß von vornherein für unbegründet erklärt werden. —“

Der Herausgeber der „Europa“ und der Verfaſſer der literariſchen Ueberſichten in derſelben, geben nun ihrerſeits die Erklärung, daß ſie nie daran gedacht haben, mit jener Redaction auch nur entfernt in Verbindung treten zu wollen, können aber bei dieſer Gelegenheit nicht unterlaſſen, auf die Unziemlichkeit derſelben aufmerkſam zu machen: das Zuſammenfinden einiger Literaten, von ſo anerkannt verſchiedenen Beſtrebungen und Richtungen, die in einem Gaſthauſe zu Stuttgart einige Male zu Nacht aßen, mit dem Namen einer „Aſſociation“ zu ſtempeln.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Fortſetzung der Blätter: zur Geſchichte der Mode: Rococo 1750. In dem Augenblicke wo Rococo das Loſungswort für alle Fashionable iſt, ſchien es mir nicht unpaſſend, dieſen Gegenſtand zu wählen. Dieß Blatt zeige, nicht nur wie unſere feine Welt gekleidet ſeyn müßte, wenn ſie mit ihren Salons in vollkommener Harmonie erſcheinen ſollte ſondern die Pendants hiezu, die wir liefern werden, ſollen auch bemerkbar machen, welche Abſtufungen im Rococo ſelbſt ſtattfinden, um daraus abnehmen zu können, wie man bei Sammlungen von Mobilien und Kunſtſachen in dieſem Geſchmacke zu Werke zu gehen habe.

2) Original-Modebild aus Paris.

Auguſt Lewald.

Ein Abenteuer auf dem Aetna.

Hier ſehen Sie das Haus der Cacapieri, ſagte der Führer, indem er auf eine verlaſſene Wohnung am Rande eines großen Eichwaldes zeigte; hier endigt die angepflanzte Region des Aetna, und es beginnt die Region der Wälder.

Mit Entzücken beſchritten wir das dichte Laubdach; denn ſowohl wir, als unſere Maulthiere lechzten nach Kühlung. Seit ſechs Stunden der brennenden Sonne eines Hundstages ausgeſetzt, hatten wir ein weites, ſtechend heißes Lavafeld überſchritten, das man nach ſeiner gewaltſamen wellenförmigen Formation für die plötzlich inmitten eines Sturmes verſteinerten Wogen des Meeres hätte halten mögen. Der Tritt der Maulthiere erklang auf der harten tönenden Lava, wie auf Eiſen. Auf dieſen weithin ſchallenden Boden folgte ein feiner klangloſer Sand, in welchen man bis zum Knie einſinkt. Ein ſchmaler Fußpfad zieht ſich an den Abgründen hin. Düſteres Schweigen, tiefe Einſamkeit herrſcht in dem Walde, der ſich mit ſeinem tragiſchen Eindrucke ganz beſonders zum Aufenthalte für Banditen eignet.

Gott ſey Dank, erwiderte der Führer, gegen den ich dieſe Bemerkung äußerte, man hat ſeit einer Reihe von Jahren nichts von Banditen gehört. Der Berg iſt ſicherer, als die Straßen von Catane. Erſt ſeit einiger Zeit geht die Rede von einem Mönche, der in dem Walde lebt, ohne ſich je in bewohnten Ortſchaften zu zeigen. Beim ſtürmiſchſten Wetter ſieht man ihn allein auf Felſengipfeln umherirren, wo kaum Eichen dem Orkane widerſtehen würden. Die Hirten meinen, es ſey eine Erſcheinung der Hölle, wofern es nicht Don Diavolo in Perſon iſt.

Haſt Du ihn ſchon geſehen? —

Einmal, unweit des engliſchen Hauſes.

Sprach er Dich an? —

Er verlangte etwas zum eſſen von mir und verſchwand.

Es ſcheint alſo ein ſehr hungriger Teufel zu ſeyn.

Eure Excellenz hat gut lachen, die Sache iſt und bleibt unheimlich.

Du erhältſt ein gutes Trinkgeld, wenn Du machſt, daß ich ihm begegne.

Während dieſer Unterhaltung über den Mönch und ſein Erſcheinen waren wir aus der Waldregion in die vom Wachsthum entblößte übergegangen; hier findet man nichts als Lava und Aſche; man athmet eine Luft ein, die ſonſt kein lebendes Weſen einathmet, man betritt einen Boden, den kein Keim befruchtet; man ſieht Trümmer, die kein menſchliches Auge betrachtet; aber nicht ohne ein gewiſſes Wohlbehagen ſieht man als ein einziges lebendes Weſen mitten in dieſer unfruchtbaren, der Zerſtörung geweihten Einſamkeit; daß man bis hieher vordrang, iſt gewiſſermaßen eine Herausforderung des Todes, und dieſer Kampf ohne Zeugen verſetzt die Seele in einen gewiſſen begeiſterten Zuſtand, und flößt ſtolze, beherrſchende Gedanken ein.

Ich erreichte das engliſche Haus und bald darauf den Gipfel des Kraters.

Excellenz, rief der Führer plötzlich, ich habe mein Trinkgeld gewonnen, und indem ich mich umſah, gewahrte ich in dem Thale den Mönch, der am Rande des Abgrundes ſaß. Der Rauch des Vulkans hatte mich bis dahin abgehalten, ihn zu ſehen. Auch er gewahrte mich, und ſchien keineswegs über meine Gegenwart beunruhigt. Der Wind fing ſich in ſeinem wollenen Gewande, und trieb ihm ganze Schwefelwolken in das Geſicht, was er jedoch nicht zu fühlen ſchien. Unbeweglich, mit gekreuzten Armen und geſenktem Haupte ſaß er an dem Rande des Kraters. Ich näherte mich ihm, er blieb unbeweglich; ich ſprach ihn an, er aber, verſenkt in ſeine ſtumme Betrachtung, antwortete nicht.

Was wollt Ihr von mir, rief er endlich mit dumpfer Stimme. Hat man Euch nicht geſagt, daß ich ein Geiſt der Hölle bin? Warum zittert Ihr nicht, und ergreift die Flucht in meiner Nähe? doch Ihr ſeyd kein Sicilianer und wißt nichts von ſolchem Aberglauben.

Ein unwiderſtehliches Gefühl zog mich zu dieſem geheimnißvollen Weſen. Die wenigen Worte, die ihm entſchlüpften, regten meine Neugierde nur noch mehr auf. Ich ſchwankte, welche Seite ſeines Herzens ich berühren ſollte, um ſein wildes Weſen zu beſänftigen und mir ſein Vertrauen zu erwerben. Es ſcheint, daß ich, ohne es zu wiſſen, dieſelbe traf, denn war er bisher hart und ſtumm, ſo ward er plötzlich offen und mittheilend.

Wie lange iſt es, rief er aus, daß ich den Ton der menſchlichen

Stimme nicht mehr hörte! die Stimme des Vulkans und der Stürme ſind die einzigen, welche ich in dieſer wilden Einſamkeit vernehme.

Während er dieß ſagte, erſchütterte ein dumpfes, tiefes Geräuſch den Berg zu unſern Füßen, ein Feuerſtrahl fuhr aus dem Krater, er hob ſich gleich einer Garbe zu den Wolken, und fiel gleich einem Sternenregen in den Abgrund zurück.

O, rief er aus, was ſind dieſe ſchnell erlöſchenden Flammen gegen das Feuer, das in meinem Herzen brannte! Was iſt dieſes Brüllen des Abgrundes gegen den Schrei der Leidenſchaften!

Hierauf verfiel er wieder in Schweigen. Inzwiſchen war die Nacht hereingebrochen; ſobald der Vulkan erloſch, verſtummte die Natur. Das Erſcheinen dieſes ungewöhnlichen Menſchen zu dieſer Zeit und an dieſem Orte hatte etwas Unheilvolles, das wohl geeignet war, die Einbildungskraft ſicilianiſcher Hirten aufzuregen.

Er fuhr fort:

Ich ſuchte einen Menſchen, um ihm mein Leben zu vermachen, dieſen Menſchen habe ich gefunden, Ihr ſeyd es. Ohne Euch zu kennen, vertraue ich mich Euch an; geſchehe, was Gott will. Ueberdieß habe ich nichts zu verlieren, zwiſchen mir und der Erde beſteht kein Band mehr; als Ihr mich auf dieſem einſamen Gipfel überraſchtet, ging ich damit um, mich von dem Leben loszumachen, aus dem Schlunde dieſes Abgrundes lächelte mir der Selbſtmord entgegen, lud mich der Tod ein; Euch hat mir die Vorſehung geſendet, auf daß ich nicht ohne Beichte ſterbe. Hört daher die letzten Geſtändniſſe eines Sterbenden an. Segnet die Vorſehung, daß Ihr nicht geboren ſeyd unter dieſem brennenden Himmel, wo jede Leidenſchaft zum Wahnſinn wird, wo der Menſch in Flammen ſteht, wie ſeine Berge, und ſich ſelbſt verzehrt. Hört mich an, aber verurtheilt mich nicht; es wäre vergebens. Geboren im eiſigen Norden, verſteht Ihr die Wuth unſeres afrikaniſchen Blutes und das wilde Feuer der Rache nicht. Gott allein mag mich richten; ich bin auf dem Wege vor ſeinen Richterſtuhl.

Der Mönch ſammelte ſich einige Zeit ſchweigend und fuhr hierauf fort: Aus Zwang ward ich Prieſter, aus Wuth — Mönch. Als der Jüngſte meiner Familie ward ich ſchon vor der Geburt zur Kirche beſtimmt, ſo iſt es in Sicilien Sitte, ein barbariſcher Gebrauch, der diejenigen vom Leben ſcheidet, welche die Natur dazu beruft, und der den Menſchen zwiſchen die Heuchelei und den Meineid ſtellt. Der Altar flößte mir Abſcheu ein; ich hatte weltliche Leidenſchaften und den Geſchmack meines Alters; Serenaden gefielen mir beſſer als Litaneien, die

Jagd mehr als Prozeſſionen. Der Anblick der Kutte erregte mir Ekel, die Pflichten der Sacriſtei flößten mir tiefe Langeweile ein.

Bis zum achtzehnten Jahre ließ man mir meine volle Freiheit, gleichſam als habe man mit ausgeſuchter Barbarei die Abſicht gehabt, das Opfer um ſo ſchmerzhafter zu machen, indem man mich von der Zauberſchale koſten ließ, die man in meinen Händen zerbrach. In den Wäldern und auf den Schlöſſern Siciliens zog ich umher, und verwendete alle Zeit, welche die Jagd mir übrig ließ, auf die Liebe. Auf ſolche Weiſe bereitete ich mich zu den friedlichen Beſchäftigungen der Kirche vor.

Plötzlich änderte ſich mein Leben; die Wälder wurden mir verſchloſſen, man umgab mich mit ſtaubigen Büchern und Prieſtern, man quälte mich mit Latein und Theologie. Ich murrte, man legte mir Schweigen auf; ich wollte entfliehen, man ſperrte mich ein. Dieſe Qual dauerte zwei Jahre. Im zwanzigſten Jahre empfing ich die Weihe. Jetzt erſt fühlte ich die Größe des mir auferlegten Opfers, den vollen Werth der Güter, deren Beſitz mir durch die verhaßteſte Tyrannei geraubt ward. Die Stimmen der Welt ſchlugen gleich einer furchtbaren Ironie an mein Ohr, das Geräuſch der Freudenfeſte tödtete mich. Wie Tantalus ward ich durch den Durſt am Rande der Quellen, durch den Hunger mitten unter fruchttragenden Bäumen verzehrt. Bei dieſem abgezwungenen Verſagen alles deſſen, was mir theuer war, verfiel ich in wilde Melancholie, meine Familie und die Menſchen wurden mir zum Abſcheu, ich brach mit ihnen, und damit der Bruch unwiderruflich ſey, erhob ich eine unüberſteigbare Schranke zwiſchen der Erde und mir; ich begrub mich in ein Kloſter. Meinen leidenſchaftlichen Haß gegen die Menſchen hielt man für fromme Strenge, meine Verzweiflung für Abgezogenheit. Wider meinen Willen wuchs ich raſch an Achtung und Ruf.

Mein Kloſter lag auf einem Hügel oberhalb Agrigent. Auf der einen Seite gewährte es die Ausſicht auf den Aetna, auf der andern beherrſchte es die neue Stadt mit ihren Kirchthürmen und Klöſtern, die alte Stadt mit ihren griechiſchen Tempeln und Gräbern. Von hier ſenkte ſich der Blick über einen ſanften mit Oliven- und Mandelbäumen bedeckten Abhang nach dem Meere. Dichte Pomeranzengebüſche verbreiteten rings um das Kloſter dauernde Kühle. Traurig in dem Fenſter meiner Zelle liegend, brachte ich ganze Tage in dem Anblick der Stadt und der Umgegend, ganze Nächte in der Belauſchung des Geſanges der Nachtigall zu.

Von Zeit zu Zeit predigte ich zu Agrigent; meine wilden, unbarmherzigen Predigten zogen mir den großen Haufen zu. Eine Ange-

legenheit des Kloſters, die mich nach Palermo führte, gab mir Veranlaſſung, dort zu predigen. Es war nicht mehr der freie und weltliche junge Menſch, der Liebe und Vergnügungen in Sicilens Hauptſtadt ſuchte, es war der ſtrenge Mönch, der Reue und Entſagung predigte. Die Gefühle der Schuld brachte ich auf die Kanzel. Verächter einer Welt, von der ich mich nicht losmachen konnte, donnerte ich gegen die Verſuchungen, die mich ſo oft beſiegt hatten, und denen ich auch jetzt wieder bereit war zu unterliegen. Zorn und Rache bewaffneten meinen Mund mit einer bittern Beredtſamkeit. Ich fand ungeheuern Beifall, beſonders von den Frauen; ſie nannten mich nur den ſchönen Mönch. Berauſcht von dieſem gefährlichen Weihrauche, hörte ich bald auf, Gott anzugehören, der meine Schwüre hatte, ich gab mich der Liebe hin, die mir verboten war. Die Gemahlin des Vicekönigs ward mein Beichtkind, ſie war jung und ſchön, ihr Gemahl eiferſüchtig, unter irgend einem Vorwande ward ich plötzlich in das Kloſter zurückberufen.

Stumm und verſtört kam ich dahin zurück; ich hatte dieſe Welt, dieſe Freuden, von denen ich mich verbannt hatte, wieder geſehen. Alle ſüßen Wünſche, alle Jugenderinnerungen wachten in meinem Herzen wieder auf. Die Entbehrung verdoppelte den Werth des Verlorenen, die Gegenwart war abſcheulich, noch mehr die Zukunft. Mein Geiſt bebte vor der düſtern Ausſicht eines ewigen Alleinſtehens zurück, meine ganze Natur empörte ſich gegen die Strenge des Kloſterzwangs. Jene mächtige Stimme des Fleiſches, welche gegen die Seele Krieg führte, bereitete mir furchtbare Kämpfe. Die Vicekönigin verfolgte mich mit ihrer Schönheit, ſie hatte meine Hand, ich die ihre geküßt, ein heimliches Feuer floß durch meine Adern.

Mit ſolchen fremdartigen Gefühlen beſchäftigt, vergaß ich des Altares, die Pflichten meines Amtes wurden vernachläßigt. Allein, müßig, entkräftet durch das Clima, tyranniſirt durch meine Träume, irrte ich auf den Feldern umher, ſtatt die Meſſe zu leſen; ganze Tage brachte ich weinend unter den Säulentrümmern der Tempel zu, ich wünſchte den alten Olymp mit ſeinen lachenden Gottheiten zurück; ich verwünſchte dieſe düſtere eiferſüchtige Religion, deren Joch ich nur ſeufzend trug, ich empörte mich gegen mein Geſchick. Jugend und Liebe ſtritten ſich um meine Seele. Palermo mit ſeinen Freuden, die Vicekönigin mit ihrer Schönheit zogen vor mir vorüber. Ich rief mir alle wollüſtigen Träumereien meines Gedächtniſſes und alle feurigen Erinnerungen zurück. Ein Weib, ein Weib, rief ich aus in der Einſamkeit der Ruinen und der Wälder, ein Weib, wiederholte ich in dem Wahnſinn meiner Träume,

und als mein härenes Gewand mich zu mir ſelbſt brachte, krümmte ich mich aus Wuth und Verzweiflung auf den Brettern meiner Schlafſtelle.

Ich erinnere mich einer Nacht, in welcher der Sturm heftiger und der Kampf ſchrecklich war. Es war im Mai, ich konnte nicht ſchlafen, und ſetzte mich an das Fenſter meiner Zelle. Ich gedachte der Schlöſſer Siciliens, meiner Jugend, der Liebe. Agrigent ſchlief zu meinen Füßen in Dunkelheit gehüllt. Stille herrſchte rings umher, Erde und Meer ſchliefen, die Luft war heiß, der klare Himmel ſtrahlte von Sternen. Der Aetna erhob ſich vor mir in all ſeiner Einſamkeit und Majeſtät. Die Luft war ſo durchſichtig, daß man die vertikalen Schneeſtreifen rings um den Bergkegel zu unterſcheiden vermochte; dichte Feuerſäulen rötheten ſie von Zeit zu Zeit, indem ſie zum Himmel aufſtiegen; der Berg glich einem unermeßlichen Altare, auf welchem der Weihrauch der Erde brannte. Eine Nachtigall ſchlug in den Granatbäumen und den Jasminblüthen. Meine Träumereien wurden immer zärtlicher, weltliche Gedanken bemächtigten ſich meiner, irdiſche Wünſche rötheten meine Stirne, mein Herz ſchmolz bei dem warmen Hauche des Frühlings.

Meine Blicke ſtarrten in das Dunkel, ohne auf einem Gegenſtande zu haften. Aber tauſend verführeriſche Geſtalten, tauſend anmuthige Erſcheinungen gingen an mir vorüber, ſo daß ich mein Geſicht mit beiden Händen bedeckte, um ſie nicht zu ſehen. Plötzlich klangen die Töne einer Guitarre von der Stadt herauf, eine weibliche Stimme ſang. Die Entfernung ſchwächte zwar die Accorde, dagegen verlieh ſie ihnen eine unbeſtimmte, geheimnißvolle, unausdrückbare Harmonie. Es war die Melodie der Engel, der Geſang himmliſcher Liebe. Als die Stimme ſchwieg, war ich dem Wahnſinne nahe. Was ich damals litt, vermögen Worte nicht zu ſchildern; noch jetzt zittere ich, wenn ich daran denke, und in dieſer Stunde der Entſagung treibt dieſe Erinnerung verzehrende Funken aus der nicht ganz erkalteten Aſche. Außer mir, zerſchlug ich mir die Bruſt, ich ſtieß die Stirne gegen die Eiſengitter, ich ſtreckte die Arme nach der unſichtbaren Sängerin aus, und gleich dem wahnſinnigen Geliebten der Königin der Götter drückte ich die Wolke an meinen glühenden Buſen. In dieſem Zuſtande bedurfte ich der Luft und der Bewegung, ich verließ meine Zelle, eilte aus dem Kloſter und irrte die ganze Nacht auf den Bergen umher; am Morgen fühlte ich mich erleichtert.

Meine Seufzer waren vernommen worden, es verbreitete ſich das Gerücht, ich hätte eine Erſcheinung gehabt; von jener Zeit an ward ich für einen Heiligen gehalten, der in unmittelbarer Verbindung mit

dem Himmel ſtehe. Als ich, von dem Kampfe noch ganz erſchöpft, meine Zelle verließ, ward ich mit ſtupider Verehrung von dem Volke empfangen. Der Anblick eines Weibes machte mich erröthen, und dieſe ſtrafbare Wallung nannte man Tugend. Das fromme Herandrängen der Menge verletzte meine Redlichkeit, und man nahm meine Gewiſſensbiſſe für Demuth.

Hätte wenigſtens die Religion mit ihrer mächtigen Stimme dem Rufe der Natur geantwortet, hätte ſie die Treue der Schwüre, die Heiligkeit der Gelübde zwiſchen die Welt und mich geworfen; aber nein, menſchliche Ehrfurcht war meine einzige Schranke. Wenn ich fiel, fürchtete ich, meinen Credit zu verlieren, das Geſpötte des Kloſters, die Verachtung der Stadt zu werden. Ich hätte meine Seele für ein Weib auf's Spiel geſetzt, aber mein Ruf ſchien mir noch koſtbarer als mein Seelenheil, er kam mich theuer zu ſtehen. Hätte ich insgeheim ſündigen können, ich hätte es gethan. Aber das Auge der Welt verfolgte mich mit ſeinen Argusblicken, es ließ mir weder Einſamkeit noch Stille.

Der Urſache meines Widerſtandes fehlte es an Größe, aber im Widerſtande ſelbſt zeigte ſich Kraft. Gleichwohl fühlte ich, daß meine Jugend ſtärker war, als mein Glaube, meine Neigungen gebieteriſcher als meine Pflichten, und daß ich mir um jeden Preis irgend ein mächtiges Intereſſe oder eine große Leidenſchaft erſchaffen müſſe. Aber welches Intereſſe gibt es in der Einſamkeit? — Welche Leidenſchaften in einem Kloſter? — Zwiſchen den Brüdern und mir beſtand weder eine Gemeinſchaft der Erinnerungen oder der Leiden, noch ſonſt irgend eine Sympathie. Alle waren gemein oder roh; ſie heuchelten Strenge und den Abſcheu vor Weibern, allein im Innern des Kloſters herrſchten Laſter, die mich gänzlich von ihnen entfernten. Ueberdieß waren alle eiferſüchtig auf meinen Ruf und meine Beredtſamkeit; insbeſondere konnte der Prior mir ſeinen Haß und Neid nicht verbergen.

Auf ſolche Weiſe von einer Träumerei zur andern geſchleudert, verfloſſen die langen und traurigen Stunden meiner Einſamkeit. Indeſſen ward ich, mehr aus Ermüdung als aus Reſignation, allmälig etwas ruhiger; ich gewöhnte mich, mit ungewöhnlicher Inbrunſt zu beten, ich unterzog mich ſtrengem Faſten, die Stacheln des Fleiſches unterdrückte ich durch Geißelungen, den Stolz der Sinne durch Pönitenzen, auch nahm ich meine geiſtlichen Beſchäftigungen wieder auf.

So weit war ich in meinem Lebenslaufe gekommen, als ich in der Kathedralkirche zu Agrigent eine Faſtenpredigt hielt. Durch einen profanen Zufall ſtellt der antike Sarcophag, der zum Taufſteine dient, die

griechiſche Tragödie des Hippolyt dar. Der Bildhauer hat unter der Eingebung des Poeten gearbeitet, und Phädra's innere Unruhe mit ergreifender Wahrheit dargeſtellt. Sie lebt in dem Marmor, ihre Frauen umgeben ſie, einige nehmen ihr die läſtigen Schleier ab, andere ſpielen Laute, um ſie zu beſänftigen, allein die ſchuldbewußte Gattin bleibt ungerührt von allen dieſen Bemühungen. Seelenunruhe, Schande, Liebe, Gewiſſensbiſſe, — alles dieß malt ſich in ihrer Stellung. Dieſen Anblick hatte ich vor Augen, und er war nur allzuſehr in Uebereinſtimmung mit meinen Qualen und innern Kämpfen.

Unter dem Einfluſſe dieſes ſchrecklichen Dämons predigte ich über die Ehebrecherin, das heißt, ich führte meine eigene Sache unter ihrem Namen; denn waren bis jetzt meine Handlungen auch noch rein, ſo waren doch alle meine Gedanken verbrecheriſch. Meine Rede war voll tiefer Ueberzeugung, ſo daß die Zuhörer erſchüttert wurden. Ich hatte unverſehens neue Saiten berührt. Weit entfernt, wie ehemals, den Bannſtrahl auf die Schuldigen herabzuſchleudern, beruhigte ich das aufgeregte Gewiſſen durch Worte des Erbarmens und der Tröſtung. Alle verletzten Gemüther rief ich zu mir, um den himmliſchen Balſam der Vergebung auf ihre Wunden zu träufeln. Dieß brachte außerordentliche Wirkung hervor; man war nicht gewöhnt, aus meinem Munde ſo ſanfte Worte zu vernehmen, man wußte nicht, daß unter dem härenen Gewande des unduldſamen Mönchs ſich ein Herz voll Liebe und Theilnahme befinde. Durch die eigene Beredtſamkeit gerührt, fühlte ich heiße Thränen über meine Wangen fließen, und meine zitternde Stimme ward durch erſtickte Seufzer unterbrochen. Beſiegt endlich durch die eigene Bewegung ſank ich unter Thränen auf meinen Sitz zurück. Bei dieſer unerwarteten Bewegung erhoben ſich die Zuhörer. Ich hatte Uebel geſchildert, die Allen bekannt waren, ich hatte bei Allen Anklang gefunden, ein allgemeiner Seufzer ertönte durch den Tempel, und die Thränen des Hirten und der Heerde floſſen lange und vereinigt zu den Füßen Gottes.

Als ich, noch ganz erſchüttert von dieſer Scene, in das Kloſter zurückkehrte, benachrichtigte man mich, daß ich in dem Beichtſtuhle erwartet werde. Ich trat in denſelben. Eine ſanfte Stimme flehte den Schutz des Himmels gegen die Unterdrückung der Welt an. Es war ein junges Mädchen von Agrigent, deſſen Familie es zu einer verhaßten Heirath zwingen wollte. Sie hatte meiner Predigt angewohnt und kam nun ganz erſchüttert, um ſich mir zu Füßen zu werfen. Sie habe eingeſehen, ſagte ſie, daß meine Seele den Beklemmungen des

Herzens nicht verſchloſſen ſey. Niemand könne ihr beſſern Rath, ſanftern Troſt geben. Nicht ſowohl einen Beichtvater, als vielmehr eine Stütze ſuche ſie, und dieſe Stütze ſey ich. Lange ließ ich ſie reden, ohne ſie zu unterbrechen. Sey es Täuſchung oder Wirklichkeit, es ſchien mir, als habe ich dieſe Stimme ſchon gehört. Ich ſuchte verworrene Erinnerungen feſtzuhalten und überließ mich profanen Gefühlen. Plötzlich überfiel mich Angſt. Ich gedachte jener ſchrecklichen Nacht, wo die geheimnißvolle Guitarre, der Geſang eines unſichtbaren Weibes mich aus meiner Zelle geriſſen hatten. Ich hielt die ganze Erſcheinung für eine Verſuchung der Hölle. Da jedoch die Büßende einer Antwort harrte, ſo ſtammelte ich wenige unverſtändliche Worte und beſchied ſie auf den folgenden Tag.

Sie ging; ein Schleier hatte mir ihr Geſicht verdeckt; aber ihre Stimme, ihre ſchlanke, anmuthige Geſtalt hatten mir genug geſagt. Lange folgte ihr mein Blick. Langſam ging ſie den Hügel hinab. Bald verſchwand ſie, bald zeigte ſie ſich wieder zwiſchen den Oliven. Endlich ſah ich ſie nicht mehr, und mein Auge blieb unbeweglich bis zum Abend auf den Fußpfad geheftet. Welche Nacht! Welche Träume! Welches Erwachen! Mit der Morgenröthe ſtand ich an dem Fenſter meiner Zelle, wie geſtern den Blick auf den Fußpfad gerichtet, auf welchem meine unbekannte Büßende nahen mußte. Den ganzen Tag harrte ich ihrer; am Abend kam ſie; eine Duegna begleitete ſie. Mein Herz pochte ungeſtüm. Wie ein ſchüchternes Kind zitterte ich an allen Gliedern. Welchen Rath wollte ich ihr ertheilen? — Sollte ich ſie zur Unterwerfung oder zum Widerſtande ermahnen? — Noch war ich unentſchloſſen, und die Stunde nahte heran, wo ich entweder eine heilige Pflicht zu erfüllen, oder den Beichtſtuhl in eine Schule der Verführung zu entweihen hatte.

Beim Eintritt in die Kirche hob ſie ihren Schleier. Es war ganz das Geſicht, von dem ich geträumt hatte. Große ſchwarze, ſchmachtende Augen voll Feuer, ein Mund, auf welchen Melancholie und Liebe ihr Siegel gedrückt hatten; eine offene, jungfräuliche Stirne, noch unentweiht von dem Hauche böſer Gedanken. In dieſem wichtigen Augenblicke fühlte ich, daß es ſich jetzt um mein ganzes Leben handle und daß mein Loos geworfen werde. Ich ſuchte meine Seele durch Gebet zu kräftigen; es war umſonſt. Das göttliche Bild ſtellte ſich immer zwiſchen den Himmel und mich; ich unterlag.

Der Himmel, welcher das Verbrechen ſah, war auch Zeuge meiner Kämpfe. Er zählte meine ſchlafloſen Nächte, meine thränenvollen Tage

und meine Seufzer: warum kam er mir nicht zu Hilfe? Er ſah mein Erröthen vor der Unſchuld, das Verſtummen der Sophismen auf meinen Lippen, warum hat er mich nicht gerettet? — Gott iſt kein Helfer der Tyrannei und der Ungerechtigkeit der Familien. Er hat die Jugend zur Liebe geſchaffen, und wir waren beide jung, beide unterdrückt.

Längſt hatte die Liebe alle göttlichen Gedanken aus dem Beichtſtuhl verdrängt. Die Rollen waren gewechſelt, der Richter war vom Beichtiger zum Range des Flehenden herabgeſtiegen, die Büßende hatte ſich zur Stufe des Richters aufgeſchwungen. Meine Ehre, mein Leben lag in ihrer Hand. Noch widerſtand ſie, aber ihre Thränen hatten ſie hundertmal verrathen. Nach den erſten Geſtändniſſen ergab ſie ſich.

Die Kloſterglocke ſchlug Mitternacht. Ich verließ meine Zelle und ging in tiefer Dunkelheit den Hügel hinab; heimlich ſchlich ich entlang der Mauern und Gräber der alten Stadt zu dem Tempel der Juno Lavinia; hier ſetzte ich mich auf die Trümmer einer Säule nieder und wartete. Die Nacht war lau, der Himmel voll Sterne, das Meer ruhig, die Gegend ſtumm. Die ganze Natur ſchien durch ihr unbewegliches Schweigen meine Erwartung zu theilen. Gleich ihr war ich ohne Stimme, ohne Athem. Plötzlich vernahm ich ein leichtes Geräuſch aus den Ruinen; es war Roſalie. Von Liebe überwältigt ſank ſie in meine Arme. Manche Stunde verfloß, mancher Stern ging unter am Horizonte, ehe wir uns trennten. Die Duegna, welche für uns Wache hielt, verkündete endlich, daß der Tag anbreche; allmälig erloſchen die Sterne, wir trennten uns; Roſalie kehrte in die Stadt, ich in das Kloſter zurück.

Stolz und leicht ging ich den Hügel hinan. Vor der aufgehenden Sonne kniete ich im Angeſichte des Himmels nieder. Ich vergaß über dem Gefühle des Glückes meinen Eidſchwur und faßte Gott, Natur und Liebe in *eine* Handlung des Dankes zuſammen. Ich war nicht mehr derſelbe Menſch; ich ſegnete das Leben, dem ich geflucht hatte.

Jede Nacht nahmen uns die Tempel von Agrigent in ihre Schatten auf. Das Geheimniß erhöhte den Werth des Beſitzes. Wenn der Mond, zwiſchen den Säulen hervorbrechend, auf Roſaliens Geſicht fiel, glaubte ich ſtets, ſie zum erſten Male zu ſehen, ſo ſchön war ſie. Ihre langen ſchwarzen Haare fielen anmuthig auf den Schwanenhals herab. Ihre Augen glänzten von dem Feuer der Zärtlichkeit; ſie glich der von Zeuris gemalten und von dem Alterthum verehrten Göttin in eben dieſem Tempel, auf deſſen Trümmern wir wandelten. Die Nachtigall kannte uns, die ganze Nacht ſchlug ſie neben uns; die Lerche machte ſie verſtummen und gab uns das Zeichen zur Trennung.

Ich gab mich dem Verlaufe meiner Glückſeligkeit hin, ohne daß mein Gewiſſen erwachte; die Liebe hatte es eingeſchläfert. Indeſſen konnte dieſe Lebensweiſe nicht von Dauer ſeyn. Roſalie ward zum Gehorſam aufgefordert; eine Partei mußte ergriffen werden. Unſere Flucht ward beſchloſſen. Ich traf Anſtalten zur Ausführung, ohne ſie zu beſchleunigen, um den Erfolg deſto beſſer zu ſichern. Beinahe wären wir durch einen Zufall in den Tempelruinen entdeckt worden; da ſie uns keine ſichere Zuflucht mehr gewährten, ſo wurden unſere Zuſammenkünfte nach dem Kloſter verlegt. Roſalie hatte den Schlüſſel zu einer geheimen Pforte, und jede Nacht nahm uns meine Zelle auf. Mit welchem Entzücken empfing ich ſie das erſte Mal! Dieſe Zelle, zur Zeit meiner Einſamkeit mir verhaßt, war mir von jetzt an über Alles theuer; ſie war mir zum geheiligten Aufenthalte geworden, von dem ich mich auch den Tag über nicht mehr trennen mochte. Ganze Nächte brachten wir an dem engen Fenſter zu; ich erzählte ihr die Stunden, die ich hier allein verlebt, die Thränen, die ich vergoſſen und alle Träume, die ich geträumt hatte. Meine Vorſichtsmaßregeln waren ſo gut getroffen, daß kein Verdacht entſtehen konnte. Mein Ruf war unangetaſtet. Durch ihre Familie gedrängt, änderte Roſalie ihre Einwendungen, um Zeit zu gewinnen. Unſere Sicherheit ward zu groß und mußte uns verderben. Eine Unvorſichtigkeit hatte bereits Zweifel in der Seele des Superiors geweckt; er paßte mir auf, wir waren beobachtet, ohne es zu wiſſen. Der Augenblick der Flucht nahte heran. In einer Nacht, während das Gefahrvolle des Unternehmens uns zärtlicher als gewöhnlich machte, wurden wir durch ein plötzliches Geräuſch aufgeſchreckt; der Riegel der Thüre wich, der Superior trat ein und überraſchte uns.

Mit einem Meſſer in der Hand ſtürzte ich auf ihn los, im Begriff, ihn niederzuſtoßen und mein Geheimniß in ſeinem Blute zu ertränken. Roſalie fiel mir in den Arm.

Dieſem Engel verdankſt Du Dein Leben, rief ich mit dumpfer Stimme. Aber wenn je ein Blick, eine Miene das Geheimniß verräth, das Du uns entriſſen haſt, dann Wehe Dir; meine Rache wird Dich treffen, ſelbſt am Fuße des Altars!

Er war allein, von Todesangſt befallen. Durch alle Schwüre des Himmels und der Erde gelobte er Stillſchweigen; es war jedoch zu ſpät. Die Rache war in meinem Herzen erweckt, und der Tod hatte den Kühnen mit ſeinem Finger berührt. Gleichwohl bezwang ich mich und heuchelte Ruhe, um die verwirrte und zitternde Geliebte zu beſchwichtigen.

Den Reſt der Nacht brachte ich im Kampfe mit den heftigſten Leidenſchaften, der Rache und der Liebe, hin. Ich kannte den Prior, und wußte, daß er ſich durch einen gezwungenen Eid nur ſo lange für gebunden halten würde, als ihn der Schrecken beherrſchte. Waren nicht wir es im Gegentheil, welche Alles zu fürchten hatten? — Wir waren in ſeine Hand gegeben. Ein Wort von ihm konnte uns verderben, und dieſem Worte mußte um jeden Preis zuvorgekommen werden. Ich bereute, daß ich nicht Alles mit einem Stoße beendigt hatte.

Wie Roſalie wiederſehen? Der Superior hatte wohl Stillſchweigen, aber nicht Gemeinſchaft des Vergehens gelobt. Auf welche Weiſe ſeine immer rege Wachſamkeit täuſchen? Ich betrat den einzigen Weg, der mir offen blieb, die Verſtellung. Schon am nächſten Morgen begab ich mich zu dem Prior. Die mächtige Stimme der Rache unterdrückend, ſpielte ich den Reuigen; ich demüthigte mich vor ihm, ich geſtand meinen Fehler ein, und bat ihn um Vergebung deſſelben. Er fiel in die Schlinge, empfing meine Beichte, und legte mir einige Pönitenzen auf, denen ich mich mit Dank zu unterziehen heuchelte. In dieſem Zuſtande verhaltener Wuth und tiefer Heuchelei brachte ich mehre Wochen hin.

Roſalie ſah ich nicht wieder, aber ich hatte Nachrichten von ihr, und wir warteten nur eine günſtige Gelegenheit ab, um zu entfliehen. Die Aufmerkſamkeit des Superiors war noch zu ſehr wach, als daß wir hoffen durften, derſelben zu entgehen. Mehre Tage verſtrichen, ohne daß ich von ihr reden hörte; meine Unruhe erreichte den höchſten Grad. Plötzlich erfuhr ich, daß man ſie nach Palermo gebracht und in ein Kloſter geſperrt habe. Dieſe Nachricht ſchlug mich zu Boden. Der Meineid des Prieſters lag am Tage; ſein Tod ward beſchloſſen. Er ſelbſt trat ſeinem Schickſale entgegen. Anfänglich ging meine Abſicht dahin, die Maske abzunehmen, ich behielt ſie jedoch vor, um deſto ſicherer zu treffen. Von dieſem Augenblick an hatte ich nur einen Gedanken, ein Verlangen, einen Traum — die Rache. Und welche Rache wog den Schimpf auf? — Hatten wir nicht dieſem Mönch zum Schauſpiel gedient? Hatte er ſich nicht an Roſaliens, an meiner Verwirrung geweidet? Er durfte nicht länger leben, denn ſein Auge hatte das meine gezwungen ſich zu ſenken, ſein Lächeln machte mich erröthen. Er hatte mir das Geheimniß meiner Liebe, er hatte meine Ehre entwendet. Ein Sclave ſeiner Laune, befand ich mich in ſeiner Hand, wie ein Spielzeug, das er zerbrechen konnte.

Und als wäre dieß Alles noch nicht genug, entriß er mir auch noch die Geliebte, und verbannte ihre Jugend in den Gräuel eines Klo-

ſters, vielleicht gab er ſogar ihren Namen preis. Bei dieſen Gedanken kochte die Rache in meiner Seele, und erregte furchtbare Stürme in derſelben. Ich bedachte, der Niederträchtige habe nur ein elendes Leben, um dieſe ganze Schuld abzutragen. Aber dieſes Leben war mir verfallen. Jede andere Leidenſchaft ſchwieg in mir; ich liebte nicht mehr, ich wünſchte nichts zurück, ich verlangte nichts als Rache. Dieſe blutige fixe Idee laſtete gleich einer Hand von Eiſen auf meinem Herzen. Ich fühlte, daß die Rache ihre Wolluſt habe, wie die Liebe. Ich liebte meine Zelle als einen Ort der Sammlung; ich liebte die Einſamkeit, denn ſie bevölkerte ſich mir mit den tragiſchen Phantomen, von denen mein Herz voll war. Nicht mehr, wie in den Tagen meiner Jugend, beſchäftigten mich anmuthige Bilder, ſondern Scenen des Mordes.

Inzwiſchen barg ich die Stürme meiner Seele unter der Maske der Pönitenz. Dem Superior gefiel meine Demüthigung, denn er hielt ſie für aufrichtig, und glaubte mich unter ſeinem Joche. Dieſe Ueberlegenheit ſchmeichelte ſeinem Stolze. Eines Tages geſtand er mir ſeinen Meineid ein.

Bruder, ſprach er, jetzt, nachdem Dein Herz von den Flecken der Unreinheit gewaſchen iſt, erfahre, daß ich ſelbſt die Verſuchung von Dir entfernt habe. Der Engel der Finſterniß, mit dem Du geſündigt haſt, beweint ſeinen Fehler in einem Kloſter von Palermo. Daher lobe meine Klugheit und ſegne meine Fürſorge. Gottes Gedanken ſind nicht unſere Gedanken, und ſeine Wege ſind nicht unſere Wege.

Nein, heuchleriſcher Mönch, ſeine Wege waren nicht Deine Wege, denn ſie führten Dich zum Tode, dem Du voll Hochmuthent gegen rannteſt. Wie jedes ſeiner Worte die ſchwarze Seele enthüllte! Er ſtellte ſich voll Güte, und die Bosheit verzehrte ihn; er heuchelte Demuth, und der Stolz des Phariſäers glänzte in ſeinen Augen; Engel der Finſterniß nannte er die vollendete Schönheit; er ſprach von Unreinheit, er — deſſen Gott Belial war.

Die Biſchofsmütze war ſein ſteter Gedanke und die Hoffnung ſeines ganzen Lebens. Das Bisthum von Nicoſia war erledigt, er machte Anſprüche darauf, aber ich ſtand ihm im Wege, denn die öffentliche Stimme ſprach für mich. Seit er im Beſitze meines Geheimniſſes war, fürchtete er mich nicht mehr. Dieß gab er mir offen zu verſtehen; denn er ſagte mir, das Zurücktreten von meinen Anſprüchen ſey der Preis ſeines Stillſchweigens, und ich befinde mich in ſeiner Hand. Ich ſchmeichelte ſeiner Chimäre, und ging um ſo leichter in ſeine Ideen ein, als die Würden der Kirche mir gleichgültig geworden waren, und ich nach

Stillung meiner Rache, nur noch der Liebe zu leben beabſichtigte. Briefe von dem Erzbiſchofe erhöhten ſeine Hoffnungen, und ich ſchwelgte in dem Anblicke, wie ihn eine Zukunft bezauberte, deren Herr ich war.

Der Niederträchtige, welcher ſeinen Schwur hinſichtlich Roſaliens ſo ſchlecht gehalten hatte, hielt ihn gegen mich nicht beſſer. Wenn wir allein waren, erlaubte er ſich häufig Anklagen; vor den Brüdern weckten treuloſe Anſpielungen ihre Neugier. Als ob er befürchtet hätte, der Tod nahe nicht raſch genug, ging er demſelben entgegen und machte jeden Tag einen Schritt weiter gegen das Grab. Der Augenblick nahte, in welchem der Strom, angeſchwollen durch einen ſo lange dauernden Sturm, aus ſeinen Ufern treten ſollte. Seit drei Monaten ſchwoll er im Stillen an. Während einer Nacht, als die Schlafloſigkeit des Haſſes mein Blut ungewöhnlich aufregte, trat ich in die Zelle des Priors. Er ſchlief. Schon war das Meſſer über ihm gezückt, aber ein Gedanke hielt mich zurück. Ein ſo raſches Ende ſchien mir zu ſanft für ihn. Aus den Armen des Schlafes in die des Todes übergehen, iſt das Ende des Gerechten. Der Sünder verdient einen längern Todeskampf, daher zog ich mich wieder zurück.

Von dieſem Tage an folgte ich meinem Opfer unausgeſetzt, indem ich eine Gelegenheit für meinen Haß ausſpähte. Gleich einem düſtern Schatten heftete ich mich an ſeine Sohlen. Die Rache war die treue Gefährtin meines Lebens. Endlich nahte die verhängnißvolle Stunde.

Eines Tages war der Prior in die Gewölbe des Kloſters hinabgeſtiegen, um ſie zu unterſuchen. Er war allein; es war die Stunde der Mittagsruhe; ich folgte ihm, ohne bemerkt zu werden, und ſchloß die eiſerne Thüre, die für ihn die Pforte der Ewigkeit werden ſollte, hinter mir zu. Endlich befand ich mich allein mit meinem Feinde. Eine von der Decke herabhängende Lampe erleuchtete das Gewölbe mit einem düſtern Scheine. Die Wände waren mit menſchlichen Gebeinen und Schädeln geziert. Keine Stimme drang von außen in dieſen unheimlichen Aufenthalt. Die Stille und Kälte des Grabes herrſchte hier. Mitten in dem Gewölbe befand ſich ein weiter und tiefer Brunnen, der zum gemeinſchaftlichen Grabe der Brüder diente, und der aus irgend einer Urſache an dieſem Tage geöffnet war. An dieſer Stelle trat ich zu dem Prior.

Bruder, ſagte er, kommſt Du wie David, um Deinen Fehler auf Gräbern zu beweinen?

Ich komme, Dir anzukündigen, daß Deine letzte Stunde geſchlagen hat, erwiderte ich mit dumpfer Stimme. Nimm Abſchied von Deinen Hoffnungen, ſage Lebewohl Deinem Ehrgeiz und ſtirb.

Mit dieſen Worten ſchmetterte ich ihn nieder.

Stirb, fuhr ich fort, und ſtirb in Deinen Sünden, ſtirb in Deinem Stolze und in Deinem Meineid.

Mit der Verzweiflung der Todesangſt klammerte er ſich an das Leben; allein er kämpfte vergebens. Ich hatte die Stärke des Löwen. Einmal jedoch entſchlüpfte er mir, er warf ſich mir zu Füßen, und flehte um Gnade. Er hing mit doppelter Kraft am Leben, denn er erwartete am folgenden Tage die Ernennung zum Biſchof von Nicoſia. Der Elende glaubte mich zu beſänftigen, wenn er mir den ſehnlichſt gewünſchten Biſchofsſtab abträte, in der Meinung, ich ſey eben ſo gierig nach demſelben, als er. — Thor, ſagte ich zu ihm, der Du glaubſt, das Verlangen nach einem leeren Titel habe meinen Haß erregt. Haſt Du jene Nacht des Fluches vergeſſen, in welcher Roſalie vor Deinem frechen Blick erröthete, und das Geheimniß meines Lebens zu dem deinigen ward? Haſt Du Deinen Schwur, Deinen Meineid vergeſſen? Doch vernimm! Es bleibt Dir noch eine Pflicht zu erfüllen: Du haſt meine Geliebte einſperren laſſen, Du haſt ſie entehrt; mit Deiner Hand wirſt Du dieſen Widerruf unterzeichnen, welcher Alles zurücknimmt, was Du behauptet haſt, und der Aebtiſſin von Palermo befiehlt, die Gefangene mir auszuliefern, um ſie zu ihrem Vater zurückzubringen.

Ich hatte Alles, was zum Schreiben nöthig war, bei mir. Da der Feige dadurch ſein Leben zu retten glaubte, ſo unterzeichnete er ohne Widerſtreben.

Jetzt, fuhr ich fort, haſt Du mit der Erde abgeſchloſſen; Du mußt ſterben, aber eines Todes, der Deines Vergehens und meiner Rache würdig iſt. Dennoch werden Deine Qualen nie denen gleichkommen, welche Du mir verurſacht haſt. Bei dieſen Worten ergriff ich ihn und ſtürzte ihn in den Brunnen. Ich ſetzte mich auf den Rand, um ihn ſterben zu hören. Sein Aechzen verlor ſich in der Stille der Catacomben. Der Sturz hatte ihn nicht verwundet, und abermals begann er meine Gnade anzuflehen. Allein mein Ohr war von Eiſen, wie mein Herz.

Da ich nicht antwortete, ſo ergriff den Sterbenden doppelte Verzweiflung.

Du biſt kein Menſch, rief er in der Todesangſt aus, Du biſt ein Bewohner der Hölle, biſt Satan ſelbſt.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, legte ich den ſteinernen Deckel des Leichenbrunnens auf das Haupt meines Feindes und verließ dieſen Schauplatz des Todes. Ich blieb noch einige Tage in dem Kloſter, um mich zu überzeugen, daß der Superior gewiß todt ſey. Sein Ver-

ſchwinden ward tauſend widerſprechenden Urſachen zugeſchrieben. Man ſuchte ihn allenthalben, nur nicht in dem Gewölbe, wo er den ewigen Schlaf ſchlief. Als er nicht zurückkehrte, vermuthete man, er habe eine geheime Reiſe angetreten; ich ließ mich auf ſeine Entdeckung ausſenden, damit mein Hinweggehen begründet würde, und keinen Verdacht errege. Unverzüglich eilte ich nach Palermo, und begab mich geradezu in das Kloſter, in welchem Roſalie ſchmachtete. Mein Name war der Aebtiſſin bekannt; ſie empfing mich mit einer Auszeichnung, welche alle Schwierigkeiten vor mir ebnete. Es war kaum nöthig, daß ich ihr den Widerruf des Priors zeigte; mein Wort genügte ihr. Ich gab mich für einen Abgeſandten von Roſaliens Vater aus, um ſie nach Agrigent zurückzubringen. Noch an demſelben Tage ward ſie mir übergeben.

Von meinem Feinde befreit, im Beſitze meiner Geliebten, war mein ganzes Streben darauf gerichtet, Sicilien zu verlaſſen. Ein Schiff lag bereit zur Fahrt nach Conſtantinopel; dorthin waren wir entſchloſſen, uns zu begeben. Ich legte das Mönchsgewand ab, und wir verbargen uns auf einer Villa, wo wir die Abfahrt des Schiffes abwarteten, das durch widrigen Wind zurückgehalten ward. Roſalien verſchwieg ich den Tod des Superiors, um ihr die Freude der Befreiung nicht zu verbittern. Daß ſie dieſelbe nur mir allein zu verdanken hatte, machte ſie ſo glücklich, daß ihr kein Opfer groß genug ſchien, die Schuld des Dankes abzutragen. Inzwiſchen hielt der widrige Wind an, und nur Roſaliens Liebe allein vermochte meine Ungeduld und meine Beſorgniſſe zu beſänftigen. Unſere Villa war ſo abgelegen, daß das Geräuſch der Welt nicht bis zu uns drang.

Es war im Monat Juli. Ein anhaltender Scirocco wehte aus Afrika. Abends ſuchten wir Kühlung in dem Pomeranzenhaine, der unſer Elyſium war. Die untergehende Sonne vergoldete den Monte Pellegrino und den Tempel der Heiligen, die den Namen meiner Geliebten führte. Der Tag war drückend heiß geweſen. Roſalie war auf dem Raſen eingeſchlummert; eine leichte Kleidung bedeckte ſie gleich der Drapperie einer griechiſchen Statue. Ihr Haupt ruhte auf dem Mooſe. Ihr langes Haar war aufgelöst, ein leichter Wind ſpielte mit demſelben. Ein letzter Sonnenſtrahl vergoldete ihr Antlitz gleich dem eines Seraphins. Zu ihren Füßen bewachte ich ſie auf meinen Knien, wie das ſchlummernde Kind ſein Schutzengel bewacht. Tiefes Schweigen herrſchte um uns, kein Vogel ſang, kein Blatt rührte ſich. Plötzlich erſcheinen Sbirren; ſie fordern mich auf, ihnen zu folgen; ich leiſte

Widerstand, sie geben Feuer, und die mir bestimmte Kugel trifft die schlafende Rosalie in's Herz.

Ich ward in's Gefängniß abgeführt. Ein verhängnißvoller Zufall brachte Rosaliens Vater nach Palermo, seine Anwesenheit machte alle unsere Plane scheitern. Ich ward als Entführer verhaftet. Noch war mein Mord unbekannt. Das Gerücht meiner Festnehmung verbreitete sich bald. Man sprach nur von dem früher so strengen, so verehrten schönen Mönche. Das Verschwinden des Superiors war dem Kloster noch immer ein Räthsel. Man stellte meine Flucht mit jenem unerklärlichen Ereignisse zusammen, und brachte mich nach Agrigent, um das schreckliche Geheimniß aufzuhellen.

Von weitem sah ich die Tempel, die Freistätten meiner Liebe, das Kloster, den Schauplatz meiner Rache wieder; gebunden und von Soldaten umgeben, hielt ich meinen Einzug auf einem Maulthiere. Bestürzt erwartete mich das Volk vor dem Thore; frommer Schreck lag auf den Gesichtern; man empfing mich mit dumpfem Stillschweigen. Langsam begleitete mich die Menge bis zum Gefängniß, indem man das de Profundis mit dumpfer Stimme sang, als ob es sich um irgend ein öffentliches Unglück handle. Dieses Volk, dessen Meinung ich einst so große Opfer gebracht hatte, drängte sich jetzt zerstreut mir nach. Gleichgültig umschwärmte es mein Gefängniß, wie ein aufgeregtes Meer. Das Götzenbild war zertrümmert, was lag mir an meinem Rufe? Das Blutgerüste erhob sich vor meinen Augen. Rosalie war aus dem Schlummer reiner Seelen in den Aufenthalt der Engel übergegangen. Mit ihr war alles Interesse aus meinem Leben verschwunden; ich sehnte mich darnach, sie wieder zu finden; ich erwartete den Tod als eine Befreiung.

Ich gestand Alles ein. Die Richter entsetzten sich über die nähern Umstände meines erbarmungslosen Mordes. Oeffentliche Gebete und Prozessionen wurden angestellt. Die Glocken wurden geläutet, die ganze Stadt war in Trauer. Ich war gänzlich in Stumpfsinn versunken. Man hätte glauben sollen, es handle sich um einen Andern, so gleichgültig war mir mein Schicksal und der Ausgang des Prozesses. An die Mauer eines düstern Gefängnisses gefesselt, fragte ich nicht, ob man meine harte Gefangenschaft abkürze oder mildere. Mein Leben war eine lange Schlaflosigkeit. Tag und Nacht verfolgte mich eine Erscheinung, die immer und immer unbeweglich vor mir stand. Es war nicht mehr ein sterbender Mönch in den Catacomben, es war ein junges Mädchen, das beim Untergang der Sonne unter Pomeranzenbäumen schlummerte.

Ich weiß nicht, warum man mein Urtheil verzögerte, aber meine

Gefangenschaft verlängerte sich. Viele Wochen, vielleicht viele Monate verflossen und noch immer lag ich in dem finstern, feuchten Raume, der reinen Luft und des Himmelslichtes beraubt, als ob die menschliche Gesellschaft, mitleidlos, wie ich in meiner Rache, durch grausames Zögern die Manen des Superiors hätte zufrieden stellen wollen. Endlich ward ich gerichtet und zum Tode verurtheilt. Bei der Vorlesung des Urtheils erwachte die Liebe zum Leben in mir. Mein Stolz knirschte bei dem Gedanken, daß ich den frechen Blicken dieser Menge ausgesetzt werden sollte, die noch vor kurzer Zeit mein Gewand geküßt und sich vor mir niedergeworfen hatte. Dann zog meine Jugend an mir vorüber, als wolle sie mir ein trauriges Lebewohl sagen. Die Tempel von Agrigent und die Haine von Palermo stiegen vor mir auf, und ich fand Thränen wieder, deren Quelle ich längst vertrocknet wähnte. Eines Morgens, als ich den Henker erwartete, erhob sich ein starkes Volksgetöse vor dem Gefängnisse. Es schien, als breche man mit Gewalt die Thüren ein. Dann scholl Freudengeschrei durch die Gänge. Dieser Lärm im Augenblicke des Todes, dieses schrankenlose Lachen in der Wohnung der Trauer und der Strafe, erfüllte mich mit Schrecken und Ueberraschung. Plötzlich öffnete sich mein Gefängniß und ein Haufe unbekannter Menschen drängte mich in's Freie. Als ich mich in Freiheit sah, gab mir ein unbezwinglicher Instinkt der Selbsterhaltung Flügel. Ohne angehalten zu werden, durchzog ich die Stadt. Ein Volksauflauf wüthete in derselben. Bewaffnete Banden durchliefen die Straßen unter Verwünschungen; diesen verdankte ich die Freiheit. Sie hatten die Gefängnisse geöffnet, um sich aus denselben zu rekrutiren. Während des Aufstandes entwich ich aus der Stadt, und verbarg mich in dem unzugänglichen Gebirge. Dort lebte ich während der politischen Stürme, welche damals Sicilien erschütterten, einige Zeit in Sicherheit. Aber der Sturm legte sich, die Herrschaft der Gesetze begann wieder, ich mußte die Gegend fliehen, in der ich bekannt war. Ich wollte mich nach Egypten einschiffen, aber ich wagte es nicht, in einen Hafen hinabzugehen. Daher verbarg ich mich in den Wäldern des Aetna, wo ich gleich einem wilden Thiere gehetzt werde und wo meine Gegenwart den abergläubigen Schreck der Hirten erregt.

Der Mönch schwieg einen Augenblick, um Athem zu schöpfen. Die ganze Nacht hindurch hatte er mit starker Stimme gesprochen, wie ein Mensch, dem das Fieber Kraft gibt. Jetzt, nachdem der Anfall vorüber war, schien er erschöpft. Sein schwarzes hohles Auge sprühte düstere Flammen. Häufig hatte er sich mit convulsivischer Heftigkeit erhoben, und seine Geberden, nicht minder beredt, als seine Stimme, drückten die gewaltsamen Leidenschaften seiner Seele aus. Es trat ein langes Schweigen ein. Dann warf er sich am Rande des Kraters nieder, und rief mit emporgestreckten Armen: Mein Gott, habe ich mein Verbrechen nicht gesühnt? — Ist es noch nicht Zeit, daß ich Gnade finde? Ich bin erschöpft von der Einsamkeit der Wälder, von dem Schweigen der Höhlen, denn dieses Schweigen hat furchtbare Stimmen für mich, diese Einsamkeit ist voll von Geistern. Befreie mich von diesen grausamen Erscheinungen, oder heiß mich sterben, und der brausende Abgrund soll mein Grab seyn.

Zurückgekehrt zu seinen Ideen des Selbstmords heftete sich sein düsteres Auge auf den Boden des Kraters. In diesem Augenblicke ging

die Sonne auf. Von dem Aetna aus betrachtet, ist dieser Anblick der bewundernswertheste, dessen der Mensch genießen kann. Die ganze Insel steigt aus dem Schatten auf und mit einem Blicke umfaßt man ihre Städte, ihre Buchten, ihre Vorgebirge und das unabsehbare afrikanische Meer. Um den Mönch von seinen unheilvollen Gedanken abzubringen, leitete ich seine Aufmerksamkeit auf diesen prachtvollen Anblick; er schien Eindruck auf ihn zu machen. Sein Auge ruhte lange Zeit schweigend auf dem riesenhaften Panorama.

Dann näherte er sich mir, deutete mit dem Finger auf eine weiße, von der Sonne erglänzende Spitze und sagte: Dort ist mein Kloster, unterhalb demselben liegt Agrigent, und noch weiter unten die Tempel.

Excellenz, unterbrach ihn plötzlich der Führer, dort unten auf der Seite der Cisterne gewahre ich Menschen, welche mir Sbirren zu seyn scheinen.

Das ist der Tod, rief der Mönch zitternd.

Und der Instinkt des Lebens erwachte wieder in ihm, das Gespenst des Selbstmords verschwand.

Die Vermuthungen des Führers sollten sich bald verwirklichen; denn unter uns sahen wir die Gewehre und Säbel der Sbirren blinken.

Wie lange brauchen sie, um uns zu erreichen? fragte ich den Führer.

Wenigstens drei Stunden.

Der Mönch machte sich bereit zur Flucht.

Hört mich an, rief ich ihm zu. Mein Paß ist auf Malta visirt; nehmt ihn, vertauscht im nächsten Dorf euere Kleidung und schifft euch in Syracus ein.

Er bezeigte mir seinen Dank durch einen stummen Händedruck, und entfernte sich. Lange Zeit folgte ich ihm mit dem Blicke, bis ich ihn hinter dem Berge Frumento, in der Richtung auf Aderno aus dem Gesichte verlor. Von hier konnte er Syracus noch in derselben Nacht auf Seitenwegen erreichen. Ich stieg in das englische Haus herab. Die Sbirren trafen nach mir daselbst ein. Der Fang, auf den sie ausgingen, war ihren Klauen entrückt.

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief aus Malta; er war von dem Mönche von Agrigent. Er hatte seinen Plan ohne Schwierigkeit ausgeführt, und kündigte mir an, daß er sich noch an demselben Tage nach Aegypten einschiffe, um sich in den Wüsten von Thebais zu begraben.

Seit jener Zeit hörte ich nichts mehr von ihm.

Bilder aus Heſſen-Kaſſel.

Pfingſttage.

„Pfingſten war, das Feſt der Freude,
„Das da feiern Wald und Halde!“ —

das man ſogar in Kaſſel begeht, heller und höher, wie jedes andere. Ich fürchte aber, daß das nicht vom heiligen Geiſt herkommt, ſondern vom guten Wetter. Auf Pfingſten werden alle weiße Sonntagsfähnchen gewaſchen, die Stutzer ſuchen die Sommerbeinkleider aus den Schränken hervor, die Buben laufen am Feſtſonnabend in den Wald und holen Maien, womit man die Hallen und Vorſäle der Häuſer grün und duftig ausſchmückt! Die ganze Stadt verjüngt ſich, und wenn die Sonne den Kaſſeler Bürgern den Gefallen thut, ihre Sabbathsſtrahlen recht warm und wohlig über die lichten Straßen und die friſchgrüne Aue zu gießen, dann hält's kein Kaſſeler Herz daheim aus. „Es iſt Pfingſten“ ruft ſich's zu, alt und jung, arm und reich, groß und klein, das geht raſcher und feuriger, wie ein Aufgebot zum Landſturm, von Mund zu Mund, alle Bedenklichkeiten und Sorgen verſinken drin, der Probatur-Gehülfe rechnet nicht mehr, Bügeleiſen und Präceptorſtab ruhen, — „Pfingſten iſt's, das Feſt der Freude.“

Dieſe Tage ſind überhaupt der deutſchen Geſelligkeit ſehr gefährlich. Ich weiß, daß man ſelbſt im hochwohlgebornen Hannover den Feſtmorgen auf unerhörte Weiſe begeht. Da lebt's und webt's ſchon von Morgens 4 Uhr an in der „Eilenriede,“ dem ſchönen Walde in der Nähe der gleißenden Reſidenz, von Wallern aller Stände, welche „die Sonne aufgehen ſehen.“ Der allerhöchſte Adel bricht ſeinem Schlafe ein paar koſtbare Stunden ab und fährt in leichtem Schwimmer durch die morgenkühlen Waldgänge, in ihrem dichteren Schatten birgt ſich die ſcheue Liebe, der ganze Hain, im Frühlichte funkelnd und vom erſten Lenze grün, ſieht aus wie ein paradieſiſcher Traum, ein Elyſiums-Garten. Und doch in Hannover!

Für Kaſſel aber hat das Feſt der Geiſtes-Ausgießung eine welthiſtoriſche Bedeutung. Kaſſel hört dann auf, Kaſſel zu ſeyn; es ſind die Tage ſeiner Glorie, in denen die Erinnerungen allen Einheimiſchen,

die Luft des Augenblickes und der Strom herbeieilender Fremden lustig aufgehen. Alte Leute haben mir freilich geklagt, daß auch die schöne Sitte im Abnehmen begriffen sey und daß der jetzige Pfingstlärm nur wie ein rechter Schatten gegen die alte Herrlichkeit absteche. Damals — noch unter dem verstorbenen Kurfürsten — kamen die Göttinger Musensöhne in hellen Haufen gen Kassel und halfen das Fest feiern nach ächtem Studentenbrauch. Der alte Herr sah aber die jungen Leute, welche vierspännig und hoch zu Rosse in seiner Residenz anlangten, gar gerne, er wußte, daß sie funkelnde Mutterpfennige in den Taschen trugen, und die nicht wieder mit heim nahmen vom Pfingstjubel. Diese Mutterpfennige aber gönnte der Fürst, welcher sich persönlich aus dem Gelde nichts machte, seinen geliebten Landeskindern sehr gern und darum guckt' er ihren jugendlichen Thorheiten nachsichtlich durch die Finger und ließ es sich langmüthiglich gefallen, daß die Göttinger seine eigene Person ein bischen belachten und in seiner Residenz das Unterste zu Oberst kehrten. Einmal kam ihrer eine ganze Menge mit gigantischen Zöpfen in die Stadt gefahren; der eine Wagen hatte sogar eine solche Kurhessische Prachtpflanze lang und prahlend hinter sich herschleifen, wie ein spanischer Merino den Fettschwanz, weil ihn die muthwilligen Musensöhne hinten zum Wagenfenster lang herausgehängt. So fuhren sie unter Sang und Klang an Vater Wilhelms Hause vorüber und der ließ es geduldig geschehen, wie man ihn auch zur Abstellung eines solchen Unfuges anregen mochte. Dafür hielten die Studenten große Stücke auf den Kurfursten, sie brachten ihm eines Abends, als ihrer eine ungewöhnliche Anzahl beisammen waren, ein burschikoses Ständchen mit Liedern und Vivat, und der alte Herr stieg in höchsteigener Person aus seinem Bette auf, blickte aus dem Fenster auf die fröhlichen Haufen und rief ihnen gravitätisch hinunter: „Ich bin sehr sensible für Ihre Attention.“ Es muß eine burleske Zeit gewesen seyn und ich verdenk' es den Gasthäusern zum römischen Kaiser und König von Preußen nicht, wenn sie sich nach der alten Pfingstzeit zurücksehnen.

Deßungeachtet kann's für den Fremden keinen besseren Zeitpunkt zum Besuche der Kurhessischen Residenz geben, und unsere Passirzettel sind auch nie voller und glänzender, als im lieben Maimonat. Die Kasselaner haben einen strengen Festkatalog, gestiftet, geweiht und bewahrt durch heilige Gewohnheit, vom Großvater auf den Sohn vererbt und treu gehalten, wie ein hohes Fideicommiß. Den ersten Tag geht's in die Au, den zweiten auf die Wilhelmshöhe, wo die Wasser zum ersten Male springen; will man ein Uebriges thun, so besucht man zwischen durch noch ein paar Male die Felsenkeller und sieht Abends eine große Oper oder ein neues Spektakelstück.

Vom Mittage des ersten Festtages an — die Morgenandacht und die noch heiliger gehaltene Kirchparade will ich nicht in den Kreis profaner Freude ziehen, — vom Mittage an siehst Du es in bunten, lärmenden Wogen über den brennend-heißen Friedrichsplatz in die Aue stürzen. Denke nicht daran, einzelne Gestalten aus diesem Knäuel zu entdecken und zu beobachten, begnüge Dich mit einem Totalblick von der Terrasse hinter dem neuen Friedrichsthore. Du wandelst in dem Staube glänzender Karossen, eine leichtfertige Kasseler Grisette rauscht an Dir vorüber, ein stolzer Leibgardist bläst Dir seinen Dreikönigstabak unter die Nase, Dienstmägde mit Aesops-Körben, federleichte Unter-

lieutenants, geputzte Mimen, strahlende Kaufmannsjünglinge, ehrbare Bürgersleute mit Reliquien-Röcken, Staatsdamen aus dem neuesten Pariser Journale — so geht es wie im Zauberspiele einer Laterna magica an Dir und an der Terrasse vorüber. Dort theilt sich der Strom in zwei Arme; die jüngeren Leichten tänzeln rechts über die dreizehn Treppen hinab, Bedächtige und Equipagen ziehen links durch den Schneckenweg, ihr gemeinsames Ziel aber ist die Au und so weit Du ihre ersten Partien überschauen kannst, in der ominösen Affen-Allee wie auf dem grünen Exerzir-Platz wimmelts bereits von drängenden, lärmenden, fröhlichen Menschen und das gastlich-offene Friedrichsthor speit ihrer mit jedem Augenblicke mehr aus. So geht's den ganzen Nachmittag über, ab und zu, auf und nieder, hin und her — ein ewig neues Bild.

Du aber, meine vielgrüne, vielliebe Au! wie stört man Dich aus Deinem stillen Frühlingstraume an jenem Tage so gewaltig auf! Deine Bäume schießen eben in den ersten schwellenden Knospen, die Kastanien-Allee streckt, wie Arme oder Fahnen die zarten Blätter aus, die ernste Tanne schaut mit stets gleichem Auge drein, und die Wogen des großen Bassins kräuseln sich leichter und hüpfen silbern auf zum lustigen Maireigen.

Du schöne, Du liebe Au!

Deine stillen Heiligthümer, Deine Friedensplätzchen am Weiher unter hangender Thränenweide, auf dem Theaterberge zwischen dunklem Gehölze, Deine schattigen Gänge längs dem Teiche und auf das Bassin zu, wie leben und weben sie an dem Tage von Menschen und Gethieren. Der Großvater, dem es sonst nie einfällt, die feuchte, unfreundliche Stätte zu besuchen, wagt es auf den Tag, trotz seines Frühlings-Hustens, der Musketier, der oft genug zum widrigen Exerziren hinabgetrommelt wurde, ergeht sich an dem Tage in seltener Freiheit, seine seidenstrahlende Riecke am Arm, der leichtfertige Student sucht im Gebüsch nach Abenteuern, die Poeten spitzen die Ohren und Bleifedern — die ganze Au ist verwandelt, belebt, die Landschaft hat Staffage bekommen!

Drob ärgern sich die Schwäne, schlagen mit den stolzen Flügeln und rudern, zornig wegen des ungewohnten Lärmens, durch die tiefblauen Wogen. Und die Meisen, die Finken, die Spatzen, welche einem sonst aus der Hand fressen und als ständige Parasiten um die Theegesellschaften flattern, verkriechen sich schüchtern in's neue Nest.

Bei Madame Hahn (die Kasselaner nennen das Haus aus alter Anhänglichkeit an den vorigen Besitzer noch immer „bei's Schaumburge") ist die Hauptniederlage. Madame Hahn hat ihren großen Tag, sie weiß nicht, wo ihr der Kopf steht, und ihr Mann sitzt, keuchend und triefend im Vorderstübchen und schneidet Brod und Kuchen. Auf dem großen, von Tannen umgebenen Platze vor dem Hause — demselben, wo während des Sommers wöchentlich einmal Gardemusik zu hören ist und die sämmtliche Noblesse zu sehen — lagern in buntesten Gruppen die Glücklichen, welche einen Platz gefunden haben. Nur dem kleinsten Theile wird es so wohl. Alles, was menschliche Erfindung zu menschlichen Sitzen stempeln kann, ist herbeigeschleppt, das Haus der Madame Hahn ist leer wie ein feindliches, man drängt sich auf Natur-Bänken möglichst zusammen, die Industrie der kasselschen Straßenjugend verhandelt Plätze, und dennoch schwärmt noch die Mehrzahl suchend, nach

Sitz und Labung schreiend, um das Rondel her. Musik ist auch da, man hört sie aber in dem chaotischen Gebrumme nicht, nur zu Zeiten erinnert der Bassist mit vorgehaltenem Notenblatt und bescheidenem Rippenstoß an deren Existenz. Wer malt diese Scenen von freundlicher Begegnung überraschendem Widersehen und geselliger Unterhaltung aus? Wer hallt sie wieder, die Töne der Lust, des Verlangens, des Ingrimms der stillen Seligkeit, von denen die Luft eine Stunde im Umkreis sich zitternd schwingt?

Weiter ist's nun eben nichts. Man geht in die Au, um dort gewesen zu seyn, man genießt, was einem die glückliche Minute und eine gewaltsam angehaltene Aufwärterin zugeworfen hat, man sieht, man hört, — man ist in der Au, man feiert den ersten Pfingstmittag. Die Vornehmeren fahren einige Male langsam um das Rondel und durch den festtäglichen Park; gewöhnlich erscheint auch der Kurprinz mit den Seinen einmal und freut sich seiner frohen Landeskinder. Das fluthet nun immer ab und zu, ein Theil der Bevölkerung biegt ab nach den Felsenkellern, so namentlich die durstige studirende Jugend, ein größerer Theil zerstreut sich in den weiten Partien der Au, Einzelne ziehen wieder heim, allein bei allem Wechsel bleibt bis zum Abend eine rege Fülle, eine Lebendigkeit, wie sie nur das Pfingstfest kennt und gibt.

Oben auf den Felsenkellern opfert man dem Gotte des vaterländischen Gerstensaftes; die schöne Welt nippt ästhetischen Thee und der Gediegene sucht sich ein Beefsteak oder bei verschiedeneren Ansprüchen ein Käsebrod zu erschwingen. Dieselbe Bewegung, wie unten in der Au, nur größere Mischung der Elemente, prädominirendes Burschenthum, taumelnde Gruppen, zerschmetterte Biergläser, denn der Geist kommt mit dem Pfingstabend über die Menschheit, daß sie in allerlei Zungen redet. —

Und die Nacht, ach! die warme, weiche Mainacht!

Tag's darauf *) aber streckte der Herr Kammer-Kalkulator sein Haupt zum Kammerfenster hinaus und blickte gen Himmel. Und siehe da! er hatte seine Nachtmütze auf, der Himmel und der Kammer-Kalkulator.

„Mutter" rief er in das eheliche Schlafgemach zurück. „Heut' geht's nicht. Der ganze Himmel ist mit Wolken bedeckt und es regnet kannibalisch."

Bei dem Donnerworte sprang die Frau Kammer-Kalkulatorin entsetzt aus dem Bette, ihre Tochter Julchen erwachte schmollend und der pfingstgeborene Sohn Philippus trommelte heulend mit beiden Fäusten auf der Decke.

„Und ich sage Dir Mann, es muß gehen!" replicirte die Frau und sah mit ihrem Gemahl die feuchte Bescherung an. „Es läßt schon nach mit regnen."

„Ja, es klärt sich dicke 'uf" witzelte der Eheherr und lachte, daß ihm der nüchterne Bauch schütterte, obgleich er noch immer am offenen Fenster stand, der leichtsinnige.

---

*) An dem Historischen dieses „zweiten Pfingsttages" ist natürlich kein wahres Wort. Ich habe es nur hereingezogen, um den Kasseler Journalisten wieder etwas zu thun zu geben, daß sie auf mich schmähen und Aehnlichkeiten zwischen meinen Bildern und den Glaßbrenner'schen aus Wien erjagen können. Glückselige Literatur!

„Meintwegen“ entschied Madame, „laß regnen oder schneien — wir fahren nun einmal nach Wilhelmshöhe, es ist ja zweiter Pfingsttag. Der Mann wäre im Stande, mit Frau und Kind zu Haus zu hocken, wenn die ganze Stadt droben ist, am zweiten Pfingsttag. Genug, wir fahren — Julie, Du ziehst dein Grünseidenes an!“

Schon vom frühen Morgen dauert das Fahren. Am Wilhelmshöher Thore stehen die Miethswagen bestellt und zum Dienste der Fremden bereit. Du mußt Dir zeitig eine Karte auf dem Bureau lösen (so nennen sie den Tisch, worauf der Bevollmächtigte die Einlaßpässe zum Himmelreich ausfertigt) sonst kommst Du an dem Tage nicht hinauf. Die Wasser springen, der große Cristoffel steht fest, im neuen Gasthaus muß Kaffee getrunken werden — kurz, Du m u ß t nach Wilhelmshöhe, weil's zweiter Pfingsttag ist.

Ich war noch nicht lange in der Stadt, hatte mir aber, weil ich sehr vorsichtiger Natur geboren bin, zeitig eine Karte zu 5 gGr. eingehandelt, und stand, meiner zukünftigen Reisegesellschaft harrend, am Thore. Es regnete ganz lustig. Mich kümmerte das aber unter meinem Schirme blutwenig, und wie ich die vielen, von Erwartung und Genuß glänzenden Gesichter an mir vorüberschreiten, sprengen und fahren sah, wurde ich fast ungeduldig und wünschte, der Wagen, auf welchen meine Karte lautete, möchte sich endlich completirt haben. Der Kutscher winkt, ich fliege hin — es war der Herr Kammer-Kalkulator nebst Familie, die Frau hatte einen neuen Papierhut auf, und Sohn Philipp trug seine ersten Hosen zum zweiten Male. Das Grünseidene aber stand zu den dunkeln Augen der Julie recht hübsch.

Ich nahm den Vordersitz des Wagens ein trotz allem höflichen Gegenreden der Frau Kammer-Kalkulatorin, daß ich zuerst gekommen sey und zuerst mahlen müsse. Am Ende fügte sie sich mit einem unendlich huldreichen Blicke, setzte sich neben den im braunen Ueberrocke prangenden Gatten und beide Eheleute nahmen Philippum zwischen sich. Julchen aber und ich saßen vorne und weil der Wagen nur ein halbes Verdeck hatte, so mußte ich fortwährend den Regenschirm über uns beiden ausgespannt halten. Meine Lage war nicht die bequemste. Mein eines Knie rieb sich an dem Strickbeutel der Frau Kammer-Kalkulatorin, der von verstohlenem Zwieback strotzte, und auf das andere Bein hatte Philippus seine schmutzigen Schuhe gestemmt. Aber ich duldete heldenmüthig, — Julia's Augen waren sehr dunkel, sehr hübsch!

Rechts und links flogen Bäume, Häuser, Reiter, Wagen, Wandelnde bunt an uns vorüber. Der Herr Kammer-Kalkulator bemühte sich, mir als einem Fremden — denn seine wackere Gattin hatte mir bereits wacker auf den Zahn gefühlt — die Namen der Ortschaften und Gasthöfe, auch die Notabilitäten der Vorüberfahrenden gewissenhaft anzugeben. Ich verstand ihn aber vor dem Rasseln des Wagens nicht und zudem hatte ich mit dem Regenschirm viel zu schaffen. „Julie,“ sagte die Mama ein paarmal unterwegs, „Du wirst dem Herrn beschwerlich.“ Dann lugt' ich aber ehrbar unter der braunen Seidendecke heraus und sagte: „Bitte recht sehr, Frau Ober-Revisorin!“ Julchen und ich waren schon recht bekannt mit einander worden und vertrugen uns im Schatten des Schirms vortrefflich.

„Endlich!“ sagte der Herr Kammer-Kalkulator, als der Wagen am neuen Gasthause hielt, faltete seine Rockschöße bedutsam zusammen und stieg aus, nachdem er das Verlangen des Kutschers nach einem

Trinkgelde als polizeiwidrig zurückgewiesen hatte. Ich sagte aber nicht endlich — ich half erst der Frau Kammer-Kalkulatorin heraus, hob hernach den Jungen zur Erde, und hernach — unterstützt' ich Julien.

Hübsche Arme hatte Julie auch, runde, volle, weiche Arme und eine warme, kleine Hand, die kein Drücker-Lehrling mehr war. ...

Ich hatte Wilhelmshöhe noch nicht gesehen, außer vom Thale aus durch die lange, schnurgerade Allee, welche in vielen Senkungen und Anhöhen hinauf führt. Ich sah mich im Augenblicke des Aussteigens flüchtig um. Das neue Gasthaus prangte schon die ganze Front entlang mit Lockenköpfen und Knoten-Perücken, welche sich neugierig, verdrießlich in den herabrieselnden Regen ausstreckten. Rechts die Hauptwache, dem Gasthofe gegenüber die ersten Anlagen, welche zu dem kurfürstlichen Schlosse führen, gerad' hinauf der alte Winterkasten mit dem populariſirten Christoph-Herkules.

Es war zwei Uhr, als wir ausgeschifft wurden. Der Herr Kammer-Kalkulator hatten das sehr weislich auskalkulirt. „Sehen Sie, Lieberchen!" erklärte er mir — „Schlag drei springen die Wasser — die kleine Stunde geht hin auf's Besichtigen der Anlagen, da braucht man vorher nichts zu verzehren, denn hübsch ist's hier oben, das ist wahr, aber" fügte er hinzu, indem er sich über die Fingerspitzen blies, „eine Heiden-Theurung. Sind noch jung, Lieberchen! noch nicht lange bei uns, müssen's erst kennen lernen."

Die Frau Kammer-Kalkulatorin lud mich, nachdem sie mit Julien etwas abseits gegangen war, und ihr das Kleid aus den Falten gezogen hatte, verbindlichst ein, den Nachmittag mit ihnen zuzubringen. Die Spekulation war für beide Theile so übel nicht. Ich hatte einen zweischläfrigen Regenschirm, konnte also im Fall der Noth dem großen baumwollenen Familien-Meubel, welches der Mann mit sich schleppte, sekundiren. Und meinerseits —

Sie führten mich zuerst zum kurfürstlichen Schlosse. Es waren trotz des grauen, werkeltägigen Wetters schon eine Menge Menschen oben, welche sich in dessen verschiedenen Umgebungen bewundernd ergingen. Der Herr Kammer-Kalkulator explicirte mir Alles, sprach von dem schönen Styl, in dem das erlauchte Gebäude aufgeführt sey, von dessen höchstseligem Gründer, von der stupenden Pracht im Innern, erzählte, daß Kurfurst Wilhelm II. die beiden Seitenflügel mit dem Hauptgebäude verbunden hätte, während sie früher nur durch schwebende Gallerieen zusammenhingen, kritisirte dieß mit schüchterner Ehrfurcht und zeigte mir den Bogengang vor dem Schlosse, worunter kein Mensch hergehen dürfte. Ich hatte Julien am Arm, weil's noch immer regnete, und Philippus zerrte die Mutter am Rocke.

Wir ergingen uns in den nächsten Anlagen. Ich bewunderte pflichtschuldigst die herrliche Aussicht ins Thal, welches grau und nebelich unter uns lag, ließ mir vom Herrn Kammer-Kalkulator den reservirten Platz zeigen, wo die fürstliche Familie sich niederzulassen pflegt, und von Julien den schönen, kühlen, geschmackvoll decorirten Tanzsaal. „Drüben im neuen Gasthof wird heute Abend auch getanzt," sprach sie dabei halb laut zu mir. Ach, und ich Unglücklicher tanze nie!

Mittlerweile war's Zeit geworden, daß wir uns nach den Wassern begaben. Wir stiegen und stiegen. Um uns, vor und hinter uns eine Menge klimmender Männlein und Fräulein, von oben herab ein leiser,

intermittirender Regen, der ordentlich traulich auf meinen Schirm klatschte. Julchen schien das Bergsteigen nicht gewohnt zu seyn, sie lehnte sich herzhaft auf meinen Arm und wir beiden jungen Leute waren zum großen Triumph des Herrn Kammer-Kalkulators, der seine Kraft pustend anpries, immer eine geraume Strecke hinter dem vorauswandelnden Ehepaar.

Wir waren beim obersten Wasserfalle angekommen. „Hier ist der beste Standpunkt," entschied der Kammer-Kalkulator, nachdem er lange geprüft und gewählt. „Noch zehn Minuten," sagte er, und ließ die Uhr repetiren, aber hübsch unter dem Rocke; daß sie nicht feucht werde und kein Zug dran komme.

„Es kommt, es kommt," schrien die Straßenjungen — ein fernes Brausen und Zischen, über die Felsen vor uns rieselte erst ein dünner Wasserstrahl, dann noch einer, es rauschte immer mehr und endlich war der Wasserfall und das erste Plaisir vollständig. Die Leute umher schauten, schrien, jauchzten, drängten, — „weiter hin, unten nach dem Aquädukt!!"

Ich mag keine Topographie von den kurfürstlichen Wasserkünsten auf Wilhelmshöhe liefern. Wie wir erst allmälig hinaufgestiegen waren, so stiegen wir jetzt, aber weit schneller, um den rechten Zeitpunkt und einen guten Platz zu erhaschen, mit den niederrauschenden Wellen bergab. Die Menschen hatten ihre Augen sonntäglich bewaffnet mit Brillen und Lorgnetten, um dem Laufe des Wassers gehörig folgen zu können, sie stießen sich auf der Teufelsbrücke heftig herum, kletterten in Hast zum Aquädukt, und kamen am Ende unten am großen Bassin an, ehe noch die Fontaine daraus emporschoß. Mir gefiel das Ding sehr wohl, bis auf den unangenehmen Geruch, welcher von dem stehenden, künstlich heruntergeleiteten Wasser aufwallte, auch schien's mir gar zu originell, daß die Leute mit tausend Regenschirmen in allen Regenbogenfarben über ihren Köpfen einen Wasserfall bewunderten. Soll ich's ehrlich gestehen, so habe ich mich an den Wasserkünsten nicht halb so sehr ergötzt, wie an dem Privat-Feuerwerkchen, das Juliens Augen auf mir und mit mir abbrannten.

Da standen wir unten am Bassin. Es hatte aufgehört zu regnen und war eine sehr milde laue Luft worden, wie gewöhnlich nach solchen Sommerregen. Julie und ich hatten unglücklicherweise Papa aus den Augen verloren und waren genöthiget, uns selbst durchzuhelfen. Wir gewannen eine köstliche Stelle, nah hinter der Fontaine am Tempelchen, welches Julie, als ächtes Kasseler Kind kundig aufgesucht hatte. Dem Mädchen war warm geworden, es hatte mir sein Tuch über den Arm gehängt, den Hut in den Nacken gedrückt und lehnte recht erschöpft und mit stillen Blicken zu mir aufschauend, an meinem Arm. Plötzlich zischt es im Bassin, die dichte Wassersäule schießt pfeilschnell, kerzengerade, hell in die Höhe und bestäubt uns mit einem feinen, brüselnden Regen. Mein Julchen, dem die funkelnden Tropfen Busen und Hals besprengten, schauerte wie mit wohlthätigem Frösteln in sich zusammen, und drängte sich näher und wärmer an mich. Mir war zu Sinne, als sey eine Flasche Champagner entkorket worden, solch eine Lust zu schlürfen überkam mich. Aber die Fontaine senkte sich, verrauschte und starb endlich in kleinen lispelnd aufstrebenden Wellen hin.

Wir kehrten zum neuen Gasthofe zurück und fanden die Unsrigen

bereits unten im Eckzimmer, wo sie ein Plätzchen für uns in Beschlag genommen hatten. Das war sehr gut, denn, wie am ersten Pfingsttag in der Au, so und noch mehr am zweiten auf Wilhelmshöhe tritt eine Uebervölkerung und Hungersnoth ein. „Das ist der goldene Tag für Herrn Dietz, bemerkte der Papa, „wenn er heute die schwere Pacht nicht herausschlägt, so hat er das Jahr sicher keinen Profit.“ Die Familie trank Kaffee, wozu der Strickbeutel der Frau Kammer-Kalkulatorin den festtäglichen Imbiß lieferte. Julie brachte mir mit zierlichem Knix eine Tasse, in die sie heimlich zwei übercomplete Stück Zucker geworfen; die Mutter band dem Sohn Philipp ihr Battisttuch seufzend als Serviette um, damit er die ersten Hosen schone, und der Kalkulator zündete sich eine Cigarre mit einer Federpose an. „Das ist meine Weise so auf diesen Tag,“ sagte er nach den ersten Zügen. „Ich rauche sehr ungern Cigarren, allein eine Pfeife könnte in dem Gedränge leicht zu Schaden kommen und dann ist's auch honetter!“ Daß ich nicht rauchte, schien Julien gar nicht zu gefallen.

In unserer Ecke waren wir sehr wohl aufgehoben. Der Herr Kammer-Kalkulator sprang zwar alle Minuten auf und grüßte einen Vorübereilenden, nannte mir alle Livreen und Equipagen bei Namen, und war überall sehr redselig, sehr holdselig, sehr pfingstselig. In den anstoßenden Zimmern ging's laut und bunt durcheinander, gegenüber unter den Linden putzten die Kellner die nassen Tische und Stuhle geschäftiglich ab — und auf dem weiten Hofe vor dem Gasthause rollte es immerwährend von Wagen, welche ankamen und abfuhren, um neue Ladungen unten einzunehmen. Bediente, Kutscher, Kellner trieben sich dienstfertig auf und nieder, polterten im Hause Trepp' auf, Trepp' ab — es war ganz das Bild vom ersten Pfingst-Mittag, nur im häuslichen Rahmen.

So sind die Kasselaner. Die beiden Feiertage müssen nun einmal auf diese Weise genossen werden. Das ganze Jahr können sie Wilhelmshöhe mit seinen zauberischen Schönheiten links liegen lassen, und die Au, die nahe Au, mit keinem Fuße betreten — aber Pfingsten — das wäre gegen Pflicht und Gewissen!

Es dunkelte. In dem schönen Saale bei Herrn Dietz, wo am Mittag eine reiche Tafel von Fremden und Einheimischen zu speisen pflegt, erklangen die Hörner, hüpfende Tanzmelodien flogen schmeichelnd durch die Zimmer und riefen das junge Volk herbei. Freilich ist's nicht ganz anständig, und Leute von feinem Ton beschränken sich auf's Zusehen, aber der Herr Kammer-Kalkulator ließ heute einmal fünfe gerade seyn, und Julie, bei der ich als geschworener Feind des Tanzes um zehn Grad zu fallen drohte, ward uns vom Arme eines Handlungsjünglings entführt. Ich hatte inzwischen Champagner besorgt, so daß die Frau Kammer-Kalkulatorin mir erstaunt auf den einfach schwarzen Oberrock sah, als wolle sie die unvermuthete Goldquelle darunter entdecken. Ihr Ehegemahl aber ward nach den ersten Gläsern merkwürdig beredt und unglaublich kühn. „Herr!“ sagte er und setzte den Hut auf, bis ihn seine Frau ängstlich am Aermel zupfte; „Herr, so wohl wird's unser einem nur selten. Da drunten die große, schöne Stadt — nun, ich will ihr nichts Böses nachsagen, um Ihnen den Geschmack nicht zu verderben. Aber so viel sag' ich, wenn der Herkules droben, den die gemeinen Leute Cristoffel nennen, reden könnte, und an so einem Tage,

wie der heutige, einmal das kupfrige Maul aufthäte, Herr! das müßte eine Rede werden, — keine Rede so, wie sie der Herr Pfarrer da unten, das fromme" . . . Seine Frau zupfte wieder . . . „Eine Rede, sag' ich, und Du, liebe Jette! laß mich ausreden, wie sie anno ein und dreißig bei den Versammlungen im —" . . . Seine Frau zupfte sehr stark.

Und er schwieg.

Es war neun Uhr zwei und dreißig Minuten, als ich den Herrn Kammer-Kalkulator in den Wagen hob und nach ihm die Frau Mama und hernach, etwas langsamer, die von Tanz und Champagner heiße Julie. Ich besah mir im Einsteigen den großen Cristoffel noch einmal, der sich schwarz und starr auf dem blassen Nachthimmel abschnitt, und gab in meinem Herzen dem schnarchenden Kalkulator Recht von wegen der Rede. Ich hätte sie ihm gern in den Mund gelegt. . . .

Mir blieb keine Zeit zu solchen Reflexionen. Wir nahmen im Wagen unsere alten Plätze wieder ein, nur ließ ich ihn dieses Mal von allen Seiten zumachen aus Rücksicht auf die werthe Gesundheit der Frau Ober-Revisorin. Aus eben dieser Rücksicht hieß ich den Kutscher auch sehr langsam fahren. Unter verbindlichsten Danksagungen bedauerte nur die brave Frau, daß ich so viele Umstände gemacht und so wenig Vergnügen gefunden, ich habe ja nicht einmal alle Anlagen besucht, nicht einmal die Löwenburg und Mu-Lang, das chinesische Dorf.

In dem verschlossenen Wagen war's sehr still und heimlich. Papa schlief, Mama gähnte, nur der Philipp, der böse Junge, rief ein paar Mal ganz munter aus: „Mutter, Du mußt den Vater nicht so viel küssen!" Julie rückte dann weit von mir weg, ich verfolgte sie, wir fanden uns wieder —

Viel, viel zu früh hielt der Wagen vor dem Hause des Herrn Kammer-Kalkulators. Ich half der geliebten Familie wiederum auf die Beine, und während die Frau die Hausthüre zögernd aufschloß und der Mann die Tritte hinaufschwankte, faßte ich das Mädchen noch einmal recht fest in die Arme und küßte sie dreimal, viermal, zehnmal auf die brennenden, durstig geöffneten Lippen.

Das Grünseidene verschwand in der zuklappenden Hausthür. Ich aber sang laut in die laue Nacht: „Giulietta mia cara," und schritt seelenvergnügt heim. Meinen Lohn hatt' ich dahin.

Tags drauf — war Pfingsten vorbei. Die Studenten wollten's nicht glauben und probirten das siebenstimmige Echo auf dem Königsplatze; da bewies es ihnen die dienstfertige Straßen-Polizei der Residenz. Die Zugvögel wanderten wieder fort, es ward stiller und stiller, endlich wieder ganz stille, wie Kassel — Und ich seufzte, als ich ein paar Abende drauf unter Juliens hellen Fenstern herging:

Pfingsten war das Fest der Freude!

Bruchstücke einer Reise durch Palästina

im Jahre 1834

von

dem Marschall, Herzog von Ragusa. *)

Am 10. Sept. erreichten wir den Jordan und ich beschloß, den Tag daselbst zuzubringen, und an seinen Ufern Nachtlager zu halten. Wir gingen über die Jacobsbrücke und schlugen unsere Zelte am rechten Ufer auf.

Der Jordan diente einst zur Gränze des lateinischen Königreichs Jerusalem gegen die Seite von Damaskus hin. Das Thal dieses Flusses ward häufig mit Menschenblut getränkt, und diente seit der Zeit der Patriarchen häufig zum Schlachtfelde. Oberhalb des Sees Hule, zwischen dem Bache Dan, auch der kleine Jordan genannt, und zwischen dem großen Jordan, überfiel Abraham die vier Könige und brachte ihnen eine Niederlage bei. Oberhalb des Sees Hule, unfern von unserer Lagerstelle, schlug einer der Maccabäer, Jonathas, die zahlreiche Armee des Demetrius Nicator in die Flucht. Jeder Schritt auf diesem Boden erinnert an die Gefechte der Kreuzfahrer, an ihren Muth, an die Siege, welche sie zuweilen davontrugen, noch häufiger aber an ihren Unstern, an ihre Niederlagen. Am obern Jordan wurde Balduin II., König von Jerusalem, von Monduck, Sultan von Mosul, geschlagen. An der Jacobsbrücke erlitt Balduin III. eine Niederlage, deßgleichen Balduin IV. durch Saladin. Es wurden noch viele andere Schlachten geliefert, bis endlich der Unstern von Tiberias, wo Guy von Lusignan in Gefangenschaft gerieth, den Sturz des Königreichs Jerusalem nach sich zog. Nach Verlauf eines sehr bedeutenden Zeitraums traten die Europäer auf demselben Schauplatze wieder auf, und im Jahre 1799 verfolgte die französische Kavallerie der Armee des Orients, nach dem Siege am Berge Tabor, die türkische Armee und es gelang ihr, sie an der Jacobsbrücke vollends zu zerstreuen.

Der Jordan ist ziemlich schmal, aber sehr tief. Man kann ihn mit der Seine oberhalb der Stadt Troir vergleichen. Eine sehr schöne Brücke mit drei Kreuzbogen nach gothischer Art führt über diesen Fluß. An seinen Ufern, dem Schauplatz so vieler heiligen Stunden, angelangt, badete ich mich in seinen Wogen. In dem Augenblicke, wo ich dieses heilige Land betrat, die Wiege unseres Glaubens, — war mir, als begönne für mich ein neues Leben. Wie sollte auch die Phantasie kalt

*) Aus dem in wenigen Wochen erscheinenden Werke: Reise des Marschalls, Herzog von Ragusa durch Ungarn, Siebenbürgen, Südrußland, die Krimm, nach den Küsten des asow'schen Meeres, Constantinopel, einige Theile Kleinasiens, Syrien, Palästina und Aegypten, in den Jahren 1834 und 1835. Stuttgart bei Hallberger. Deutsche Originalausgabe. 4 Bände.

dabei bleiben, wenn unaufhörlich große Namen im Ohre widerhallen? Vom Jordan bis Jerusalem, vom Hebron, dem Hause Abrahams, bis zum todten Meere, wo Gottes Zorn entbrannte, und bis zum Thale von Tiereflas, dem Schauplatze von Davids Ruhm und Heldenmuth, sieht man nur Stellen, an welche sich die heiligsten Erinnerungen knüpfen. Das Ohr vernimmt fast keine anderen Namen als solche, welche wir von unserer Kindheit an mit heiliger Ehrfurcht ausgesprochen haben; man lebt in Gemeinschaft der Patriarchen, der Propheten, der Wunder. Man muß sich ganz natürlicher Weise dem ernsten Nachsinnen, tiefen Betrachtungen, einer sanften und heiligen Melancholie überlassen; die Luft, die man hier athmet, ist heilig und scheint ihre Wirkung auf Alles zu erstrecken; denn in keinem andern Lande entwickeln sich Glaubensmeinungen mit gleicher Lebhaftigkeit; hier zählt jede Religion nur eifrige Bekenner. Der Jude, der Christ und der Muselmann, Alle glühen auf gleiche Weise für ihre Religion, und Judäa scheint die eigenthümliche Macht zu besitzen, das menschliche Herz zum Verkehre und zur Gemeinschaft mit der Gottheit zu stimmen. —

Auf dem Wege nach Tiberias kamen wir am Josephsbrunnen vorüber, der zur Erholung und Bequemlichkeit der Reisenden wie geschaffen ist. Hier soll Joseph von seinen Brüdern in eine Cisterne hinabgelassen und an ägyptische Kaufleute verkauft worden seyn. — Die geographischen Forschungen widersprechen dieser Tradition keineswegs, weil sie nicht weit davon die Ebene von Dothain bezeichnen, wo Joseph, der Geneſis zufolge, seinen Brüdern begegnete. —

Das galiläische Meer bildet einen der schönsten Seen, die man nur sehen kann. Das Land, welches ihn umgibt, ist von der Natur äußerst begünstigt. Der See hat einen sehr bedeutenden Umfang, und sehr schönes Wasser, und die Berge, welche ihn umgeben, sind von Natur aus sehr fruchtbar und würden sich für die schönste Cultur eignen. Ehemals waren die Ufer des Sees sehr zahlreich bevölkert und mit 13 blühenden Städten geschmückt; heut zu Tage ist Tiberias ein Haufe unfläthiger, in Schutt zusammenstürzender Häuser, wo das Elend sich in seiner ganzen abschreckenden Traurigkeit zeigt. Es steht noch eine ziemlich wohl erhaltene befestigte Ringmauer aus der Zeit des Mittelalters. Diese Stadt gehörte dem Grafen von Tripolis; sie war Zeuge des langen Kampfes der Kreuzfahrer, welche das Königreich Jerusalem gegen die Angriffe der Muselmänner vertheidigten, und diente ihnen zum Anhaltspunkte. In ihrer Nachbarschaft fielen eine Menge Gefechte vor, und die letzte Katastrophe ereignete sich fast unter ihren Mauern. Auch war sie Zeuge der Erfolge der französischen Armee des Orients. Während der Belagerung von St. Jean d'Acre im Jahr 1799 machte der Großvezier eine offensive Demonstration und marschirte gegen die Ebene von Esdrelon vor Nazareth. General Bonaparte rückte ihm mit 4—5000 Mann entgegen, schlug ihn im Angesicht des Berges Tabor, und verfolgte ihn bis nach Tiberias, das der französischen Armee seine Thore öffnete. Wir lagerten uns außerhalb der Stadt am Ufer des Sees, der uns ein köstliches Mahl lieferte. Hier that auch der heilige Petrus den wunderbaren Fischzug, dessen die Schrift erwähnt; denn der See ist so außerordentlich fischreich, daß bei stürmischer Witterung eine ungeheure Menge von Fischen an den Strand geworfen wird. — Viele europäische Juden begaben sich in diese Gegend, um hier ihre Tage zu beschließen, und zwar siedeln sie sich nicht in Ti-

berias selbst an, sondern in Safad, einer kleinen Stadt, welche in einer Entfernung von wenigen Meilen an der erhabensten Stelle des Hochlandes erbaut ist. Nach dem Glauben der Juden wird dort der Messias ankommen, und voll Vertrauen erwarten sie ihn daselbst. Sie begeben sich von allen Gegenden der Welt nach Safad, um ihre Tage in dieser Stadt zu beschließen, welche ihrer Meinung zufolge eines Tages mit großem Glanze verklärt und vor allem der Hauptort ihrer Macht werden wird. Es ist erstaunlich, welch tiefer Glaube die Juden noch heut zu Tage beseelt, und wie beharrlich sie sich weigern, die strafende Hand zu erkennen, welche sie getroffen hat, und deren Fingerzeig überall zu erblicken ist.

Ich besuchte die warmen Quellen in der Nähe von Tiberias, welche sehr wirksam seyn sollen. Sie liegen über den Ruinen des ehemaligen Emaus. Man sieht noch zahlreiche Säulen und andere Spuren des Glanzes dieser Stadt. Diese Mineralwasser haben eine Temperatur von 60° C., sie enthalten eine bedeutende Menge salzsaure und schwefelsaure Soda, salpetersaures Kali und schwefliges Gas. Vor einigen Jahren bestand bloß ein elendes Badhaus, aber Ibrahim Pascha, der seitdem das Land besetzt, hat ein sehr schönes bauen lassen. —

Am 12. machte ich mich mit Tagesanbruch auf den Weg nach Nazareth, und besuchte vorher den Berg Tabor, wo das Wunder der Verklärung Christi stattfand. Ich kam in der Nähe des Dorfes Kana vorüber, wo sich ein anderes Wunder ereignete, und befand mich ununterbrochen in einem von der Natur reich begünstigtem Lande, dem es bloß an Bevölkerung fehlt, um wieder reich zu werden. — Nazareth wird von einigen tausend Christen und einigen Türken bewohnt, was für dieses Land allerdings eine beträchtliche Bevölkerung ist. Die Häuser sind von Stein und in ziemlich gutem Stande. Am Eingange der Stadt befindet sich ein schöner Springbrunnen, und im Augenblicke meiner Ankunft kamen eben mehre Weiber von jugendlichem und schönem Aussehen, um ihre Krüge, welche sie mit ganz besonderer Eleganz auf den Köpfen trugen, mit Wasser zu füllen; ich glaubte die Töchter von Midian vor mir zu haben. — Nachdem ich die Wohnung bezogen hatte, welche mir die „Mönche des heiligen Landes" in ihrem Kloster gastfreundschaftlich angewiesen hatten, ließ ich mich an die verschiedenen Orte führen, welche die Religion geheiligt hat. Ich besuchte den Platz, auf welchem die Wohnung des heiligen Joseph stand, und die Werkstätte, worin er arbeitete. Die äußerst alten Bauwerke scheinen den fernsten Zeiten anzugehören. Man hat aus diesem Orte eine Kapelle gemacht, und liest daselbst wöchentlich ein Mal Messe. An einem andern Orte, die Sacristey genannt, findet man eine in Stein gehauene Tafel, auf welcher der Heiland kurz vor seinem Tode mit seinen Jüngern gegessen haben soll; ein dritter Ort, die Synagoge genannt, war die Schule der jungen Juden; hier disputirte Jesus als Knabe mit den Schriftgelehrten, und mußte in Folge dieses Streites die Flucht ergreifen, um nicht in einen Abgrund gestürzt zu werden. (?!) Alle diese Orte werden ganz besonders heilig gehalten und zum Gottesdienste verwendet.

Ich besichtigte hierauf vollständig das Innere der Stadt, um mir die daselbst im Jahre 1799 vorgefallene Waffenthat zu erklären. Die Türken kamen von Damask zum Entsatze des belagerten St. Jean d'Acre. General Bonaparte hatte den General Junot mit 300 Infanteristen und 180 Pferden zur Beobachtung in Nazareth postirt. Die Türken erschienen vor Nazareth und wurden zurückgeworfen. Tags darauf kam General Bonaparte, der durch das

Thal von Goppa eiligſt herangerückt war, der türkiſchen Armee in den Rükken, griff ſie unverſehens an, und ſchlug ſie nach einem Gefecht von wenigen Minuten in die Flucht. Man kann kaum begreifen, daß General Junot mit einer Handvoll Leute in einer zwar ziemlich guten Stellung, die aber zu ihrer gehörigen Vertheidigung das Vierfache der ihm zu Gebote ſtehenden Streitkräfte erfordert, und ſo fern von aller Hilfe, nicht aufgehoben wurde. Ohne den Ruhm, welchen er ſich bei dieſer Gelegenheit erwarb, verkleinern zu wollen, kann man ſich das Vorgefallene nur durch die Annahme erklären, daß der Feind nur eine bloße Demonſtration, eine einfache Recognoscirung vornahm, und die franzöſiſchen Truppen, welche ſich in Poſition befanden und an die wichtigſten Gebände lehnten, bloß mit Cavallerie angriff. Häufig beruht der Ruhm der Vertheidigung bloß auf der Schwäche des Angriffes. Wie dem aber auch ſey, Junot behauptete ſein Terrain. — Ich durchſtreifte die ganze Ebene von Esdrelon. Ihre außerordentliche Fruchtbarkeit iſt ein Geſchenk der Natur, das Niemand benützt; nicht der fünfhundertſte Theil ihrer Oberfläche iſt bebaut. Dieſer Zuſtand der Dinge iſt das Reſultat der in dieſen Gegenden unaufhörlich herrſchenden Unruhen. Die Vorſicht der Einwohner geht daher oft ſo weit, daß die Dörfer gerade an ſolche Orte gebaut werden, an welchen ſich keine trinkbare Quelle befindet, und die Bewohner unterziehen ſich lieber täglich der beſchwerlichen Arbeit, ihr Waſſer aus großer Ferne zu holen, als an dem Orte ſelbſt zu wohnen, der die gefürchteten Fremdlinge anlocken könnte, um ihre Bedürfniſſe zu befriedigen.

Am 14. früh Morgens brachen wir wieder auf. In Naplus hielten wir wieder an. Das Aeußere dieſer in einer engen Schlucht gelegenen kleinen Stadt iſt ſehr angenehm, weil ſie mit reichen Pflanzungen geſchmückt iſt, und nur derjenige, der es ſelbſt empfunden, vermag es ſich vorzuſtellen, wie ſehr das Auge des Reiſenden, der mitten im Sommer den glühenden, heißen Orient durchwandert, vom Anblicke eines grünen Wäldchens bezaubert wird. Naplus iſt das ehemalige Samaria, oder ſtößt wenigſtens unmittelbar an das Terrain, auf welchem ſich die alte Stadt erhob. Samaria war die Hauptſtadt des Königreichs Iſrael, das ſich von Juda und Benjamin getrennt hatte. Es war deßgleichen auch die Hauptſtadt einer neuen Nation, die ſamaritaniſche genannt, gebildet aus den aſiatiſchen Koloniſten, welche Salmanaſſar zur Zeit der babyloniſchen Gefangenſchaft der Juden hieher ſandte. — So angenehm Naplus, aus der Ferne geſehen, das Auge anſpricht, eben ſo abſchreckend iſt ſein Anblick, ſo bald man ſich innerhalb ſeiner Mauern befindet. Die Bevölkerung iſt auf einander gepreßt und die Straßen noch bei weitem enger, als ſie es in den türkiſchen Städten ohnedieß gewöhnlich ſind. Sie ſind zur Hälfte mit Gewölben bedeckt, wodurch gleichſam unterirdiſche Gänge gebildet werden, ſo daß man nur von Stelle zu Stelle das Tageslicht erblickt. Dieſe Stadt enthält ein lebendiges Denkmal ihres Alterthums, nämlich eine ſamaritaniſche Familie, welche eine Art von Stamm bildet, dieſen Aufenthaltsort nie verlaſſen, noch ſich mit einer fremden Familie verbunden hat. Ich beſuchte das Oberhaupt dieſer Familie, welche gegenwärtig aus 300 bis 400 Perſonen beſteht. Man betrachtet ihn als eine Art von Patriarchen. Der Oberrabbiner behauptet, in gerader Linie von Aaron, dem Bruder Moſis, abzuſtammen und im Beſitze von Büchern zu ſeyn, welche Moſes Neffe, Aarons Sohn, ſelbſt geſchrieben haben ſoll. Wenn dem wirklich ſo iſt, ſo ſind dieſe Manuſcripte eben ſo alt, als die älteſten unter denen, welche man in den ägyptiſchen Gräbern findet. Ich verlangte nicht, ſie zu ſehen, weil ich aus ihrer Beſichtigung nichts weiter hätte entnehmen können.

Des andern Tages, am 15. Sept. brachen wir mit früheſtem Morgen auf; wir ſollten an dieſem Tage die heilige Stadt erreichen, und ich fühlte mich zum voraus tief bewegt; denn ſchon die bloße Nennung ihres Namens erweckt tauſend Gedanken verſchiedener Art; das Land bis auf 3 Meilen vor Jeruſalem, ſchien mir höchſt ſorgfältig cultivirt. Eine Menge ſchöner Gärten, mit Feigenbäumen und Weinreben bepflanzt, machen den Reichthum dieſer Gegend aus, und die Dörfer, durch welche man kommt, zeugen ihrem Ausſehen nach von bedeutendem Wohlſtande. Das Land an und für ſich iſt jedoch arm und unfruchtbar, und jenes Reſultat kommt allein auf Rechnung der verdoppelten Sorgfalt und Anſtrengung der Bewohner. Aber gar bald ändert ſich die Scene. Wenn man ſich Jeruſalem nähert, glaubt man das Reich des Todes zu betreten; man gewahrt überall nur Unfruchtbarkeit und nirgends Cultur. Aber die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe werden in anderer Art in Anſpruch genommen: das Ohr vernimmt die größten Namen, man lebt weit mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. — Ich bemerkte ein Gebäude auf einem Berge, unfern der Straße; auf meine Frage, was es wäre, antwortete mir mein Führer ganz kurz: „das iſt Samuels Grab;“ an einer andern Stelle ſagte er zu mir: „dieſen Brunnen hat Jacob gegraben.“ Ich befand mich unaufhörlich, und ohne mich deſſen zu verſehen, in Berührung mit den Patriarchen und Propheten, mit den Männern, deren Namen wir ſchon ſtammelten, als wir die Wiege verließen, und von welchen wir durch ſo viele Jahrhunderte getrennt ſind. Das Schauſpiel des Elendes und der Verwüſtung, welches ich vor mir hatte, belehrte mich zu gleicher Zeit, daß ich mich auf einem verworfenen Boden befände, auf welchem ein großes Verbrechen begangen worden, das bereits ſeit 1800 Jahren der göttliche Zorn verfolgt; kurz, daß dieſes dem Volke Gottes zu Theil gewordene Land der Verheißung, ehemals ſo ergiebig, ſo fruchtbar, ſo reich, ein Land des Fluches geworden iſt. Wenn aber ſchon die bloße Nähe von Jeruſalem ſo tiefe Empfindungen verurſacht, wie viel mehr fühlt man ſich erſt durch den Anblick der Stadt ſelbſt erſchüttert! Alles menſchliche Elend ſcheint daſelbſt verſammelt und angehäuft; dumpfe Traurigkeit bemächtigt ſich des Gemüths des Reiſenden; er kann aus dem Nachſinnen und der Träumerei, welche ihn unwillkührlich überfällt und gefeſſelt hält, nicht herauskommen; er glaubt noch Gottes Hand zu ſehen, wie ſie ſchwer auf dieſe unglückliche Stadt fällt, und ſie zwingt, ſich dem Urtheilsſpruche zu unterziehen, welcher ſie verdammt, in ewigen Todeszuckungen zu leben; er glaubt ſich von ihrem traurigen Looſe mitgetroffen, denn die Luft, die er athmet, ſcheint ihm nicht mehr das Element des Lebens zu enthalten. Dieſe Stadt war einſt ſchön und mächtig; die Werke Salomos, der Einfluß, welchen er auf ſein Jahrhundert übte, der ausgedehnte Verkehr, welchen er mit entfernten Völkern gründete, beweiſen es zur Genüge; heut zu Tage iſt ſie nur mehr ein bloßes Grab in einer Wüſte. Ihre Einwohner bildeten ein Volk, und Gottes Hauch hat ſie zerſtört; ſeit faſt 1800 Jahren ſind ſie zerſtreut, und können ungeachtet ihres Reichthums nicht einem gewiſſen verächtlichen Weſen entgehen, das in ihrer Natur zu liegen und von einer Kraft herzurühren ſcheint, welche der menſchlichen Gewalt überlegen iſt.

Nachdem ich jene Mauern betrachtet, welche mit ſo viel Blut beſprützt worden, welche die Kreuzfahrer zugleich ſo edel, ſo großherzig und ſo barbariſch, abwechſelnd angriffen und vertheidigten, trat ich durch das ſogenannte Damascenerthor und nahm meinen Weg mitten durch die umherliegenden

Trümmerhaufen nach dem katholischen Kloster der Väter des heiligen Landes. Sie nahmen mich mit dem ihnen eigenen evangelischen Wohlwollen auf und ich fand sie noch unter dem Eindrucke der außerordentlichen Unglücksfälle, welche eben erst auf ihnen gelastet hatten. Die letzte Empörung, welche Ibrahim Pascha nur mit Mühe gestillt, hatte die Christen durch die Unordnungen, welche sie nach sich zog, in die größte Gefahr versetzt; sie flohen nach dem Kloster, um daselbst eine Freistätte und einige Sicherheit zu finden, aber indem sie sich dahin zurückzogen, hatten sie die Pest mit sich eingeschlossen, und diese entsetzliche Seuche richtete furchtbare Verwüstungen an. Von 40 Mönchen fielen ihrer 19 als Opfer. Zwei Monate vorher wäre das Kloster von Bethlehem, durch ein Erdbeben erschüttert und beschädigt, beinahe eingestürzt. Kaum waren die Reinigungs- und Sanitätsmaßregeln im Kloster von Jerusalem in's Werk gesetzt worden, als ich daselbst meine Wohnung aufschlug. Ich hatte unmittelbar das traurige Schauspiel der Spaltungen unter den Christen in dieser Stadt, welche doch die Wiege der Christenheit ist, vor Augen. Kaum hatte ich die Zelle des Pater General-Vicar betreten, als ich schon in die Streitsachen zwischen den Lateinischen und Griechen eingeweiht war. Die Erstern beschuldigten die Letztern schwerer Vergehen, der Usurpation ihres Rechtes; sie schilderten sie fähig, die größten Verbrechen zu begehen, und baten mich flehentlich, mich für sie beim Pascha um Schutz gegen jene zu verwenden. Vielleicht glaubten auch ihrerseits die Griechen Beschwerden genug zu haben, um sie gegen die Lateiner geltend zu machen. O wie sehr müssen so hartnäckige und bittere Streitigkeiten uns und unsere Religion in Mißachtung bringen! Um eine leidliche Ordnung für Jedermann herzustellen, muß jede der christlichen Secten unmittelbar unter dem Schutze der muselmännischen Autorität leben; diese muß Zucht und Ordnung unter ihnen erhalten und zu diesem Behufe sogar die Schlüssel zur Kirche, welche das Grab Jesu Christi enthält, in Verwahrung nehmen; fürwahr eine große Demüthigung und ein großes Scandal für die Christenheit.

Vom andern Tage, 16. Sept. an, begann ich Jerusalem zu durchstreifen und jene Stadt zu besichtigen, in welcher jeder Schritt eine heilige Erinnerung darbietet. Ich ward vom katholischen Pfarrer, Pater Camillo, Franciskaner und Neapolitaner von Geburt, herumgeführt und begann meine Wanderung mit der Kirche des heiligen Grabes. Die muselmännische Behörde hatte die Pforte aufschließen lassen, und ich begab mich dahin. Das Gebäude ist schön ohne außerordentlich zu seyn; es besteht aus einer einfachen Rotunde, durch eine Verlängerung vergrößert, welche den Chor bildet. Es ist im byzantinischen Style erbaut, geräumig genug, um alle Orte einzuschließen, wo die Passionsgeschichte vor sich ging, und mit dem nöthigen Raume vergrößert, um ein Kloster mit 10 lateinischen Mönchen innerhalb seiner Ringmauer zu fassen. Die griechischen und armenischen Mönche wohnen im obern Theile der Kirche; die Griechen, als die meist begünstigten, sind im Besitze des Chors, der ihre besondere Kirche bildet; Die Lateiner haben eine Kirche in ihrem Kloster, welches zu gleicher Zeit ihre Sakristei ist. An Festtagen errichten sie an der Thüre des Chors einen Altar und feiern daselbst das Hochamt. Den Armeniern ist eine andere Abtheilung der Kirche vorbehalten. Zahlreiche Kapellen sind an allen Orten errichtet, welche der Tod unseres Erlösers geheiligt hat, und das Grab Jesu Christi befindet sich in der Mitte der Rotunde, bedeckt mit einem Monumente von cubischer Form, und darüber ein Dom, welcher aus diesem Theil der Kirche gleichsam ein eigenes Gebäude macht. Eine marmorne

Tafel liegt auf dem Steine, welcher das Grab bedeckte, wo der Leib unſeres Heilandes begraben wurde. Man findet daſelbſt beſtändig Blumen, welche unaufhörlich durch friſche erſetzt werden, und hier werfen ſich die Gläubigen in den Staub, um ihre Seele zu Gott zu erheben. Jeder, der hieher kommt, um dieſe Pflicht zu erfüllen, wird mit Roſenwaſſer beſprengt. Darüber iſt ein Altar errichtet, wo jede Gemeinde nach der Reihe ihren Gottesdienſt feiert. Dieß iſt das Gebäude, welches man eigentlich das heilige Grab nennt.

Unweit der Eingangspforte, der Seite des Chores gegenüber, befindet ſich eine mit Mauerwerk bekleidete Erhöhung, ein Felſen von 14 Fuß Höhe mit einer Plattform auf ſeinem obern Theile. Dieß iſt der Kalvarienberg. Hier ward der Gerechte geopfert; hier vergoß er ſein Blut, und hier ging das Geheimniß der Erlöſung in Erfüllung. Man zeigt den Ort, wo das Kreuz aufgeſtellt war, und jenen wo es durch eine wunderbare Viſion der heiligen Helena wieder aufgefunden wurde; man zeigt gleichfalls die Stellen, wo die Kreuze der beiden Miſſethäter gleichzeitig mit dem Kreuze Jeſu Chriſti aufgerichtet waren. Niemand kann bei Beſichtigung dieſes Heiligthums der Chriſtenheit kalt bleiben. — Man zeigte mir in demſelben Bezirke der Reihe nach die Orte, wo Jeſus Chriſtus der Tradition zu Folge vor der Kreuzigung gefangen gehalten wurde; den Ort, wo er beſchimpft worden; jenen, wo man ſeine Kleider theilte; jenen, wo er Maria Magdalena in der Geſtalt eines Gärtners erſchien; den Ort, wo die Jungfrau während der Kreuzigung ihres Sohnes ſtand; den Stein, auf welchem der Leichnam Jeſu Chriſti einbalſamirt wurde, gegenwärtig ſeiner Erhaltung wegen bedeckt, der aber ganz beſonders verehrt wird; das Grab des heiligen Nicodemus, welcher Jeſus Chriſtus vom Kreuze abnahm; den Felſen, der ſich im Augenblick des Dahinſcheidens unſeres Heilandes ſpaltete.

Man zeigte mir auch die Orte, wo die Ueberreſte Gottfrieds von Bouillon und ſeines Bruders Balduin, der erſten Könige von Jeruſalem, beigeſetzt wurden. Sie waren ehedem durch Inſchriften bezeichnet; als aber die Griechen nach dem Brande, der vor 30 Jahren ſtattfand, die vom Feuer zerſtörten Gebäude wieder herſtellen ließen, ſo maskirten ſie aus Haß gegen die Lateiner dasjenige abſichtlich mit neuen Bauwerken, was an den Ruhm und die Macht unſerer Vorfahren erinnerte. Ich habe das Schwert Gottfrieds, jenes eben ſo talentvollen als muthigen und tugendhaften chriſtlichen Helden, mit Ehrfurcht beſichtigt, in der Hand gehalten und geſchwungen. Dieſes Schwert iſt eine gute Schlachtwaffe, ein wenig kurz und ein wenig ſchwer, aber dennoch leicht zu führen und man könnte es noch gegenwärtig benutzen.

Ich hatte eben alle dieſe Gegenſtände mit frommer Rührung betrachtet, und lebte in vergangenen Jahrhunderten; eine tiefe Träumerei hatte ſich meiner bemächtigt, aber Pater Camillo riß mich heraus, indem er zu mir ſagte: „Nun will ich Ihnen das Grab Adams zeigen.“ „was, rief ich, welcher Adam?“ „Nun ja, Adam der erſte Menſch.“ „Ach, mein Vater, was reden Sie da?“ Er antwortete ſchnell, um mich zu beruhigen: „Es iſt nicht Glaubensſache, ſondern blos traditionell und geſchichtlich.“ Die Wirkung war einmal hervorgebracht und rief eine dauernde Empfindung hervor. Wie Unrecht thaten und thun dieſe Mönche täglich, ſich einem thörigten Aberglauben hinzugeben, welcher die Unwiſſenheit nährt, und Sagen und Erzählungen zu verbreiten, bei welchen man nur ein wenig Ueberlegung braucht, um ihre Falſchheit und Abgeſchmacktheit einzuſehen.

Nachmittags ſetzten wir unſere Ausflüge fort. Wir gingen zum Thore von Jaffe hinaus, um einen Gang um die Stadt zu machen. Wir kamen am Berge Zion vorüber, der nichts anders iſt, als der obere Theil der Hochebene, auf welcher Jeruſalem erbaut iſt, und gelangten an die Quelle Siloah im Thale Joſaphat. Wir durchſchnitten das Thal; es iſt eine äußerſt enge und ſchmale Schlucht, welche Zion und das Plateau von Jeruſalem vom Himmelfahrts- und Oelberge trennt. Das Bett des Cedron liegt in der ſchönen Jahreszeit beſtändig trocken und führt kaum im Winter zufällig ein wenig Waſſer, welches ſich in das todte Meer ergießt. Das ganze Land iſt äußerſt dürr und trocken, und das Stillſchweigen, welches in der lautloſen Stadt herrſcht, in der man keinen Rauch aufſteigen ſieht, die öden und unfruchtbaren Felder, wo Alles des Lebens beraubt ſcheint, mußten im Geiſte den Gedanken erwecken, daß das Thal Joſaphat ein dem Tode geweihter Aufenthalt ſey. Man findet daſelbſt drei Gräber, nämlich das Grab Abſalons, des Sohnes Davids, Joſaphats, Königs von Juda und des Zacharias. Dieſe Monumente von ſonderbarer Bauart ſind mit allen ihren Ornamenten, Säulen, Pilaſtern und Architraven in Stein gehauen und in einem ernſten, des Gegenſtandes würdigen Styl gehalten. Sie ſind eine angemeſſene Zierde dieſes traurigen Thales und werden durch die umliegenden Gegenden verſchönert.

Wir paſſirten das Bett des Cedron und erſtiegen die Seite des Himmelfahrtberges. Nachdem wir um dieſen Berg herumgegangen, begaben wir uns nach dem Dorfe Bethania, berühmt durch das Wunder, welches Jeſus Chriſtus daſelbſt gewirkt. Hier ließ er Magdalena rufen, führte ſie in die Gruft, wo ihr Bruder beigeſetzt war und erweckte den Lazarus wieder von den Todten. Ich ſtieg in dieſe Gruft hinab, um ſie zu beſichtigen, ſie liegt ungefähr 20 Fuß unter der Erde, und man hat daſelbſt einen Altar errichtet, wo öfters im Jahre Meſſe geleſen wird. Von dort begaben wir uns auf den Gipfel des Himmelfahrtberges, wo Jeſus Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung die Erde verließ und in den Himmel aufflog. Die heilige Helena hat daſelbſt eine Kirche erbaut, welche in eine Moſchee verwandelt worden iſt. Aber man hat daſelbſt eine Kapelle erhalten, in welcher die lateiniſchen Mönche jährlich am Himmelfahrtstage Meſſe leſen. Dieſe Kapelle war eben durch ein Erdbeben zum Theil zerſtört und man beſchäftigte ſich mit ihrer Ausbeſſerung. Beim Hinabſteigen hielten wir am Oelberge, welcher am Fuße des Berges unweit des Urſprungs des Cedrons liegt; es ſtehen daſelbſt 8 Oelbäume, wahrſcheinlich noch dieſelben, welche zur Zeit unſeres Heilandes exiſtirten. Zwei dieſer Bäume haben 25 Fuß im Umfange. Bekanntlich erreichen die Oelbäume ein außerordentlich hohes Alter, ſo wie ſie auch ſehr lange brauchen, um zu wachſen und ſich zu entwickeln. Unter dem Schatten derſelben Bäume ruhte alſo auch Jeſus Chriſtus, hier unterhielt er ſich mit ſeinen Jüngern, hier ward er gefangen genommen und ſeine erſchrockenen Jünger verließen ihn und ergriffen die Flucht. Hier zog auch der heilige Petrus ſein Schwert, um ihn zu vertheidigen, und hieb dem Malchus ein Ohr ab. Ganz nahe dabei ſieht man die Grotte von Gethſemane, wohin Chriſtus vor ſeiner Gefangennehmung ſich zurückzog, um zu beten. Der ganze erſte Theil dieſer ihrem Prinzipe und ihren Folgen nach erhabenen Kataſtrophe fiel alſo auf dem engen Schauplatz vor, der mir vor Augen lag. Dieſer geheiligte Garten, welcher jene ſo koſtbaren Bäume enthält, gehört dem Kloſter von St. Salvator. Die Väter haben ihn aus eigenen Mitteln angekauft. Einen Zweig von dieſen Bäumen abzureißen wäre ein

Verbrechen, und ist ausdrücklich verboten; nur die abgestorbenen Zweige werden abgenommen und dienen, so wie die Früchte, zur Verfertigung verschiedener geweihter Gegenstände.

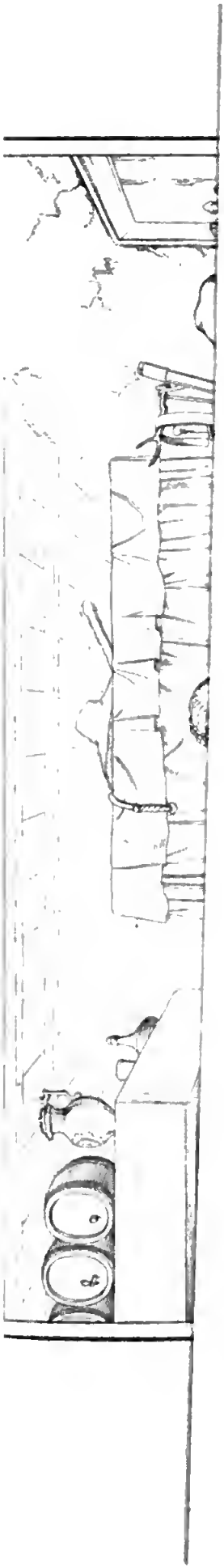
Im Grunde des Thales hat man in einer Grotte, welche entweder die Natur oder die Menschenhand gebildet, eine unterirdische Kirche erbaut; sie ist der heiligen Jungfrau geweiht und enthält ein Grabmal, welches ihren Namen trägt. Keine Tradition läßt Maria in Jerusalem sterben, sondern sie scheint nach dem Tode ihres Sohnes den Rest ihres Lebens in Ephesus und auf der Insel Samos zugebracht zu haben; aber gleichviel ob dieß wirklich oder nur bildlich ihr Grab sey, wird es nichts desto weniger allgemein verehrt. Jedermann begibt sich dahin, um zu beten. Maria ist für die Bekenner aller Religionen im Orient ein geheiligtes Wesen und ich hatte das rührende Schauspiel, an ihrem Grabe gleichzeitig christliche und türkische Frauen zu sehen, welche sich daselbst in demselben Gefühle versammelt und mit gleicher Inbrunst beteten. Die Muselmänner haben ein Oratorium, die verschiedenen christlichen Gemeinden haben Kapellen und die Katholischen sind im Besitz des Grabes. Man gelangt dahin über 50 Stufen, welche eine Breite und prächtige Treppe bilden. Diese unterirdische Kirche enthält gleichfalls das Grab des heil. Joseph; ferner die Gräber der heil. Anna, des heil. Joachim und der heil. Eltern der heil. Jungfrau. Diese Vereinigung erinnert zu sehr an eine Familiengruft; die religiösen Erinnerungen bedürfen nicht erst dieser Anordnung und dieser Symmetrie, um auf eine würdige und angemessene Weise auf die Nachwelt überzugehen, und was man ungeschickter Weise gethan hat, in der Absicht, sie zu verschönern, raubt ihnen einen Theil ihres Glanzes.

Am 17. Sept. besuchte ich diese Orte zum zweiten Mal; ich nahm die Quelle Siloah von neuem in Augenschein; sie fließt sehr langsam und unregelmäßig und fällt nach und nach in das vor ihr liegende geräumige Reservoir, und die Weiber von Jerusalem kommen dahin, Wasser zu schöpfen. Bei diesem Teiche machte Jesus Christus einen Blinden wieder sehend. Diese Fontaine von Silon ist die einzige reiche Quelle, welche sich in der Stadt und zur Hand befindet; ihr Wasser ist von sehr mittelmäßiger Beschaffenheit; darum wird auch das vorzugsweise zum Trinken bestimmte in der Regenzeit gesammelt und in gesperrten Cisternen höchst sorgfältig aufbewahrt. Ich besuchte auch nicht weit davon, am Fuße des gegenwärtigen Walles der Stadt, den großen Fischteich Bethesda, oder sogenannten Schafteich. Er ist groß und weitläufig, kann aber kein Wasser mehr halten. Hier machte Jesus Christus einen Lahmen wieder gesund. Diese verschiedenen Reservoirs, welche die Bevölkerung mit Wasser versehen, wurden ehedem von Becken gespeist, welche man in weiter Ferne und mit großen Kosten angelegt. Diese Wasserleitungen, von welchen man noch Spuren sieht, sind herrliche Werke und der Macht Salomos würdig.

Wir durchstreiften den Berg Zion. Er ist, wie bereits gesagt, der obere Theil des Plateaus, auf welches die Stadt erbaut ist; ehemals umschloß Jerusalem diesen ganzen Berg; heutzutage liegt ein Theil innerhalb der Ringmauer, der andere außerhalb; dieser letztere ist am höchsten und hier befindet sich das Grab Davids. Hier genoß auch Jesus Christus das letzte Abendmahl mit seinen Aposteln. Ich besuchte auch den Brunnen Nehemias, wo das heilige Feuer verborgen wurde, als die Juden in die babylonische Gefangenschaft geführt wurden. Ich kam an den Cedron zurück, und man zeigte mir die Brücke, von welcher der Heiland in den Strom hinabgestürzt

wurde (?!), und wo er den Abdruck seiner Hände zurückgelassen haben soll. Ich trat durch das Thor, durch welches er seinen Einzug gehalten, durch welches er 8 Tage später an die Richtstätte geführt wurde; ich verfolgte den Schmerzensweg und kam an dem Palaste des Pilatus vorüber, von welchem noch die Ruinen stehen. Von hier aus konnte ich die Stätte betrachten, wo sich Salomos Tempel erhob, welchen die Geschichte als eines der bewunderungswürdigsten Werke schildert, die jemals durch Menschenhände ausgeführt worden. Gegenwärtig befindet sich an dieser Stelle eine schöne Moschee; ihre zierliche Bauart und der geräumige Vorplatz um dieselbe, welchen leichte Bauwerke schmücken, verleihen diesem Monumente einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die Phantasie verschönert es noch mehr, weil sie die Gegenwart von der Vergangenheit nicht zu trennen vermag. Der Eintritt in diese Moschee, welche bei den Muselmännern ganz besonders in Ehren steht, ist den Christen untersagt; indessen ließ mir Ibrahim Pascha im Augenblicke meiner Abreise den Vorschlag machen, sie zu besehen; aber man hätte müssen zu diesem Behufe unvermeidliche vorläufige Anordnungen treffen, welche meine Reise verzögert hätten, und ich verzichtete daher darauf, von dieser Begünstigung Gebrauch zu machen. Ich habe es seitdem bereuet, weil über diesen Ort ein geheimnißvolles Dunkel herrscht. Ein Umstand hatte mich indessen dazu bewogen, nämlich weil ich bestimmt wußte, daß, so schön und schmuckreich diese Moschee in ihrem Innern ist, dennoch die übertriebenen Erzählungen, mit welchen man die Leichtgläubigkeit der Reisenden unterhält, durchaus falsch sind. Ich besuchte hierauf den Ort, wo Jesus Christus gegeißelt wurde; jenen, wo man ihm sein Kreuz auflud; die Orte, wo er unter der Last erliegend zur Erde stürzte, (?!) und endlich denjenigen, wo die heil. Veronica ihm den Schweiß abtrocknete, und den Abdruck seiner Züge davontrug. Man erzählt alle Umstände an Ort und Stelle und zeigt den Schauplatz jedes Ereignisses mit einer solchen Zuversicht und Bestimmtheit, die von Seite der Erzähler nicht größer seyn könnte, wenn sich diese Begebenheiten erst Tags zuvor zugetragen hätten.

Am 18. besuchte ich die Grotte des Terrains und das Grab der Könige. Die Grotte des Jeremias liegt sehr nahe an der Stadt auf dem Wege, welcher zum Grabe führt; es ist eine der Unebenheiten des Terrains, wie man sie in diesem holprigten Lande häufig findet. Hier soll der Prophet der Tradition zufolge, seine Klagelieder verfaßt haben. Das Grab der Könige liegt 500 Schritte von der Stadtmauer. Eine Aushöhlung, welche der Oeffnung eines alten verlassenen Steinbruchs gleicht, dient ihm zum Eingange. Ihre Oberfläche ist durch Arbeiter geregelt worden und ein Thor von dorischer Ordnung in den Felsen gehauen; ein sehr sorgfältig gearbeiteter Fries von bizarrer Composition, welchen man für einen Triumphzug des Bacchus halten sollte, ziert es an seinen Ober- und Seitentheilen. Ein abschüssiger Gang, durch welchen man gegenwärtig nur mehr liegend und mit Mühe dringen kann, führt zu drei Sälen, welche in Felsen ausgehauen sind. Dreißig symmetrisch angeordnete Grabgewölbe haben große Arbeit verursacht; sie waren alle mit steinernen Thüren verschlossen, welche sich in steinernen Angeln bewegten. Man sieht noch mehre umgestürzt, aber beinahe unversehrt, und erkennt die Art, wie sie angebracht waren. Diese Art von Monument ist im Geschmacke des grauen Alterthums; es erinnert an jene von Oberägypten und Nubien, aber die Beschaffenheit der Monumente beweist, daß das in Rede stehende der Zeit der Römer angehört; es ist der Hauptidee nach eine Nachahmung viel älterer Werke, trägt aber das Gepräge der Zeit, in welcher es errichtet



eigesetzt
welcher
nwider-
Familie
: besetzt
und er-
ren. —
thete er
nd ver-
verden.
Freig-
Kaum
e Jeru-
Scene;
Legend.
ie Zwi-
daselbst
ur steht
— Die
ab mich
esselben
Monate
3 in die-
üre ein,
zeugen
eständig
ten, be-
esteht in
ird nicht
r Fröm-
der Zu-
Klöstern
esuchen,
gehört
chischen,
großen
lbst das
tte, um
an zeigt
ungfrau
ser Orte
m feiert
ert man
mit dem
il. Jere-
in Leich-
der vor-
befindet
frau vor
Augen-
bringen.

wurde (
Ich trau
welches
den Sch
welchem
ten, wo
bewundr
ausgefü
Moschee
welchen
ganz eig
weil sie
Der Ein
in Ehre
im Aug
man hät
treffen,
darauf,
bereuet,
stand ha
daß, so
die über
Reisende
wo Jesu
die Orte
denjenig
Abdruck
Stelle u
und Be
wenn sic
An
Die Gro
zum Gr
diesem h
zufolge,
Schritte
alten ver
fläche ist
in den F
Composi
ziert es
welchen
führt zu
angeordr
steinerne
Man sieh
Art, wie
des grau
aber die
der Zeit
viel älter

worden. Es ist eine große Frage, zu wissen, wer in diesen Gräbern beigesetzt worden und für wen sie bestimmt gewesen. Herr v. Chateaubriand, welcher diese Frage in seiner Reisebeschreibung erörtert, erweist auf eine unwidersprechlich scheinende Weise, daß sie von Herodes für sich und seine Familie errichtet worden, und daß der größte Theil dieser Grabgewölbe nie besetzt war. Es gab damals wie jetzt, vergängliche Größen und verheißene und errichtete Gräber wurden der Asche entzogen, für welche sie bestimmt waren. —

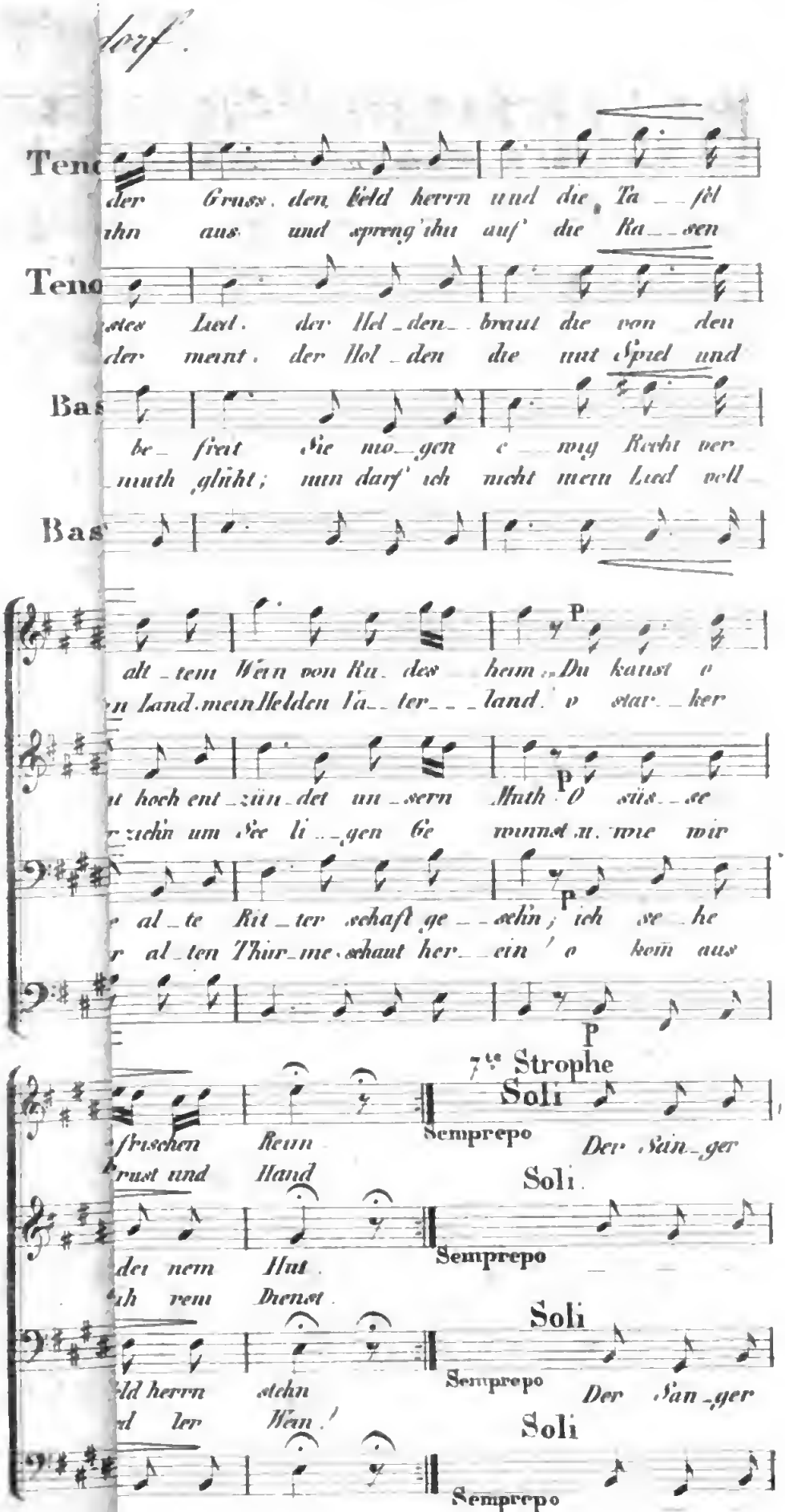
Am 19. besuchte ich Bethlehem, den Geburtsort Davids; hier hüthete er die Heerde; nahe dabei bekämpfte er die Feinde des Volkes Gottes, und verdiente es, durch seine geleisteten Dienste, das Oberhaupt desselben zu werden. Aber dieser Ort war auch der Schauplatz eines bei weitem wichtigern Ereignisses: denn zu Bethlehem ward der Heiland der Welt geboren. — Kaum hat man jene Zone des Elendes und des Todes durchwandert, welche Jerusalem unmittelbar und von allen Seiten umgibt, so ändert sich die Scene; das Auge weidet sich an der lachenden, schönen und fruchtbaren Gegend. Fast überall in Judäa befindet man sich mitten unter Felsen, aber die Zwischenräume, welche sie trennen, sind gar wohl cultivirt. Man sieht daselbst eine große Menge Bäume und sehr schöne Weingärten, und die Natur steht im Einklange mit den Erinnerungen, welche dieser Ort hervorruft. — Die Bevölkerung von Bethlehem besteht fast völlig aus Christen. Ich begab mich nach dem Franziskanerkloster. Ein weite Spalte theilt die Mauern desselben von oben bis unten, und zeigte, welch drohender Gefahr es wenige Monate vorher in Folge eines Erdbebens entgangen war. Wir traten, wie es in diesen Klöstern gebräuchlich ist, durch eine mit Eisen beschlagene Thüre ein, deren Oeffnung nicht über 3 Fuß hoch ist. Diese Vorsichtsmaßregeln zeugen von der drohenden Gefahr, welcher die guten Bewohner dieser Orte beständig ausgesetzt sind. Unmittelbar nachdem man durch diese Thüre geschritten, betritt man eine Kirche, welche die heil. Helena erbaut; ihr Schmuck besteht in 48 Säulen von corinthischer Ordnung in 4 Reihen aufgestellt; sie wird nicht mehr zum Gottesdienst verwendet, ist aber ein schönes Denkmal der Frömmigkeit der Mutter Constantins. Die Mönche empfingen mich mit der Zuvorkommenheit, mit welcher die Christen des Abendlandes in allen Klöstern des Orients aufgenommen werden. Ich beeilte mich, den Ort zu besuchen, wo Jesus Christus das Licht der Welt erblickte. Dieses Heiligthum gehört den 3 Confessionen gemeinschaftlich, und steht gleichzeitig den griechischen, armenischen und lateinischen Mönchen offen. Sein Charakter ist dem großen Ereignisse angemessen, dessen Schauplatz es war. Alles trägt daselbst das Gepräge sanfter und lachender Ideen; es ist eine unterirdische Grotte, um 7—8 Fuß niedriger gelegen als das Terrain der Umgebung. Man zeigt die Stelle, wo Jesus Christus geboren wurde, den Ort, wo die Jungfrau sofort ausruhte und die Besuche der Magier empfing. An jedem dieser Orte sind Altäre errichtet, welche mit Blumen bedeckt sind. In Jerusalem feiert man das Leiden, den Schmerz und den Tod Jesu Christi; hier feiert man sein Leben, seine Jugend und die Hoffnung. Unweit davon und mit dem Heiligthum in Verbindung befindet sich eine Grotte, wohin der heil. Jeremias sich zurückzog, wo er lehrte, starb und begraben wurde. Sein Leichnam befindet sich gegenwärtig nicht mehr daselbst; er ist gleich jenen der vornehmsten Heiligen nach Rom gebracht worden. — In der Nähe befindet sich eine andere berühmte Grotte, in welcher sich die heil. Jungfrau vor ihrer Flucht nach Aegypten versteckt haben soll, um ihren Sohn im Augenblicke des von Herodes befohlenen Kindermords in Sicherheit zu bringen.

— Von der Höhe des Hügels, unter dem sie liegt, zeigt man gegen Osten ein Thal, wo die Hirten durch die Engel von der Geburt unseres Heilandes benachrichtigt wurden. Hier befand sich auch Saul gleichzeitig mit David, welchen er verfolgte. — Auf dem Wege nach Bethlehem zeigte man mir einen Brunnen, der noch gegenwärtig der Königsbrunnen heißt. Hier sollen die Magier ausgeruht haben, als sie kamen, das Jesuskind anzubeten, und er hat von ihnen seinen Namen erhalten. In diesem heiligen Lande hört man bei jedem Schritte Namen des alten oder neuen Testaments, und wenn auch die Erzählungen nicht immer streng historisch genau sind, so wird doch die Geschichte sowohl gut als übel auf die Orte angewendet, welche man durchwandert.

Die Weihnachtsfeiertage, welche ganz besonders Feiertage von Bethlehem sind, werden daselbst mit außerordentlichem Gepränge begangen. Man hat den Gebrauch des Mittelalters beibehalten, die Mysterien auf einem Theater darzustellen; Kinder spielen die Rollen der verschiedenen Personen der heiligen Geschichte. Sie sind dem Charakter der vorzustellenden Personen entsprechend gekleidet und betreten die Bühne, um nach der Reihe die verschiedenen Tableaux darzustellen, welche an die Geburt Jesu Christi erinnern. Das Drama beginnt mit der Verkündigung Mariens durch den Erzengel Gabriel; sofort folgt die Schwangerschaft Mariä, die Geburt des göttlichen Kindes und das Stück endet mit der Ermordung der unschuldigen Kindlein. Hätte ich meinen Aufenthalt im Kloster verlängern wollen, so waren die Mönche gesonnen, ihre heilige Komödie vor mir aufführen zu lassen. Von da begab ich mich nach dem Kloster St. Johann. Es ist auf derselben Stelle erbaut, wo der heilige Johannes, der Täufer, geboren wurde. Man hat aus der Grotte, welche er bewohnte, eine Kirche gemacht und sie reich geschmückt, besonders mit sehr schönen Basreliefs von spanischer Arbeit. Wie es scheint, steht dieses Kloster bei der spanischen Nation in besonderer Gunst. Die darin lebenden Mönche, zahlreicher als in den andern Klöstern, sind lauter Spanier. Das Gebäude ist eine wahre Festung, weil die Bewohner ehedem nur unter dem Schutze dicker Mauern und eiserner Thüren, durch welche man noch gegenwärtig eintritt, ruhig schlafen konnten. Seit Mehemed-Ali's Regierung ist dieß anders geworden. — Von den Anhöhen, welche dieses Kloster beherrschen, zeigte man mir die Stelle, wo der heil. Johannes der Tradition zufolge predigte. Auch sieht man von da aus den Anfang des Thales von Terabint, wo David, der Knabe, den Riesen Goliath mit einer Schleuder tödtete. Endlich bemerkt man in der Ferne eine große Masse von Ruinen; das ist das Grab der Maccabäer, jener Helden, welche ihr Land befreiten, gegen die asiatischen Könige vertheidigten und Israels Schild und Schwert waren.

— — Nachdem der Verfasser noch einen Ausflug an's todte Meer gemacht hatte, der aber wenig Neues enthält, verließ er am 25. Sept. Palästina, und trat seine Reise nach Aegypten an.

1525
S
S
S
S
S
SENA
POPULU
MIENSIS



dorf.

Tenor

der Gruss. den Feld herrn und die Ta_fel
ihn aus und spreng' ihn auf die Ra_sen

Tenor

stes Lied. der Hel_den_braut die von den
der meint. der Hol_den die mit Spiel und

Bas

be_freit Sie mo_gen e_wig Recht ver_
muth glüht; nun darf' ich nicht mein Lied voll_

Bas

alt_tem Wein von Ru_des_heim. Du kanst o
n Land mein Helden Va_ter_land. o star_ker

t hoch ent_zün_det un_sern Muth O süs_se
r zieh'n um See li_gen Ge winnst u. wie wir

e al_te Rit_ter schaft ge_seh'n; ich se_he
r al_ten Thür_me schaut her_ein! o kom aus

P

frischen Rein
rust und Hand

7te Strophe

Soli

Semprepo

Der San_ger

Soli.

dei nem Hut.
ah rem Dienst.

Semprepo

Soli

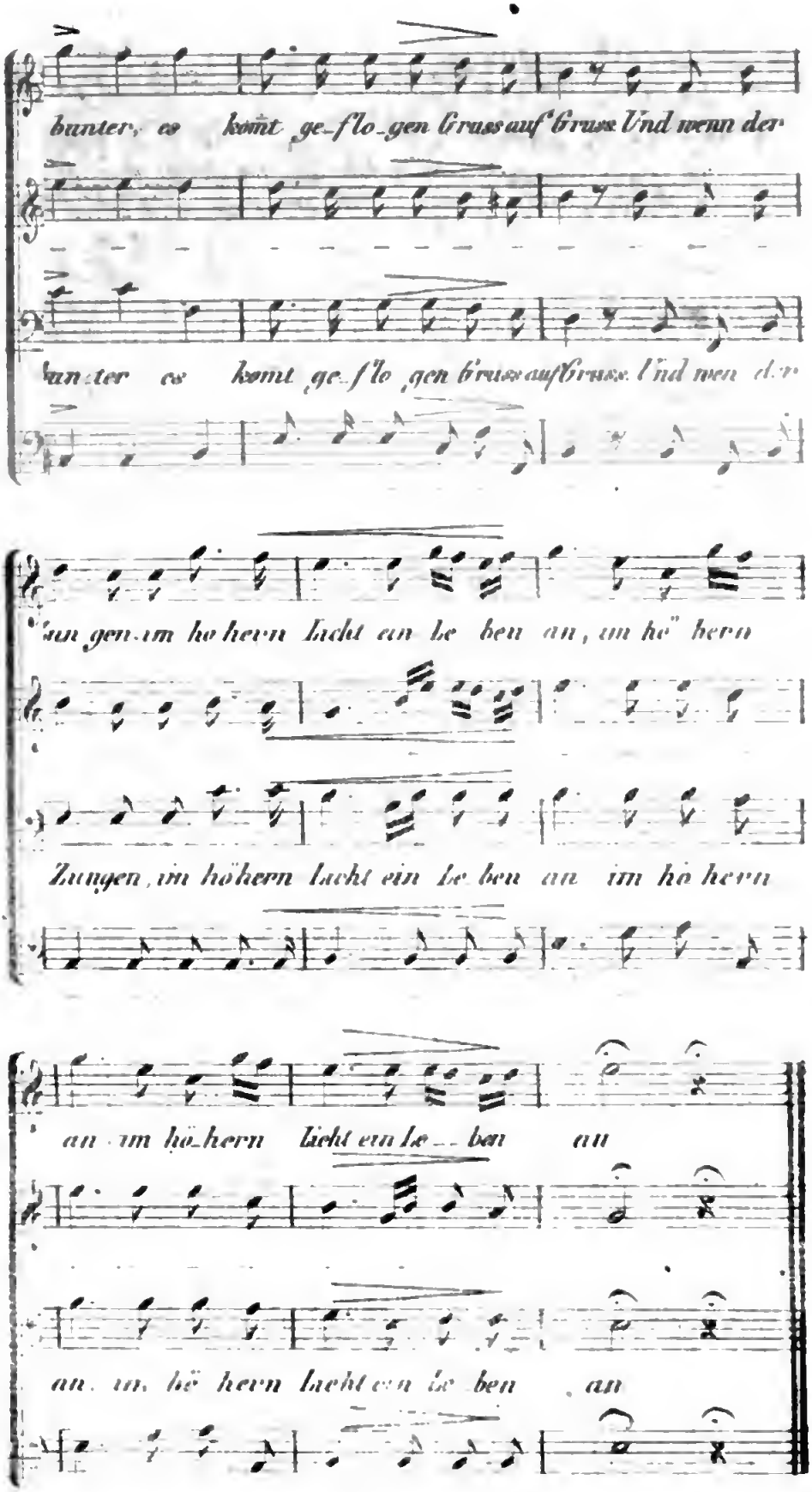
ld herrn stehn
d ler Wein!

Semprepo

Der San_ger

Soli

Semprepo


bunter, es komt ge_flo_gen Gruss auf Gruss Und wenn der
bunter es komt ge_flo_gen Gruss auf Gruss Und wen der
gen im ho hern Licht an le ben an, im hö hern
Zungen, im höhern Licht ein le ben an im hö hern
an im hö_hern Licht ein le_ben an
an im hö hern Licht ein le ben an

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Paris, 28. April.

Mlle. Taglioni und ihre Familie sind am vergangenen Mittwoch um 2 Uhr nach Mitternacht von hier abgereist, um vorläufig mit Herrn Paul Taglioni und seiner Gattin in Rouen zwei Vorstellungen zu geben. Ehe sie in den Wagen stiegen, las der Dichter Mery der Familie Verse vor, die er voll Seele und Gefühl gedichtet hatte und die viele Thränen hervorlockten. Die vertrautesten Freunde begleiteten die Künstler bis zur zweiten Post; einige sogar, denen es ihre Geschäfte erlaubten, sind ihnen bis Rouen gefolgt. Von dort begibt sich die Familie nach London, wo sie mit Sehnsucht erwartet wird. Vor ihrer Abreise sandte Mlle. Taglioni an alle Damen der Oper als Andenken Sträuße von künstlichen Blumen. Die zwei jungen Tänzerinnen, welche bei der letzten Vorstellung der Sylphide durch das Verunglücken einer Maschine einige Gefahr gelaufen waren, erhielten sehr schöne Broche's von emaillirtem Gold; hundert Franken war die Belohnung für den Maschinisten, der sie rettete. Die herrliche Künstlerin hat Niemand vergessen. Ihre Einnahme erhob sich zu der ungeheuern Summe von 42,000 Franken.

Anmerk. Die literarischen Uebersichten VII. folgen im nächsten Hefte.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

VII.

Ueber die Ausführung der großen Scene des ersten Aktes der Alceste im siebenten Concert des Conservatoriums in Paris erfahre ich folgendes:

Das Interesse des Auditoriums war besonders auf dieses Stück gerichtet. Ein Theil davon voll Bewunderung für den großen Componisten, der bei weitem größere Theil aber voll Neugier, da anzunehmen war, daß über drei Viertel der Zuhörer keine Note davon kannten. Selbst jetzt noch haben diese nur einen unvollkommenen Begriff von dieser so überaus dramatischen Composition, da sie dieselbe ohne die Belebung der Scene vernahmen.

Es war der Tempel des Apollo. Der Hohepriester, die Opferpriester mit den Rauchgefäßen und den Opfergeräthen zogen ein; hierauf Alceste mit ihren Kindern, die Hofleute und das Volk. Gluck enthüllte uns hier das antike Griechenland in seiner schönen und majestätischen Einfachheit. Man höre nur einmal den Instrumentalsatz, mit

dem der Zug ſich nähert, dieſe ſanfte, umſchleierte und ruhige Melodie, dieſe reine Harmonie, dieſen kaum bemerkbaren Rhythmus der Bäſſe, deren Wellenbewegung ſich im Orcheſter verliert, wie die Füße der Prieſterinnen unter ihren weißen Tuniken; man merke nur auf die ungewöhnliche Stimme der Flöten in der Tiefe, auf die Verſchmelzung der Violinſtimmen mit dem Geſange und dann ſage man, ob es im antiken Sinne eine ſchönere Muſik geben kann als dieſen religiöſen Marſch. Die Ceremonie beginnt mit einem Gebete, deſſen erſte Worte der Hoheprieſter allein mit feierlichem Tone ausſpricht, die von drei mächtigen Accorden unterbrochen werden, und ſich dann durch die Blech-Inſtrumente bis zum Fortiſſimo ſteigern. Es gibt nichts Impoſanteres als dieſen Dialog, zwiſchen der Stimme des Prieſters, und die pomphafte Harmonie der heiligen Trompeten. Nach kurzem Schweigen beginnt der Chor im $^{6}/_{8}$ Takt dieſelben Worte. Sowohl die Form als die Melodie dieſes Satzes überraſchen wegen ihrer Seltſamkeit. Sollte man nicht in der That glauben, daß ein Gebet nur in langſamer Bewegung und in einem ganz andern Tempo componirt ſeyn ſoll? Warum vereinigt dieſes mit einer Art von tragiſchem Affecte, einen ſo markirten Rhythmus und eine ſo eklatante Inſtrumentation ohne von ſeiner Heiligkeit zu verlieren? Man darf annehmen, daß Gluck daran dachte, daß die religiöſen Ceremonien des Alterthums ſtets von ſymboliſchen Tänzen begleitet waren, und deßhalb dieſer Muſik ein ſolcher Charakter aufgedrückt wurde. Das harmoniſche Zuſammenwirken, welches bei der Vorſtellung aus den Stimmen des ſingenden Chors und den Bewegungen des handelnden erwächst, beweist, daß trotz der Unwiſſenheit unſrer gelehrteſten Chorographen über das wahrhafte Ritual der alten Opferfeſte der poetiſche Inſtinkt allein unſern Componiſten auf den rechten Weg geleitet hat. Das obligate Recitativ des Oberprieſters, welches nun folgt, erſcheint hierauf als der treffendſte Beleg für die Theorie des Meiſters, die Inſtrumentalmaſſen nur im Verhältniß zu den Leidenſchaften anzuwenden, die ſich in der Handlung entwickeln. Hier ſind die Saiten-Inſtrumente allein thätig, und zwar in einem Uniſono, deſſen Zeichnung bis zum Ende der Scene mit ſtets wachſender Energie fortgeführt wird. In dem Augenblick, wo die prophetiſche Exaltation des Prieſters ſich zu heben beginnt, fangen die zweiten Violinen und Bratſchen ein Tremolo fortissimo an, das von Zeit zu Zeit durch einen kräftigen Accord der Bäſſe und erſten Violinen unterbrochen wird. Die Flöten, Oboen und Clarinetten treten nun nach und nach ein, die Hörner und Poſaunen ſchweigen gänzlich, bis bei den Worten: „Der heilige Dreifuß bebt!“ die ganze Maſſe der Blech-Inſtrumente losbricht, während Flöten und Oboen ihre weiblichen Töne hineinmiſchen, das Schwirren der Saiten-Inſtrumente ſtärker wird, und der furchtbare Gang der Bäſſe das Orcheſter erſchüttert. „Er wird ſprechen!“ Nun folgt eine plötzliche Stille. Der Oberprieſter ermahnt das Volk zum Schweigen, und ruft das furchtbare Wort „zittre“ der Königin zu. Dieß Wort auf einer einzigen Note, während der Prieſter einen ſcheuen Blick auf Alceſte wirft und ihr mit dem Finger die unterſte Stufe des Altars bezeichnet, wo ſie ihre königliche Stirne in den Staub neigen ſoll, krönt auf eine wunderbare Weiſe dieſe erhabene Scene. Dieß iſt eine Rieſenmuſik, von der man vor Gluck keine Ahnung hatte.

Der Spruch des Orakels von den dumpfen Poſaunen-Accorden pianissimo begleitet, iſt von Mozart im Don Juan ebenfalls angewandt worden in der Scene, wo der Commandant die Einladung annimmt. Der Chor des Volks nach dem Orakel, welches den Tod des Königs prophezeiht, trägt einen ſchönen Stempel. Bei den Worten, „Euer König wird ſterben!“ entflieht das Volk, mit einem allegro agitato und läßt die ohnmächtige Alceſte am Altare zurück. Dieſer, wenn gleich ſehr ausdrucksvolle Chor erſchien ein wenig zu kurz. Nicht blos ſchadet dieſe Kürze dem muſikaliſchen, ſondern auch dem ſceniſchen Effekte, indem es den Choriſten während dieſer achtzehn Takte nicht möglich wird,

vom Theater zu eilen, ohne mindeſtens die letzte Hälfte des Chores zu opfern.

Die zurückgebliebene Königin drückt ihre Angſt in einem jener Recitative aus, wie Gluck allein ſie nur zu ſchaffen im Stande war. Man kann ſich nichts Höheres denken in Bezug auf Kraft und Wahrheit des Ausdrucks, als die Muſik zu dieſen Worten. Bei dem vierten Verſe: „Ich würde umſonſt ein ſo qualvolles Opfer erhoffen", fängt ein crescendo an, als muſikaliſches Bild des großen Gedankens, der in Alceſtens Seele zu keimen beginnt, ſie ganz erfüllt und verzehrt und endlich in dem ſtolzen und enthuſiaſtiſchen Rufe ausbricht: „Nur die Liebe iſt dieß im Stande!" Hierauf wird der Gang ſchneller und die Phraſe ſo kurz und glühend, daß das Orcheſter nicht mehr folgt, ſondern inne hält, und erſt zum Schluſſe wieder erſcheint, um die zärtlichſten Accorde zu hauchen.

Hier mußte nun, da die Handlung fehlte, um die Wirkung des Concertes nicht zu ſchmälern, ein großer Strich durch die Partitur gemacht werden. Die Arie der Alceſte, die des Prieſters, ſo wie das Recitativ der Alceſte blieben weg. Auf ſolche Weiſe war die letzte Arie: „Ihr Gottheiten der Styx" auf eine unvorbereitete und unvortheilhafte Weiſe herbeigeführt worden, und obgleich der Beifall nicht fehlt, ſo durfte man doch überzeugt ſeyn, daß der Erfolg bei der Aufführung ein bei weitem großartigerer ſeyn mußte.

Alceſte iſt nun wieder allein geblieben. Der Oberprieſter hat ſie verlaſſen, indem er ihr verkündigt, daß die Diener des Gottes der Todten ſie beim Untergang der Sonne erwarten würden. Nur noch wenige Stunden bleiben ihr zu leben, aber das ſchwache Weib, die zitternde Mutter iſt verſchwunden, um einem Weſen Platz zu machen, welches durch den Fanatismus der Liebe aus ſeinem Kreiſe geſchleudert iſt, von der Furcht nicht mehr ergriffen wird, und ohne Zagen ſich den Pforten der Hölle nähert. In dieſer heroiſchen Begeiſterung ruft Alceſte die Götter der Styx an; eine rauhe, ſchreckliche Stimme antwortet ihr, das Freudengeſchrei der hölliſchen Schaaren, der Schreckenston der Poſaunen erſchallt zum erſtenmale den Ohren der jungen ſchönen Königin, die ſich dem Tode geweiht hat. Ihr Muth wird nicht davon erſchüttert, ihre Kraft verdoppelt ſich vielmehr, und ſie antwortet dieſen Göttern, deren Drohungen ſie verachtet, deren Mitleid ſie verwirft. Zwar kehrt auf einen Augenblick die Rührung wieder, allein bald gewinnt ſie neuen Muth, die Worte ſtürzen, der Rhythmus drängt, die Stimme erhebt ſich, die Modulationen werden leidenſchaftlicher und nach einer kurzen Pauſe beginnt ſie von Neuem die ſchaudervolle Beſchwörung, überhörend das Bellen des Cerberus, wie den drohenden Zuruf der Schatten, und endlich ſchweigen die Töne des Abgrunds, beſiegt durch den letzten Aufſchrei eines Muthes, der von Angſt und Schrecken dennoch begleitet wird.

So ſchließt dieſer erſte Akt. Wer würde es heut wohl wagen, eine letzte Scene von einer einzigen Perſon ſingen zu laſſen, und mit einer Arie einen Akt zu ſchließen? Nur der allein könnte es, der im Stande wäre, dieſe Scene ſo zu componiren, und wahrlich er würde ſeine Kühnheit nicht zu bereuen haben.

Ich habe es nicht für überflüſſig gehalten, dieſe geiſtreiche Analyſe eines der erſten Meiſterwerke hier meinen Leſern mitzutheilen. Denn wie viele unter uns kennen es wohl überhaupt, und wer ſah es über die Bühne ſchreiten? Und iſt es nicht traurig, daß wir Deutſche nach dem Fremden greifen und unſere Sänger ſich abmühen müſſen, das zu erringen, was ihrer beſten Kunſt wie ihren Kehlen nach — mit wenigen Ausnahmen — complet unmöglich bleiben muß, während wir unſer Eigenthum, unſern tiefen, erhabenen, gemüthlichen, zärtlichen deutſchen Gluck im Staube ruhen, und auch hierin den Franzoſen ein Vorrecht laſſen. Das Conſervatorium in Paris hat die Alceſte, der Sänger Nourrit zu ſeinem Benefice die Armide gegeben. Nur in Berlin ſah man vor Kurzem wieder eine Gluck'ſche Oper neu beleben.

Stuttgart ſollte nicht zurückbleiben. Wir haben ein Publikum, das einen ſchönen Sinn für claſſiſche Muſik hegt und

unter den Erforderniſſen zu einer guten Darſtellung derſelben dürfen die Namen Haus, Dobler und Bezold nicht zuletzt genannt werden. Ich getraue mir eben dieſen Künſtlern in Gluckſchen Opern Triumphe zu prophezeihen, wie ſie ihnen nirgend ſo erblühen dürften. Es iſt traurig, mit ſolchen Kräften nicht bedacht zu ſeyn, dem Publikum Meiſterſtücke zu geben, welche daſſelbe eben ſo wie die Künſtler zufriedenſtellen würden.

Neu aufgefundener Brief von Napoleon.

Der Redaction eines franzöſiſchen Blattes wurde ein eigenhändiger Brief Napoleons anvertraut, den wir in der Ueberſetzung hier folgen laſſen.

6. Vendémiaire.

Bürger!

Ich bin krank und habe Ruhe nöthig; ich verlange meine Dimiſſion, unterſtütze ſie *), wenn Du mein Freund biſt. Zwei Jahre auf einem Landhauſe nahe bei Paris werden meine Geſundheit **) wiederherſtellen und meinem Charakter die Popularität wieder geben, welche die Fortſetzung der Gewalt unaufhaltſam raubt. Ich bin ausſchließlich ***) in meiner Art zu denken und zu handeln, und achte das Herz weit höher als den Kopf.

Bonaparte.

Ich bin in Verzweiflung, meine Frau kommt nicht; ſie hat irgend einen Liebhaber, der ſie in Paris zurückhält; ich verwünſche alle Frauen, aber ich umarme von Herzen meine guten Freunde.

Bonaparte.

*) Im Original: apuie-la.
**) sanié.
***) esclusif.

Der Mann und der Tiſch.

Ein Geſchichtchen von heute.

Ein armer Tropf beſaß nichts als eine kranke Frau, ſechs kleine unerzogene Kinder, einen Tiſch von weichem Holz und ein ſchwarzes Kleid von ziemlich ſchlechtem Ausſehen. Er hatte Alles verſucht, um ſeine Familie zu ernähren, da er aber nur geringe Fähigkeiten und gar kein Geld hatte, ſo wollte ihm nichts glücken. Er klagte deßhalb das Glück, an, das, wie bekannt, für alle menſchliche Dummheiten verantwortlich ſeyn ſoll. Seine Frau klagte und litt, ſeine Kinder faſteten und weinten, und er ſtützte den Ellenbogen auf ſeinen Tiſch und grübelte. So ſtrich die Zeit der Familie hin, bei den Unglücklichen gleicht ein Tag dem andern.

Unſer Mann hatte auf dieſer Erde nur eine Leidenſchaft, einen Wunſch, eine fixe Idee: er wollte eine Anſtellung im Staate erhalten. Er ſollicitirte zehn Jahre lang und erhielt doch nicht, wornach er ſtrebte. Von allen ſeinen Bemühungen gewann er nichts, als daß er eine genaue Kenntniß aller adminiſtrativen Localitäten hatte. Er hätte mit verbundenen Augen von der Loge des Portiers bis zum Privat-Cabinet des Miniſters gelangen können.

Einſtmals gegen Morgen — er hatte die ganze Nacht nicht ſchlafen können — ſprang er mit gleichen Füßen von ſeinem elenden Lager auf. Die arme Frau glaubte, daß der Hunger ihm den Kopf verrückt habe, und folgte allen ſeinen Bewegungen mit unruhigen Blicken. Zuerſt ſah ſie, wie er ſein ſchwarzes Kleid bei dem zweifelhaften Lichte des anbrechenden Tages bürſtete und ausbeſſerte. Hierauf raſirte er ſich mit einer Koketterie, die an ihm ganz ungewöhnlich war. Jetzt war er angezogen, und ging mit großen Schritten, tief nachdenkend in ſeinem Kämmerchen auf und ab. Mit dem Glockenſchlage neun ergriff er den kleinen Tiſch von weichem Holze, unterſuchte ihn, ob er in gutem Zuſtande ſey, lud ihn dann auf die Schultern und ging fort. Die Frau dachte, daß er den Tiſch verkaufen wolle, und lächelte wehmüthig, indem ſie hoffte, an dieſem Tage ihren Kindern Brod geben zu können.

Eine halbe Stunde ſpäter erblickte der Schweizer in dem Hotel des Miniſters einen ſchwarz gekleideten Mann, der einen kleinen Tiſch auf den Schultern trug. Er ließ ihn, ohne zu fragen, paſſiren, da er ihn für einen Tiſchler hielt, der eine Arbeit ins Haus brächte. Die Boten eines

Bureaus, das eben erſt in einem neuen Geſchäftszweige begründet worden war, erblickten gleichfalls ohne Mißtrauen einen neuen Ankömmling ſich zu ihnen geſellen. Er hatte die Vorſicht gebraucht, ſeinen Tiſch mitzubringen, den er in einen Winkel ſtellte, um Niemand zu incommodiren, hierauf zog er ein Schreibzeug aus der Taſche, und ohne ein Wort zu ſagen, ſetzte er ſich auf einen Stuhl, den er leer fand. Man vernahm das Läuten einer Glocke. Der fremde Mann ſtand auf, ging durch zwei Zimmer wie Jemand, der die Gelegenheit genau kennt, öffnete die Thüre eines Cabinets und nach einer tiefen Verbeugung ſprach er mit ſehr reſpektvollem Tone folgende Worte: Was ſteht zu Ihren Dienſten, Herr Direktor? — Ich habe Sie nicht ſprechen wollen, ſondern Louis. — Louis iſt ausgegangen, und darum kam ich. — Wiſſen Sie, wo das Büreau von dem Kriegszahlmeiſter F. iſt? — O ja wohl! Herr Direktor. — So bitten Sie ihn, dieſen Vormittag zu mir zu kommen.

Und bei jedem Schalle der Klingel zeigte er denſelben Eifer; ſeine Kameraden hörten es kaum, und ſchon war er auf den Beinen und lief in das Zimmer, aus welchem der Glockenruf getönt hatte. Man fragte ſich wohl, was es mit dem neuen Ankömmling für eine Bewandtniß habe, allein dieſer war ſo gefällig, ſo zuvorkommend, das Laufen und die Geſchäftigkeit gefielen ihm ſo ſehr, daß man ihn gewähren ließ, während man ſich dem Schwatzen, der Ruhe, ſelbſt dem Schlafen überließ. So liebte man ihn bald, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, wie er hieher gekommen war.

Nur der Direktor, ein ordnungsliebender Mann, wollte durchaus wiſſen, wer der Angeſtellte ſey, der nicht auf der Liſte ſtand, und der Arme mußte daher viele Fragen ausſtehen.

„Wer ſind Sie eigentlich? — Herr Direktor, ich bin ſtets zu Ihren Befehlen. — Von wo kommen Sie her? — Der Herr Direktor können mich hinſchicken, wohin Sie wollen, ich bin überall bekannt. — Wer hat Sie hieher gethan? — Wenn der Herr Direktor meiner bedürfen, ſo werde ich gleich da ſeyn.“

Und ſo blieb es unmöglich, die geheimnißvolle Quelle zu entdecken, aus welcher dieſer treue Diener entſprungen war. So verging ein Monat. Den Einunddreißigſten ſah unſer Held die Zahlungsliſten an ſich vorüber tragen, und vernahm den ſilbernen Klang der Beſoldungen, die ein Jeder empfing. Dieß war in ſeinem Leben wieder einmal ein ſchmerzvoller Augenblick, endlich ſah er ſich in der Mitte des ſchönen Fluſſes, er fühlte ſich vor Durſt hinſterben, und konnte doch keinen Tropfen Waſſer zum Munde führen. Er zeigte jedoch eine ſo gute Haltung, daß man glauben konnte, er habe mindeſtens den Gehalt eines Kanzelliſten empfangen.

Der Direktor ſah mit Erſtaunen, daß auf der Liſte der Angeſtellten durchaus keine Veränderung anzutreffen war. Er klingelte wieder, und dieſes war, als ob er den neuen Bewohner ſeines Bureaus beim Namen gerufen hätte. Er redete ihn in einem ernſten Tone an: „Was haben Sie für einen Gehalt? — Ich erwarte, daß man mir denſelben beſtimme und habe geſucht, Proben meines Eifers abzulegen. — Aber ſo ſagen Sie mir denn endlich, wer Sie hieher geſchickt hat?“ — Indem der Direktor dieſe letzten Worte ausſprach, wurde ſeine Stimme mehr als ſchrecklich. Der arme Teufel zitterte an allen Gliedern, der Anblick der Beſoldungen hatte ſeine moraliſchen Kräfte erſchöpft und der Hunger knickte ſeine Beine zuſammen. Er fiel auf die Knie und rief kläglich: „Ach, Herr Direktor, Sie wollen wiſſen, wer mich hieher geſchickt hat? Meine kranke Frau und meine ſechs Kinder, die im Elend umkommen. Jetzt wiſſen Sie Alles. Schicken Sie mich fort.“

Das Mitleid durchdrang das dreifache Erz der Behörde. Uebrigens fand man den Schwank ergötzlich, er fouralrte eine Anekdote, die man nach dem Eſſen der Schwiegermutter des Miniſters erzählen konnte. Der Mann behielt ſeinen kleinen Laufdienſt und man ſetzte ihm eine Beſoldung aus. Seit dieſer Zeit iſt er nicht mehr wieder zu erkennen. Seine Frau und

ſeine Kinder haben alle Tage Brod, denn er erhält monatlich neun Gulden ſieben und vierzig Kreuzer und trägt dazu einen blauen Rock mit großen gelben Knöpfen, wie die andern Büreau-Diener auch. Er iſt ganz glücklich und ſagt zu einem Jeden, der es hören will: „Jetzt bin ich kein unnützer Bürger mehr, ſondern trage mein Scherflein zum Wohle des Staates ſo gut bei als die Andern und habe zu leben.“

Das hölzerne Pferd.

Ein Pariſer Mechaniker, Larive, hat einen Automaten erfunden, der großes Aufſehen erregt. Herr Larive iſt zugleich ein trefflicher Reiter, ein ächter Centaur und gibt vortrefflichen Unterricht. Mit dieſen Kenntniſſen ausgerüſtet, iſt es ihm gelungen, ein ſchönes großes Pferd zu machen, als wenn es lebte. Gleich Vaucanſon, der die berühmte Ente machte, welche fraß und verdaute, hat Larive einen Vollblutautomaten hervorgebracht, der alle Bewegungen eines Renners nachahmt, und ſo unterrichtet nun der geſchickte Mann ſeine Schüler auf einem hölzernen Pferd. Zwar könnte man's gewagt nennen, in dieſer Zeit der Eiſenbahnen ein hölzernes Pferd conſtruiren zu wollen, allein Larive findet ſeinen Automaten für den Vorbereitungsunterricht im Reiten unerläßlich und bequem.

Engliſche Dandies ſtrömen in Haufen hinzu, um dieſes Meiſterſtück zu bewundern. Dieſes ſchwarze, geſattelte und aufgezäumte Pferd kann ſich jeden Augenblick bäumen, und würde wohl noch Schlimmeres unternehmen, wenn es nicht auf einem prächtigen Teppich galoppirte und ein glänzender Saal ſein Stall wäre.

In dieſem Salon befindet ſich noch eine Sammlung von Pferdeſkeletten und anatomiſchen Präparaten, nach welchen Herr Larive die Kenntniß des Pferdes lehrt. Er erklärt an ſeiner Maſchine die Harmonie, die zwiſchen der ſenkrechten und der horizontalen Linie ſtattfinden muß, zwiſchen dem Menſchen und dem Thiere. Auch dieſe Vorleſungen laſſen ſich beſſer an dem Automaten, als an einem lebendigen Pferde halten. Und wäre dieſes auch noch ſo gut dreſſirt, ſo iſt es doch nicht ſo geduldig als die Maſchine. Holz, Fiſchbein, Eiſen, Stahl, Kupfer, Zinn, Blei und beſonders Silber, alle dieſe Elemente wurden angewendet, um das Wunderwerk zu ſchaffen; die Menge und die Stärke der Federn ſoll Erſtaunen erregend ſeyn.

Ein ſeltner Freund.

Der Zufall brachte in einem und demſelben Attelier zwei junge Leute zuſammen, die ſich der Malerkunſt widmeten und Gluth und Poeſie im Herzen verſpürten. Die Freundſchaft vereinigte ſie bald. Beide arbeiteten für ein gleiches Ziel: den Ruhm! Obſchon beide von gleichem Talente waren, hatte doch der Eine von ihnen eine beſſere Ausſicht, dieſes Ziel bald zu erlangen, denn er beſaß ein Vermögen, das ihn über die Stimme des Bedürfniſſes erhob, während den Arm des Andern ein Etwas antrieb, das ihn dahin brachte, die Kunſt manchmal zum Handwerk herabzuwürdigen. Er weinte oft im Stillen darüber, aber der Hunger trug ſtets den Sieg davon.

Die Freundſchaft ſeines Kameraden entdeckte bald die Quelle ſeines Grames und nöthigte ihm dann ſeine Dienſte auf. Umſonſt ſuchte er den Stolz ſeiner Bruſt niederzukämpfen; eines Tages erwachte dieſer mächtiger als je, und da beſchloß er bei ſich, fortan keine Hilfe mehr anzunehmen.

In dieſer traurigen Lage blieb ihm nur ein einziger Weg, ſich zu retten: er mußte ſein letztes Gemälde verkaufen.

Wo aber wird er den finden, der ihm einen anſtändigen Preis dafür bietet? ... Sollte vielleicht ſein Freund es ihm unterbringen können?

Und in der That verſchaffte ihm dieſer dafür die Summe von baaren tauſend Franken, und in der Freude ſeines Herzens dachte der Künſtler nicht daran, nach dem Namen des Käufers zu fragen. Vier Jahre waren ſeitdem verfloſſen. Die beiden Freunde hatten ſich getrennt und waren zu ihrem Ziele gelangt: ſie hatten Ruhe und Geld erworben.

Eines Morgens erhielt einer von ihnen einen Brief, der wörtlich ſo lautete:

„Mein lieber Gerard!

Vor vier Jahren kaufte ich Dir ein Bild ab, wofür ich Dir tausend Franken zahlte. Ein Liebhaber, der es bei mir sah, kaufte es mir so eben für zehntausend Franken ab, hier erhältst Du nunmehr ein Bon von neuntausend Franken auf die Bank von Frankreich. Dein Freund von ganzem Herzen und von ganzer Seele.

Isabey."

Gerard, der seitdem Baron und Mitglied der Academie der Künste geworden war, ist vor Kurzem gestorben; Isabey, der berühmteste Miniaturmaler zu Napoleons Zeit, lebt noch; dieser Zug ehrt sowohl Den, der ihn verübte, als Denjenigen, der ihn einflößen konnte.

Rührender Gerichtshandel.

Kürzlich stand ein armer Teufel zwischen zwei dicken rothbäckigen Gendarmen vor dem Gerichte in Niort. Er klapperte mit den Zähnen vor Kälte in seiner dünnen Gefängnißjacke; sein Gesicht war fahl, ohne Blutstropfen, eingefallen, der Brustknochen endete in einer Spitze; das Auge war hohl und ohne Glanz, die Lippen zusammengeschrumpft. Ein Bild des Elends! der Mensch hatte fünf Roggenbrode durch Einbruch gestohlen. Er gesteht sein Verbrechen auf folgende Weise:

„Ja, Herr Richter, ich bin strafbar, ich bin strafbar . . . aber ich hatte Hunger, und wenn man Hunger hat, was soll man machen? ... Die Herren hier wissen nicht, was man thun muß, wenn man Hunger hat. ... Auch Sie wissen es nicht, Herr Richter, denn weder Sie noch Ihre Kinder haben wohl jemals in drei Tagen keinen Bissen gegessen. Nicht wahr? ... Nun wohl, da hab' ich gestohlen, denn ich sah, wie mein Weib und meine Kinder Kohlen fraßen ... mein jüngstes schrie nach der Mutter Brust, aber die war leer, sehen Sie, meine Herren . . . da hab' ich gestohlen, es ist wahr, und ich bin strafbar. . . ."

Ich überlasse es meinen Lesern, über diesen Verbrecher zu urtheilen. Die Richter begnügten sich, ihn mit vierzehntägigem Gefängniß zu bestrafen.

Vermischtes.

Einem jungen Wiener Künstler, Herrn Siegländer, soll es gelungen seyn, die Kupferstecherkunst mit der Holzschneidekunst dergestalt zu verbinden, daß seine Arbeiten wie Stahlstiche aussehen.

— Kleders Denkmal, das in seiner Vaterstadt Straßburg errichtet werden soll, ist vor wenigen Tagen in Paris gegossen worden. Es besteht aus einer colossalen Statue des Generals.

— Der französische Maler Sigalon hat bekanntlich Michel Angelo's letztes Gericht für Rechnung der französischen Regierung copirt. Dieses ungeheure Bild ist nunmehr in einer 45 Fuß langen Kiste in Paris angekommen.

— Man zählt in Algier in neuester Zeit 3431 Franzosen, 824 Engländer, 2757 Spanier und Portugiesen, 741 Italiener und 606 Deutsche.

— Man hat auf dem Gymnase-Theater in Paris ein Vaudeville in zwei Akten, „die Vendéerin" aufgeführt, welches jedoch nicht nach Herrn Mügges Roman dieses Namens abgefaßt wurde.

— Kalkbrenner ist nach einer schweren Krankheit von drei Monaten seinen Freunden und der Kunst wieder geschenkt.

— Die erste Neuigkeit in der großen Oper zu Paris ist von Halevy, dann wird Auber folgen und Berlioz sich anschließen. Man sieht, daß die Administration auf ihren neulichen Triumphen nicht ausruht.

Nekrolog.

Der als Gelehrte und Staatsmann gleich hoch berühmte Herr Ancillon, kön. preuß. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ist, siebenzig Jahre alt, in Berlin gestorben. Ehe dieser merkwürdige Mann zu seiner hohen Stellung gelangte, war er Prediger der französisch reformirten Gemeinde in Berlin, und Erzieher S. k. H. des Kronprinzen von Preußen.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei.

München. Unter den neuen Kunſtwerken erregt ein großes Oelgemälde von Prof. Zimmermann, den Abſchied des Tobias vorſtellend, durch Reichthum und Schönheit der Gruppen, durch meiſterhafte Perſpektive der Gründe und ſchöne Behandlung, die größte Theilnahme Aller, die es in ſeinem Atelier in der Akademie geſehen.

— **St. Gallen.** Unſer Theater und Publikum freut ſich der Auszeichnung, gleich in die Leiſtungen Eßlairs und Seydelmanns einige Gaſtrollen der Mad. Biech-Pfeiffer ungeſchloſſen zu ſehen, die mit Maria Stuart begonnen haben und mit Donna Diana fortgeſetzt werden.

— Man lieſt im Frankf. Journal folgende menſchenfreundliche Anzeige:

In einem bürgerlichen Haus, wo über 20 Jahre ein alter Cavalier unter guter Pflege war, gegenwärtig, durch die Vollendung ſeines Lebens, das Zimmer unbewohnt iſt, wünſcht man wieder einen ähnlichen Herrn, um ihm, gegen billiges Honorar, gleiche Liebe erzeigen zu können.

Gelegenheitliches.

Laube ſagt in der Mitternachtzeitung: „Ueber die in's Engliſche einſchlagende Novelle Godwie Castle ſey bemerkt, daß ſie durch Geheimnißkrämerei und myſtiſche Beſchwatzung ein viel größeres Aufſehen erregt hat, als ſie verdient und in der That nichts weiter beſonderes iſt.“

* * *

Dieſelbe Zeitung ſchreibt aus Berlin: „Die Leute, welche in Salons und ſonſt wo über Bücher ſprechen, drängen die Leihbibliotheken, fünf, ſechs und mehr Exemplare anzuſchaffen, davon verſteht man ſich — Bücher kaufen iſt auch hier Luxus und doch kauft der Norden noch das Meiſte.“ Dieſer Meinung ſind unſere ſüddeutſchen Buchhändlee nicht: der größte Zug iſt nach Oeſtreich.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wie übergeben unſern Leſern:

1) Künſtlees-Erdenwallen. Eine arme Seiltänzer- und Springer-Familie, wie wir ſie auf unſern Meſſen und Märkten herumziehen ſehen, nach dem Leben gezeichnet.
2) Die Inſel am Rhein, componirt von Herrn v. St. Julien in Carlsruhe.

Zum Album der Boudoirs.

Drei Illuſtrationen zu Hebel's Gedichten.

IV. — — „Jetz los mer a Woet:
Gſchwore haſch, und jo, wenn's Zit iſch, ſterbe mer alli,
Und der Uhli nu, doch luß du lebe, was Gott will,
Und denk an di ſelber und an die chünftige Zite.“

V. „Bis an alte Mu verzugt zue Stube-Thür itritt:
„Chümmi, Reckholder-Veri! will nieme nüt cheome do inne?“
„Noi, der löſet nüt!“ — „Drum iſch's mer nu nit ums löſe!“ —
— — „So viel hani ghöet: 's iſch gflucht, dee Uhli muß ſteebe!

VI. — „Der Hügli
cha jo nit Gſchriebes leſe, wie chuner denn Statthalter blibe?
's wär für Ihn, Hee Frider, und Er muß d' Bueger regiere.“

Anmerkung. Der Werth dieſer eben ſo ſinnig gedichten, als zierlich ausgeführten Blätter iſt wohl nun durch ganz Deutſchland anerkannt und der Ruf ihres Zeichners verbreitet. Dieſes ſechste Blatt zu dem Statthalter von Schopfheim iſt nach einem end. Blumte von Sophie Reinhard gearbeitet, welches Hebel ſehr hoch hielt. In dem jungen Manne links, der das beobachtende Auge auf die Gruppen richtet, hat unſer Künſtler ſich ſelbſt porträtirt.

Auguſt Lewald.

Briefe aus Madrid.

II.

Der Escurial.

31. März 1837.

Der Anblick eines großen Monumentes irgend einer Art gewährt ſtets ein ſchönes Schauſpiel. Mag der Gründer deſſelben geheißen haben, wie er wolle, mag ſeine Beſtimmung noch ſo unnütz, mag es gleich den Pyramiden nur ein prunkendes Grabmal, ein Denkmal der Knechtſchaft geweſen ſeyn, daran liegt wenig oder nichts, die einmal beſtochenen Augen reißen die Imagination mit ſich fort, und ohne an die unzählige Mühe, an die zahlloſen Thränen und den gewaltigen Jammer zu denken, den die mühſame Errichtung eines ſolchen Monumentes gekoſtet haben, verſinkt man in ſtaunende Bewunderung. Scheinen doch auch ſolche unbewegliche Zeugen der flüchtigen Zeit, ſo viele denkwürdige Begebenheiten und Cataſtrophen nicht auch eine Art von verſöhnender Weihe empfangen zu haben, vor welcher das Uebrige verſchwindet?

Nirgends fühlt man ſich mehr geſtimmt, ſolche Denkmale zu bewundern, als hier in Spanien, wo die öde und ſchweigende Gegenwart keinen Eintrag thut jenen Erinnerungen, die auf dieſem hiſtoriſchen Boden von Karthagern, Römern, Gothen und Arabern zurückgelaſſen worden ſind. In dieſem Augenblicke geht hier eine Art von krankhafter Zerſetzung vor ſich, deren Ende nicht abzuſehen iſt, die aber inzwiſchen nur dazu beiträgt, die Vergangenheit als Zeugen ſo vieler großer und heroiſcher Thaten noch mächtiger durch den Contraſt erſcheinen zu laſſen, den ſie mit der armen, leeren, bedeutungsloſen und in fruchtloſem Kampfe jämmerlich verſtrickten Gegenwart bildet, wo vom alten ſpani-

ſchen Heldenſinne keine Spur mehr ſich vorfindet. Sinnbildlich kann man dieſe Lage mit einem jener Flüſſe vergleichen, der, nachdem er ſich ein mächtiges Bett gegraben, einen berühmten Namen errungen und weite Gebiete bewäſſert hat, zuletzt plötzlich und ſpurlos in der Erde verſchwindet; ſtößt man nun auf ſolche entartete Charaktere, auf ſolche verſtümmelte Ereigniſſe, aus denen die neueſte Geſchichte des unglücklichen Spaniens zuſammengeſetzt iſt, und begegnet endlich doch einem Gegenſtande, der großartig und mächtig hervortritt, einem Monumente z. B., das gleich dem Escurial als ein Berg von Granit an ein wirkliches Gebirge angelehnt iſt, deſſen Nachbarſchaft ihn doch nicht erdrückt, dann fühlt man ſich gleichſam erleichtert und faſt erfreut vom Anblick eines in ſo ſtrengem Style erſchaffenen Bauwerkes. Vergebens tritt Philipp II. und die finſtere Grauſamkeit ſeines Gemüthes vor unſere Augen, vergebens ſagt man ſich, daß dieſes von Königen bewohnte Kloſter, und dieſer den Mönchen zum Aufenthalte dienende Palaſt nichts anderes iſt, als ein den beiden unverſtändigen und zähen Gewalten, denen Spanien ſein ganzes Unglück zu verdanken hat, errichteter Tempel, das Ganze bleibt doch etwas Großes, Ganzes. Ein energiſcher Wille gehört dazu, ſolche Steinmaſſen dem Gebirge zu entreißen und ein ſolches Thal auszugraben, das vor dem Kloſter ſich ausbreitet und allem Murren der Philanthropie zum Trotze muß man ſich beugen vor dem gewaltigen Beweiſe eines eben ſo hartnäckigen als mächtigen Willens.

Der Escurial liegt am Fuße des ſüdlichen Ausläufers des Guadarama-Gebirges ſieben ſpaniſche Meilen (ungefähr zehn franzöſiſche Lieues) von Madrid entfernt. Auf dem ganzen Wege kommt man nur durch ein einziges ſchlechtes Dorf, das am Eingange in die Sierra liegt. In demſelben verfertigt man einiges Fayence-Geſchirr, die einzige Spur menſchlicher Induſtrie, welche man in den weiten caſtiliſchen Ebenen antrifft, die hier keineswegs blühender erſcheinen als auf der Seite nach Arragon zu. Betritt man jedoch das Kloſtergebiet, das ungefähr eine ſtarke Stunde vom Escurial anfängt, ſo bemerkt man doch eine merklich beſſere Cultur, denn viele Bäume, ſchöne Ulmen, Eſchen, Weiden finden ſich hier. Als wir ſpät am Abend bei herrlichem Mondſchein durch dieſe Gegend kamen, erſchien ſie uns noch viel reicher und blühender als ſie wirklich iſt; auf jeden Fall waren wir höchlich erfreut, einmal wieder Bäume zu ſehen, und eigentlich waren es auch die erſten, die wir, ſeitdem wir Frankreich verlaſſen, erblickten. Rechts bleibt ein altes Dorf liegen, das ſchon vor Erbauung des Escurials

hier ſtand, dann geht der Weg etwas bergan, und nun ſteht man vor dem Kloſter, deſſen wunderbare Maſſen die Nähe des Gebirges recht gut ertragen. Neben dem Kloſter wurden von Philipps Nachfolgern zahlreiche, die meiſte Zeit aber unbenützte, Gebäude für ihr Gefolge erbaut. So ſieht man leer ſtehende Kaſernen, Paläſte für die Infanten, die ebenfalls leer ſtehen, eine ganze Stadt, ſchweigend gleich einer Necropolis des Morgenlandes, die von der prunkvollen Verſchwendung der ſpaniſchen Herrſcher hier errichtet wurde. Nichts gewährt tiefern Blick in den egoiſtiſchen und prachtvoll nichtigen Charakter des ſpaniſchen Abſolutismus, als dieſe zweckloſen unermeßlichen Bauwerke, Kinder königlicher Laune und Langeweile. Unzuberechnende Summen liegen hier am Fuße des Guadarama-Gebirges; kaum der zehnte Theil aller dieſer Steinhaufen iſt ſechs Wochen jährlich gebraucht worden! Eilen wir aber zum Hauptgebäude ſelbſt, deſſen Größe und Schönheit allein im Stande iſt, unſer Gemüth von derartigen kritiſchen Betrachtungen abzuleiten.

Bekanntlich wurde der Escurial von Philipp II. zu Ehren des heiligen Laurentius erbaut, welchem der abergläubiſche Monarch den Gewinn der Schlacht bei St. Quentin zuſchrieb. Vermöge einer gewiſſen Art von frommer Galanterie gab der Baumeiſter dem Gebäude die Form des Roſtes, auf welchem der heilige Märtyrer gebraten wurde. Von außen bildet das Gebäude ein regelmäßiges Viereck; in jeder Ecke angebrachte Thürme bilden die Füße des Roſtes; die mittlere Hauptgallerie, in welcher die Kirche liegt, ſtellt den Handgriff deſſelben vor, und eine Menge querüberlaufender Gallerien ſollen die Sproſſen des Roſtes andeuten. Die Seltſamkeit dieſes Planes ſchadet keineswegs der Geſammtwirkung. Erſt wenn man die Kuppel, welche die Kirche krönt, beſteigt, kann man ein Bild von der ganzen Conſtruction bekommen; von außen zeigen die vier, im ſtrengen, einfachen Style erbauten Seiten des Baues, abgeſehen von ihren grandioſen Proportionen, eine ſehr richtige und geſchmackvolle Uebereinſtimmung mit der eigentlichen Beſtimmung des ganzen Gebäudes. Es iſt wirklich ein Kloſter, ein Ort der Einſamkeit, des Schweigens, des Nachdenkens. Mag ſich das Auge wenden auf das graue und nackte Gebirge, mag es mit einem Blicke die unermeßliche, aber wüſte Ebene umfaſſen, an deren Ende Madrid nur wie ein weißer Punkt erſcheint, mag es auf die maſſiven grauen Granitmauern des Kloſters fallen, nichts kann die Gedanken von ernſter Sammlung und Selbſtbetrachtung abziehen. Es ſoll, wie man behauptet, das ſchönſte und weitläufigſte Kloſter ſeyn, das irgend-

wo gefunden werden kann, und ich glaube es gern. Die Nordſeite wird von den königlichen Gemächern eingenommen, alles Uebrige gehört Gott und den Mönchen. Die Kirche, in Geſtalt eines griechiſchen Kreuzes, iſt ſehr groß und wie alles Andere in ſehr gutem Geſchmack und wundervoller Einfachheit erbaut. Vier gewaltige viereckige Pfeiler von zwanzig Fuß im Quadrat, tragen ein Doppelgewölbe, überragt von einer kühnen Kuppel. Ich will Sie nicht ermüden mit Aufzählung der zahlloſen höchſtreichen Verzierungen, der Holzſchnitzarbeiten im Chore, der von Lucas Jordaens al Fresco gemalten Gewölbe, der vergoldeten Kirchenſtühle, der gewundenen, von vergoldeter Bronce verfertigten und hinter dem Hochaltar ſtehenden Säulen, der von Benvenuto Cellini gemachten Crucifixe; was aber nächſt der herrlichen Anordnung des ganzen Gebäudes am meiſten die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, das iſt die mächtige Maſſe der fünfundzwanzig Fuß dicken Mauern von Granit, in denen Gänge und Treppen angebracht ſind. Kein Holz wird im Gebäude gefunden, Alles iſt Granit, Alles von unzerſtörbarer Feſtigkeit, Alles ſcheint für die Ewigkeit erbaut.

Unmöglich kann ich Ihnen auf wenigen Seiten ſchildern, was ich in zwei vollen Tagen Alles geſehen; daher vermag ich auch nicht, Ihnen viel von der prachtvollen Treppe zu erzählen, deren Deckengewölbe ſich achtzig Fuß über den Boden erhebt, und die von Lucas Jordaens gemalten Figuren nur als transparente, von einer Lichtwolke getragene Geſtalten erſcheinen läßt, und eben ſo wenig von dem Labyrinthe der unermeßlichen, durch Navaretes und Jordaens Meiſterpinſel ſelbſt verzierten und mit Kopien von Titian und Andrea del Sarto geſchmückten Gallerien. Wir wollen nur einige Augenblicke in der Bibliothek, in der Sakriſtei und in dem Kapitelſaale verweilen und an dieſen drei Orten Reichthümer anſtaunen, zu deren Anſchaffung die Einkünfte eines tüchtigen Budgets nicht hinreichen würden.

Die Bibliothek, gewiſſermaßen ein unentdecktes Land, das zu erforſchen Jahre erfordern dürfte, enthält eine große Menge alter und koſtbarer Handſchriften; unter andern Bibeln aus dem neunten und eilften Jahrhundert, die mit einer von der Buchdruckerkunſt nicht übertroffenen Zierlichkeit und Vollkommenheit geſchrieben, mit herrlichen Miniaturen und prächtigen Vergoldungen verziert ſind. Die Hälfte eines ſolchen Bandes muß die Arbeit eines ganzen Lebens gekoſtet haben. Arabiſche Handſchriften bilden die Mehrzahl, und unter ihnen ſind die von mediciniſchen Wiſſenſchaften handelnden wiederum die zahlreichſten. Unglücklicherweiſe verſteht in ganz Spanien kein Menſch arabiſch, und ſeit dem

Tode des Orientaliſten Conde ſind dieſe Schätze ein verſiegelter Born. Eine große Anzahl dieſer Handſchriften, fünfzehnhundert wenn ich nicht irre, wurden zur Zeit der franzöſiſchen Invaſion nach Madrid transportirt und gingen durch Nachläſſigkeit der Franzoſen verloren. Die guten Patres, denen die Verpflichtung oblag, uns den Escurial zu zeigen und die Schätze ihres Kloſters vorzuweiſen, mußten übrigens faſt ununterbrochen uns ſagen: Im Jahr Acht nahmen die Franzoſen Dieſes weg; im Jahr Zwölf waren wir genöthigt, Jenes aus Furcht vor den Franzoſen verbergen; in jenem Jahre wurden dieſe Kapellen von den Franzoſen geplündert und das Gemälde dort verdorben, u. ſ. w. Ich muß geſtehen, daß ich als Franzoſe nicht wenig bei Aufzählung ſolcher Schmachthaten litt, und ſicher ſollte man glauben, daß bei ſolchen Erinnerungen der franzöſiſche Name bei den ehrlichen Mönchen in ſehr übelm Geruche ſtehen müſſe. Dem iſt aber nicht ſo, die Franzoſen werden im Gegentheile, obgleich ſie ſechs Jahre lang Spanien geplündert, dem Klerus einen ſo heftigen Stoß verſetzt, den Kirchen ihre Gemälde, den Klöſtern ihre Schätze geraubt und ihre Reliquien nach allen Winden der Welt weggeworfen haben, von den wenigen im Escurial noch vorhandenen Wächtern mit vorzüglichem Wohlwollen aufgenommen. Einer von ihnen, der uns auf das Artigſte und Zuvorkommendſte behandelt hatte, widmete ſich mir ganz allein, als er vernommen, daß ich Franzoſe ſey. Er fragte mich, ob ich die Herrn Guizot und Thiers kenne, ob Fürſt Talleyrand noch lebe, ob die Franzoſen nicht wieder nach Spanien kämen. Das Wenige, was ich ihm hierüber berichten konnte, befriedigte ihn keineswegs. So mußte ich ihm auch vom Abbé La Mennais erzählen und von allen ausgezeichneten Männern, die jetzt in Frankreich leben. Bei jedem Worte drückte er mir die Hand, als wenn die Franzoſen die größten Wohlthäter und Erretter Spaniens geweſen wären. Woher ſtammt wohl eine ſolche ſeltſame Popularität Frankreichs bei armen Mönchen, die ohne zu große Ungerechtigkeit ihm den erſten Anſtoß zu der ſchwankenden und bedrohten Exiſtenz, die ſie jetzt führen, zuſchreiben müſſen? Ohne dieſe Thatſache erklären zu wollen, hielt ich ſie für zu merkwürdig, als daß ich ſie mit Stillſchweigen hätte übergehen ſollen. Laſſen Sie uns aber wieder in den Escurial zurückkehren.

In einem kleinen, an die Sakriſtei ſtoßenden abgeſonderten Gemache zeigte man uns unter anderm auch den koſtbar einbalſamirten Körper eines der auf Herodes Befehl ermordeten Kinder und ein Haar der Jungfrau Maria. Ferner ſahen wir unter den weniger alten und

mehr beglaubigten Reliquien, ein eigenhändiges Manuſcript der heiligen Thereſe und das Schreibzeug dieſes ſeltnen Weibes. Endlich führte man uns in die Sakriſtei, die ganz allein ein ſehr prachtvolles Muſeum bilden würde. Kaum zu glauben iſt es, welche Meiſterwerke die Sakriſtei, der Kapitelſaal und die alte Kirche enthalten. Von zwei- oder dreihundert Bildern der größten Meiſter will ich nur einiger erwähnen: Raphael, Murillo, Titian, Rubens, Guido, Paul Veroneſe, Ribeira ſind hier zu finden. Gern würde ich Ihnen genauere Schilderungen liefern von Raphaels Madonna mit der Perle, von der Heimſuchung der heiligen Eliſabeth und vor Allem von der Madonna mit dem Fiſche; der Grabſtichel hat aber Jedermann dieſe wundervollen Schöpfungen des Malerkönigs zugänglich gemacht, daher ziehe ich vor, Sie lieber von einigen in Frankreich weniger bekannten großen Künſtlern zu unterhalten. So feſſeln unter einer Maſſe von Köpfen, die mit der Ribeira eigenthümlichen Kraft und Glanz gemalt ſind, hauptſächlich zwei Hauptgemälde, das Eine: Jacob, die Herden Labans hütend, das Andere: St. Peter vom Engel im Gefängniß beſucht. Der Jacob iſt zwar eigentlich nicht der Patriarch des alten Teſtamentes, ſondern mehr ein arragoneſiſcher Schäfer; abgeſehen aber hievon, ſo kann man nicht müde werden, die wilde Kraft dieſer Geſtalt, ſeinen Bart und ſein wallendes Haar zu bewundern, und vor Allem ſeinen kraftvollen Schritt und ſeine Augen, die einen ſchwermüthigen Blick gen Himmel werfen, als wollten ſie ſich über ſeine lange Knechtſchaft und ſeine harte Arbeit beklagen. Der St. Peter iſt wo möglich noch herrlicher. Der Engel ſchwebt nieder in das Gefängniß, gleich einem Lichtſtrahl durchbricht ſein vorgebeugter Körper die dunkle Nacht. Voller Erſtaunen erwacht der Apoſtel, auf beide Hände ſich ſtützend, wendet er gegen den himmliſchen Boten ſein greiſes, ehrwürdiges Haupt, das plötzlich von überirdiſchem Lichte, das ſeinen Befreier umglänzt, beſtrahlt wird. Gewiß einer der ſchönſten und kühnſten Lichteffekte!

Neben dieſen beiden Bildern hängt eine Madonna von Murillo, auf welche ich ſpäter zurückkommen muß, wenn ich Ihnen von den vielen Meiſterwerken dieſes Malers, die im Madrider Muſeum befindlich ſind, erzählen werde. Von Guido Reni bewundert man zwei prachtvolle Köpfe der Apoſtel Petrus und Paulus, Letzterer mit einem unnachahmlich ſchönen Ausdruck von vertrauender Milde, Erſteren hingegen erkennt man an ſeinen denkenden und kühnen Blicken, an ſeiner gottbegeiſterten Stellung als den Herkules des Chriſtenthums, als den unerſchrockenen Heidenbekehrer, als den Mann, der weder Tod, Qual,

Verfolgung, noch entmuthigende Lauigkeit der Neubekehrten fürchtet, der Einer gegen Alle, Allen die Spitze bot und der endlich vermöge seines kühnen Ausharrens, das größte und thätigste Werkzeug der Weltbekehrung geworden ist.

Schwer ist es überhaupt, Meisterwerke, noch schwerer aber Meisterwerke der Malerei zu schildern. Worte zu finden, die zu den Augen sprechen und Bild und Licht gehörig ausdrücken, und doch entgeht auch der besten, treffendsten Schilderung immer noch dasjenige, was eigentlich zum Geiste, zum Gemüthe spricht und das wahre Anziehende solcher Werke macht. So geht es mir mit zwei Bildern von Rubens, bei denen ich einen Moment verweilen muß. Wer Rubens nur in Paris gesehen hat, kennt ihn gar nicht. Die hier in Frage stehenden Gemälde sind aus der heiligen Schrift genommen, das Eine ist der mit seinen Jüngern in Emaus speisende auferstandene Christus, das Andere eine Verkündigung der Jungfrau. In dem ersten dieser Bilder findet man nicht nur jene warme und lebendige, Rubens eigenthümliche Färbung, jene kühnen und der Natur entnommenen Stellungen, sondern auch den Ausdruck so hoher Göttlichkeit, den er seinen, der biblischen Geschichte angehörenden Figuren nicht immer gibt. Die Jungfrau aber zu schildern, dazu gibt es keine Worte, die muß man sehen. Die kühne Kraft des niederländischen Malers wußte für diesen göttlichen Gegenstand eine eigenthümliche und unnachahmliche Mischung zu erfinden, die aus einer Verbindung seiner eigenen Originalität mit Raphaels keuschen und auserlesenen Zügen entstand. Die Füße der Jungfrau ruhen auf der mystischen Weltkugel, Cherubime umschweben sie, ihr goldnes Haar fällt entfesselt herab auf ihre Schultern, in ihren Zügen strahlt überirdische Entzückung.

Der Escurial, heutiges Tages verlassen von seinen Königen, verlassen von der Mehrzahl seiner Mönche, ist jetzt nichts mehr als ein, aber unglücklicher Weise mitten in einer Wüste gelegenes Museum, weit entfernt von kunststudirenden Gemüthern, denn die Freunde der Kunst sind nicht zu häufig in Madrid zu finden, und übrigens ist auch die Straße von Madrid nach dem Escurial sehr oft von Räubern besetzt, die von der Neugier der Reisenden sogar an den Thoren der Hauptstadt schwere Steuer erheben. Unter glücklichern Verhältnissen, oder nur in einem ruhigen Lande, würden die Schätze des Escurials, hier ein vergrabenes Gut, sehr nützlich ausgebeutet werden können. So aber scheint der ungeheure Palast nur dazu bestimmt, einen Begriff von der Macht und dem Reichthum der alten spanischen Monarchie zu geben,

und den Beweis zu liefern, daß, wenn auch gerade nichts Nützliches, doch wenigstens Schönes und Großes zu schaffen verstanden wurde; die Alles niederwerfende Zeit bedroht jetzt aber dieses edle Bauwerk, wenn auch nicht in seinen Constructionen, denn diese sind unzerstörbar, doch in seinen Mönchen, die gleichsam seinen lebenden Theil vorstellen, mit Verfall. Schon sahen sich die unglücklichen Mönche gezwungen ihre Ordenstracht abzulegen; sie, die mit so großem Fleiße die Klostergüter in herrliche Kultur setzten, und die die eigentlichen Könige des Escurials waren, sie, die ihre heilige Muse dazu verwendeten, die Bilder der Meister zu copiren und sie den Besuchern gern und gefällig zu erklären, sie, deren ernste Tracht allein mit dem Baustyle des Klosters in Harmonie stand, sie sehen sich jetzt in ihrer eigentlichsten Existenz, in ihrem innersten Leben bedroht. Jeden Augenblick schwebt man in Furcht, ein Decret des constitutionellen Ministeriums möchte die Obhut über solche Schätze diesen verständigen Wächtern entreissen, die durch keine andern so passend ersetzt werden dürften. Mit den Mönchen verliert der Escurial die Hälfte seines Zaubers und sollten sie einst ganz von Spaniens Boden verschwinden, so müßte für Philipps II. Schöpfung eine besondere Ausnahme erbeten werden. Der Escurial gehört den Mönchen; sie allein haben bis jetzt verständig in ihm gewaltet, sie allein sind die für ihn passenden Hüter. Denke man sich den Escurial Kastellanen, Portiers und betreßten Lakaien übergeben, und seine Mauern müssen unwillig über ihren tempelschänderischen Häuptern zusammenstürzen.

Ungariſche National-Schilderungen, *)

mit bildlichen Erläuterungen.

Von

Arthur Schott.

Walachiſche Hochzeit.

Wir waren im Dorfe Jám im Craſſovaer Comitate zu einer Hochzeit eingeladen. Der Bauer, welcher ſeinen Sohn verheirathete, hieß Nika Steva und iſt noch einer der angeſehenſten im ganzen Dorfe. Die Feſtlichkeit hatte im Hauſe der Braut bereits einige Tage gewährt **) und heute begann ſie bei Nika Steva. Wir fuhren, um wenigſtens einen Theil davon mitzumachen, im Schlitten vor das Haus und wurden alsbald freundlichſt bewillkommt, denn die Walachen halten es für eine große Ehre, wenn ein ſogenannter Herr in ihrem Hauſe ſie beſucht und vollends einen Imbiß bei ihnen nimmt. Das Zimmer aus welchem der Hauptlärm drang und worein wir geführt wurden, war ſehr niedrig und vielleicht nur 4 Klafter lang und 3 breit. In demſelben nahm noch ein großer mächtiger Ofen, auf welchen ſich auch einige Figuren gelagert hatten, vielen Raum weg. Obgleich hier ſchon etwa 20 Perſonen (lauter Männer) um einen Tiſch ſaßen und noch 12—14 jüngere (Knaben und Mädchen) tanzten, ſo erhielten wir dennoch Platz. Der alte Nika ſtellte uns unſer vis à vis, einen alten lebhaften Mann, als

*) S. Seite 49. Bd. I.

**) Bei der Abholung aus dem elterlichen Hauſe drei Tage.

den Beiſtand der Braut (Nasu) vor. Er ſetzte uns in kleinen Gläschen weißen Wein *) vor, forderte uns mit entblößtem Haupte ſehr höflich auf, mit ihm anzuſtoßen. Hiezu kam auch der Nasu **) und mehre Andere, welche in unſerer Nähe ſaßen und vielleicht beſonderes Intereſſe daran hatten. Wir ſetzten uns jetzt. Ich ſah mein Glas an, um zu ſehen, was darin ſey, (denn ich fühlte beim Trinken etwas Materielles) es war die Scheibe einer Citrone, welche wahrſcheinlich darin ſchwamm, um dem Weine eine angenehme Säure beizubringen. Ich könnte mir wenigſtens keinen andern Grund denken, als daß die Citronenſäure hier den Magen, welcher 5—6 Tage lang mit einem Uebermaß von Eſſen und Getränken verſchlemmt wird, etwas aufrecht halten ſoll. Wir baten nun den Nasu, daß er uns die Braut und den Bräutigam vorſtellen ſolle. Er nickte freundlich und beauftragte den ältern ſchon verheiratheten Bruder ***), daß er beide rufe. Es ſtand eine kleine Weile an, denn ſie mußten ihre Toilette vorher ordnen, welche während des Tanzes bei dem großen Gedränge immer etwas aus der Façon kam. Wir ſahen unterdeſſen dem Tanze (jocu) zu, welchen etwa 6—7 Paar nach dem Ton einer Violine trabten.

Der walachiſche Tanz iſt ſehr einfach und geht außer dem Trappen mit den großen Stiefeln (denn auch die Mädchen tragen an Sonn- und Feſttagen ſehr weite breitſohlige Stiefel) recht ruhig zu. — Alle Tanzenden haben einen engen bunten Kreis geſchloſſen. Es hält nämlich der Tänzer die Hand ſeines Nachbars hinter dem Rücken ſeiner Tänzerin auf der rechten ſo wie auf der linken Seite. Ebenſo hält die Tänzerin die Hände ihrer beiden Nachbarinnen. Die einzelnen Glieder dieſer ſonderbaren Chaine treten nun nach einer Dudelſack-Melodie, welche in einem gleichen Takte (entweder $^4/_4$ oder $^2/_4$) geht in Triolen auf. So kommen nun in den beiden erſten Taktheilen 6 gleiche $^1/_{16}$ und in die zwei hinteren in ein jedes ein punktirtes $^1/_8$ und $^1/_{16}$ Tritte. Dem deutſchen Ohre nach paßt dieſer Trab ſchlecht zum Gange der Muſik, die nichts weniger als einen markirten Rhythmus hat. Ich ſelbſt gewöhnte mich erſt durch öfteres Hören daran. Der ganze Kreis dreht ſich ſehr langſam um ſeine Axe, ſo daß vielleicht eine Viertelſtunde verging, bis er einmal ganz herum war und damit ſein Ende nahm.

---

*) Rother Wein iſt das Hauptgetränke der Walachen.

**) Der Kürze wegen will ich die walachiſche Benennung brauchen.

***) Hier Brautführer.

Die Braut trat ein, vom Brautführer ihrem älteren Schwager geführt, hinter ihr ging der Bräutigam. Sie wurde uns vorgestellt und wir wünschten ihr viel Glück. Ich drückte ihr, um ſie beſſer im Geſicht ſehen zu können, das Kinn etwas hinauf, ſie lachte, blickte aber noch viel ſchüchterner auf den Boden.

Wir gaben ihr nun nach der Reihe ein Jeder einen Silberzwanziger, welche ſie alle freundlich nahm, an Lippen und Stirne drückte und leiſe ihren Dank ſagte. Sie wollte uns, wie es üblich iſt, die Hand küſſen, was wir aber natürlich nicht duldeten. Nach dieſem fing die Muſik wieder an und alle, welche eben ſtanden, reihten ſich wieder zu einem Tanze zuſammen.

Als wir den neben uns ſitzenden Nika fragten, wo denn Braut und Bräutigam hingegangen ſeyen, erwiderte er, „ſie ſeyen im Keller bei ihrer nächſten weiblichen Verwandtſchaft.“ Der Ortsrichter, ein junger, dicker, ſchwarzäugiger Mann bot ſich an, mich zu ihnen hinunter zu führen. Ich folgte ihm. Wir ſtiegen in ein ſchwach beleuchtetes Erdgeſchoß hinab. Hier ſaßen an einem kleinen Tiſche 5—6 Frauen von mittlerem Alter und in einer Ecke ſtand an ein paar Fäſſer gelehnt der Bräutigam, ſchweigſam und ſchüchtern bei ſeiner Braut. — Der Richter ſtellte mich ſeiner Frau vor, ſtieß uns die Köpfe zuſammen und ſagte mir, ich ſolle ſie küſſen. So ſtellte er mir noch 3 oder 4 vor, die ich alle auf dieſelbe Weiſe begrüßen mußte. Er lachte dazu, weil er ſah wie mir die Sitte*) neu war, alsdann ſagte er zu mir: „jetzt Herr komme her und küſſe die Braut!“ hiezu lachte er und die Weiber, jene aber blickte verſchämt zu Boden, ich merkte nun daß dieß eigentlich die Sitte nicht verlange und ſo unterließ ich es, ich wollte dieß dem Bräutigam nicht zu Leide thun. Ich ſetzte mich nun unter die Weiber und fragte ſie, „warum denn die Braut in dieſem kalten Verließe hier zubringen müſſe?“ Ich erhielt die Antwort: die Sitte verlange es, daß Braut und Bräutigam über die Hochzeit ernſt und einſam ſeyen, und nur die nächſte Verwandtſchaft dürfe ihnen Geſellſchaft leiſten. Es ſey jetzt kein anderer Platz zu einem ſolchen Aſyl im Hauſe und darum müſſen ſie beide ſo oft ſie ſich droben vorgeſtellt oder getanzt haben, hieher zurückkehren, auch dürfen beide nichts genießen, bis es Abend ſey. Die Wache um die Zudringenden abzuhalten, welche herunter kommen wollen, ſey Sache des Brautführers.

---

*) Die Sitte dieſes Küſſens ſcheint nicht rein walachiſch, ſondern illyriſch zu ſeyn.

Nachdem ich allen der Reihe nach mit dem citronengeſäuerten Wein Beſcheid gethan und verſchiedene Complimente wegen meiner weißen Hautfarbe*) mit angehört hatte, ſtieg ich mit dem Richter wieder aus dem Brautkeller herauf. Dieſer war bis jetzt mein Führer, als wir aber oben waren, zupfte er mich am Rock und ſagte: „nun Herr! mußt Du zu den Weibern gehen, und damit ſchob er mich zu einer Thüre hinein. Ich war in einem Zimmer, vollgepropft mit alten und jungen Weibern und mit Mädchen. Es war das Frauen-Zimmer und hier befand ſich die weitläufigere weibliche Verwandtſchaft. Als ich eintrat, wurde es ganz ſtill, alle ſenkten den Blick auf den Tiſch. Auf dieſem lag Backwerk verſchiedener Art hin und her zerſtreut. Ich richtete nur ein paar Fragen an dieſe oder jene, die ich vielleicht ſchon früher öfter im Dorfe geſehen oder begegnet hatte. Nachdem ich gleichſam ſo für dieſen Abend orientirt war, ging ich wieder in das Männer-Zimmer, in welches wir zuerſt geführt worden waren.

Der Tanz wurde eben beendigt und es waren noch einige Honoratioren aus dem Dorfe angelangt, um das Feſt zu verherrlichen. Sie beſtanden z. B. im Schmidt mit ſeinen beiden Töchtern und zwei Söhnen, im Schuhmacher mit ſeiner Frau, in der Tochter des Notars und deren Bruder. Obgleich Honoratioren hier zu Lande auch ſtreng unterſchieden ſind, ſo waren doch bei dieſer Gelegenheit alle Deutſche, blos weil ſie Deutſche waren und franzöſiſch gekleidet gingen, auch unter dieſe zu zählen. Es geſchah dieß auch von unſerem Hauswirthe Nika aus, ſo wie von den anweſenden Bauern (alle Walachen). Nur in Hinſicht des Platzes, denn hier behauptete der Nasu vermittelſt ſeines Amtes, den erſten und bei der Ausbringung von Toaſten wurden ſie außer uns den übrigen gleich gehalten. Jetzt trat eben ein Sohn des Hauſes in die Stube, er brachte auf einer großen hölzernen Platte ein Hochzeitsgeſchenk, beſtehend in ein paar gebratenen Hühnern, dann in verſchiedenem Backwerk, welches Alles unter einander in Pyramiden-Geſtalt aufgebeugt war. Der Ueberbringer rief nun, nachdem er zuvor dem Nasu und uns ein Lebehoch gebracht hatte, in walachiſcher Sprache:

„Guten Abend und Geſundheit dem Nasu!“

„Guten Abend und Geſundheit der Braut und dem Bräutigam!“

„Guten Abend und Geſundheit euch Herrn!“

„Guten Abend und Geſundheit allen unſern Gäſten!“

*) Das Fieber hatte mich kurz zuvor gebleicht.

„Unſer Bruder und Gaſt N. N. (hier nannte er den Namen des Gebers) hat ſich heute brav eingeſtellt, er ſchickt uns hier zwei Hühner, viele Kuchen, Lämmerbraten u. ſ. f.! er ſoll leben mit Geſundheit!“

In dieſen Toaſt ſtimmte Alles jubelnd und trinkend mit ein. Indeſſen ſtellte es der Ueberbringer auf den Tiſch, trennte das Fleiſchwerk von den Kuchen und legte Beides auf beſondere Haufen. — Auf dieſe Weiſe wurden vielleicht 8—10 ſolcher Geſchenke hereingebracht, mit denen der Tiſch ſo voll gemacht wurde, daß nichts mehr darauf Platz hatte. —

Wir forderten jetzt den Muſikus auf, uns etwas zu ſingen, und nachdem wir ihm mit Wein zugeſprochen hatten, ſo begann er denn einen langen epiſchen Geſang. Die Melodie ging ſehr einförmig in moll und war den türkiſchen Geſängen gleich, geſchmacklos mit vielen Trillern und Mordenten verſehen. Alle Perioden der Melodie ſchloſſen im Grundtone. — Es dauerte ziemlich lang, bis er das tragiſche Ende einer Schlacht, welche die Walachen gegen die Türken verloren, vollends beſchrieben hatte. Wir ſchenkten ihm einige kleine Silbermünzen und wandten uns wieder zum Tiſche, um uns den vielſeitig angebotenen Speiſen zu widmen. Der alte Hausherr kam ſelbſt, zog ein gebratenes Huhn aus dem vor mir liegenden Haufen, riß mit den Fingern ein Bein und einen Flügel davon ab, und präſentirte mir Beides mit vielem Anſtande *). Ich konnte den freundlichen Augen des Mannes nicht widerſtehen und nahm das Angebotene an, ſo ſeltſam mir auch die Ehrenbezeugung ſchien. Unterdeſſen tanzte einer der anweſenden Honoratioren ungariſch. Obgleich es nur ein Solo war, ſo erregten doch die raſchen Bewegungen der Füße, das Klirren der Sporen, und die ſtrenge Haltung an den Takt bei all den anweſenden Walachen große Aufmerkſamkeit, ſie lachten und riefen immerfort: („mai multu! cocon! mai multu!) Mehr, Junker! mehr!“ Der Junker fuhr fort, als er ſah, daß es Spaß mache; er hatte Vergnügen daran, zu zeigen, was er in Szegedin, wo er in die Schule ging, gelernt habe. Ein paar junge Walachen ſuchten es nachzumachen und nahmen ſich ihre Mädchen dazu. Endlich entſtand ein Amalgama von einem Tanze, welcher aus dem ungariſchen und walachiſchen zuſammengeſetzt war, wobei aber der erſtere immer mehr verſchwand und bald alle Tänzer wieder in den phlegmatiſchen walachiſchen Tanz verfielen. Selbſt der Unternehmer

*) Es iſt dieß nach orientaliſcher Sitte eine beſondere Ehrenbezeugung, wenn einem der Walache etwas mit ſeinen Fingern darreicht.

des ungariſchen wollte nicht mehr solo tanzen, ſondern nahm ſich die jüngſte Tochter des Hauſes, ein recht hübſches blühendes Mädchen, um mit ihr den andern gleich zu tanzen.

Der alte Nasu hatte ſich indeſſen zu mir gewendet, und forderte mich auf, ich ſolle jetzt deutſch tanzen, und wollte mich an die Tochter des Schmidts weiſen, die ihm als ein hübſches Mädchen wohlgefiel. Der walachiſche Muſikus hatte ſich auf dieſes bereits ſchon vorgeſehen, und kreuzigte ſich auf ſeiner Violine mit einem ¾ Takte ab, der aber nicht recht gelingen wollte. Ich weiß nicht, war ſeine Geige zu ſehr Walachin, zu ſehr ein Volkskind, als daß ſie ſich in eine ſo ganz andere Sphäre von Muſik nicht finden konnte, oder was Schuld daran war, daß ihm kein Deutſcher gelang. Der weinmüde Nasu ließ endlich von ſeinen Bitten, daß ich deutſch tanzen ſolle, ab, als ich ihm auf's Wohlſeyn ſeines ganzen Hauſes und ſeiner heutigen Würde ein Gläschen Sauren zutrank. Er griff nicht ſehr haſtig nach dem Glaſe, denn wie viel mußte der arme Alte ſeit vier Tagen zu- und nach-trinken. Ein Nachbar, auch einer der anweſenden jungen Honoratioren erzählte mir nun von der Würde des jungen Nasu, der neben mir ſaß. „Betrachten Sie einmal," ſagte er, „den jungen Oelgötzen da, wie er auf ſeine Ellenbogen geſtützt daſitzt, und die Zunge im vollgeſtopften Maule herumſchlägt, der genießt heute große Ehren. Dieß iſt der Erbprinz der Nasu-Würde, und deßhalb iſt er ſchon bei der ganzen Familie dieſes Hauſes in hohem Anſehen. Er müßte recht herunterkommen, ein rechter Lump werden, bis ihn dieſe Leute hier nicht mehr als Nasu anerkennen würden. Armuth ſetzt ihn z. B. dieſer Schande nicht aus; die reichſte Familie ließe dieſes Recht auf der ärmſten, elendeſten. Nur Schlechtigkeit kann die Urſache ſeyn, wenn eine Familie der andern dieſes Recht entreißen würde."

Während dieſer Reden kam der freundliche Ortsrichter auf mich zu, und bedeutete mir mit ſchwerer Zunge, daß ich jetzt walachiſch tanzen müſſe, er ſagte, ich ſolle mir nichts daraus machen, die Conteſſen des Grundherrn haben vor einigen Jahren auch bei der Kirche getanzt *).

Er brauchte ſonſt noch alle Ueberredungskünſte, da ſtand auch der Nasu wieder auf und ſagte: „Herr, Du mußt tanzen!" Drauf ſprach der Richter wieder: „Herr, was der Nasu bei der Hochzeit befiehlt, muß geſchehen. Wir lachten nun alle Drei, und ich ließ mich in die

*) Der Platz bei der Kirche iſt gewöhnlich der Tanzplatz der Walachen.

Reihen der Tanzenden zwängen. Ich tanzte einen walachiſchen mit und fand mich bald darein. Den Richter freute es ſehr, mit mir in einer Reihe zu tanzen, er wurde ausgelaſſen und trappte mit ſeinen ungeheuern Stiefeln faſt den gebretterten Fußboden durch. Ich ſuchte, da dieß große Freude erregte, mit demſelben zu wetteifern. Vielleicht war ich hiezu berechtigt, denn ich trug um jene Zeit ſtarke rindslederne Stiefel, die ich noch aus Schwaben mitgebracht hatte. An meinem Tanzen hatten auch die Mädchen großes Vergnügen, denn jauchzte der Richter walachiſch, ſo antwortete ich ſchwäbiſch. Der Tanz ging dadurch lebhafter und Alles wurde luſtig, einestheils weil man einen Deutſchen walachiſch tanzen und deutſch dazu jauchzen hörte, und dann, weil ſie ihren domnule Rintmaister (Herrn Rentmeiſter) ſo vergnügt in ihrer Mitte ſahen. Der Tanz nahm ein Ende, und wieder mußte ich der Sitte zu lieb die jungen Frauen im Kreiſe umher küſſen, die ganze walachiſche Geſellſchaft freute ſich ſehr, daß ich mich ſo willig in ihre Sitte fügte. Beſonders ergötzte ſich daran die hübſche Tochter des Hauſes. Sie lachte ſtets hinter mir, und zeigte ſich ſehr freundlich. Dieß iſt unter den walachiſchen Mädchen eine große Seltenheit, denn ſie ſind gleich den wilden Pferden oder dem Wild im Walde ſcheu und ſchüchtern. Ich nahm ſie beim Kinn und fragte ſie ſcherzend, ob ich ſie auch küſſen ſolle, da entzog ſie ſich mir ſchnell und drängte ſich unter ein paar Geſpielinnen in die Nähe ihres Bruders. Dort ſah ſie ſich aus dem Haufen hinter den Schultern ihres Bruders ſcheu nach mir um, ſie glaubte ſich von mir ungeſehen. Von dieſem Abende an hatte ich mit dieſem Mädchen eine freundliche Bekanntſchaft. Sie grüßte mich immer, wenn ich durch das Dorf ritt, oder ihr ſonſt wo begegnete, während Andere gern Vorübergehenden aus dem Wege gehen und ſich ſcheu in ihre Hütte flüchten.

Für einen Deutſchen iſt dieſe Art ſonderbar.

Jetzt machte mich die Tochter eines anweſenden Honoratiors auf den Kopfputz der Braut, welche eben eingetreten war, aufmerkſam; dieſelbe hatte ihn ganz mit eigener Hand gearbeitet; dann zeigte ſie mir die Binde, welche die Neuvermählte an dieſem Tage vor andern jungen Frauen auszeichnete. Ich fragte nun die Braut, ob ſie ihren jungen Mann gern genommen habe, da antwortete mir die geſprächige Mutter des luſtigen Richters, welche neben mir ſtand: „Ja wohl! doch habe ſie heute in der Kirche geſagt, als ſie der Popa *) fragte, „ja, wenn

*) Ein griechiſcher Geiſtlicher.

es der Wille ihrer und ſeiner Eltern ſeye.“ Dieſe Rede klingt aus dem Munde einer Braut, welche ihren Bräutigam gern hat, ſonderbar, iſt aber leicht zu erklären, wenn man weiß, daß die Heirathen bei den Walachen wie bei den Serben und Illyriern meiſt nur Conventionsſachen ſind. Ich fragte die Braut, ob ſie ſich ſchon an ihre Kopfbedeckung *) gewöhnt habe, darauf gab ſie zur Antwort: „Nein, noch nicht recht, ſie ſey ſo ſchwer. Nun, ich wünſche Dir viel Glück zur Angewöhnung, ſagte ich und dachte bei mir: „es iſt ein ſilbernes Joch **), welches die Arme auf den Kopf bekommen hat.“

Unſer Schlitten war bereits wieder vorgefahren, und wir verabſchiedeten uns von Braut und Bräutigam, vom weinmüden Nasu, vom luſtigen Brautführer, vom alten Nika, kurz von allen Hauptperſonen dieſes feſtlichen Abends. Ich war ſehr vergnügt bei den Walachen, von welchen ſo manche Menſchen, die ſie nicht zu kennen ſcheinen, ein ſo großes Sündenregiſter von Schlechtigkeit und Charakterloſigkeit aufzählen, einen Abend unter ſo gutmüthigen Scherzen verbracht zu haben. Dieſen Spaß zu verlängern, riefen uns der alte Nika mit ſeinem Sohne, dem Brautführer, noch nach, „wir ſollten morgen wieder kommen, die Hochzeit daure drei Tage.“

Wir fuhren heim und ich legte mich bald zum Schlafen nieder. Ich war aber zu aufgeregt und las daher noch in Talvj's intereſſanter Ueberſetzung ſerbiſcher Lieder, über die Hochzeitgebräuche dieſes Volkes. Wo dieſelben mit denen der Walachen zuſammenſtoßen, theile ich ſie hier nach meinen eigenen ſpäter gemachten Erfahrungen mit.

Wie bei den ſlaviſchen Nationen, ſo tritt auch die Walachin, wenn ſie ſich verheirathet, in einen viel beſchränkteren Kreis von Unterwürfigkeit. Was ſie früher in kindlicher Pflicht für die Eltern als untergeordnetes Weſen oder für den Bruder that, iſt ſie jetzt ihrem Manne ſchuldig, ſie iſt ihm vollkommen unterthan. Leicht würde ſie ſich von Jugend auf an dieſen Gedanken gewöhnen, hätte ſie dann ihre Herzenswahl, wenn ſie ſich verheirathete. Dieß iſt aber nicht der Fall; die Heirath iſt auch bei den Walachen eine von den gegenſeitigen Eltern abgemachte Sache, und nur ſelten treffen ſich dabei die Herzen zuſammen. Gewöhnlich ſucht der umſichtige Verſtand der Eltern Geld und Gut auf der einen und daſſelbe, oder wenigſtens Fleiß und Bravheit,

*) Das Zeichen ihrer weiblichen Würde.

**) Silbernes Joch, weil dieſe Kopfbedeckung rings herum mit ächten Silberzwanzigern geſchmückt war.

auf der andern Seite. Anders iſt es zwiſchen den jungen Leuten, Liebe ſucht Liebe, denn ſie iſt es, welche alle Beſchwerden des Lebens erleichtert und den Fluch, welcher auf dem Menſchengeſchlecht haftet, lindert. Liebe finden oft zwei bei ſich, wo die Verhältniſſe ſchlechterdings keine Verbindung zulaſſen. Jetzt greift der Jüngling zu einem Mittel, zum einzigen, welches in ſeiner Hand ſteht; er entführt das Mädchen mit Hilfe ſeiner Kameraden und mit Gewalt, je nachdem jene freiwillig oder gezwungen geht. Er entflieht, und bleibt er nur eine Nacht mit ihr aus, ſo kann ſie nicht mehr in das Haus ihrer Eltern zurückgezwungen werden. Freiwillig geht ſie jetzt nur in ſehr ſeltnen Fällen, weil ihr guter Ruf als Mädchen hin wäre, indeſſen ſie ſich als Frau trotz ihres ſonderbaren Heirathsaktes immerhin die Liebe ihres Mannes bewahren und die Achtung des Dorfes erwerben könnte. Bei einem ſolchen Vorfalle ließen ſich entweder beide ſchon von einem auswärtigen Popen trauen, oder es geſchieht dieß jetzt. Wurde ein Mädchen gewaltſam entführt und will ſie nicht bei ihrem Entführer bleiben, ſo iſt die Strafe für den Räuber und ſeine Geſellen ſehr hart. Jede Entführung, geſchehe ſie mit oder ohne Einwilligung des Mädchens, bringt der Familie Unehre und unterliegt der Strafe. Der Staat will vor unvermögenden aber glücklichen Eheleuten, wohlhabende, bei denen nicht zu befürchten ſteht, daß ſie einſt betteln oder herumvagiren; ob ſie ſich in ihrem Häuslichen beißen oder kratzen, iſt gleichgültig.

Geht eine Hochzeit nach Landesſitte vor ſich, ſo begibt ſich ein Werber, gewöhnlich der Bruder des Bräutigams, ins Haus der Braut und theilt dort Geſchenke aus, z. B. an den Vater, die Mutter u. ſ. f., alsdann unterhandelt er ordentlich mit der Braut; er bietet ihr etwa einen ſchönen Rock und ſie für den Bräutigam ein feines Hemd. *) Endlich werden ſie einig, der Bräutigam iſt unterdeſſen mit ſeinem Gefolge angekommen, und nun verabſchiedet ſich die Tochter aus dem Hauſe ihrer Eltern. Sie beſteigt einen Wagen mit einigen Verwandten ihrer Familie. Der Brautführer ſitzt neben ihr. Voran ſprengen ihre jugendlichen Brüder, ſie haben den Pferden ihre Sacktücher angehängt, und unter Böller- und Flintenſchüſſen verkündigen ſie die baldige Ankunft der Braut im Hauſe des Bräutigams. Voran dem Brautzuge eilt der Wagen mit der Muſik. Man ſieht darauf gewöhnlich die ſchwarzbraunen Geſichter von Zigeunern. Auf dem zweiten, deſſen

*) Bei den walachiſchen Hemden ſind Kragen, Bruſtſtriche und Manſchetten ſchön mit roth und blauen Blumen ganz nach türkiſcher Art ausgenäht.

Pferde mit bunten Tüchern behängt ſind, folgt die Braut, auf einem andern der Bräutigam, mit einem Tuche am Hute oder an der Mütze. Dann in andern die luſtigen Hochzeitleute. Im Hauſe der Eltern angekommen, wird Alles freundlich empfangen, und nun werden in feierlichem Zuge die Standesperſonen der Familie abgeholt, dieſe ſind z. B. der Großvater, der nasu, ältere Oheime ꝛc.

Auf den kirchlichen Akt fällt der geringſte Werth, man betrachtet ihn bloß als herkömmlich für nöthig.

Sind nun die Hochzeitleute alle bei einander, ſo geht die Feier im Hauſe des Bräutigams an, wie ich es oben beſchrieb.

Iſt die Hochzeit zu Ende, ſo werden oben benannte Standesperſonen wieder feierlich heimbegleitet. Die Mädchen ſind mit Blumen geſchmückt, Fahnen wehen und mancher Schuß wird verpufft.

Wer einem ſolchen Zuge begegnet, wird angehalten, der Brautführer bietet ihm aus der Tschutura *) zu Trinken an, und will man den freundlichen Willkomm nicht zurückſtoßen, ſo thut man Beſcheid, ſpricht ein: cu sinatate **), trinkt und ſegnet die Hochzeitleute.

Mit dieſem Zuge geht die Hochzeitfeierlichkeit zu Ende.

---

*) Eine hölzerne Feldflaſche.

**) sinatate, ſprich sinatatje; rein walachiſch sanitate, „cu sanitate“ mit Geſundheit.

Der kleine Franzose.

Wahre Anekdote.

Die Kirche zu Unserer lieben Mutter von Kasan, die besuchteste aller St. Petersburger Kirchen, weil sie gewöhnlich der Sammelplatz der hohen Aristokratie ist, vermochte am Festtage des heiligen Nikolaus kaum die Menge zu fassen, die sich in ihre Hallen drängte; denn nächst dem Feste des berühmten Schutzpatrons wirkte eine nicht weniger wichtige Ursache zu diesem zahlreichen Besuche; der hochverehrte Metropolit Platon sollte nämlich in eigener Person das Hochamt halten. In griechischen Gotteshäusern ist es nicht erlaubt niederzuknien oder sich zu setzen, folglich wohnte auch das ganze im Tempel versammelte Volk dem Gottesdienste stehend bei. Die bei solchen Gelegenheiten nur allein angewendete Vocalmusik ist gänzlich von der in katholischen Kirchen gebräuchlichen verschieden, und besitzt weder die Majestät, noch das Sanfte oder Poetische der Letztern. Es sind ernste und monotone Gesänge, halb italienischen, halb asiatischen Geschlechts, die den Hörer ergreifen ohne ihn zu rühren, die das Gemüth trüb stimmen, ohne es jedoch mit einem wirklich religiösen Gefühl zu durchdringen.

Der Altar, vor welchem der Archimandrit das Hochamt hielt, blieb während des größern Theils der Ceremonie unsichtbar, denn um den alten Tempel in Jerusalem nachzuahmen, ist während des heiligen Amtes das Heiligthum der russischen Kirchen verschlossen, öffnet sich nur selten, und nur in dem Augenblicke, wenn der Messe lesende Priester mit zwei Leuchtern heraustritt, auf deren einem zwei, auf dem andern drei Kerzen brennen, um dem Volke den Segen zu ertheilen, kann man vollständig das Innere übersehen.

In dem Momente, als das Allerheiligste sich öffnete und wo Jeder der Anwesenden ohne Ansehen der Person auf die Steinplatten des Tempels niederstürzte, trat in diese Kirche die groteskeste Figur, die man sich nur vorstellen kann. Sie war französisch gekleidet; kurze Beinkleider und seidene Strümpfe bedeckten unglaublich dürre Beine, ein mit breiten Tressen besetzter Rock und ein kleiner Livreehut vervollständigten ihren Anzug. Die ganze Gestalt gehörte einem Affen, der aber die

bewundernswürdigſte Aehnlichkeit mit einem Menſchen hatte. Verwundert betrachtete er anfangs das ſeltſame vor ſeinen Augen aufgeführte Schauſpiel, denn hingeriſſen von ſeiner Nachäffungsſucht, legte er ſich auch platt auf den Boden, allein einige in dieſer Stellung zugebrachte Minuten, ließen ihm dieſe Unthätigkeit ganz unerträglich erſcheinen. Ganz ſtill erhob er ſich, ſchlich an den Wänden hin und machte erſt vor dem Sanctuarium halt, auf deſſen Brüſtung er ſich ganz bequem mit den Ellenbogen auflehnte. Der Metropolit Platon erkannte den Affen und lächelte kaum merklich; dem Affen hingegen ging keine einzige Bewegung des Archimandriten verloren, und als dieſer nach dem Volke ertheilten Segen in das Allerheiligſte zurücktrat, ſprang der Affe mit einem Satze über den das Heiligſte von der übrigen Kirche ſcheidenden Raum, ſchlüpfte ſchnell in die abgelegten Gewänder und nun trat dieſer Prieſter ganz neuer Art, die beiden Leuchter in der Hand, hervor, um dem Volke einen zweiten Segen zu ertheilen.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß dieſe ſeltſame Parodie ein unerhörtes Aufſehen erregte. Niemals zog ein herumſchweifender und zufällig in eine Kirche gerathener Hund eine größere Menge von Flüchen und Verwünſchungen ſich zu *). Tauſend Stimmen ſchrien über Tempelſchändung, tauſend Hände erhoben ſich zumal gegen das unglückliche Thier. Verwundert über einen Tumult, von dem er gewiß die Urſache nicht errieth, fuhr der Affe im Anfange fort, den Metropoliten mit unerſchütterlichem Ernſte nachzuahmen, als aber die Bewegungen des Volkes immer handgreiflicher wurden, warf er mit einem Male ſeine nachgeäfften Menſchenſitten ab und griff wieder zu ſeiner elaſtiſchen Natur. Er wurde wieder der Menſch der Wälder, machte Sätze wie eine wilde Katze und wand ſich wie eine Schlange. Heilige Bücher, Kelche, geweihte Kerzen, Alles wurde Waffe in ſeinen ſchnellen und kräftigen Händen. Vergebliches Bemühen! das arme Thier hatte gegen ein ganzes Volk zu kämpfen, das wildeſte Thier von allen, wenn man das Unglück gehabt hat ſeine abergläubiſchen Leidenſchaften zu reizen. Er wurde ergriffen, geknebelt und dem Großmeiſter der Polizei als Ketzer und Tempelſchänder überliefert.

Dieſer Affe gehörte dem Marquis de L'hopital, dem damaligen Geſandten Frankreichs in Rußland und war ein wahres Wunder. Sein wunderbarer Inſtinkt, ſein beſcheidenes Betragen gegen das ſchöne Geſchlecht und die ſonderbare Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, hatten ſchon

*) Nach den religiöſen Meinungen der Ruſſen, kann kein Hund durch eine Kirche laufen, ohne ſie zu entweihen.

längſt die Bewunderung von ganz Petersburg erregt. Die ruſſiſchen Damen, die ſich für alles Bizarre leidenſchaftlich intereſſiren, waren ganz vernarrt in ihn. Katharina ſelbſt hatte ihn zu Gnaden angenommen, er mußte ihr bei ihren Soupers in der Eremitage aufwarten, wo die Kaiſerin jeden Abend ihre von ihr ſogenannte kleine Société bei ſich ſah. Das Volk war ſchon längſt überzeugt, dieſer Affe ſey ein Menſch, und hatte ſeine Ueberzeugung dadurch ausgedrückt, daß es ihn den „kleinen Franzoſen“ nannte, ein Name unter welchem der Affe des Marquis allgemein bekannt war. Der Geſandte befand ſich gerade bei Maria Paolo, der ruſſiſchen Ninon Lenclos, als er Nachricht von der ſeltſamen Begebenheit erhielt, die ganz Petersburg in Unruhe verſetzte, und eilte zur Kaiſerin. Die Chevaliers-Garden in ihren alterthümlichen Silberküraſſen, eine Menge vornehmer Herrn alle in Uniformen aber von verſchiedenen Farben, nach den Provinzen oder den Departements, zu denen ſie gehörten, viele Generale, die ſich im damaligen erſten Türkenkriege ausgezeichnet hatten, einige junge Offiziere, die nach und nach zu Günſtlingen Katharinas der Zweiten emporſtiegen und von denen Einige teuer genug die kurze Zeit ihrer Macht büßen mußten, dieſe und noch viele Andere hatten ſich eiligſt im Winter-Palais verſammelt. Die Regierung gedachte nämlich der erſt vor Kurzem vorgefallenen Ermordung des tugendhaften Erzbiſchofs Gregor; es ſtand zu befürchten, ob das Volk ſeine jetzige Zuſammenrottung nicht zu ernſten Exceſſen gegen die in der Hauptſtadt wohnenden Franzoſen benützen dürfte. Unter den ausgezeichnetſten bei der Kaiſerin verſammelten hohen Offizieren bemerkte man beſonders die Fürſten Repnin, Kamenskoy, den Feldmarſchall Romanzof, Potemkin und den Groß-Admiral Alexis Orloff, den Bruder und Genoſſen von Peter des Dritten berüchtigtem Mörder. Letzterer trug auf ſeiner Bruſt Katharinens Bild, das er von ſeinem Bruder erhalten und in deſſen Beſitz der Wunſch der Kaiſerin ihn gelaſſen hatte. Paul der Erſte gebot ihm ſpäter, um ſeinen Vater zu rächen, Peter III. Bildniß anſtatt Katharinas Portrait zu tragen, und verdammte auf dieſe Weiſe den Mörder unaufhörlich, das Zeichen ſeines Verbrechens mit ſich herumzuſchleppen.

Die Kaiſerin ſaß auf einem Divan, zu ihrer Seite die berühmte Fürſtin Daſchkow, der ſie hauptſächlich ihre Krone verdankte und die über Rußland die reellſte Macht ausübte, nämlich die des Talentes. Katharina Alexewna trug die Nationaltracht der alten Ruſſen. Ihre lange Tunica war bedeckt durch ein kurzes ſchwarzſammtnes und vorn zugeknöpftes Gewand, deſſen immer mehr ſich verengende Aermel bis

zum Handgelenk herunter gingen. Mehre Ordensbänder von verſchiedenen Farben kreuzten ſich auf ihrer Bruſt und hielten die Ordensſterne der heiligen Andreas, Georg, Alexander Newsky und Wladimir. Ihre Locken wurden überragt von einem prächtigen Juwelen-Diademe. Sie war klein von Geſtalt und obgleich damals noch jung, zeigten ihre Formen bereits eine ziemliche Fülle. Ihre Haltung war majeſtätiſch, ihr Blick ſtolz und durchdringend; ihr Lächeln beſaß eine unbeſchreibliche ſanfte Anmuth.

Sie erhob ſich etwas, als ſie den Geſandten eintraten ſah, den ſie mit einer Achtung beehrte, die, wie man behauptete, bis zur Vertraulichkeit ging.

„Was fehlt Ihnen, Herr Marquis?“ fragte raſch die Kaiſerin, verwundert über ſeine Bläſſe und Aufregung.

Der Geſandte erzählte ihr das Abenteuer, das ſie ſchon kannte.

„Ich wage eine Gnade von Ew. Majeſtät zu erflehen!“ endigte er ſeine Erzählung. „Job iſt mein alter Freund. Seit fünfzehn Jahren hat er mich keinen Tag über verlaſſen, und Ew. Majeſtät haben ſelbſt oft geruht, Zeuge ſeines wundervollen Verſtandes zu ſeyn. Verzeihung, wenn ich für ihn bitte, mag auch dieſe Zuneigung ſeltſam, ſogar lächerlich vielleicht erſcheinen. Sey es damit aber wie es wolle,“ ſetzte der Marquis hinzu und heftete einen bedeutungsvollen Blick auf Catharina, „Ew. Majeſtät wird mich zu unbegrenzter Dankbarkeit an Ihren Dienſt feſſeln, wenn Sie geſtattet, meinen Affen aus den Händen der Juſtiz zu befreien und dadurch verhindert, daß ein Thier nicht ſo gerichtet werde, wie ein Menſch ...“

Katharina beugte ſich zur Fürſtin Daſchkow, wechſelte mit ihr einige Worte und wendete ſich dann zum franzöſiſchen Geſandten: — „ich bedaure unendlich meine Ohnmacht in dieſem Falle, allein, was Sie verlangen, iſt unmöglich.“

„Unmöglich!“ wiederholte der Marquis lebhaft; „.... Ew. Majeſtät herrſchen jedoch unumſchränkt über Rußland .... Ihr Wille ſteht über den Geſetzen .... und wenn es Ihnen verſtattet iſt, die Beſchlüſſe der Gerichtshöfe zu beſtätigen, ſo beſitzen Sie auch das Recht, ſie umzuſtoßen ....“

Flüchtig zogen ſich Katharinens Augenbrauen zuſammen.

„Ich bin ſelbſtſtändige Herrſcherin, allerdings“, unterbrach ihn die Kaiſerin mit bewegter Stimme; „Aberglaube iſt jedoch mächtiger als ich ... der Himmel iſt mein Zeuge, Herr Marquis, daß ich von Herzen gern fünfundzwanzigtauſend Rubel geben wollte, um Ihren Affen zu retten ... Aber“, ſetzte ſie dem Geſandten in's Ohr flüſternd hinzu,

„iſt Ihnen unſere Geſchichte nicht hinreichend bekannt?... Wird der kleine Franzoſe begnadigt, wer bürgt mir dafür, ob ich morgen noch Kaiſerin bin?“

„Wie, allergnädigſte Frau!“ entgegnete keck der Marquis, „ſollte Rußland noch in ſo tiefem Aberglauben befangen ſeyn? Möge Ew. Majeſtät doch bedenken... was... was Europa ſagen dürfte, wenn es vernimmt, daß im XVIII. Jahrhundert ein ſo unwiſſendes Volk gefunden wird, das einem Affen volle Vernunft zuſchreibt... und Richter, die feig oder dumm genug ſind, ihn zu verurtheilen!“

„Was wollen Sie?“ antwortete Katharina aus ihrem Nachdenken erwachend; „... der Fanatismus hat in Rußland zu tiefe Wurzeln geſchlagen, als daß Menſchenhand ſie ausrotten könnte... dieß vermag nur die Zeit, nicht aber Menſchen.“

Acht Tage nach dieſer Scene wurde der kleine Franzoſe vom Kriminal-Gerichtshofe verurtheilt, fünfzig Knutenhiebe zu erhalten; und dieſer Spruch war ſo gut als ein Todesurtheil. Vergebens verſuchte der Marquis de L'hopital durch beträchtliche Anerbietungen die ſonſt ſo gefällige Geldgier der Wächter des kleinen Franzoſen und der ihn verdammenden Richter zu beſtechen. Alle blieben, und zwar aus guten Urſachen der Verführung unzugänglich. Vergebens wendete er ſich mit neuen Bitten an die Kaiſerin; vergebens nahm er die Verwendung der einflußreichſten Großen in Anſpruch, Alles ſcheiterte an der Furcht. Die Lehren der Vergangenheit waren für Katharina nicht umſonſt gegeben worden, ſie verbarg ſich nicht, daß eine hier eintretende Gnade ihr die Krone koſten dürfte und daher begreift es ſich leicht, daß eine Kaiſerin, die ihre Krone ſo theuer erkauft hatte, ſie nicht eines Affen wegen auf's Spiel ſetzen wollte, und wäre er noch hundert Mal geſcheidter und wunderbarer geweſen, als der Affe des Marquis de L'hopital.

Der kleine Franzoſe erhielt folglich die Knute auf dem gewöhnlichen zu Executionen beſtimmten Platze. Eine unzählbare Menſchenmenge umringte das hölzerne Schaffot auf dem das unglückliche Thier mit Armen und Füßen angefeſſelt ausgeſtreckt lag. Zwei Nachrichter-Knechte ſchlugen es abwechſelnd und wiſchten mit den Händen das nach jedem Streiche über ſeinen Körper und an der Knute herabſtrömende Blut ab. Wir enthalten uns den weitern Verlauf einer Scene zu ſchildern, deren Ausgang man ahnen kann. Der Marquis de L'hopital war untröſtlich über den Verluſt ſeines alten Freundes, und ſelbſt die Kaiſerin bedauerte aufrichtig das unglückliche Ende des jungen Franzoſen.

Dieſe Geſchichte trug ſich vor fünfzig Jahren zu.

Napoleon auf der Jagd.

Napoleon hatte nicht viel Sinn für die Jagd; wenn er demungeachtet ſich dieſem Vergnügen hingab, ſo geſchah es, um allen Forderungen der Etikette zu entſprechen, welche die Jagd als einen königlichen Zeitvertreib hinſtellt. Die kaiſerliche Jagd war in Beziehung auf das Perſonal ökonomiſch eingerichtet, und beſtand aus dem Fürſten von Neufchatel, Oberjägermeiſter; von Honnencourt, Oberjäger; denn Herrn v. Bougars und Caquezoy, Meiſterjäger; Herrn v. Girandin, Capitain der Schießjagd, und einem Büchſenſpanner des Kaiſers. Herr v. Beauterne, welcher ein vortrefflicher Schütze war, vielleicht weil er nur ein Auge hatte, gehörte gleichfalls zu dem Perſonale, aus welchem die höhern Jagdoffiziere beſtanden. Hiezu kamen noch ſechs Jägermeiſter.

Wenn ſich der Kaiſer auf eine ſeiner Jagden begab, ſo begleiteten ihn die von ihm eingeladenen Perſonen, der Oberjägermeiſter, der dienſtthuende Adjutant, zuweilen der Oberſtſtallmeiſter, zwei Pagen, Ruſtan, der Mameluck, einer der dienſtthuenden Chirurgen, zwei Bereiter und ein Halbdutzend andere Bediente. Berthier hatte Morgens dem Jägermeiſter, in deſſen Revier der Kaiſer jagen wollte, deſſen Befehle zukommen zu laſſen. Es wurden ſodann alle Maßregeln genommen, um an beſtimmten Plätzen ſo viel als möglich Wild zuſammen zu treiben. Die Hüter trieben es durch fortwährendes Klopfen in einen Kreis, den man hierauf mit Pfählen umgab. Dieſer Kreis hatte ungefähr eine Quadratſtunde im Umfange. Einige Stunden vor der Ankunft Napoleons machte man drei kleine Wege durch das Heidekraut, welche man, nachdem ſie möglichſt geebnet waren, mit Sand überfuhr, einen für den Kaiſer (den mittlern), einen für den Oberjägermeiſter (den zur Rechten) und den dritten (links von Sr. Majeſtät) für die Perſonen, welchen die Ehre zu Theil wurde, in ſeiner Nähe ihren Platz zu haben.

Man konnte es wohl vorherſehen, wenn der Kaiſer zu Fontainebleau, Rambouillet oder Compiegne jagen wollte, denn eine Menge Menſchen von allen Claſſen, Taglöhner und Bauern aus der Nachbarſchaft eilten von allen Seiten herbei, um ſich freiwillig unter die Jagdoffiziere zu ſtellen. Man bekleidete jeden von ihnen mit einem Paar Camaſchen von Büffelleder, die ihnen faſt bis an die Hüften gingen, und um ſie den Gardegensd'armen kenntlich zu machen, die eine Art von Cordon um das Jagdrevier zogen, gab man ihnen eine Platte an den linken Arm, worauf ſie, mit einer Stange oder einem Beſenſtiele verſehen, im Kreis und auf hinlängliche Entfernung aufgeſtellt wurden, ſo daß ſie, ohne von den Jägern etwas befürchten zu müſſen, das Wild, welches bei der Annäherung des Kaiſers floh, wieder zurücktreiben konnten. Zu Verſailles und Saint-Germain benützte man hiezu die Soldaten der Garniſon, welche man ebenſo ausſtaffirte und bewaffnete.

Dieſe Treiber waren zuweilen ſo zahlreich, daß ſie eine Kette bildeten und ſo gegen Napoleon vorrückten, je nachdem er ſelbſt in der Richtung des kleinen Sandweges vorſchritt. Herr von Beauterne ließ unter ſeinen Augen die Gewehre des Kaiſers laden, und ſtellte ſie dem erſten Pagen zu, der ſie Napoleon unmittelbar überreichte. Meiſtens wurden die Büchſenmacher der Garde, ſo wie die Piqueurs und Ruſtan zum Laden der Gewehre verwendet. Letzterer war hierin ſehr gewandt und hurtig. Die Obliegenheiten der Büchſenmacher beſchränkten ſich hauptſächlich darauf, Lauf und Schloß nach dem Schuſſe zu viſitiren und ſich von deren gutem Zuſtande zu überzeugen. Napoleon bediente ſich keiner Doppelgewehre, er gebrauchte gewöhnlich kleine, einfache und ſehr leichte Flinten mit kurzem Lauf, die früher Ludwig XVI. angehörten, der bekanntlich ein leidenſchaftlicher Jäger war, und, wie man behauptet, bei Verfertigung derſelben ſelbſt Hand angelegt hatte. Napoleon war ein ſchlechter Schütze, weil er ſich kaum Zeit zum Zielen nahm, und den Kolben nicht feſt an die Schulter anlehnte. Da er demungeachtet ſtark und feſtgeladene Gewehre verlangte, ſo traf es ſich oft, daß nach der Jagd Schulter, Arm und ſelbſt die Hände Quetſchungen erlitten hatten.

Das Jagdrevier war gewöhnlich mit Netzen umhängt, die an Pfählen befeſtigt waren, welche in gewiſſen Zwiſchenräumen aufgerichtet wurden. Man trieb auf dieſe Art das Wild, das ſich daſelbſt fing, auf den Kampfplatz zurück. Am Ende der Jagd näherten ſich die Treiber, indem ſie den Kreis enger ſchloſſen, ſo daß das Wild, welches dem Tode entronnen war, auf einen Haufen zuſammengedrängt wurde, und

was nun auf den letzten Schuß fiel, wurde in Haufen gelegt, was man das Jagdbouquet nannte.

So wie der Kaiſer, ſo hatten auch die übrigen Jäger ihre zum Sammeln beſtimmten Leute. Es war den Treibern ausdrücklich verboten, ein getödtetes Wild zu berühren, das von einem andern Jäger geſchoſſen wurde, als dem ihnen zugetheilten. Herr von Hannecourt ging mit einer Schreibtafel und einem Bleiſtift in der Hand an der Spitze kleiner Wagen in der Form von Schubkarren, die von dieſen Leuten gezogen wurden, von Stelle zu Stelle, um das getödtete Wild aufzuzeichnen und aufladen zu laſſen. Er machte ſodann am Ende der Jagd Rapport hierüber, indem er dem Kaiſer meldete, wie viel Stücke durch ihn, wie viel durch den Oberjägermeiſter und wie viele durch die andern Gäſte erlegt worden ſeyen. Das erlegte Wild erreichte zuweilen eine Anzahl von tauſend bis zwölfhundert Stück Kaninchen, Haſen, Faſanen, Wachteln, Rebhühnern ꝛc. Hierauf vertheilte der Kaiſer das von ſeiner Hand erlegte Wild. Oft wanderte daſſelbe nach Paris, wo es verkauft wurde. Die hauptſächlichſten Lieferanten der erſten Speiſewirthe waren die großen Würdeträger, die ein ſchönes Geld für die Geſchenke einnahmen, die ihnen der Kaiſer für ihre Tafel gemacht hatte. Es war ihm gewiß unbekannt, daß dieſe ſtolzen Perſonen ſich intereſſirter zeigten, als jene, die ſie mit ſtolzer Verachtung Krämer nannten.

Der Kaiſer war weder glücklich, noch gewandt auf der Jagd; einmal zerſprang ihm ein Gewehr in der Hand, ein andermal verwundete er, indem er auf ein wildes Schwein zielte, einen der untern Jagddiener ſchwer am Schenkel, ein drittesmal endlich gingen der brave Marſchall Maſſena und Berthier eine kurze Strecke vor Napoleon voraus: ein Volk Rebhühner ſtieg auf, die Ehre des erſten Schuſſes gebührte dem Kaiſer, er ſchießt, ein abſpringender Schrot trifft Maſſena in das Auge, man eilt ihm zu Hilfe, und Napoleon beſchuldigte Berthier, Maſſena verwundet zu haben.

Der Oberjägermeiſter beſtreitet es, Napoleon beharrt auf ſeiner Behauptung, Berthier ſchweigt, und beide verlaſſen die Jagd in ſehr übler Laune.

Sogleich nach ſeiner Ankunft in Malmaiſon verlangt der Kaiſer den Adjutanten du Jour. — Begeben Sie ſich augenblicklich nach Paris; bringen Sie Larrey den Befehl, unverzüglich und ohne einen Augenblick zu verlieren, nach Ruel zu eilen, um dem krankgewordenen Maſſena daſelbſt Hilfe zu leiſten; dieß Billet hat er ihm bei ſeiner Ankunft zu übergeben. Gehen Sie.

Der Befehl wird auf der Stelle vollführt. Larrey kommt in Ruel an. — Mein Herr Marſchall, der Kaiſer ließ mich wiſſen, Sie ſeyen unpäßlich; ich komme ...

— Bei Gott! er weiß es recht gut, da ſehen Sie her.

— Gefährlich iſt die Wunde nicht, Herr Marſchall, allein das Auge ſcheint ſehr angegriffen zu ſeyn.

— Werde ich einäugig werden?

— Das ſage ich nicht, allein es bedarf ſehr vieler Sorgfalt ... à propos ich vergaß, Ihnen dieß Billet von Sr. Majeſtät zuzuſtellen.

— Leſen Sie, mein lieber Larrey, denn ich ſehe keinen Stich.

Und Larrey erbrach das Schreiben und las mit lauter Stimme:

„Mein Vetter! Sobald es Ihre Geſundheit erlauben wird, werden „Sie ſich nach Portugal begeben, um daſelbſt das Oberkommando über „die Armee zu übernehmen. Demnächſt bitte ich Gott, daß er Sie in „ſeinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Napoleon."

— Der Mann hat den Teufel im Leib, rief Maſſena mit ſchlecht unterdrückter Freude, ſtets ſtreut er einem Sand in die Augen.

Dieß war die Urſache, wodurch Maſſena ein Auge verlor, und das Kommando über die Armee von Portugal erhielt.

Dagegen war Napoleon bei einer andern Gelegenheit ſo glücklich, das Leben eines Kindes zu retten. Er hetzte einen Dammhirſch in dem Gehölze von Avray. Das Thier warf in ſeiner Flucht ein Mädchen um, das ein ſechs Monate altes Kind auf den Armen trug; das Leben des Kindes, wie das des Mädchens, waren in großer Gefahr; Napoleon ſpringt vom Pferde, ſtürzt ſich mitten unter die Hunde und entreißt das Kind friſch und geſund der Gefahr.

Wenn Napoleon auf die Hirſch- oder wilde Schweinsjagd ging, verließ er morgens mit Tagesanbruch das Schloß. Der Fürſt von Neufchatel bezeichnete vorher den eingeladenen Perſonen den Ort der Zuſammenkunft.

Nichts unterſchied die Kleidung des Kaiſers von der eines gewöhnlichen Jägers, ausgenommen ſein Hut, denn auch auf der Jagd trug er ſein gewöhnliches, ſo berühmt gewordenes Hütchen. Zuweilen trug er über die Jagdkleidung einen blauen oder ſtahlgrauen Ueberrock, jedoch nur wenn es ſehr kalt war, oder ſtark regnete. Die Prinzeſſinnen und die übrigen Damen fuhren in vierſpännigen Kaleſchen (die Kaiſerin allein fuhr ſechsſpännig), und ſo folgten alle den verſchiedenen Richtungen der Jagd. Ihr Coſtüm beſtand aus einem eleganten Amazonenkleid von

hellblauer oder grüner Farbe, mit einer Toque in der Form eines Männerhutes, die mit einer weißen oder ſchwarzen Feder garnirt war. Schleier trugen ſie nicht.

Auf einer ſeiner großen Jagden, welcher die Kaiſerin beiwohnte (es war zu Fontainebleau) flüchtete ſich ein, von dem Kaiſer verfolgter Hirſch unter die Kaleſche von Joſephine; dieſes Aſyl rettete ihn, denn die Kaiſerin nahm ihn in ihren Schutz. — Bonaparte, ſagte Joſephine zu Napoleon, der faſt gleichzeitig mit dem Hirſche angekommen war, ich bitte um Gnade für ihn, tödte ihn nicht, er iſt ſo ſchön! Der Kaiſer entſprach ihrem Wunſche, und die Kaiſerin machte ihre kleine goldne Kette los und verlangte, daß man ſie dem Hirſch um den Hals hänge. — Dieß, ſagte ſie, ſey ein Zeichen ſeiner Unverletzbarkeit, und ſoll ihn gegen die Jäger ſchützen. — Gegen die Jäger, erwiderte lachend Napoleon, das iſt möglich, aber für die Diebe möchte ich nicht ſtehen. Ich wette, morgen iſt das Thier nicht mehr am Leben.

Bei den großen Jagden von Rambouillet verſammelte man ſich ſtets am Weiher des Thurms, wo ein reicher und prächtig eingerichteter Pavillon die Jagdgeſellſchaft empfing. Man frühſtückte an zwei Tiſchen: der erſte war für den Kaiſer, die Kaiſerin und die hiezu eingeladenen Perſonen, (die Damen, welche der Jagd folgten, hatten ſtets dieſen Platz); und der zweite war für die höhern Offiziere und Hofdiener beſtimmt. Das niedere Jagdgefolge und die Gardegensdarmen, welche bei der Jagd Dienſte thaten, befanden ſich außerhalb dieſer Zelte. Das Frühſtück war nur immer von kurzer Dauer.

Napoleon probirte ein einziges Mal die Falkenjagd, und zwar in der Ebene von Rambouillet. Dieſe Jagd wurde nur angeordnet, um mit den Falken, welche er von ſeinem Bruder, dem König von Holland, zum Geſchenk erhalten hatte, einen Verſuch anzuſtellen. Der Kaiſer fand wenig Gefallen an denſelben, und die Falken wurden in den Jardin-des-Plantes und in die Menagerie von Malmaiſon vertheilt.

Zu derſelben Zeit fand eine große wilde Schweinsjagd in dem Gehölze von Compiegne ſtatt, zu welcher der Kaiſer den, eben erſt angekommenen, türkiſchen Geſandten eingeladen hatte. Die türkiſche Excellenz folgte der Jagd, ohne daß eine Muskel ſeines ernſten Geſichtes den Eindruck verrieth, den dieſe für ihn neue Art von Vergnügen in ihm hervorbrachte. Nachdem das wilde Schwein gehetzt war, ließ der Kaiſer dem türkiſchen Geſandten eines ſeiner Gewehre anbieten, um ihm die Ehre des erſten Schuſſes zu überlaſſen; derſelbe lehnte jedoch dieſe Ehre ab, wahrſcheinlich konnte er nicht begreifen, welches Ver-

gnügen es gewähren ſolle, ein armes gejagtes Thier, ein paar Schritte von ſich entfernt, niederzuſchießen, das ſich weder vertheidigen noch entfliehen konnte.

Wenn der Kaiſer nach der Jagd mit der Kaiſerin zur Mittagstafel ging, oder den Abend in den großen Appartements zubringen wollte, ſo kleidete er ſich vollſtändig um. Dieſen Umſtand ausgenommen, kleidete er ſich nie zweimal des Tages. Doch niemals erſchien er in den Abendcercles anders als in weißen Caſimir-Beinkleidern, ſeidenen Strümpfen und Schuhen mit Schnallen, ſelbſt nicht, wenn er von einer Reiſe ankam.

Beim Beginn des Jahres 1813 bemerkte man, daß der Kaiſer viel häufiger auf die Jagd ging, als dieß früher der Fall war.

— Es iſt ja nothwendig, daß ich eine Bewegung mache, und daß die Zeitungen hievon Erwähnung thun, ſagte er, da die einfältigen Engländer täglich in ihren Flugſchriften wiederholen, daß ich mich nicht mehr rühren könne, und daß ich zu nichts mehr tauge. Geduld, wenn ich mich in meinem Hauptquartier befinden werde, will ich ihnen ſchon zeigen, daß ich an Geiſt und Körper noch geſund bin.

Schubert.

Von

Joseph d'Ortigue.

Seit einigen Jahren erhebt ſich in Frankreich ein muſikaliſcher Name immer höher, jedoch ganz beſcheiden und langſam. Der Name, aber von dem ich rede, gehört leider! einem bereits geſtorbenen Tonſetzer; der Ruhm, der von ihm ausgeht, erregt keine Leidenſchaften, keinen Haß mehr, erkennt keine Gegner aber auch keine enthuſiaſtiſchen Verehrer, nur ein ruhiges und wohlüberlegtes Gefühl flößt er ein, das Gefühl einer aufrichtigen und ächten Bewunderung. Und dieſen ſpäten aber wohlverdienten Ruhm verdankt er nur ſich ſelbſt; nicht vollſtändig genoß er ihn während ſeines Lebens, doch vermochte er ihn ſchon jenſeit des Grabes zu erblicken.

Jeder Liebhaber der wahren, das Gefühl ergreifenden und in ihrem Ausdrucke einfachen Muſik fühlt eine tiefe Verehrung für Schuberts Muſik. Wenn Beethoven, wenn Weber in der Symphonie, im Orcheſter, im weiten Concertſaale herrſchen, ſo regiert dagegen Schubert im kleinen Salon, am Piano. Der Verfaſſer der Balladen iſt aber nicht ohne Berührungspunkte mit ſeinen großen Zeitgenoſſen, mit einer Hand berührt er Beethoven, mit der andern Weber. Eine ruhmvolle Dreieinigkeit wird von dieſen drei Männern gebildet, eine Vereinigung ihrer Werke dürfte vielleicht als das muſikaliſche Hauptprodukt Deutſchlands im XIX. Jahrhundert angeſehen werden.

Sind aber Schuberts Balladen, von denen ein Theil in Frankreich durch die eifrige Sorgfalt der Herren Nourrit, Bellangé und des Herausgebers Richault bekannt wurde, in Verbindung mit einigen Hef-

ten für Instrumental-Musik, die wir den Herren Tilman, Urban und Alkan verdanken, die einzigen Ansprüche die der Wiener Musiker der musikalischen Welt vorzulegen hat? Traf Schubert nicht vielleicht wie mehre große Männer das sonderbare Schicksal, seine Unsterblichkeit Werken verdanken zu müssen, die er als werthlose Kleinigkeiten betrachtete, während seine ernsten, weitläufigen und tiefgedachten Arbeiten in Vergessenheit geblieben sind? Petrarca soll sein ganzes Leben lang an einem lateinischen Heldengedicht über Scipio gearbeitet haben; kein Mensch kennt diese lateinische Epopöe, während die italienischen Sonette, die er zu seinem Vergnügen und seiner Aufheiterung verfertigte, ewig leben werden. Sollte Schubert in einem gleichen Falle seyn?

Franz Schubert wurde am 31. Januar 1797 in einer Vorstadt Wiens geboren, wo sein Vater als Schulmeister lebte. In einem Alter von sieben Jahren ertheilte ihm Michael Holzer, Kantor in der Pfarrkirche der nächstgelegenen Vorstadt, den ersten Unterricht in der Musik und verschaffte ihm, als er die glücklichen Anlagen des Kindes entdeckt, Aufnahme in die kaiserliche Pensionsanstalt. Schubert war damals (1808) eilf Jahre alt, und erhielt gleich den Titel eines Hofsängers. Darauf wurde er Solosänger der kaiserlichen Kapelle, und empfing Unterricht im Piano und auf der Violine. Seine Fortschritte waren so reißend, daß er bei den Orchesterübungen, wo er die erste Violine spielte, die Leitung in Abwesenheit des Direktors übernahm.

Der kaiserliche Hoforganist Ruzicka ertheilte ihm tüchtige Lehrstunden im Generalbaß und später unterrichtete ihn der kaiserliche Kapellmeister, der berühmte Salieri, in der Composition. Endlich verdankte er, wie er selbst zugesteht, die Vollendung seiner musikalischen Erziehung den schönsten und bewundertsten Meisterwerken eines Mozart, eines Haydn, eines Beethoven. Niemals jedoch gab er eigenes strenges Selbststudium auf, und noch in den letzten Monaten seines Lebens verwendete er angestrengten Fleiß auf den Contrapunkt unter der Leitung seines Freundes des Hoforganisten Simon S..... Nachdem er fünf Jahre in der kaiserlichen Pension zugebracht hatte, veränderte sich seine Stimme, und weil sein Beruf für musikalische Wissenschaft immer bemerkbarer hervortrat, so verließ er im Jahr 1813 diese Vorbereitungsschule und widmete sich gänzlich der Composition. Von dieser Zeit an lebte er im väterlichen Hause und später allein, indem er sich seinen Unterhalt durch ertheilte Stunden und verkaufte Werke erwarb. Mit Ausnahme einiger Ausflüge nach Ungarn, Steyermark und Oberöstreich, blieb er fortwährend in Wien, theils in der Stadt selbst, theils auf

dem Lande, wo seinem fruchtbaren Genie die schönsten Eingebungen zuflossen. Sein Leben bietet kein nur einigermaßen wichtiges Ereigniß dar, daher er sich folglich seiner Kunst mit voller ruhiger Muse widmen konnte. Unglücklicher Weise und viel zu früh wurden seine Arbeiten für immer unterbrochen, denn eine Entzündungskrankheit entriß ihn der Welt am 19. November 1828 in einem Alter von zweiunddreißig Jahren.

Sein Tod wurde nicht nur von seinen Freunden, sondern auch von Allen, die sich in Deutschland für Kunst interessiren höchst schmerzlich empfunden. Eine große Anzahl Künstler und Kunstverehrer begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte; mehre feierliche Todtenmessen wurden ihm zu Ehren in Wien und einigen andern großen Städten gehalten. Seine Laufbahn obgleich von kurzer Dauer, war nichts desto weniger reich an ausgezeichneten Werken.

Schubert sah sich mit einer so gewaltig-schöpferischen Macht ausgestattet, daß er mit unbegreiflicher Geschwindigkeit die gediegensten Compositionen niederzuschreiben vermochte. Noch als Kind schrieb er viele Quatuor's, mehre Symphonien und andere Schöpfungen, sein größtes Vergnügen bestand aber darin, kleinere Sachen von den berühmtesten Dichtern in Musik zu setzen und Balladen zu componiren, und es gelang ihm, fast alle seine Vorgänger in dieser Gattung zu übertreffen. In seinen Melodien treten uns hauptsächlich folgende Eigenschaften in großer Vollkommenheit entgegen: zuvörderst große Originalität, ferner tief poetisches Gefühl, überraschende Wahrheit im Ausdruck, neuer Rhythmus, zarte Auffassung der Anspielungen des Dichters, feurige Einbildungskraft, obwohl gemäßigt durch eine gewisse Hinneigung zur Melancholie und durch eine Art von religiöser Salbung, anmuthige und einfache Wendungen, zierliche Nachlässigkeit der Modulation und unerschöpfliche Neuheit des Accompagnements. Der Charakter von Schuberts Musik ist überhaupt heftig, aufgeregt, sein Styl warm, farbig, voller Bewegung. Es ist ein feuriges Gemüth, das sein Glück in den ihn umgebenden Objecten sucht, nie aber von diesem gesättigt, wendet es sich von selbst dem Himmel zu. Es bewegt sich zwar im Endlichen, das Unendliche aber strahlt überall durch.

Schubert hat mehr als dreihundert Balladen in Musik gesetzt, und eine große Menge von Walzern, Märschen, Liedern mit Variationen, Sonaten, Phantasien, Rondo's, Ouverturen, Trio's und andere zwei- und vierhändige Piéçen für das Fortepiano mit oder ohne Accompagnement verfertigt; ferner vierstimmige Sachen, Psalmen, Chöre, Kantaten,

unter welchen Prometheus vorzüglich erwähnt werden muß, viele Quatuor's, ein Ottett und drei große Symphonien. Für Kirchenmuſik ſchrieb er mehre Meſſen, unter dieſen drei große, mehre Offertorien, Gradnale und zwei Stabat. Auffallend iſt die Menge ſeiner Opern und Singſpiele, deren Verzeichniß hier folgt:

1. Der Spiegelritter.

2. Das Teufelsluſtſchloß. Dieſe beiden kleinen Opern ſind von Kotzebue.

3. Claudine von Villa-Bella, in drei Acten von Göthe.

4. Die Freunde von Salamanca, in zwei Acten von Meyerhofer.

5. Don Fernand, ein Act.

6. Der vierjährige Poſten, Singſpiel in einem Acte von Körner.

7. Die Zwillinge, zum erſten Male aufgeführt auf dem Hoftheater am 14. Juni 1820.

8. Die Zauberharfe, Melodram mit Chören und Geſängen, drei Acte, Wien 19. Auguſt 1820.

9. Alphons und Eſtrella, große heroiſch-romantiſche Oper, drei Acte, componirt 1822.

10. Roſamunde, Drama mit Chören, drei Acte, aufgeführt am 20. December 1823.

11. Die Verſchwornen, komiſche Oper in einem Acte von Caſtelli (1824).

12. Fierabras, große Oper in drei Acten (1824).

Außer dieſen hinterließ er noch unvollendet die Bürgſchaft, Adraſt von Meyerhofer, Sakontala von Naumann.

Ferner componirte er zwei Nummern zum Glöckchen von Herold, das auf dem Hoftheater aufgeführt wurde. Unter allen ſeinen lyriſchen Werken betrachtete Schubert Alphons und Eſtrella und Fierabras als die gelungenſten und für die Aufführung geeignetſten. Erſchien die Mehrzahl von ihnen gleichwohl nicht auf der Bühne, ſo muß dieß Meiſtergeſchick dem hervorſtechenden Talente des Componiſten zugeſchrieben werden, der auf der einen Seite den Neid und die Eiferſucht der Künſtler erregt, und auf der andern von der Maſſe des großen Publikums nicht verſtanden wurde.

Früher oder ſpäter werden jedoch Schuberts Werke auch von den franzöſiſchen Muſikern gewiß hinreichend gewürdigt werden, und dazu iſt nichts erforderlich als ein Ueberſetzer und ein Herausgeber. Zwei

tüchtige Männer, die Herren Bellangé und Richault, haben übrigens schon theilweise dieß verdienstliche Unternehmen begonnen. Von dreihundert Melodien oder Balladen sind schon dreiundsechzig in Paris gestochen, ebenso acht Hefte Walzer, sechs Hefte Märsche, neun Hefte Sonaten, zwei Hefte mit Duos, Trios oder Quintetten für das Piano, zwei vierhändige Ouverturen aus Estrella und Fierabras; ferner eine Menge Rondos, Polonaisen, Variationen, Phantasien; zuletzt endlich die artige Sammlung betitelt: Momens ponsées musicales und vier Hefte Kirchenmusik, nämlich eine vierstimmige Messe, ein Santum ergo, ein Salve regina und ein Totus in corde langueo.

Schubert besaß einen ruhigen, aufrichtigen und rechtschaffenen Charakter. Für seine Kunst begeistert, hörte er doch nie auf, zärtlicher Sohn, treuer Freund und erkenntlicher Schüler zu bleiben. Er liebte heitere, lustige, freimuthige Gesellschaft und gern unterhielt er sich bei einem Glase Bier mit den Freunden über Musik, Poesie und Kunst. Dann wurde er warm und es genügte, ein Gedicht ein einziges Mal zu überlesen, um eine Musik dazu zu improvisiren und wundervolle Melodien zu componiren. Einige wollen behaupten, die Gewöhnung an starke geistige Getränke dürfte vielleicht nicht ganz unschuldig an seinem Tode gewesen seyn. Mit kindlicher Naivetät verband er eine große Vorliebe zu einsamen Stunden, dann floh er auf das Land um seinen schwermüthigen Träumereien nachzuhängen, und kehrte lustig und guter Dinge wieder heim. Besaß er Geld, so eilte er, es los zu werden, schenkte es entweder den Armen, oder verthat es in heiterer Gesellschaft seiner Freunde.

Seines Talentes sich wohl bewußt und von einigen Enthusiasten über Gebühr gelobt und gepriesen, wurde er doch nie stolz oder eitel, und war so wenig begierig auf Lob, daß er sich häufig versteckte, wenn ein neues Werk von ihm erschien. Traf es sich, daß er mit andern Künstlern ein und denselben Gegenstand bearbeitete, so war er gewiß der Letzte, der seine Arbeit zum Vorschein brachte. Einige seiner Freunde, gerührt von seiner Uneigennützigkeit und seiner Gleichgültigkeit gegen sich selbst, kamen auf den Gedanken, ohne seine Theilnahme, aber zu seinem Vortheile, zwölf von seinen Werken herauszugeben; Schubert, der dieß erfuhr, gab zuletzt seine Einwilligung, und von dieser Zeit an, nahm der Ruf seiner Schöpfungen dermaßen zu, daß vom Februar 1821 bis gegen Ende 1828, wo er starb, hundert seiner Compositionen bei verschiedenen Herausgebern erschienen. Bescheiden und zurückhaltend, wenn die Rede von seinen eigenen Werken war, urtheilte er auch mit größter

Unparteilichkeit über die Werke Anderer. Der classischen Musik der großen alten und neuen Meister zollte er stets die tiefste Verehrung, und ließ namentlich Rossini's Talente volles Recht angedeihen.

Schubert war Mitglied der großen Musikgesellschaft der östreichischen Staaten; die Musikgesellschaften von Grätz und Insbruck nahmen ihn zum Ehrenmitgliede auf. Solche Auszeichnungen schmeichelten ihm sehr; seine Antwort bestand in der Composition mehrer bedeutender Werke für diese Gesellschaften. Unter den Männern, die sehr frühzeitig sein Talent erkannten und aufmunterten, muß vor Allen der Hofsänger Vogl genannt werden, der durch die Art des Vortrages von Schuberts Melodien ebensowohl zu ihrer günstigen Aufnahme beitrug, als diesen auch ermuthigte, noch mehre zu schreiben. Der Beifall Salieri's und seines Freundes Anselm Hutten-Brenner regten ihn noch mehr an und ließen ihn muthig die Hindernisse übersteigen, die sich im Anfange seiner Laufbahn vor ihm aufthürmten. Lobende Anerkenntnisse mancher anderer hochgestellter Personen belohnten reichlich seine Anstrengungen, und unter diesen erwähne ich nur den berühmten Jean-Paul, der Schuberts stets mit großer Bewunderung gedachte. Als der Dichter des Augenlichts beraubt worden war, gewährten ihm Schuberts Balladen großen Trost, und als der Tod endlich bei ihm anklopfte, wollte er nochmals seine Lieblingsballade hören. Solche rühmliche Anerkennung mußte begreiflicherweise den Künstler gegen manche auf ihn gerichtete kleine Angriffe ziemlich gleichgültig machen.

Oft hat man von dem eigenthümlichen Talente Schuberts gesprochen, durch welches es ihm möglich wurde, mit der größten Leichtigkeit in fremde Formen sich hineinzudenken. Er hatte zwei Sachen für Herold's Glöckchen geschrieben, und eine Arie zu einer Auber'schen Oper; bei der Aufführung vermochten die deutschen Künstler nicht zu erkennen, was dem französischen Musiker angehöre und was ihr Landsmann eingelegt habe. Seine Messen werden in Hinsicht auf religiöses Gefühl und tiefe Andacht von Kennern über die Messen Cherubini's gestellt, und ohne sie gehört zu haben, darf man dieser Ansicht beitreten, wenn man nur eine allgemeine Uebersicht von Schuberts Musik sich zu eigen gemacht hat. Aus der gleichen Ursache muß man sehr bedauern, daß seine dramatischen Werke so sehr vernachlässigt werden, denn Schubert, begabt mit so viel Melodie und mit so ergreifendem Ausdruck, muß nothwendig auch Meisterstücke für die Bühne geliefert haben. Hoffen wir, daß auch dieser Theil seiner Werke einer glänzenden Wiederbelebung entgegengehe; vor Allem aber vergessen wir nicht, daß ungeachtet

ſeines milden und ſanften Charakters, er dennoch für eine Menge Künſtler ein Gegenſtand großen Neides war. Einer beneidete ſeine Fülle von Melodie, ein Anderer ſeinen Ausdruck, ein Dritter ſeine neuen originellen harmoniſchen Combinationen; Alle geſtanden ihm nur eine gewiſſe Gewandtheit zu. Im Augenblicke ſeines Todes wurde er erſt als großer Künſtler anerkannt, Jeder wollte ſeine Schöpfungen haben, und die Verleger riſſen ſich um ſeine Manuſcripte.

So war Schubert. — Mit allen Sacramenten der Kirche verſehen, ſtarb er in chriſtlicher Ergebung. Kurz war zwar nur ſein Leben, aber wohl angewendet, und lange wird ſein Name von der Zukunft genannt werden. Seine ſterbliche Hülle ruhet neben Beethoven, in welchem er das höchſte Ideal muſikaliſcher Kunſt verehrte.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Leipzig. Mai.

Es war am 24. April, als dem Leipziger Publikum und den zahlreich verſammelten Meßfremden ein intereſſantes Schauſpiel geboten wurde. Die fertige Strecke der Eiſenbahn wurde eröffnet, eine Strecke von 2 1/4 Stunden Weges, der zwölfte Theil der ganzen Bahn von hier bis Dresden. Schon früh Morgens ſah man auf dem Bahnhofe Leben und Bewegung. Hohe Herrſchaften waren von fern und nah zuſammengeſtrömt, unter ihnen auch der Prinz Johann aus der Reſidenz, derſelbe, deſſen Reden in der erſten Kammer der ſächſiſchen Stände und deſſen Ueberſetzung des Dante die Belege liefern, mit welchem unausgeſetzten Eifer er nicht blos den Intereſſen der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſondern auch den Angelegenheiten des öffentlichen praktiſchen Lebens mit allen ſeinen Kräften angehört.

Es war um 9 Uhr Morgens. Die weißgrünen Nationalflaggen wehten, die blauſchwarzen Farben der Eiſenbahncompagnie waren ausgeſteckt, am Eingange zum Bahnhof drängte ſich die Schaar der Eifrigen, welche an der erſten Fahrt Theil nehmen wollten, und auf beiden Seiten der Bahnſtrecke wogte die zahlloſe Menge der Schauluſtigen: da fuhr „der Blitz“ mit ſeiner Reihe von Wagen, unter dem Gekrach der Böller, dem Wiehel der Pauken und Trompeten und dem Jubel der verſammelten Menge, die lange Linie hinunter. In dem Dorfe Althen, dem Endpunkt der bis jetzt fertigen Bahnſtrecke, war ein Feſtmahl bereitet, an welchem der Prinz des königlichen Hauſes ebenfalls Theil nahm. Man brachte den Unternehmern, den Beförderern, den geſammten Intereſſen der bürgerlichen Thätigkeit ein Lebehoch. Die Fahrt wurde an demſelben Tage und in den nachfolgenden lebhaft wiederholt. Man fuhr bald langſamer, bald ſchneller, nach Maßgabe der angewandten Dampfkraft, zwiſchen 15 bis 20 Minuten. Im Durchſchnitt wird man 3 Stunden für die ganze Fahrt bis Dresden (13 Meilen) nöthig haben, obſchon der Conducteur, ein Quäker aus England, der Meinung ſich anheiſchig machen will, wenn man ihm die Anwendung der vollen Kraft geſtattet, in 3/4 Stunden die Fahrt zurückzulegen. Einen prachtvollen Anblick bietet das ganze Phänomen, wenn man es an ſich vorüberrauſchen läßt mit dem ſchnaubenden Luftzug und der dampfenden Rauchſäule. Die Bewegung für die Fahrenden iſt ſo ſanft, daß man im Wagen Whiſt ſpielen oder Lecture treiben könnte.

Je wichtiger der Schwung ſeyn wird, den die Angelegenheiten des Handels und der Induſtrie durch die Eiſenbahnen erhalten, deſto mehr wird man auch die Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft ins Auge faſſen. Wenn wir durch das zufällige örtliche Stocken eines Zweiges der Induſtrie gleich viele tauſend Hände unthätig, viele tauſend Menſchen dem Verderben preißgegeben ſehen, regt die ſteigende Armuth in Europa und die bei dem Anwachs der Bevölkerung immer bedrohlicher ſich geſtaltende Unthätigkeit der untern Klaſſen zu unausgeſetzt großen Unternehmungen an, zu welchen der Fortſchritt in den Intereſſen der

Industrie und des Fabrikweſens ohnedieß hindrängt. In dieſem Sinne erſchien hier eine Schrift: „Iſt die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungsloſigkeit in Deutſchland gegründet, welche Urſachen hat das Uebel, und welche Mittel zur Abhülfe bieten ſich dar? Beantwortet von Siegfried Juſtus I, König von Zion und Hohenprieſter zu Jeruſalem.“ Aus der Titulatur des Verfaſſers ergibt ſich, daß die Schrift aus jener bereits in vielen Ländern verbreiteten Geſellſchaft von Zion hervorgegangen iſt, deren religiöſe Zwecke den Gebrechen der bürgerlichen Zuſtände gewidmet ſind. Die Geſellſchaft hat bereits in mehren Städten Conſulate, in London und Leipzig ſollen General-Conſulate errichtet werden. Der Armuth aufzuhelfen, iſt der vorzüglichſte Zweck derſelben, zu welchem die Verbrüderung der Menſchenfreunde ſich thätig erweiſt. Wie weitgreifend die Mittel der Geſellſchaft ſind, geht unter anderem daraus hervor, daß ſie jetzt Ehrenbürgerdiplome mit einem Renteneinkommen von 3000 Thlr. Capital auszutheilen beginnt. Die Tendenz der obgedachten Schrift iſt von ſo allgemein humaniſtiſcher Wichtigkeit, daß weder die Wiſſenſchaft der Staatsökonomie, noch der Menſchenfreund überhaupt derſelben die Aufmerkſamkeit verſagen wird. Der hier vorgelegte Finanzplan, der den Zweck hat, den Staat in den Stand zu ſetzen, den Armen ein Betriebscapital einzuhändigen, geht auf ein völlig verändertes Abgabenſyſtem. Auf den Vorſchlag des Verfaſſers, durch Papiergeld die Staatsſchulden zu vernichten, ſind theilweiſe ſchon früher Staatsmänner von Gewicht eingegangen. Jetzt handelt es ſich darum, ein Betriebscapital aufzubringen, um den Armen die Möglichkeit zu einer praktiſchen Beſchäftigung in die Hand zu geben. Wir ſehen, daß die Verſicherungsanſtalten trotz des verhältnißmäßig geringen Beitritts überaus gut beſtehen, daß dieſe freiwilligen Abgaben für die, welche ſie beiſteuern, und für die, welche ſie einziehen, nur Heil verbreiten, Anklang beim Volke und bei den Regierungen finden, ohne Bedrückung die allgemeine Wohlfahrt befördern und durch die Garantien, welche ſie dem Allgemeinen und Beſondern gewähren, unberechenbaren Vortheil ſtiften. Welche Beiſteuer eignete ſich wohl mehr zur Grundlage eines neuen Abgabenſyſtems mit Aufhebung aller übrigen Bedrückungen, indem der Staat

1) alle Staatsbürger gegen alle Gefahren ſicherte,

2) ſich dafür die möglichſt kleine Prämie vergüten ließe,

3) aus den unberechenbar großen Einnahmen alle ſeine Bedürfniſſe beſtritte,

4) aus dem Ueberſchuß die Staatsſchulden tilgte, und

5) die Zinſenerſparung unter die Armen, Wittwen und Waiſen vertheilte?

Welche Abgabe kann naturgemäßer und wohlthuender ſeyn? Und was iſt der Staat anders als eine Verſicherungsanſtalt? —

Ueber die Leipziger Jubilate-Meſſe hört man überall noch nachträglich klagen. Das ſchlechte Wetter hielt viele reiche Ankäufer zurück; die Meſſe nach dem chriſtlichen Oſterfeſte, ſtatt nach dem bürgerlichen Kalender anzuſetzen, iſt ein Uebelſtand, der dießmal, da das Feſt ſo früh fiel, beſonders drückend wurde.

Die Hugenotten von Meyerbeer zogen die Meßfremden in das Theater. So großartig dieſes Tonwerk iſt, ſo ſteht es doch gegen Robert den Teufel zurück. Es fehlt nicht an Glanz, nicht an dramatiſchen Effekten, aber an Neuheit in den Motiven. Die Ausſtattung der Oper war äußerlich verſchwenderiſch. Tenor und zweiter Baß waren ſchlecht; ſonſt leiſteten die Sänger und Sängerinnen Rühmliches.

In dieſen Tagen kam auch Alexander Dumas Trauerſpiel: Die Söhne Eduards, zur Darſtellung. — Im Laufe des Monats gaſtirt Hr. Wegmar aus Dresden als Tell, Räuber Moor u. a. — Kurz vor der Meſſe entzückte die Schröder-Devrient durch eine Reihe von Gaſtrollen das Publikum.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

VII. u. VIII.

Schlußwort über Theodor Mundt.

So ſehr man ſich genöthigt ſieht, den allgemeinen Standpunkt und die Grundanſicht des Verfaſſers abzulehnen, ſo bereitwillig bin ich doch andrerſeits die Vorzüge und manches Treffliche, das daneben geboten wird, zu rühmen und anzuerkennen. Ueber die praktiſche Richtung Mundts kann bei mir zweifelsohne nur Zuſtimmung und Freude obwalten. Was ich verwerfe, iſt lediglich der Grad und die Spitze der auf anſcheinend löblichem Wege gewonnenen ungemeſſenen Ueberzeugungen. Iſt gegenwärtig die deutſche Proſaliteratur der Theil, von dem wir durchſchnittlich und vorzugsweiſe Förderung der geiſtigen Intereſſen zu erwarten haben, ſo ſcheint es faſt unumgänglich, dieſen Formen der Mittheilung und ihrer Fortbildung vornehmliche Aufmerkſamkeit zu widmen. Früher hatten wir Theorien der ſchönen Redekünſte. Heute iſt das Geſetz der freien Redekunſt an der Tagesordnung. Hier liegt denn auch das eigentliche Verdienſt der Aufgabe, die ſich Mundt geſtellt, wenn auch kaum zur Hälfte glücklich gelöſt hat. Deßhalb treten die Partieen des Buches ausgezeichnet hervor, welche die Bildung der

Sprachen zum Charakter proſaiſcher Darſtellung entwickeln, welche das Weſen ächter und moderner Proſa auf den Gedanken, als ihren Kern, haftren und den Satz für den bloßen und lebendigen Leib eben des Gedankens erklären, von dem er geſchaffen und beherrſcht wird, endlich jene Anſicht der literärgeſchichtlichen Entwickelung, nach der ſich die Denkart und die Literatur der Modernen in derſelben Weiſe fortbildet, als die Proſa neue, ihren Darſtellungskreis bereichernde Elemente des Denkens, Lebens und Wollens aufnimmt und bewältigt. Das ſind ſehr beilſame, wichtige, anregende Kapitel. Hier wird man von den leitenden Ideen befriedigt, von der Anwendung gefördert. Von dieſer Seite iſt das Buch trotz der verfehlten Hauptbeleuchtung ein zweckmäßiger und ſelbſt, wenn wenig neu und originell, in ſolcher Ueberſicht dankenswerther Beitrag. Wären nur auch hier die Höhen und Tiefen nicht von dem Zwielicht der Beleuchtung, die nun einmal darüber ausgegoſſen iſt, wieder herabgedrückt und verfälſcht, wäre nur nicht auch in der Behandlung des Einzelnen eine klaſſiſchere Hand zu vermiſſen.

Es war höchſt lobenswerth, daß ein Schriftſteller von Mundts Naturell und Befähigung ſich ſolch' eine objective und beſchränkte Aufgabe vorſetzte. Nur ſo wird von jüngeren, nicht ſtreng produktiven Talenten etwas Ganzes, Nachwirkendes geleiſtet. Es ſammelt und feſtet ſich der Geiſt an einem beſtimmten und begränzten Stoffe. Die Ausführung belohnt ſich durch ein, wenn auch engeres, jedenfalls aber innigeres, tieferes, lebendigeres Intereſſe von Seiten des Publikums. Haben es doch ſelbſt Männer wie Voltaire, Hume, Montesquieu für recht und ſchön erachtet, ihre freieren Darſtellungen durch poſitive Arbeiten gleichſam zu befeſtigen und zu ſtützen. Bei der Unendlichkeit der Intereſſen, die gegenwärtig die Geiſter erregen, kann ohnedin eine dauernde Befriedigung faſt nur durch reine Produktion irgend welcher Art, durch charakterfeſte, entſcheidend fortrückende, neue Standpunkte gewinnende Forſchung oder durch Bewältigung einer einzelnen, engeren Aufgabe erreicht werden. Das fühlt faſt Jeder, wenn er es auch nicht über ſich gewinnt, ſich da oder dorthin immer von Neuem zu beſchränken.

Freilich kann man nicht läugnen, daß ein ſolches Streben mannigfache Schwierigkeiten bietet, beſonders in einer Zeit, die immer und Alles zur Allgemeinheit, wenigſtens im Reiche des Denkens und Sinnens, hindrängt. Doch nicht allein dieſe, auch beſondere Schwierigkeiten finden ſich aller Arten. So vorzüglich bei Arbeiten über Literatur oder gar in einzelnen Theilen derſelben. Die Kunſt der deutſchen Proſa hat es mit der Außenſeite der Erſcheinungen zu thun, die immer unvollkommen verſtanden wird, wenn man ihr inneres Weſen, Zuſtände, Verhältniſſe, Kräfte, die ſich an jener Form entwickeln, in unzulänglichen Betracht zieht. Welche Weite öffnet ſich hier und wie wurde doch Alles wie in einem großen Brei verſchwimmen, wenn man ſich nicht immer wieder an einen Halt- und Endpunkt zurückwendete. Das Allgemeinſte und doch wieder alle Specialitäten, Nationales, Epdemeres — ziehet die Segel ein und werft die Anker aus, es iſt Gefahr, Schiffbruch zu leiden! Fragt man nun, mit welchem Geſchick Mundt das Reich der Proſa von dem weiten Hintergrunde abgelöst habe, ſo läßt ſich zwar eine achtungswerthe Gewandtheit keineswegs verkennen, ich antworte aber doch, es iſt zu viel und zu wenig gethan, und dieß ſtammt lediglich wieder von Mundts ungemeſſener Betrachtungsweiſe her, die — um es kurz zu ſagen — die Welt nach einem überſchwenglichen, bloß malkontentem Maßſtab beurtheilt. Kommt man nicht mit einer ſchroff wettverbeſſerungsſüchtigen und deßhalb faſt immer verfänglichen Anſchauung an ſolche Materien, die in die ſociale und politiſche Gegenwart eingreifen — und daß dieß in unſeren Tagen nothwendig oder zweckmäßig ſey, läugne ich geradezu, und keineswegs nur in Rückſicht auf äußere Gewalten, — ſo kann man, wenn ſchon trotz dem nicht ohne Gefahr, hie und da auszugleiten oder mißverſtanden zu werden, doch ohne weſentlichen Abbruch über die ſittlich politiſche Welt und Nationallage ſein Herz ergießen, den Geiſt leuchten laſſen. Von der Unvollkommenheit der Zuſtände ſind alle edleren Menſchen in Cabinetten und in der niederſten Hütte durchdrungen. Was dahin zielt zu heben und zu verbeſſern — das wird aller Seiten mit Beifall vernommen. Nur um den Weg, um die Mittel dazu fragt ſich's, nur den auflöſenden, demokratiſchen Tendenzen unſeres Zeitalters ſoll nicht Thür und Thor geöffnet werden, um ein vermeintlich Höheres für uns zu erringen. Bei Gott! So lange noch ein Strauß und ſogar ein Lamennais, eine Dudewant den Mittheilungspaß zum deutſchen Volke offen finden, und es wäre ſchlechterdings unbillig, dieſes Volk deſſen nicht würdig zu achten, ſo lange ſollte Mundt noch nicht nöthig haben, anzudeuten, daß er hie und da die wichtigſten Gründe zur Erklärung unſerer ſprachlichen Mangelhaftigkeit und unſerer Darſtellungsohnmacht nicht wagen könne, namhaft zu machen. Entweder mußte er dieſe Seite der Unterſuchung völlig ausſcheiden oder er durfte nicht durch dieſe Winke und Seitenhiebe ſeiner Arbeit willkührlich ſolche, noch dazu derbe Lücken einſtreuen. Ich weiß wohl, wie ſchwierig nach den neueſten Vorgängen dem Verfaſſer der Pfad dünken mochte. Sein Zögern iſt begreiflich. Allein er mußte ſich ermannen, ſchweigen oder reden können.

Doch in rein literäriſcher Beziehung iſt das Buch nicht minder mangelhaft geblieben. Der erſte, theoretiſche Theil iſt trotz der Todſünde des Ganzen ohne Zweifel der gelungenſte.

Mundts Ideen über Sprache und ihren Bildungsgang lehnen sich fast durchgängig an den Häuptling auf diesem Gebiete, Wilhelm von Humboldt natürlich, und zwar zunächst an dessen Vorrede zu seinem Werke über die Kawi-Sprache, das erst nach seinem Tode kürzlich publizirt worden. Damit soll Mundt kein Vorwurf gemacht seyn. Am schönsten und meistbin treffend sind die Ansichten über die Bedingungen, die Prosa selbst zu bilden und zu heben. Möge man dieß nur von allen Seiten beachten. Die zweite Abtheilung handelt die geschichtliche Bildung deutscher Sprache und Prosa bis zum Stadium Goethe's ab — ein Kapitel, das zwar keineswegs Neues und Originelles bietet, wie unsere deutschen Schöngeister bei ihrer staunenswerthen Unkunde wohl geneigt seyn könnten, zu glauben, immerhin jedoch, und im Ganzen betrachtet, eine zweckmäßige Zusammenstellung von Raisonnement und geschichtlichem Material abgibt. Das bedeutendste und letzte Kapitel endlich will am wenigsten genügen, ja es ist kein Wunder, wenn sich alle Mängel des Standpunktes und der Behandlung darin konzentriren. Mundt schreitet darin mit kecken und pikanten Tritten durch die Bildungsgeschichte der neueren deutschen Prosa, wie sie sich seit Begründung unsrer classischen Literatur und besonders durch und seit Goethe darstellt, er verfolgt diese Entwicklung an den einzelnen dichterischen, rednerischen, geschichtlichen, politischen und wissenschaftlichen Darstellungsformen, er weist nach, wie die Prosa mit jedem Gebiete, das sie ergreift, eine höhere Stufe erobert, wie sie von allen Elementen des Inhalts bereichert wird — gewiß der richtige Weg, den man einschlagen kann, wenn man damit die allgemeine Entwickelung des deutschen Geistes und Volkes wie der Modernen überhaupt nicht zu stark in den Hintergrund stellt.

Gerade hier glaubte nun Mundt Ursache genug zu haben, vielseitige Erörterungen abzulehnen. Leider! Und wie Vieles hat er daneben doch berührt, was jetzt verlassen nach seinen Umgebungen und Mundt's Motiven um sich schaut. Ueberhaupt spricht in dieser Abtheilung das Mißverhältniß der Behandlung am deutlichsten. Es gehörte keine geringe Kunst und Vertrautheit dazu, um hier die Form vom Inhalt und Stoff, ihr Aeußeres von der inneren Behandlung und Art der Autoren, das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Dauernde von dem Flüchtigen und Wandelbaren abzuscheiden und doch wieder beides bis zu einem gewissen Grad bei einander zu lassen. Im Einzelnen viel treffende Winke, im Ganzen doch zu viel und noch öfter zu wenig. Zwar zeichnet er Hauptzüge, andere dagegen werden vermißt. Die Absicht ist klar, die Ausführung bei der durchgängig doctrinären Haltung in jeder Hinsicht unzureichend. Wir wollen die Gesammtheit dahingestellt seyn lassen, die ohnehin nur durch eine andere Schöpfung vollends zur Seite gedrängt werden könnte, welche Schwächen und Defekte findet man schon in einzelnen Stücken der Mundt'schen Behandlung! Bekanntlich gehört Mundt zu der großen Menge von gegenwärtig wirkenden Geistern, die gegen die Kunst- und Weltanschauung Tieck's und seiner Nachzügler in einem in der Hauptsache schon entschiedenen Kampfe begriffen sind, und er hat dazu sehr verdienstliche Beiträge geliefert. Um so begieriger war ich nun, wie Tieck in seinen Vorzügen und Mängeln im Zusammenhange einer solchen Schrift gewürdigt seyn würde. Nun findet man aber weder einen scharf ausgesprochenen Tadel und am wenigsten die rechte Anerkennung der Verdienste, die Tieck denn doch besonders in Rücksicht auf Behandlung und Sprachgeist nicht bestritten werden dürfen. Auch nicht mit einem Worte wird die Darstellungsart im Cevennenkriege und ähnlichen Werken, worin doch ohne Frage seit Goethe der einzige, wenn auch dießmal nur äußerliche Fortschritt unserer Kunst erreicht war, in Erwähnung gebracht. Ueberhaupt läuft Alles in dieser Mundt'schen Skizze so schnell in einander, es findet sich so wenig Berg und Thal, Licht und Schatten ist so unzulänglich vertheilt, daß die Verdienste eines Klopstock und Göthe, Goethe's und Tieck's um die Gründung deutscher Prosa fast auf eins und dasselbe hinauskommen. Der Charakter der Goetheschen Periode vor und der jüngsten nach Tieck hätte mit scharfer Bestimmtheit geschieden werden müssen. In Ermangelung dessen blieb die Schilderung Tiecks und seiner Umgebungen in jeder Rücksicht schwach und das Bild Goethe's steht nicht in seiner Souveränetät vor Augen. An diesen Stellen erlahmt das ganze Kapitel. Später finden wir wieder die Verdienste mehrer jüngeren und dazu meist noch völlig im Werden begriffenen Schriftsteller fast unziemlich in diese gelichtesseuen Reihen gezogen. Heine dagegen, der schon fast fertig und gefestet war, als sie erst anfingen, wird nur so neben jenen Männern genannt, die, wie z. B. Wienbarg, ihre Dogmen größtentheils aus Heine's Schriften entlehnt haben und in keinem Fall in gleichem Range und Einfluß mit ihm stehen. Und — um das Aergste zu rügen, was hier gefehlt ist — wie kann man von Franz Horn reden, und von einem so geistreichen, beweglichen und spirituellen Geist, als Spittler, der Geschichtschreiber war und wirkte, auch nicht eine Silbe sagen? Dieß Talent forderte gerade hier die gerechteste Anerkennung. Wie kann man von Franz Horn reden und die vorzüglich in Rücksicht auf Darstellung so vortrefflichen Memoiren des Freiherrn von S....a so gänzlich vergessen? Wie kann man von Franz Horn reden, ohne des trefflichen Troxler, der in seiner Richtung so schön schreibt und so anregend wie Wenige, wie von Horn reden, ohne

neben Varnhagen, Pückler, Gans auch eines Prokesch zu denken, der zu den vorzüglichsten Geistern und feinsten Schreibern gehört, welche Deutschland zu besitzen sich rühmen kann. Wahrlich! Solche Männer und andere mehr, auch viele der Genannten, aber nicht Gezeichneten hätten über Gutzkow, Wienbarg, Kühne u. s. f., oder gar Horn, nicht vernachlässigt werden dürfen. Arndt's Jugendwerke enthalten gewiß nicht minder Schönes, nicht mehr Vorübergehendes, als etwa Wienbarg's Schriften. So ins Unsichere und Unruhige verfließt das Ganze. Im Einzelnen viel Wahres und Beherzigenswerthes: wo aber ein stichhaltiger, zulänglicher Ueberblick? Die historischen Brocken sind viel zu willkührlich zusammengelesen, die Urtheile schwanken allzusehr zwischen Wahrem und Schiefem umher. Das Ganze bleibt ein Conglomerat von Halbwahrem und Uebertriebenem, das einem classischen Buche nicht im Entferntesten ähnlich sieht. Unverkennbar schwebte dem Verfasser als großes Vorbild ein ähnliches Unternehmen des Quintilian vor, und wie weit blieb er hinter der straffen, gewichtvollen Kürze und Nachdrücklichkeit des römischen Autors zurück!

Blicken also aus diesem Werke durchweg Defecte heraus, so bleibt noch eine letzte Hoffnung übrig, die äußere Darstellung und Form des Ganzen. Doch auch von dieser Seite wird man auf das Unangenehmste getäuscht! Ich habe vor kurzer Zeit in Mundt's Zodiacus kleinere Aufsätze gelesen, die ein vortreffliches Darstellungstalent bekuadeten. Da war eine weiche Geschlungenheit und scharf geprägter kritischer Charakter, Einfachheit und Natürlichkeit, kurz was man vor allem Andern von einem Autor verlangen kann. Und jetzt in dieser Kunst der deutschen Prosa fällt Mundt plötzlich in alle Untugenden zurück, die seine früheren literarischen und politischen Artikel fast ungenießbar machen, ja er hat's sogar weiter gebracht und steckt jetzt in einem so grauenvollen Mischmasch von naturalisirender Geniesucht und philosophischer Doctrin, in einer so schwülstigen, gekünstelten, affectirten Sprache, er spreizt sich und drückt sich, daß man über seine Ausdrücke noch des Guten verlustig wird, das wirklich im Buche verborgen ist. Ein solcher doctrinair-genialer Jargon, aufgesteift mit allen Gliederpuppen Hegel'scher Gedankenparade, die hier ganz und gar nicht an ihrem Orte ist, eine solche Prosakunst sollte ein Fortschritt neuerer deutschen Literatur seyn? Hier und da eine grüne Oase und dann wieder weite Steppen von Unkraut und verdorrtem Grase! Ist das ein neuer Quintilian? Keineswegs, höchstens ein neuer Florus, ein Florus, der Hegel's Philosophie und Heren von Humboldt, aber auch Franz Horn studiert hat. Wie stechen da die schön und licht gewobenen Sätze Humboldt's, die freien Perioden des Grafen Schlabrendorf oder Varnhagens ächte Perlen schon in den vom Verfasser gegebenen Citaten von dem pretiös stolzirenden Tone Theodor Mundts ab. Ich weiß anzuerkennen, wie eine gewisse Schwere des Ausdrucks auf allen raisonnirenden Punkten haften bleiben konnte. Kann man aber das Abstracte nicht überwältigen, so überdecke man es wenigstens nicht mit dem Flitter hohler Redekünste. Sieht man, wie Mundt wieder an vielen Stellen den malerischen, wirbelnden Beschreibungen Heine's nachjagt und ihm dieß gar nicht zu Leibe paßt, so fragt man billig, ob ein so verbildeter Stylist überhaupt befähigt war, gerade über Kunst und Künstler deutscher Prosa zu schreiben. Es ist mir sehr leid, ein so hartes Urtheil über Mundt's Darstellung aussprechen zu müssen, da der ächte, natürliche Ton desselben nicht selten erfreulich durch die verbildete und geschraubte Grandezza seiner Rede durchblickt.

Ueberhaupt besitzt dieser Schriftsteller Eigenschaften, welche ihn zum Geschichtschreiber der Literatur vor vielen Andern geschickt machen würden, vorausgesetzt, daß er sich von dem blauen Dunst befreite, in dem er sich kunstlich verfangen hat, daß er weniger scheinen als seyn, die Unvollkommenheit der Kenntniß, des Urtheils und der Uebersicht nicht duech eine äußere Schminke verhüllen, die stolze Sprödigkeit und das rauhe Selbstgefühl mit einem freieren, freundlicheren Lebensblick vertauschen wollte. Er kann's, sobald er sich einfach und ohne Prätension gibt. Denjenigen aber, welche mir über diese Aufrichtigkeit Vorwürfe machen möchten, weil Mundt quand même — zu den strebenden, talentvollsten Zeitgenossen gehöre, sey bei dieser Gelegenheit geantwortet, daß ich es für höchst verderblich halte, wenn sich die Schriftsteller gegenseitig nur nach allgemeinen Tendenzen beurtheilen. Da soll man gleich Kategorien in Bausch und Bogen annehmen! Ich verstehe mich dazu um so weniger, als man in Mundt wirklich den Charakter eines ziemlichen Theiles der jüngeren Geisteswelt am schärfsten ausgesprochen sieht. Frische, anregende, belebte Kräfte, die auch die Literatur erfrischen und in Bewegung bringen, dabei aber ohne wahre Genialität durch überreiztes, krankhaft geniales Wesen sich überbieten und in Hast nach Neuem und Modernem der jüngeren Literatur jenen Geist der Bizarrerie und des Unbehagens ankränkeln, der nachgerade mehr auf den Gemüthern lastet, als die offenste Verneinung. Gesündere Geister retten sich früher oder später aus dieser Hypochondrie, wie es Heinrich Laube thut, während das sokratische Antlitz dieser Weltverbesserungswuth in den ärmeren, impotenten Köpfen sich bis zu fieberischem Wahnwitz steiget. Wir haben eine malcontente, überreizte Politik. Gott behüte uns vor einer malcontenten Literatur. Was der poetischen Lebensfülle eines Byron oder Heine, und in milderen Physiognomien einem

Prokeſch oder Chamiſſo anſteht und ſich in erhebende Trauer und ſanfte Melancholie umwandelt, das wird in der Hand ſolcher „proſaiſchen Künſtler“ zu unfruchtbarer, aufzehrender Qualerei

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

VIII.

Ein Freund ſchreibt mir aus Prag: „Dem. Stubenrauch betrat unſer Theater zuerſt als „Griſeldis,“ nicht eben unter den günſtigſten Auſpicien, da dieſe Vorſtellung grade auf den Geburtstag des Kaiſers fiel, wo ein großer Ball bei dem Landesgouverneur die meiſten Logenbewohner dem Schauſpielhauſe entführte. Dazu findet ein Theil des Publikums dieſe Tragödie ermüdend lang, der andere unnatürlich und herzzerreißend; gleichwohl war das Haus mehr gefüllt als ſonſt bei dieſem Stücke, ſelbſt wenn Gäſte darin auftreten, und bald wurde Dem. Stubenrauch Siegerin über alle Schwierigkeiten. Ich darf Ihnen nicht die edle Geſtalt, nicht den Zauber ihres Blickes, die melodiſche Stimme, die reine Ausſprache, nicht all' ihre äußern und innern Gaben, ſo wie die reiche Ausbildung detailliren, Sie kennen alle dieſe Vorzüge und erfreuen ſich täglich daran, während wir ſie leider nur wie ein ſchnell vorübergehendes Meteor erſcheinen und verſchwinden ſehen. Ich darf Ihnen auch nicht die Wahrheit, Tiefe und Innigkeit ſchildern, womit ſie den Charakter der edeln Dulderin auffaßt und wiedergibt, und kann mich blos auf den Effekt beſchränken, den ſie hervorbrachte. Bei dem erſten Auftreten von dem Publikum freudig begrüßt, wurde ſie ſchon nach ihrer erſten Scene, und dann nach jedem Akte gerufen, und dankte nach dem letzten, wie es ſchien, ſehr bewegt, in eben ſo herzlichen als beſcheidenen Worten. Vorzüglich waren es aber nebſt dem großartigen zweiten die beiden letzten Akte, in welchen die Art, wie ſie den Charakter auffaßte, und manche neue Züge darin entfaltete, ſie das Publikum enthuſiasmirte. Herr Gaun gab als Gaſt den Cedric recht ſorgfältig, nur war ſeine Maske als Neunziger in ſchlechtem Einklange mit der ungeſchwächten Stimme des Dreißigers. Dem. Bayer hatte wegen Krankheit der Mad. Binder die Königin Ginevra in zwei Tagen einſtudirt, und leiſtete darin mehr als man von einer Anfangerin nur immer fordern und erwarten kann, ſelbſt wenn ſie nicht ſo ſehr von der Zeit gedrängt worden wäre, ja ſie ließ ſich nicht einmal durch Percivals drohende Geberden einſchüchtern. Die zweite Rolle der Dem. Stubenrauch war „Donna Diana.“ Dieſe hinauf- und herabſteigende Scala aller Gefühle des weiblichen Herzens iſt uns ſchon ſo oft vorgeſpielt worden, daß es unter die ſchwierigſten Aufgaben gehört, dieſem zwar guten, aber ſchon hundert und tauſendmal von Dianen aus allen vier Weltgegenden geſehenen Luſtſpiel noch Intereſſe zu verleihen, und die gültigſte Würdigung der „Griſeldis“ war unſtreitig das ganz volle Haus bei der „Donna Diana.“ Es iſt natürlich, daß eine ſo begabte und mit ernſtem Studium ausgerüſtete Künſtlerin die drei Elemente dieſes Charakters, die Prinzeſſin, die Spanierin und das Weib nie aus den Augen laſſen, nie die Eine auf Koſten der Anderen bevorzugen wird, mehr iſt es aber, daß ſie ſelbſt in den Momenten des Stolzes und der gekränkten Leidenſchaft nie aufhört, durch weiblichen Liebreiz die Gluth des Prinzen zu motiviren, und ſelbſt im Sturm des Schmerzes nie in das Pathos der Tragödie verfällt. Alles dieß gelang ihr in hohem Grade, doch wenn gleich das Publikum durch viermaliges Hervorrufen und vielfältige Beifalls-Unterbrechung ihrer Leiſtung Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo bewunderte ich wenigſtens eben ſo ſehr manche kleine Schattirungen, die nicht in vollem Maße anerkannt wurden, z. B. das: „Es ſcheint, die Sterne trennen mich von Euch.“ Ihre Umgebungen, insbeſondere die beiden Hauptpartien, mit denen ſie zu wirken hat, waren viel beſſer als in „Griſeldis.“ Herr Dietz iſt ein angenehmer Don Ceſar, und den Perrin gab Hr. Unzelmann

als Gaſt recht verſtändig und mit Laune, jedoch ließ er ſich bisweilen zu Uebertreibungen hinreißen, welche nur die Bewohner der höchſten Sphären hinzureißen vermochten. Dem. Allram war eine recht artige Fiorette, wenn ſie gleich den Reſpekt gegen ihre Fürſtin zu wenig beobachtete. Unverzeihlich war es, einen talentloſen Anfänger zum erſtenmale (als Don Gaſton) neben einem ſolchen Kunſtgaſte debütiren zu laſſen!

Die dritte Gaſtrolle der Dem. Stubenrauch am 24. April war „Johanna d'Arc," für welche ſie von der Natur ganz beſonders mit allen innern und äußern Gaben und Kunſtmitteln ausgerüſtet erſcheint, und die drei Elemente dieſes Charakters nicht allein in ihrer Tiefe und Wahrheit aufgefaßt, ſondern zugleich in eine höchſt poetiſche Einheit verſchmolzen hat, die ihrer Wirkung gewiß ſeyn muß. Das Merkwürdigſte an ihrer Darſtellung ſchien uns der Umſtand zu ſeyn, daß ſie nicht, wie viele, ſelbſt ausgezeichnete Künſtlerinnen, ihre größte Sorgfalt und Kraft den Glanzmomenten der Partie zugewandt hat, ſondern zuvörderſt die Totalität derſelben ins Auge gefaßt, dann aber insbeſondere einige Gefühlsmomente hervorhob, die ſonſt gewöhnlich in dem ſtarken Schlagſchatten des Ganzen verſchwinden. Dahin gehört vorzüglich der Moment, wo der Blitz der Liebe beim Anblick Lionels in ihrem Herzen zündet, wie die Reſignation, mit welcher ſie, einer Schuld ſich bewußt, die ihre jungfräuliche Strenge bis ins Coloſſale vergrößert, die Anklage des Vaters ſtumm hinnimmt, welche beide wir noch nie in ſolcher Wahrheit, Würde und Deutſamkeit geſehen haben. Es iſt wahr, daß ihr, beſonders in der letzten dieſer beiden Scenen, das ſprechende Auge, wie die höchſt ausdrucksvolle Mimik, ſehr zu ſtatten kommt, da ſie oft mit einem Blicke, mit einer Geberde mehr zu ſagen und zu wirken vermag, als eine andere Schauſpielerin mit einer endlos langen Rede. Nicht minder deutſam und rührend war die Bewegung, womit ſie Raymunds treue Anhänglichkeit empfing, und der ganze letzte Act — nicht eben der leichteſte Theil dieſer großen Aufgabe! — Daß der Moment, wo ſie die Kette ſprengt, durch Unzulänglichkeit der Requiſiten an Effekt ſehr verlor, damit mag ſie ſich durch den Umſtand tröſten, daß ſie dieſes Unglück mit allen Johannen theilt, die je unſre Bühne betreten haben, und ſo lange die Jungfrau von Orleans bei uns florirt (alſo ſeit ungefähr 30 Jahren) dieſer unheilvolle Eiſenreif trotz fünfmaligem Directionswechſel das Recht ſiegreich behauptet hat, einen komiſchen Anklang — wahrſcheinlich um die aufgeregten Gemüther zu beſchwichtigen, — in den fünften Act der Tragödie zu bringen. Die Theilnahme des Publikums an Dem. Stubenrauch, welche viermal hervorgerufen wurde, war lebhaft und ehrenvoll, und wenn das Publikum grade in den letzten Akten, wo ihre Leiſtung am vorzüglichſten war, ſich kälter als in den erſten zeigte, ſo muß man die Urſache nur darin finden, daß durch den ironiſchen Klatſch- und Tiſchkampf, der ſich über den Baſtard von Orleans, (von einem Herrn Unzelmann als Gaſt gegeben) erhob, die Stimmung, welche ein Schillerſches Meiſterwerk anſpricht, zu ſehr geſtört war.

Am 25ſten ſahen wir unſern liebenswürdigen Gaſt als Franziska in: „Liebe kann Alles" und Julie in: „Ein Mann hilft dem Andern," und wenn wir bisher ihr Talent nur in großartigen Geſtalten (dahin gehört auch „Donna Diana," wenn es gleich ein Luſtſpiel iſt) bewundert hatten, ſo überraſchte uns die unendliche Grazie und Leichtigkeit, womit ſie ſich in den Formen moderner Converſation bewegte, um ſo angenehmer, als dieſe beiden Elemente in gleicher Vollkommenheit ſich nur ſelten in einem Individuum verſchmolzen finden. Dem. Stubenrauch hatte überdieß dieſe beiden Luſtſpielcharaktere ſo ſtreng geſondert, daß ſie kein geringeres Zeugniß für ihre Vielſeitigkeit ablegten, als Trauerſpiel und Luſtſpiel. Nur in einem Elemente floſſen ſie zuſammen, in der Anmuth, womit ſie hier mit der falſchen Sentimentalität, dort mit dem Eigenſinn des verzogenen Schooßkindes verſöhnt. In der Franziska hob ſie zugleich das edle Herz,

wie die echte Weiblichkeit ſiegend hervor, welche den gewagten Entſchluß des Obriſten von Kraft motiviren und rechtfertigen müſſen, und krönte durch herrliche Zeichnung des Erwachens der Liebe für den feſten Mann das ſchöne Bild, welches ihr auch in dieſem Genre den unbeſtrittenen Kranz gewann. Nach jedem Acte hervorgerufen, führte Dem. Stubenrauch am Schluſſe Herrn Ernſt mit ſich hervor, der ſie als Obriſt von Kraft ſehr wacker unterſtützt hatte.

Die fünfte und ſechste Gaſtrolle der Dem. Stubenrauch waren Gräfin Orſina und Maria Stuart. Wenn auch Emilia Galotti, wie die Romantiker ſagen, mehr ein Werk des berechnenden Verſtandes als der ſchaffenden Phantaſie iſt, ſo bleibt doch die Orſina unſtreitig ein Charakter, der eine wahrhaft Shakſpear'ſche Energie und Wahrheit beſitzt, und als eine ſolche Geſtalt zeichnete uns auch unſer liebenswürdiger Gaſt die verlaſſene Geliebte des Hettore Gonza. Wir vermißten weder den Adel der vornehmen Dame noch die Liebesgluth der Italienerin, beide waren aber von einem poetiſchen Glanze umfloſſen, der ihnen erſt den wahren innern Werth ertheilte. Das Publikum erkannte ſtürmiſch ihr Verdienſt an, indem es ſie nach dem vierten Acte zweimal hinter einander hervorrief.

Maria Stuart riß insbeſondre durch den warmen katholiſchen Hauch hin, der ſie verklärt, und nicht allein ihr eignes Thun und Laſſen, ſondern auch ihr Außenwirken auf die Gemüther motivirt und erklärt. Wollten wir einzelne Momente hervorheben, ſo würde uns die Wahl zu ſchwer, denn die Scene mit Burleigh, wie jene mit Mortimer, oder die berühmte Gartenſcene — die bei mancher Maria zur berüchtigten geworden iſt — ſind in ihrer Art jede gleich vollkommen, und das Merkwürdigſte daran, daß in allen Schattirungen der Gemüthsſtimmung in der Entrüſtung über erlittenes Unrecht, in der Rührung neuerwachter Hoffnung, wie im Sturme der beleidigten Weiblichkeit, ſie ſtets die Königin blieb, und zwar, ohne daß je die Abſicht durchſchimmerte, es ſeyn zu wollen, ſondern es war immer die angeborne unbewußte Hoheit der königlichen Seele, wie wir auch noch nie eine Maria geſehen, welche Mortimer gegenüber die weibliche Würde ſo gewaltig aufrecht zu halten gewußt hätte.

„Das Turnier zu Kronſtein oder die drei Wahrzeichen" bildete wieder einmal ein munteres Intermezzo zwiſchen Maria Stuart und dem neueſten Drama der Madame Charlotte Birch-Pfeiffer: „Die Wittwe," und wir dürfen wohl nicht erſt erwähnen, daß Dem. Stubenrauch als Gräfin Elsbeth die vielbeſprochene und oft wiederholte Freierſcene mit großer Mannigfaltigkeit, Laune und Feinheit gab; aber das Beſondere an der Sache war, daß ſie uns in den Scenen, wo Elsbeth ſie ſelbſt iſt — die gewöhnlich nur als Zugabe zu jener Parade behandelt werden, durch weiblichen Adel und rührendes Gefühl mehr anſprach und erfreute als in jenem Hauptmoment, um deſſenwillen Herr v. Holbein das ganze Stück ſchrieb.

„Die Wittwe" iſt unſtreitig ein recht effektvolles Bühnenſtück, welches Aufmerkſamkeit und Erwartung vom Anfange bis zum Schluſſe — faſt bis zum Abreißen — ſpannt, und, einige Längen und Wiederholungen im dritten und vierten Acte abgerechnet, auch ziemlich amuſirt, wenn man gleich fortwährend zu ſehr bemerkt, daß, und auf welche Art die Verfaſſerin wirken will. Was die Rolle der Bianca betrifft, ſo müſſen wir zwar offen geſtehen, daß uns alle frühern Rollen, welche Dem. Stubenrauch darſtellte, von der Griſeldis bis zur Franziska mehr erfreuten, doch iſt nicht zu läugnen, daß ihr Verdienſt in der Darſtellung der „Wittwe" größer iſt, als bei allen jenen, wo ſie bloß Charaktere wiederzugeben hatte, hier aber erhielt ſie nur Elemente einer theatraliſchen Geſtalt, die ſie durch eigene Kraft in ein Ganzes verſchmelzen mußte, was ihr auch ſo vorzüglich gelang, daß ſie dieſelbe Rolle am zweiten Tage darauf auf Verlangen wiederholen mußte.

Nach dieſer neunten Gaſtrolle verließ uns Dem. Stubenrauch, und ließ uns einen Wunſch unbefriedigt, ihr ſchönes

Talent, ihre Anmuth und Lieblichkeit noch einmal im Luſtſpiel bewundern zu können. Möchte ſie doch bald wieder einmal zu uns zurückkehren, um dieſe Schuld abzutragen."

Sie iſt bereits wieder in Stuttgart eingetroffen, um hier bis zu den Ferien zu verweilen, und dann zu andern Gaſtrollen nach München und Wien abzureiſen.

— Die Seaſon des Kingstheaters iſt mit Bellini's Puritanern eröffnet worden, hierauf folgte die Cenerentola, worin die Albertazzi ſich zum erſtenmal den Engländern zeigte. Der Beifall war ungeheuer, jedes Stück wurde rauſchend applaudirt, und zweimal wurde ſie herausgerufen. Die Oper wurde fogleich wiederholt und der Beifall ſteigerte ſich dieſesmal noch höher. Die Engländer ſcheinen die ſchöne Signora Albertazzi zu ihrem Liebling erkoren zu haben. Nach der Cenerentola feierte die Griſi als Norma einen großen Triumph. Die diebiſche Elſter und Don Juan werden nunmehr folgen, und Moſes hat Lablache zu ſeinem Beneſiz erwählt.

— Der Pacht der königl. Theater in Mailand iſt dem geſchickten Impreſſario Merelli übertragen worden. Eine neue Bedingung des Contracts iſt, daß er auch für eine gute Schauſpielertruppe Sorge trage, welche in dem Theater della Cannobiana an jenen Tagen ſpielen wird, wo keine Oper ſtattfindet.

— In San Carlo in Neapel hat ein neues Ballet von Ferdinand Gioja unter dem Titel Gabriella ſehr gefallen. Der Torquato Taſſo von Donizetti hat im Theater del Fondo durch die Kunſt des Tenor Baſadonna, des Baß Baroithet und der Primadonna Monani ebenfalls Beifall erlangt.

— In Liſſabon hat Caterina di Guisa complet Fiasco gemacht. Der Tenor Capelli und die Bellolli haben darin geſungen.

— Ein franzöſiſcher Kritiker macht folgende ſehr richtige Bemerkung: „Will man blos durch das Geſicht erkennen, ob eine Sängerin ihre Kunſt verſteht, ſo laſſe man ſie die Rolle der Keſia im Kalifen von Bagdad ſpielen. Man ſtopfe ſich die Ohren zu und beobachte ſie bei dem Tanze in ihrer großen Arie. Bewegt ſie ſich ſtark hin und her, combinirt ſie graciöſe Geſten und Pas, will ſie ſich als Pantomimiſtin und Tänzerin zeigen und überhaupt durch Spiel verführen, ſo kann man vollkommen überzeugt ſeyn, daß ſie kein großes Vertrauen in die Macht ihrer Stimme ſetzt. Die Tänzerin hingegen wird nur die Pas markiren, ſie wird ſich damit begnügen, einen Arm in die Seite zu ſtemmen, ſich hin und her zu wiegen, ohne den Boden zu verlieren, damit ihr Athem nicht beſchränkt wird. Die Stärke ihres Talents ruht ganz in ihrer Kehle und die Stimme allein ſoll den Beifall erringen und das Publikum in Entzücken verſetzen.

Ich füge nur noch hinzu, daß es dann aber nöthig ſey, auch durch die Stimme allein ſolche mächtige Wirkung hervorzaubern zu können, denn ſo wie jede übertriebene Kraftanſtrengung auf Koſten des ſchönen Geſangs, ſo iſt auch ein kaltes theilnahmloſes Benehmen, das ſich durch eine mittelmäßige Geſangleiſtung entſchuldigen will, gleich verwerflich.

— Das königl. Theater in Berlin zählt 115 wirkliche und ausübende Mitglieder. In der Kapelle wirken außer dem General-Muſikdirektor ein Kapellmeiſter, zwei Muſikdirektoren, zwei Concertmeiſter, 24 Violliniſten, 8 Bratſchiſten, 12 Künſtler für das Violoncell, 7 für den Contrebaß, 5 für die Flöte, 5 für die Hoboe, 5 für die Clarinette; eben ſo viel für den Fagot, 7 für das Horn, Poſaunen und Trompeten 6. 1 Pauker und 1 Harfeniſt vollenden die Zahl von 92 Perſonen. Das Ballet beſteht aus 58 Perſonen, worunter ſieben Solotänzerinnen und acht Solotänzer.

— Zu der letzten Verſteigerung von Kunſtgegenſtänden zu Gunſten armer in Paris ſich aufhaltender Italiener, bei der Fürſtin von Belgiojoſo, lieferte Meyerbeer eine Romanze, welche der Herausgeber

ſeiner Opern, Herr Schleſinger in Paris, mit dreihundertfünfzig Franken bezahlte.

Neue Bücher.

Unter dieſer Rubrik werden wir von jetzt an in möglichſter Schnelle intereſſante Neuigkeiten anzeigen, die es verdienen, einem größeren Publikum empfohlen zu werden:

1) Rheinlands Sagen, Geſchichten und Legenden, herausgegeben von Alfred Reumont. Köln und Aachen, bei Ludwig Köhnen, 1837. Zwei Lieferungen von dieſem auf vier berechneten Werke liegen in trefflicher Ausſtattung vor uns. Ein jedes Heft iſt mit zwei Stahlſtichen geziert, die ausgezeichnet genannt werden können. Der Herausgeber, jetzt in Florenz lebend, bekannt durch ſeine Mittheilungen in verſchiedenen deutſchen Zeitſchriften, vorzüglich über Kunſt älterer und neuerer Zeit, und wie wir glauben, ein geborner Rheinländer, übergibt hier in gewandter Proſa die intereſſanteſten Sagen des herrlichen Stroms dem Publikum. Seine Mitarbeiter ſind der bekannte Novelliſt A. T. Beer (von Binzer), Steinmann, Friedheim u. ſ. w. Das Werk darf als eine Zierde jeder Sammlung betrachtet werden.

Muſik.

Der bekannte Pariſer Hoboiſt Brod hat neulich in einem Concerte einige Piecen aus einer Oper von ſeiner Compoſition hören laſſen. Der Text dazu wurde ſchon im Jahre 1675 von Quinault gedichtet, und heißt Thésée. Der Componiſt glaubt durch ſeine Melodien dieſe alte Geſchichte verjüngen zu können.

— Schleſinger in Paris hat eine neue Muſikalien-Leihanſtalt eröffnet. Für fünfzig Franken, die man jährlich bezahlt, erhält man nicht nur Partituren und Muſikſtücke geliehen, die man dreimal in der Woche umtauſchen kann, ſondern man darf auch noch aus dem reichen Catalog der Schleſinger'ſchen Handlung für den Werth von fünfundſiebenzig Franken Muſikalien wählen, die man als Eigenthum behält.

Vermiſchtes.

— In Karlsruhe iſt eine ſehr elegant gedruckte Broſchüre über die Leiſtungen der gefeierten Sängerin Schebeſt, unter dem Titel „Agneſe Schebeſt, eine Kunſtabhandlung" aus der Haspeſchen Preſſe hervorgegangen, die außer der gerechten Würdigung dieſer Künſtlerin, auch ſehr richtige Anſichten über die Kunſt des Sängers und des Schauſpielers enthält. Man nennt als Verfaſſer einen Staatsbeamten, der ſich zugleich als Kenner und Dilettant einen ausgezeichneten Ruf erworben hat.

— In Berlin wird die Poſſe: „Der falſche Guſtkow" aufgeführt, worin der Komiker, Herr Rott aus Wien, ſich auf dem Holz- und Strohinſtrument hören läßt.

— In der Officin des Herrn B. G. Teubner in Leipzig iſt die Guillochirmaſchine in Sachſen zuerſt eingeführt worden. Dieſes ganz von Meſſing gearbeitete Meiſterwerk enthält einen Reichthum von den verſchiedenartigſten geſchmackvollen Muſtern, die ſich durch Compoſition kaleidoskopartig unendlich vervielfachen laſſen. Der gegenwärtige Beſitzer iſt durch daſſelbe in den Stand geſetzt, eine kaum auszuſprechende Anzahl der feinſten, verſchiedenartigſten Muſter in allen Nüancen, welche die geſchickteſte Hand des Graveurs nicht nachzuahmen fähig iſt, auf Metallplatten jeglicher Art hervorzubringen.

— Der Verkauf der Gemäldeſammlung der Frau Herzogin von Berry hat 1,500,000 Franken eingetragen.

— Die Romanze von Meyerbeer, die kürzlich in der Soiree zum Beſten der armen Italiener von Herrn Schleſinger in Paris um 350 Franken erſtanden worden iſt, wurde zu ähnlichen Preiſen von einem italieniſchen, einem engliſchen, und einem deutſchen Verleger angekauft. Dieſe Romanze beſteht nur aus zwanzig bis dreißig Takten.

Nekrolog.

Seit dem zweijährigen Beſtehen dieſer Zeitſchrift iſt ſchon mancher Todesfall darin angezeigt worden, der mehr oder minder Deutſchland, ja ſelbſt ganz Europa intereſſirte. Staats-

männer, Gelehrte und Künſtler, deren Thaten irgend einen mächtigen Raum der Zeitgeſchichte erfüllten, die in bändereichen Werken, oder in hohen Kunſtgebilden noch nach ihrem Tode einen großen Einfluß auf die Nachwelt üben werden, fertigten in den Anzeigen, die ihrem Andenken hier gewidmet wurden, einige kühle Zeilen ab. Und wie könnte es wohl anders ſeyn? Der Tod hat in den letzten Jahren ſo viel gelichtet; Zufälligkeiten aller Art haben ihm ſo ſehr in die Hand gearbeitet, daß wir den Lesern des Feuilletons ſtatt eines Blumenflors einen Cypreſſenhain hätten bieten müſſen, wenn jedem Denkmale der ihm gebührende Platz eingeräumt worden wäre.

Nur manchmal erlaubte ich mir, würdigen Männern einen volleen Nachruf zu weihen, wenn ich darauf rechnen konnte, auf eine in allen Kreiſen ausgedehntere Sympathie mit den Schickſalen des Dahingeſchwundenen zu ſtoßen, oder wenn ich dem gewiß verzeihlichen Drange nicht widerſtehen konnte, es für einen Freund zu thun. Und ſo auch heute.

Ein Mann iſt in den letzten Tagen des launenhafteſten Monats im Jahre zu Berlin geſtorben, deſſen Laune viele Tauſende während eines langen Lebens ergötzt hat. Dieſer Mann war Schmelka, ein Name, der unter den heitern Künſtlern Deutſchlands ſtets mit Ehren genannt werden wird. Ich habe in dem dießjährigen Jahegange meiner allgemeinen Theaterrevue eine Skizze ſeiner Perſönlichkeit, wie ſeiner Kunſt zu entwerfen geſucht und freue mich nun doppelt, daß ich es ſchon in dieſem Jahre gethan und nicht, wie bei vielen andern Freunden, bis zum nächſten verſchob. Wenn Schmelka, wie ich vermuthen darf, noch einen Blick auf dieſe Schilderung geworfen, ſo hat die dadurch wiederbelebte Erinnerung an eine ſchöne frühere Zeit ihn gewiß freudig erfüllt.

Jene Zeit war es, wo er in vollſter Kraft und Lebensfriſche ſeine heiterſten Rollen ſchuf, wo ſeine luſtige Ausgelaſſenheit auf der Bühne keine Gränzen kannte, wo er — der übereife Mann — ſich in verliebte Abenteuer mancherlei Art verſtrickte, Tagelang mit ſeinen militäriſchen Freunden dem edlen Waidwerk oblag, heitere Lieder und ſinnreiche Räthſel dichtete, der gefeierte Liebling des Publikums war und ſich des vertrauten Umgangs der Beſſern erfreute. Es war die Zeit, wo das Breslauer Theater auf ſeiner Höhe ſtand und Mitglieder beſaß, welche jetzt die erſten Bühnen zieren.

Bei der Gründung eines zweiten Theaters in Berlin, das ſich vorzüglich für heitere Stücke öffnen ſollte, wurde Schmelka's Talent ſogleich zu gewinnen geſucht, und er, der daran dachte, ſich ein ſorgenfreies Alter zu gründen, vertauſchte Breslau mit Berlin, wo ihm eine Anſtellung bei den königlichen Schauſpielen die günſtigſte Perſpective zeigte. Seine Hoffnung hatte ihn nicht getäuſcht, und würde ihn der Tod nicht noch in ungeſchwächter Kraft aus ſeinem Berufe geriſſen haben, ſo hätte ihn die Fürſorge ſeines Directors, des Herrn Cerf, aller Sorgen bis an ſein Lebensende überhoben. Dieſe Beruhigung iſt ihm zu Theil geworden, als er vor wenigen Wochen einer Unpäßlichkeit wegen einen Urlaub erbielt, um ſich zur Stärkung auf ſeinen Landſitz in Pankow zurückzuziehen.

In dem Stücke, worin er ſonſt als Hauptperſon ſeinen größten Triumph feierte, nahm er in einer Nebenrolle Abſchied von ſeinen geliebten Bretern und ſeinem Publikum. Dieß war der Herr von Pappendeckel in den Schweſtern von Prag. Bei der Wiederholung dieſes Stückes meldete er ſich unwohl, erbot ſich jedoch, um die Vorſtellung nicht zu ſtören, ſeine Rolle zu ſpielen. Hätte ſein Director von dieſem Anerbieten Gebrauch gemacht, ſo hätte Schmelka wahrſcheinlich bis zu ſeinem letzten Augenblicke Komödie geſpielt und wäre, wie Molière, auf den Brettern geſtorben.

Seine Luſt am Theater war ſtets dieſelbe geblieben, und noch zwei Tage vor ſeinem Tode ſoll er gebeten haben, man möge ihm nur ſeine Rolle nicht nehmen.

Schmelka ſagte mir ſelbſt einmal, daß er aus Riga gebürtig ſey, und ſeine Mutter, mit welcher er nach Prag gezogen, eine bedeutende Schauſpielerin geweſen war. Auf ſeinem Krankenlager ſoll er jedoch geſagt haben, daß er aus einer adeligen Familie ſtamme und in Schwedt geboren ſey. Man will die letzte Zeit in Berlin an ihm bemerkt haben, daß er über ſein Alter, ſo wie über die früheſte Periode ſeines Lebens ſtets geheimnißvoll geweſen. Als ich ihn im Jahre 1818 in Breslau kannte, mochte er dem Ausſehen nach im Anfange der Vierziger ſtehen; er ſelbſt gab ſein Alter auf 38 Jahre an, mithin iſt er wohl nicht älter als etwas über ſechzig Jahre geworden. In ſeiner letzten Lebenszeit hegte er eine große Liebhaberei für alte Taſchenuhren, er legte die Werke auseinander, und es machte ihm Vergnügen, wenn ihre Conſtruction recht künſtlich war, und er ſie dann wieder zuſammenſetzen konnte.

Schmelka's Ernſt in komiſchen Partien war von der größten Wirkung; ſein plötzliches Aufſchrecken daraus, ſein Auflachen kann am beſten mit dem von franzöſiſchen Kunſtrichtern oft gebrauchten Worte „frenetique" bezeichnet werden; ſein Ausdruck gränzte dann in der That an Wahnſinn. Im Umgange trugen dieſe Aeußerungen nicht ſelten die Spuren des Unheimlichen an ſich, die durch manche Leidenſchaftlichkeit, vornehmlich Eiferſucht noch bedeutend geſteigert wurden.

Ich verdankte Schmelka viele heitere Stunden, und mit wahrer Wehmuth erfüllte mich das Scheiden eines Künſtlers aus jenem freundlichen Kreiſe, der ſich einſt in Schall's belebender Nähe zu ſonnen pflegte.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei.

Der preußiſche Volksfreund, den ein Herr von Puttkammer redigirt, ſoll 21,000 Exemplare abſetzen; dieß iſt wohl nächſt dem Pfennigmagazin die ſtärkſte Auflage, welche eine Zeitſchrift in Deutſchland jetzt erlebt. Der Hamburger Correſpondent ſoll einſt über 12,000 Abonnenten gehabt haben; das Frankfurter Journal an 7000 jetzt beſitzen, der ſchwäbiſche Merkur faſt eben ſo viel; die allgemeine Zeitung erreicht dieſe Zahl noch nicht. Wir wollen übrigens die Genauigkeit dieſer Angaben nicht verbürgen.

— Das Münchner Tagblatt ſchreibt: In Hamburg hat ein Wirth den Gedanken erfaßt, in ſeiner Wirthſchaft die Gäſte münchneriſch zu bedienen, und will ſich daher zwei hübſche und gewandte, ächte Münchner Kellnerinnen nach Hamburg kommen laſſen. Solchen zwei Kellnerinnen wird eine gute Behandlung und 100 fl. Jahreslohn und freie Verköſtigung bis nach Hamburg zugeſichert, ſie müſſen aber, wie geſagt, recht gewandt ſeyn, gute Zeugniſſe haben, und müſſen hübſch und gerade ſo gekleidet ſeyn, wie in Abbildungen die ſchönen Münchner Kellnerinnen den Hamburgern vorgeſtellt wurden. — Nun ſollte nothwendiger Weiſe auch ein geborner Münchner nach Hamburg abgehen, um die Hamburger auch münchneriſch ſprechen zu lehren, wenigſtens ſollten die Hamburger unterrichtet werden, was a Holbi, a Maßl, a Fiterl, a Kalbsharen, a Buſerl und a Gſchmacherl iſt, und was die Kellnerin ſagen will, wenn ſie ſpricht: „Härns aff Sie“ oder „gengas weiter“ oder „do kämmas ma grod recht.“

Gelegenheitliches.

Nach einem Bericht aus Stuttgart in der Abendzeitung ſollte man glauben, daß es hier von Schriftſtellern aus allen Theilen Deutſchlands wimmelt, welche den hieſigen Buchhändlern mit ihren Manuſcripten das Haus einrennen. Eben ſo, daß es den Buchhändlern an Gelde fehlt, ihre Geſchäfte, wie ſie ſolche begonnen, fortzuſetzen. Ich begreife nicht, wo der Berichterſtatter das her hat, da an dem Allen kein wahres Wort iſt. Seit einem Jahre iſt meines Wiſſens nur ein einziger Schriftſteller aus Leipzig hieher gezogen, um hier zu bleiben, und die meiſten der begonnenen Unternehmungen ſchreiten nicht nur rüſtig fort, ſondern viele neue, und wahrlich nicht unbedeutende, treten täglich ins Leben. Ob jener Correſpondent der Abendzeitung die Erfahrung an ſich gemacht hat, daß ſeine Manuſcripte mit der höflich-ausweichenden Bemerkung zurückgewieſen wurden: „es fehle an Geld,“ kann ich zwar nicht behaupten, doch möchte ich es faſt glauben.

Für die Ehre, die er mir damit erweiſt, mich einen ſpeculativen Kopf zu nennen, danke ich zwar, jedoch thut es mir leid, das Compliment ablehnen zu müſſen. Europa, Atlas und Theater-Revue waren keine von mir ins Blaue hinein entworfene Projekte, die ich bei den Buchhändlern colportirte, ſondern die Idee dazu ging von den Verlagshandlungen aus, die mir das Vertrauen ſchenkten, mir die Redaction jener Inſtitute zu übertragen.

— Die Zeitung für die eleg. Welt enthält in einem ſehr angenehm geſchriebenen Artikel aus Lübeck folgende ergötzliche Notiz: „Hier in Lübeck munkelt man, daß, da Börne ja doch todt ſey, Kriegsrath Karl Muchler die Fortſetzung der Briefe aus Paris herausgeben wolle und deßhalb nächſtens dahin auswandern werde. Die Briefe ſollen, wie man ſagt, an Georg Harrys gerichtet und reichlich mit Anekdoten und Charakterzügen aus Friedrich des Großen Leben angefüllt ſeyn.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Wallachiſche Frauen. Die Gruppe rechts zeigt die Braut, von den Brautjungfern geführt.
2) Original-Modebild aus Paris.

Auguſt Lewald.

Erinnerungen an Malta und Sicilien.

Während meines Aufenthaltes in Sicilien hatte ich Gelegenheit, eine ſonderbare Perſon kennen zu lernen, eine Art lebendiges Journal, eine Zeitung voll ſcandalöſer Artikel, deſſen Name Calabreſa war, und deſſen Andenken ſich tief in mein Gedächtniß eingeprägt hat. Sein Aeußeres ließ auf den erſten Blick den Sicilianer erkennen; er hatte eine ſpitze Naſe, ein hervorſtehendes Kinn, einen ungeheuern Bauch, und eine bis zur Grimaſſe bewegliche Phyſiognomie, die mit ihren verſchiedenen Verzerrungen jede ſeiner Reden begleitete. • Er wußte nichts und ſprach viel, er war gut, gefällig, geiſtreich, fromm; doch Gott nicht ſo ſehr ergeben, als der Jungfrau Maria, und dieſer nicht ſo ſehr, als den Heiligen, und den Heiligen weniger als den Mönchen, und allen dieſen nicht ſo ſehr, als den Bajocchi's, eine kleine Münze, mit welcher die Reiſenden ſeine gefällige Zudringlichkeit belohnten.

„Eccellenza," ſagte eines Abends Calabreſa zu mir, „Sie ſehen hier die Ruinen eines Sarazenenthurmes. Sie wiſſen, daß die Muſelmänner im Beſitze von Sicilien waren; hier an dieſem Orte hat man die Gebeine der Rieſen entdeckt; unter dieſem Säulengange hier habe ich kürzlich zwei Medaillen aufgefunden, die eine mit dem Kopfe des Minotaurus, die andere mit einem Iſiskopfe. Ich habe die Abſicht, eine wichtige Denkſchrift über meine Entdeckung herauszugeben und ſie der Academie in Palermo zu dediciren, die mich ohne Zweifel zum Ehren-

mitgliede ernennen wird. Eine Empfehlung von Ihnen würde mir dabei zuverläſſig nützlich ſeyn, und wenn ich die Hoffnung wagen dürfte, daß Eure Excellenza mich mit einem eigenhändigen Briefe beehren würde, ſo würde ich mich glücklicher ſchätzen, als im Schooße der ewigen Glückſeligkeit."

Es gibt auf der Welt nichts Abgeſchmackteres, als der Contraſt einer ſchönen Natur mit einer lächerlichen Perſon. Dieſer Widerſpruch empörte mich im erſten Augenblicke, allein ich gewöhnte mich daran, und indem ich meinen Weg mit Calabreſa fortſetzte, ließ ich ihn ſeine Lebensgeſchichte erzählen. Calabreſa war Barbier, Schauſpieler, Dichter, Soldat, Muſiker und Cicerone geweſen. Von allen dieſen Gewerben hatte ſein Charakter ein beſtimmtes Merkmal angenommen; doch ich will ihn ſelbſt erzählen laſſen.

„Ich bin zu Girgenti geboren, Eccellenza; mein Vater war Perruquier und Barbier in einer Perſon, ein angenehmer Mann, ſpielte gut Triktrak, und war das Factotum der Stadt. Er hatte eine Neapolitanerin zur Frau genommen, die ihm als Heirathsgut die Gönnerſchaft des Prinzen Matalagoni mitbrachte. Mein Vater verband mit der Eigenſchaft, gut zu raſiren, die, vortrefflich zu erzählen, und ein wenig zu zeichnen. Der Prinz hatte überflüſſiges Geld und eine große, öde Villa, die ſich ganz dazu eignete, ſie mit Statuen auszuſchmücken; überdieß hatte er wenig oder nichts zu thun, als ſein ſchwaches Gehirn zu beſchäftigen; er bildete ſich ein, durch ſeine Phantaſie ſich zu amuſiren, und mein Vater unterſtützte ihn dabei. Ihrer vereinten Sorgfalt gelang es, die Villa mit all den Statuen zu zieren, die gegenwärtig das Erſtaunen aller Reiſenden erregen. Man ſieht daſelbſt einen Bacchus, deſſen Bauch aus einer Weintraube beſteht, einen Amor zu Pferd, auf einem Schneckengehäuſe, und die berühmte Flaſche von cararischem Marmor, von achtzehn Fuß Höhe. Glauben Sie jedoch nicht, Eccellenza, daß mein Vater die Schuld dieſer Ausſchweifungen trägt. Man muß ſeine Kinder erziehen, und ſich deßhalb in die Umſtände ſchicken, und ſo werden Sie zugeben, daß die gefällige Phantaſie meines Vaters keine große Schuld auf ſich geladen hat."

„Ich war jung und dachte hierüber anders; die Verachtung, die mir dieſe Narrheiten einflößten, erlaubte mir nicht, die Stelle meines Vaters bei dem Prinzen einzunehmen; ich ſchnürte mein Bündel und entfloh mit einigen Bajocchi's nach Rom zu dem Impreſſario Fornachi,

mit dem ich mich zuvor verabredet, und der mir versprochen hatte, mich bei seiner Truppe anzustellen. Ich wurde Schauspieler, aber ein schlechter. Hierauf wurde ich Soldat des Pabstes, zu welcher Stelle mir die Geliebte eines Cardinals verholfen hatte. Warum verfiel sie auf den Gedanken, diesen guten Mann zu täuschen? Ich trüge noch die geheiligte Muskete auf meiner Schulter. Kaum hatte der Cardinal die Signora Molinari genöthigt, ihrem Titel zu entsagen, als auch ich gestürzt wurde; ich fiel mit ihr. Meine Berührung mit dem Hofe des Vaticans hatte mir einen gewissen Geschmack an der Poesie eingeflößt, und ich drechselte ziemlich ordentlich ein Sonett zusammen. Ich gab mir den Titel eines Improvisators, und man sah mich während fünf ganzer Jahre von Ort zu Ort wandern, indem ich an jeden neuen Reisenden dasselbe Sonett, nur nach Umständen etwas verändert, richtete. Das war ein schlechtes Leben, die Poesie trägt wenig ein; ich kehrte wieder mit ganz leerer Tasche nach Girgenti zurück, und baute von da an meine Hoffnung ganz allein auf edle Reisende und auf mein bischen Wissen im Fache der Antiquitäten."

Diese Erzählung gab ein getreues Bild von den Sitten des jetzigen Italiens; ich zeigte Calabresa Gefallen an seinem Plaudern, und so enthüllte er mir seine mit Anekdoten vermischten Theorien.

„Ihr besitzt eigentlich keinen Roman mehr, ihr civilisirten Völker," sagte er eines Tages; „das, was ihr einen Roman nennt, was euch unter diesem Titel unterhält und anzieht, kühne Thaten, ungewöhnliche Begebenheiten, übernatürliche Abenteuer u. dergl.; alles das ist das eigentliche Leben der wilden oder der halbcivilisirten Völker. Sicilien z. B. ist, selbst gegenwärtig noch, durch die Originalität seiner Sitten und Thaten eines der merkwürdigsten Länder der Welt.

„Zu Palermo wollte vor wenigen Jahren ein Marquis seiner Schwester zu ihrer Vermählung mit dem Prinzen von V.... ein glänzendes Fest geben. Der Bruder war dem Prinzen nicht gewogen, dem seine Braut einen beträchtlichen Brautschatz mitgebracht, und der die Familie durch den Schein von Reichthum getäuscht hatte. Welche Rache sollte er wegen dieser Prellerei nehmen? Wie sollte man es machen, um den Prinzen merken zu lassen, daß man durch den um sich verbreiteten Schein nicht getäuscht worden sey?

„Der Palast des Marquis war herrlich erleuchtet; blühende Orangen standen auf den Stufen; im Vestibüle sah man eine Menge Diener in

glänzenden Livreen mit brennenden Fackeln in den Händen. Plötzlich verschwanden die Bedienten mit ihren Fackeln, die Scene veränderte sich, und es stellte sich den erstaunten Blicken der Anwesenden eine düstere Fantasmagorie dar. Es waren dunkle und seltsame Gestalten zu sehen, die mit Hilfe von optischer Täuschung zu leben schienen; Cupido saß auf einer schweren Kiste, die ihm als Wagen diente; es war das Portrait des edeln Prinzen in Caricatur; hierauf folgten Scenen, die an den Todtentanz erinnerten, und einige sonderbare Gestalten, die durch eine komische Aehnlichkeit an die bekanntesten Personen Palermo's mahnten. Man mußte die Bestürzung der Frauen, ihren Schreck, die Wuth ihrer Männer, die ihrem eigenen Bilde nicht entrinnen konnten, selbst sehen. — Die Decoration änderte sich. Ein bläuliches Licht verbreitete sich aus dem Hintergrunde. Durch luftige Gazen sah man Gruppen in Wolken, die der gewandte Gutsbesitzer aus dem Balletcorps von der Oper in Palermo hatte kommen lassen; eine Menge Liebesgötter in ihrer classischen Nacktheit erinnerten an die graziösen Phantasien der heidnischen Götterlehre. Ein Schwarm von Nymphen empfing die Braut, die unter einer Menge Tänzerinnen und kleiner Kinder, die ihr Rosen streuten, wie im Triumphe vorschritt.

„Der Ball wurde in dem großen Saale unter diesen lachenden Auspicien eröffnet. Eine außerordentliche Verschwendung, die mehre Jahreseinkünfte des Marquis verschlang, konnte allein diese sonderbaren und prachtvollen Thorheiten erklären. Man sah die Kerzen nicht, die den zirkelrunden Salon, den Schauplatz des Balles beleuchteten; sie waren in krystallenen Säulen angebracht, die die Decke stützten, von wo aus sie ein magisches Licht auf die Tanzenden verbreiteten. Und als sollte plötzlich auf die lachende Täuschung die traurige Gegenwart folgen, senkte sich auf ein einziges Zeichen auf einmal der Boden, und unter dem Lärmen von Blas- und Schlaginstrumenten sanken die bestürzten Tänzer in eine dunkle Gruft, in welcher dieselbe Kunst Vulkans Schmiede darstellte. Hier dröhnte unter dem Hammer das Eisen, die Cyclopen ließen die ungeheuern Blasbälge brausen, der Gemahl von Venus selbst, ein ungestalteter Riese, ein naives Symbol von den Widerwärtigkeiten Hymens, ergriff mit seinen nervigen Fäusten die glühenden Zangen. Die Absicht des Marquis war klar; die bestürzten Frauen schrien laut auf, die Ehemänner und die Liebhaber fanden den Scherz unerträglich, aber alle Ausgänge waren verschlossen; doch einige Minuten

ſpäter beruhigte eine neue und friedlichere Veränderung die Unzufriedenheit der Gäſte.

„Vulkan verſchwand mit ſeinen Geſellen; der Boden erhob ſich wieder, der ganze unterirdiſche Saal mit allen Anweſenden ſchwebte ſanft bis an eine obere Gallerie, und eine Teraſſe, welche von den unermeßlichen ſicilianiſchen Weingärten beſchattet wurde, deren Ranken einen transparenten Vorhang bildeten, und durch aufgehängte Lampen und durch das angenehme Licht des nächtlichen Geſtirns beleuchtet waren.

„Man ſetzte ſich an gedeckte Tiſche auf der Teraſſe: die Mahlzeit war prächtig und mit Eleganz geordnet; ſchon verzieh man dem Wirthe ſeine ſatyriſche Laune. Die ſeltenſten und ausgeſuchteſten Speiſen bedeckten die Marmortiſche; allen Sinnen war geſchmeichelt, und die Geſichter der Gäſte erheiterte wieder ein freundliches Lächeln. Doch die gute Laune verwandelte ſich bald in Beſtürzung, als der Augenblick erſchienen war, die Gerichte vorzulegen. Eine prächtige Paſtete, in die gerade das Meſſer eine tiefe Wunde ſchnitt, verſetzte die Gäſte durch einen Knall in Schrecken, gleich dem eines Piſtolenſchuſſes, und es blieb nichts von ihr übrig. Ein Gelee, deſſen appetitliches Ausſehen die allgemeine Bewunderung erregt hatte, gerieth in Feuer und verzehrte ſich ſelbſt, als ein Löffel in daſſelbe eindringen wollte. Eine junge Perſon, welcher dieſe Ueberraſchung eine ausgelaſſene Heiterkeit verurſacht hatte, wollte nach einem Pfirſiche greifen, deſſen ſchöne Farbe ſie verführte; dieſer Pfirſich war ausgehöhlt, und es ſchlüpfte das unſchuldige Thierchen, eine Eidechſe, aus demſelben, welches die Mehrzahl der Frauen ſtets ſo ſehr erſchreckt. Mitten auf der Tafel verbreitete ein ungeheures Gebäude von Backwerk einen herrlichen Geruch, der deſſen Aechtheit zu bezeugen ſchien. Kaum hatte man jedoch das Dach abgehoben, als ein Schwarm kleiner Vögel, die in dieſen ſonderbaren Käfig eingeſperrt waren, davon flog.

„Es ließen ſich noch viele dergleichen Feinheiten der weiſen Magie anführen, welche der Herr des Hauſes ausgedacht hatte, um ſeine Gäſte anzuführen; einige dieſer Kunſtſtücke waren ſogar barbariſch. Der größte Theil des Geflügels, das mit Gelee oder paſſenden Saucen bedeckt war, ſchien zwar todt; fühlte es aber das Meſſer oder die Gabel, ſo ſah man wohl, daß es noch lebte. Wenn ſich das arme Thier verwundet fühlte, ſo ſtieß es einen ſchwachen Schrei aus, wehrte

ſich, hüpfte ängſtlich auf der Tafel herum, und beſpritzte mit ſeinen ausgebreiteten Flügeln, die es aus Schmerz heftig bewegte, die Gäſte mit der Sauce, in der es gelegen hatte. Ein betäubendes Mittel, wahrſcheinlich einige Tropfen Opium, hatte es in eine Art von Erſtarrung gebracht, und leichte Bande hatten es auf der Platte gehalten, auf der es lag. Auf dieſe Scheinmahlzeit folgte ein wirkliche, welche die Gäſte ein wenig entſchädigte, die jedoch weder die Herrn ihre beſchmutzten Manſchetten, noch die Frauen ihre befleckten Kleider vergeſſen ließ. Man hatte ſich am Ende darein ergeben, ſich einer Myſtifikation zu überlaſſen, die ſich unter ſo vielen verſchiedenen Formen darſtellte, und ſich faſt an die Sonderbarkeit des Schauſpiels gewöhnt. Man ſah nach einander alle die ſchreckhaften und lächerlichen Täuſchungen, die mit Hilfe der Optik nur immer hervorgebracht werden können. Einmal erſchienen alle Gäſte todtenfarbig wie Leichen, ein andermal ſah ſich jede Dame plötzlich mit einer Krone oder mit einem prächtigen Blumenbouquet geſchmückt u. ſ. w.

„Endlich erhob ſich wie durch Zauberei mitten im Garten ein Theater, auf welchem den Gäſten mehre ſonderbare Vorſtellungen gegeben wurden, oder wo kleine, groteske Marionetten geheime Scenen und verborgene Sünden des Adels von Palermo parodirten. Das ausgelaſſene Gelächter, welches dieſe Caricaturen erweckten, wurde oft durch Verwünſchungen und Ausbrüche des Zornes unterbrochen; mehre der Anweſenden hatten die Taktloſigkeit, ſich in dieſen Darſtellungen ſelbſt zu erkennen, und dieß zu verrathen. Das Glück des Magiers wurde jedoch durch dieſe Rache geſtört, die Sache nahm ein blutiges Ende und koſtete dem erfindungsreichen Urheber das Leben. Er erhielt den folgenden Tag wenigſtens zwölf Ausforderungen, ſo ſehr hatte ſich der von Natur ſonſt keineswegs kampfluſtige Adel von Palermo verletzt gefühlt. Es war dem Marquis allerdings ſehr gut gelungen, durch ſeine verſchiedenen Täuſchungen und Kunſtſtücke zu erkennen zu geben, „daß der Schein trügt, und daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt,“ allein er unterlag auch den Folgen ſeines Scherzes, und fiel im dritten Duelle.

„Vergebens ſuchen Sie unter civiliſirteren Völkern dergleichen Phantaſien, die nur die ausſchließliche Frucht heißer Climate, müßiger Nationen und willkührlicher Geſetze zu ſeyn ſcheinen. Es bedürfte z. B. das ganze Gewicht der nördlichen Civiliſation, um Malta ſeinen ur-

ſprünglichen Charakter zu benehmen, das durch ſeine närriſche Heiterkeit und durch ſeine Sorgloſigkeit ſo lange Zeit die Nebenbuhlerin Siciliens war. Wie traurig würde jetzt die Stadt La Valette jenen braven Rittern der Vorzeit erſcheinen, wenn ſie ihren Gräbern entſteigen könnten! Man hört nichts mehr von Duellen, von Abenteuern, von ſchwer durchzuführenden Intriguen, von galanten Siegen, von Serenaden, mit Degengeklirr vermiſcht. Ordnung, Regelmäßigkeit und Stille herrſchen jetzt dort, aber ſie entſchädigen nicht für das Verlorene. Zu jener glücklichen Zeit hatte jede Familie ihren Roman, und ein Tag in Malta hätte den Stoff zu zehn Dramas geliefert. Erlauben Sie, Eccellenza, daß ich Ihnen einige Anekdoten erzähle, die meine Behauptung beſtätigen ſollen.

„Ein Maltheſer, Namens Cambo, ein ſehr geachteter Richter, ehrlich in allen ſeinen Verrichtungen und gewiſſenhaft ſtreng, hatte die Gewohnheit, Morgens frühe aufzuſtehen; er ſtudirte bei Sonnenaufgang die Geſetze, für die er die tiefſte Ehrfurcht hegte. Bekanntlich ſind die Häuſer der Stadt La Valette mit Balkons verſehen, die mit Tapeten verhängt ſind, welche den Bewohnern zu ſehen geſtatten, was außerhalb vorgeht, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Eines Morgens nun, ungefähr um vier Uhr, hörte der Richter Cambo einen großen Lärmen auf der Straße, und lief auf ſeinen Balkon, von welchem aus er zwei Menſchen bemerkte, wovon einer den andern verfolgte, ihn gerade unter dem Balkon des Richters einholte, und mit einem in der Hand gehaltenen Dolche niederſtieß. Der Ermordete blieb auf der Stelle todt. Der Mörder, deſſen Züge Cambo vollkommen erkannte, ergriff ſeine herabgefallene Mütze, warf den Dolch eine Strecke von ſich, bog um eine Straße und verſchwand. Zwei Minuten ſpäter kam ein Bäcker die Straße her, der auf ſeinem Kopfe einen Korb mit Brod für ſeine Kunden trug; ſein Fuß ſtieß an den auf dem Boden liegenden Dolch, er hebt ihn auf, betrachtet ihn, ſteckt ihn dann in die Taſche, ſetzt ſeinen Weg weiter fort und befindet ſich alsbald dem Leichnam gegenüber. In dem Augenblicke erſcheint eine durch den ſtattgehabten Lärmen herbeigelockte Patrouille, ſie erſchreckt den Bäcker, der in der Angſt ſich in die Vertiefung einer Thüre verſteckt, und ergreift ihn. Man durchſucht ihn und findet den Dolch, der vollkommen in die Wunde des Ermordeten paßt.

„Der immer noch auf dem Balkon befindliche Richter beobachtet alles dieß; keiner der Umſtände dieſes blutigen Dramas entgeht ihm.

Indeſſen er ſchweigt, er nennt keinen Namen, er zeigt ſich nicht ein mal; das Geſetz denkt er, in ſeiner ſonderbaren Anhänglichkeit an die Rechtsformen, ſoll ſeinen Lauf haben. Unter den Augen des Richters wird der Bäcker arretirt, und in das Gefängniß geführt. Der Verbalprozeß wird eingeleitet. Das Cambo allein bekannte Geheimniß, wodurch ein Unſchuldiger dem Tode entriſſen werden konnte, bleibt in der Bruſt des Richters begraben.

„Die Geſetzgebung Malta's beſtimmte, daß ein perſönliches Zeugniß des Richters ungültig ſey und daß Alles, was außerhalb des Gerichtshofes zu ſeiner individuellen Kenntniß gelange, nicht zu den Verhandlungen gehöre. Die Einfalt Campo's hielt ſich an den Buchſtaben des Geſetzes. Er verhört den Beklagten, die Umſtände zeugen gegen ihn; man nimmt ſie auf; ein Advokat verlangt den Verbalprozeß und er findet ſtatt. Das Reſultat der Unterſuchung war, daß man nach den Geſetzen Malta's einen halben Beweis der Schuld erhielt, was genügend war, zur Anwendung der Folter zu ſchreiten. Der arme Bäcker mußte ſie in Gegenwart des einfältigen Richters erdulden, der im Wahne ſtand, ſtreng nach dem Rechte zu handeln. Hätte der Bäcker bei der peinlichen Frage den Muth gehabt, auf der Behauptung ſeiner Unſchuld zu beharren, ſo war er gerettet, ein halber Beweis hätte nicht hingereicht, ihn zum Tode zu verurtheilen. Allein die Geſchicklichkeit der Henker verurſachte ihm ſolche Martern, daß der Schmerz über die Macht der Wahrheit ſiegte, und den Unſchuldigen zwang, ſich für ſchuldig zu erklären.

„Sie werden nun denken, Cambo werde ſich von ſeinem Sitze erhoben, das Wort ergriffen und erklärt haben, was er geſehen und gehört hatte? Nichts von alle dem. Dazu hatte er zu viel Achtung vor dem Geſetze. Vielleicht dachte er auch, ſich lächerlich zu machen, und den Haß auf ſich zu ziehen, wenn er, nachdem er die Sache hatte ſo weit gehen laſſen, die Wahrheit erklären, und das mit eigener Hand ſo künſtlich und mühſam aufgeführte Gebäude wieder einreißen würde. Das Urtheil wurde durch Cambo ſelbſt geſprochen; der Beichtiger und der Henker thaten ihre Schuldigkeit; und (es iſt ſchrecklich zu ſagen) Cambo rührte ſich nicht. Er war ein ruhiger Zeuge dieſer Ungerechtigkeit. Der wahre Mörder, welcher ſechs Monate ſpäter wegen eines andern Mordes verurtheilt wurde, geſtand freiwillig das an dem Bäcker verſchuldete Verbrechen. Er ſagte ſelbſt dem Richter Cambo ins Geſicht, daß er ihn wohl auf dem Balkone bemerkt habe. „Ich

ſah deutlich, wie ſich Eure Tapete bewegte, Ihr neigtet Euch in dem Augenblicke, wo ich meine Mütze ergriff, die mir herabgefallen war.“ Campo, weit entfernt, irgend eine der Thatſachen zu leugnen, oder ſich zu entſchuldigen, hielt ſich daran, daß er ſich ſo benommen habe, wie es einem rechtſchaffenen Richter gezieme, und daß es illegal und ſtrafbar geweſen wäre, wenn er anders gehandelt hätte. Der Großmeiſter ſetzte ihn ab.

„Das war ein einfältiger, verdammlicher und doch rechtſchaffener Richter; jetzt will ich Ihnen einen verſchlagenen und gewiſſenloſen, das Ideal verdorbener und beſtechlicher Richter ſchildern.

„Ein junger Maltheſer hatte in einem Kaffeehauſe einen Zwiſt mit einem Menſchen ſeines Alters, glaubte ſich von ihm beleidigt, ergriff ſein Stilett und ſtieß es ſeinem Gegner in die Bruſt, der todt auf dem Platze blieb. Er nahm die Flucht, wurde den zweiten Tag ergriffen, verhaftet, behauptete ſtandhaft ſeine Unſchuld, beſtand, ohne daß ſeine Standhaftigkeit gebrochen worden wäre, die Folter, und widerſprach ſich nicht einen Augenblick. Deſſenungeachtet wurde er, da zu viele Zeugen gegen ihn auftraten, zum Tode verurtheilt, vollbrachte mit dem Beichtiger die dreitägige Friſt, welche ihm die Geſetze gewährten, und machte ſich mit dem Gedanken vertraut, durch Henkershand zu ſterben. Sein Vater kam auf den Gedanken, noch einen letzten Verſuch bei dem Richter zu wagen, und begab ſich am Abende vor dem verhängnißvollen Tage zu ihm. Ein kleines, dem Diener gegebenes Geſchenk verſchaffte dem Vater Eintritt in das Cabinet des Richters, der damit begann, dem Bittſteller ſein Geſuch rund abzuſchlagen. Ueberzeugt von der Nutzloſigkeit ſeiner Worte ließ er in die Blicke des Richters tauſend Dukaten ſtrahlen, legte ſie auf deſſen Schreibtiſch und verſprach eine gleiche Summe hinzuzufügen, wenn ſeinem Sohne die Freiheit und das Leben erhalten würden.

„Die Sache iſt ſchwierig, erwiderte der Richter halblaut, indeſſen gehet hin und beſuchet Euren Sohn. Hier habt Ihr eine Beglaubigung. Sagt ihm, er ſolle es ſo einrichten, daß ſein Beichtiger von ihm entfernt bleibe; das Weitere wollen wir dann ſehen.“ Der Vater beeilte ſich, die Vorſchriften des Richters zu befolgen.

„Wie aber ſollte man es machen, um den Schuldigen zu retten? Ein Rekurs an die Gnade war nicht möglich; der Richter ſelbſt hatte unaufhörlich gegen die Rohheit des Mörders declamirt, und auf die

Nothwendigkeit hingewieſen, ein Exempel zu ſtatuiren. Er ließ den Kerkermeiſter rufen, der den jungen Menſchen allein zu bewachen hatte, und fragte ihn, ob letzterer immer noch kein Bekenntniß abgelegt habe. Auf die verneinende Antwort des Gefängnißwärters befahl ihm der Richter, in dem Cabinette zu verweilen, in welchem er ſich gerade befand, indeſſen er einige juridiſche Bücher zu Rathe ziehen wolle. Er begab ſich in ſeine Bibliothek, ſchloß den Kerkermeiſter ein, entſchlüpfte durch eine verborgene Thüre, eilte in die an das Gefängniß gränzende Kapelle, von welcher er durch eine innere Thüre in das Gefängniß gelangen konnte, und kam ſo zu dem Verbrecher.

„Ich komme, um Euch zu retten, ſagte er, ich bin der Richter. Ich verbürge Euch Euer Leben, wenn ihr blindlings den Vorſchriften folgt, die ich Euch geben werde. Beſinnt Euch nicht, grübelt nicht, gehorchet. Nehmt hier dieſen Dolch; begebt Euch durch die Thüre der Kapelle, welche an's Ufer führt, und lauft auf das Kaffeehaus, wo Ihr den erſten Mord vollbracht habt. Geht hinein, laßt Euch durch Alle erkennen, die dort ſeyn werden, ſtoßt keck dieſen Dolch demjenigen in die Bruſt, der der Thüre zunächſt ſteht. Laßt ihn in der Wunde ſtecken und entflieht. Geht! Gewandtheit, Schnelligkeit und vor allen Dingen Eile, Euch — bald wieder hier einzufinden.“

„Der Richter blieb voll Unruhe in dem Gefängniſſe, er erwartete die Zurückkunft des Verbrechers. Das Kaffeehaus war nicht weit von dem Gefängniſſe entfernt; der junge Menſch kam bald wieder; er wurde auf's Neue durch dieſelbe Hand gefeſſelt, die ihm die Schließen abgenommen hatte, und empfing die weitere Inſtruction des Richters, der ihn ermahnte, kaltblütig zu bleiben, und ihn dann allein ließ.

„Die ganze Stadt war beſtürzt, man hatte plötzlich jenen jungen Menſchen in das Kaffeehaus, den Schauplatz ſeines erſten Mordes mit verſtörten Blicken, todesblaß, mit zu Berge ſtehenden Haaren und ſchweißbedeckter Stirne treten ſehen, Jedermann hatte ihn erkannt, es war der Verurtheilte. Er hatte einen Offizier der zunächſt der Thüre ſtand, erdolcht, und verſchwand ſodann, während man dem Unglücklichen zu Hilfe ſprang. Das Unvorhergeſehene, die Schnelligkeit der That, die Unordnung die immer dergleichen Scenen folgt, hatten ſeine Flucht begünſtigt. Wie ſollte man ſich die Aehnlichkeit dieſes Mörders mit dem Verurtheilten erklären, der in Feſſeln geſchmiedet, in ſeinem Gefängniſſe ſchmachtete! Wie auf die Vermuthung gerathen, beide ſeyen

eine und dieſelbe Perſon! Der tödtlich Verwundete gab den Geiſt auf. Valette war voll Fremder, und die einſtimmige Meinung war, daß der zweite Mörder gleich einem Doppeltgänger das vollkommene Ebenbild des Verurtheilten, ja vielleicht auch derjenige ſey, der den erſten Mord begangen habe.

„Dieſe ſonderbare Geſchichte machte viel Aufſehen; überall ſprach man nur von ihr. Das allgemeine Stadtgeſpräch kam natürlich auch zu den Ohren des Richters, deſſen Unparteilichkeit Feuer fing. Er zog aus dieſer That alle möglichen Folgerungen. War man nicht durch die frappante Aehnlichkeit zweier Individuen getäuſcht? War jetzt nicht die Beharrlichkeit und die Standhaftigkeit erklärlich, mit welcher der Verurtheilte geläugnet hatte? Der ehrenwerthe Richter äuſſerte einige Bedenklichkeit. Um ſeine Zweifel zu beſchwichtigen, ſandte er einen Gerichtsſchreiber in das Gefängniß, der ſich von der Anweſenheit des Verhafteten überzeugen ſollte. Man beruhigte ihn in dieſer Beziehung. Er nahm es auf ſich, die Hinrichtung zu verſchieben, und eine neue Unterſuchung vorzunehmen. Bald ward auf ſeine Bitte ein Aufſchub bewilligt, und dem Aufſchub folgte eine völlige Begnadigung. Der, des Mordes ſchuldige Richter ſteckte zweitauſend Dukaten in ſeine Taſche, und ſtarb in ſeinem Bette. Zehn Jahre ſpäter geſtand der Schuldige auf dem Todtenbette beide Verbrechen.

„Lachen Sie nicht über dieſe ſonderbar ſcheinenden Anekdoten, die Sie vielleicht für abgeſchmackte Erdichtungen halten. Ich möchte den Dichtern rathen, ſich, um ihren erſchöpften dramatiſchen Stoff zu erneuern, nach Malta, nach Girgenti, nach Palermo, nach Meſſina, ja ſelbſt nach Livorno zu begeben. Livorno, das jetzt ſpröde thut, das Banqueroutiers von ſich ſtößt, und mit der Vergangenheit grollt; aus dieſer Stadt will ich Ihnen, Excellenza, noch eine kleine, ganz neue Anekdote erzählen, die wenigſtens heiterer iſt, als die eben erzählte.

„Ein Türke, Namens Faſil-Beg, ſeines Standes ein Kaufmann, wollte einer jungen Frau in Livorno den Hof machen. Unglücklicherweiſe waren ihm die Feinheiten der europäiſchen Koketterie unbekannt. Die Handelsleute Livornos, große Rechner, empfingen den reichen Muſelmann mit um ſo größerem Vergnügen, als er ziemlich verſchwenderiſch mit ſeinen Zechinen umging, ſehr heiter, und gegen die Gewohnheit der Türken von angenehmen Manieren, auch ein hübſcher Mann und geſchmackvoll in ſeiner Kleidung war. Die Damen Livornos ſchie-

nen ein günſtiges Auge auf ihn geworfen zu haben. Auf einem Balle, den einer der vornehmſten Einwohner der Stadt gab, bemerkte unſer Türke die junge und ſchöne Frau eines der erſten Zollbeamten. Ihr Gemahl, eiferſüchtiger, als man dieß ſonſt in dieſer Handelsſtadt findet, war nach Florenz gereist, wohin ihn eine Streitſache rief. Die junge, etwas gefallſüchtige Dame, fand die Liebeserklärungen eines Türken, der kaum einige Worte italieniſch ſprach, und ſo gut er konnte, einige fränkiſche Worte ſtotterte, um ihr die Gefühle zu bezeichnen, welche ſie ihm eingeflößt habe, ziemlich piquant. Sie nahm ihn mit ſichtbarem Wohlwollen auf, und verſchwieg ihm, daß ſie einen Gatten habe. Der Muſelmann ging in die Falle, krönte ſeine Liebeserklärungen mit einem beſtimmten Antrage, und bat die junge Frau, ihm nach Conſtantinopel zu folgen, um vor dem Propheten ſeine rechtmäßige Frau zu werden. Die Dame richtete ihren Blick auf den majeſtätiſchen Bart Faſil-Begs:"

„Ich könnte Euch erhören, wenn Ihr nicht einen ſo häßlichen Bart hättet!"

„Häßlich, was fällt Euch ein? Unſer heiliger Prophet hatte ihn nicht ſchöner."

„Sagt, was Ihr wollt, ich will Euch nicht mehr ſehen, ſo lange Ihr noch dieſen häßlichen Schmuck behaltet, den die Geisböcke jetzt allein noch das Recht zu tragen haben."

„Der Türke, welcher, wie geſagt, das Italieniſche ziemlich ſchlecht verſtand, bildete ſich ein, daß die Livorneſerin das Geſchenk ihrer Hand an eine einzige Bedingung knüpfe, nämlich, ihr ſeinen muſelmänniſchen Bart aufzuopfern. Die Orientalen ſind großer Opfer fähig; er liebte, und ſo entſchloß er ſich. Jeder Schnitt der Scheere drang ihm in das Herz. Als das Opfer vollbracht, und das Kinn ſeiner Zierde beraubt war, machte er ſich auf den Weg nach dem Hauſe der Dame, um ihr dieſen erhabenen Beweis ſeiner Liebe vor Augen zu legen."

„Madame," ſchrie die Kammerfrau, indem ſie aus vollem Halſe lachte, „da kommt ein Türke!"

— Seccatura!

Mit einem Bataillon Turbans, die ihn begleiten.

— Male! erwiederte die Livorneſerin.

— Und mit einer Menge enormer Pfeifen, welche dieſe Herrn tragen.

— Peggio!

— Und ſein Kinn iſt ſo nackt wie ſeine Hand.

— Pessimo!

„In der That ſah man auch ein Dutzend Türken in Feſtkleidern einherſchreiten, von denen jeder ein Geſchenk für die Verlobte trug, denn Faſil-Beg hielt ſich, im Vertrauen auf das ihm gemachte Verſprechen, für den geſetzlichen Ehemann der Livorneſerin. Die Ehen werden in Conſtantinopel ſehr einfach vollzogen, wo der Erwerb einer Frau, als eine nicht ſehr wichtige Sache, nichts als die Beſitznahme, ohne irgend eine weitere Ceremonie, erfordert. Daher kam denn jetzt auch unſer Türke, in der feſten Meinung die Livorneſerin als Frau zu beſitzen, um in ihrem Hauſe ſein Zelt aufzuſchlagen. Er drang in ihr Boudoir, wo ſich die reizende junge Italienerin befand, und ließ ſein Gefolge mit türkiſcher Solennität in dem erſten Saale niederkauern, wo daſſelbe ſeine Schätze auskramte, die in mehren Cachemir-Shwals, und ich weiß nicht wie viel Stücken Muſſelin und einem Dutzend unmäßig langer Pfeifen beſtand.

„Die gefallſüchtige Dame, welche in ihrem Morgenanzuge überraſcht wurde, befand ſich in großer Verlegenheit. Bitten, Erklärungen, Vorſtellungen, Gründe, Zorn, Alles war vergebens. Hatte Faſil-Beg nicht ſeinen Bart aufgeopfert? Hatte ſie ihm nicht ihr Verſprechen gegeben? Ich weiß nicht, wie ſich dieſe originelle und zuletzt heftige Scene geendigt hätte, wenn nicht die unvorhergeſehene Zurückkunft des Ehegatten eine Entwicklung des Knotens herbeigeführt hätte. Erſtaunt, zwölf Türken mit Pfeifen verſehen, zu erblicken, die ſich nicht im Geringſten genirten, glaubte er anfangs, daß ſie ſich im Hauſe geirrt, und das ſeinige für ein anderes genommen hätten. Einer der Raucher hatte die Gefälligkeit, ihm zu erkennen zu geben, daß er ſich in der Wohnung des Ottoman Faſil-Beg befinde, der die Dame des Hauſes geheirathet habe. Das war zu viel.

„Geheirathet!“ ſchrie der Livorneſe in Wuth. „Aber ſie iſt meine Frau! Und wann geſchah das?“

— Dieſen Morgen.

Er ſtürzte in das Boudoir. Der Widerſtand der Frau und die Beharrlichkeit desjenigen, der Rechte zu haben glaubte, dauerten noch mit dramatiſcher Kraft fort. — Meine Frau! — Mein Mann! — Beide Ausrufungen durchkreuzten ſich. Vergebens nahm der Gatte der Livorneſerin die Partie ſeiner Frau, und ſuchte dem Türken begreiflich

zu machen, daß ſein Recht von einem älteren Datum ſey. Die Hartnäckigkeit Faſil-Begs nöthigte ihn, die Polizei zu Hilfe zu rufen; man mußte der Scene eine ſchnelle Entwicklung geben. Der Türke, ſeines Bartes beraubt, und ſchäumend vor Wuth, wurde auf das Schiff gebracht, das ihn hergeführt hatte, und genöthigt, auf der Stelle unter Segel zu gehen. Conſtantinopel ſah ihn ohne Bart und ohne Frau wieder, und der Livorneſer Gatte konnte in Ruhe ſchlafen."

Dieß ſind einige von den mehr unterhaltenden als erbaulichen Erzählungen, mit welchen der Cicerone Calabreſa meine müßige Zeit ausfüllte. Die Lebhaftigkeit ſeines Vortrags, ſeine ſprechenden Geberden, die ganze Mimik mit welcher er die Erzählungen ergänzte, und wodurch ſie ſich meinem Gedächtniſſe tiefer einprägten, kann ich leider nicht wiedergeben.

St. Peter in Rom.

Nach Méry.

Von allen Reisenden ist die St. Peterskirche beschrieben worden, keiner vermochte aber denen, die sie nicht selbst sahen, ein richtiges Bild von ihr zu geben. So pflegt es aber mit allen Beschreibungen zu gehen; das schöne Gemälde von Giampolo Panini sagt mehr über St. Peter, als alle Verse des Dichters, alle Prosa des Juristen und alle Erzählungen des Pilgers. Dieses Gemälde hängt im Louvre, links beim Eintritt in den großen Saal in einer Ecke. Stelle man sich sechs Schritte von demselben auf, blicke man durch die hohle Hand und nun wird man die St. Peterskirche wirklich sehen, und Frau von Staël nicht zu lesen brauchen. Alle Reisende stimmen ein in ihrer Bewunderung dieses seltsamen optischen Spieles, welches über die wirkliche unermeßliche Größe dieses Gebäudes nur dann ein Urtheil zuläßt, wenn man es in allen seinen einzelnen Theilen genau mustert.

Beim ersten Anblick, behaupten Alle, setzt St. Peter keineswegs in Verwunderung, alles erscheint in den gewöhnlichen Verhältnissen zu stehen; nur wenn man weiter vorschreitet, erkennt man seine unvergleichliche Größe. Unglücklicherweise ist dieses auch ganz richtig und zugleich die strengste Kritik, die man über diese gewaltige Basilica aussprechen kann! Seltsames Mißgeschick des Baumeisters, ein Gebäude so groß zu bauen, daß es dem Beschauer klein erscheint! Nach meiner Ansicht hätte man gerade das Gegentheil zu erreichen suchen sollen. Die Römer zu Agrippa's Zeiten verstanden es besser, daher erscheint das Pantheon, das kaum eine Kapelle in St. Peter vorstellen würde, den Augen des Künstlers weit größer, als diese mächtige Kirche. Verlohnt es sich denn wohl der Mühe, solche kolossale Verhältnisse zu schaffen, um ein solches

Reſultat zu erlangen? Betritt der Fremde das Pantheon, ſo verwundert er ſich über die impoſante Größe dieſer wundervollen Rotunde; erſt bei näherer Betrachtung erſcheint uns das Ganze in etwas enge Grenzen eingezwängt.

In den ſchönen alten gothiſchen Kirchen hat der Baumeiſter das Unendliche erbaut; grade Linien, krumme Linien, Gewölbe, Pfeiler, Spitzbogen, Alles ſteigt empor, verſchlingt ſich in den kühnſten Windungen, verliert ſich in himmelhohen düſtern Schiffen hinter dem Hochaltar, ohne daß die Augen dieſem wundervollen Chaos folgen können. Frau von Staël, die wohl niemals in Notre-Dame in Paris oder Rouen zum Gebete niedergekniet war, erzählt uns, beim Eintritt in St. Peter ſey ihr erſter Gedanke geweſen, Gott hier in ſeinem ſchönſten Tempel anbeten zu müſſen. Dieſer Gedanke ſteigt nicht bei allen Reiſenden auf. Erſtaunen und Neugier erwarten ihn in St. Peter, religiöſe Gedanken kommen erſt ſpät hinten drein, wenn ſie ja kommen.

Von der Eingangspforte tritt man weiter vor zu dem rechtsſtehenden Pfeiler, um das Weihwaſſer zu nehmen, doch vergißt man dieſen frommen Vorſatz, um die rieſenhaften Kinder zu bewundern, die den Weihkeſſel tragen. Man ſpielt mit dieſen Kindern, man lacht über die Ueberraſchung, man vergleicht ſeine Hände mit den ihrigen. Die luſtigen Reiſenden verſammeln ſich um ſie und machen Witze über dieſe Engel; man lacht, man ſpricht laut, denn Alles iſt in St. Peter erlaubt, nur beten darf man nicht hier. Dann kommt man zu den Löwen Clemens XIII., und jeder Fremde macht ſich den Spaß mit der Fauſt in den aufgeriſſenen Rachen des aufgewachten Löwen zu fahren und den ſchlafenden zu ſtreicheln und Jeder ſpricht: „— welch' herrliche Löwen!“

„Von wem ſind dieſe Löwen?“ Eine Stimme antwortet: „von Canova.“ Man kniet vor einem Altar nieder, da ſpricht eine andere Stimme: — „dieſer Baldachin iſt ſo hoch als die Vendome-Säule in Paris!“ dann ſteht man auf und meint: „das iſt nicht möglich!“ — „Ja mein Herr, ſo hoch wie die Vendome-Säule!“ — „Aber warten Sie! es könnte doch möglich ſeyn.“ — „Ganz gewiß.“ Ein Kirchendiener geht vorüber und zeigt Euch die heilige Veronica, und gleich fühlt man ſich geneigt zur heiligen Jungfrau ſein Gebet zu ſenden. Da ſpricht der Führer: „dieſe Statue iſt vierzig Fuß hoch!“ — „Vierzig Fuß!“ — „Ja Herr! und die gelben Wachskerzen, wie ſchwer halten Sie wohl eine von ihnen?“ — „Zwei Pfund.“ — „Fünfzehn Pfund, Herr! fünfzehn!“ — „Das iſt zum Verwundern!“

„Haben Sie die Kanzel des heiligen Petrus geſehen?“ — „Noch nicht.“ — „Dort ſteht ſie, im Chor. Bemerken Sie wohl jene Pabſtkrone? Sie iſt ſo groß wie Sie.“ Man tritt näher, um ſie zu beſehen, da kommt man unterwegs am Grabmale Pauls III. vorbei, das ſtets von Engländern umlagert iſt, die verliebte Blicke auf die Bildſäule der Gerechtigkeit werfen. Es circulirt eine Geſchichte über dieſe Gerechtigkeit, die man Euch, aber ganz leiſe, mittheilt, denn ſie iſt ſcandalös.

Todesgedanken, die von jenem Sarcophage aufſteigen, verurſachen bei Niemand eine geſammelte Stimmung. Die Kirche iſt voller Gräber, ſie haben aber nichts Trauriges, man ſitzt vor ihnen nieder, um zu plaudern und zu lachen. Der Hochaltar iſt von einer dreifachen Reihe Neugieriger umgeben, kein Menſch denkt aber an's Beten; man zählt die Silberlampen, die über dem Grabe des Apoſtelfürſten brennen und findet die Zahl einhundert und zwölf, die man in ſeine Schreibtafel einträgt.

Unaufhörlich ertönt der Steinboden von der ab- und zuſtrömenden lärmenden Menge, die in allen Sprachen Europas ihre Verwunderung laut zu erkennen gibt. Dieſe majeſtätiſche Kirche gleicht mehr dem Tempel eines Heiden, als dem Tempel des wahren Gottes.

Gibt es irgend einen Tag im Jahre, an dem St. Peter religiöſe Stimmung einflößen ſollte, ſo müßte dieß der Charfreitag ſeyn. Leider iſt die ganze Feier in den engen Raum der Kapelle des Chors eingezwängt und der übrige Theil der unermeßlichen Kirche den Reiſenden preisgegeben, von denen gewöhnlich zwei Drittheile aus Engländern beſtehen. Ich hatte mir großen Genuß von den Nachtmetten in St. Peter verſprochen; lange mußte ich aber den dunkeln Winkel ſuchen, wo die unſichtbaren Sänger die Pſalmen der Charwoche anſtimmten. Der Klerus füllte die Kapelle an, hundert Zuſchauer ungefähr drängten ſich an das Gitter und betrachteten die Orgel. Unmöglich war es, den das Gemüth anſprechenden dichteriſchen Geiſt dieſes feierlichen Amtes zu finden.

Nur in kleinen Kirchen erſcheint die Religion wirklich majeſtätiſch. Wie bedauerte ich die beſcheidenen Kapellen, in denen ich als Kind die Klaglieder Jeremiä vernommen hatte! Wie bedauerte ich den Chorſänger, der das Benedictus nach einer Thränen hervorbringenden Melodie ſang, wenn die Abenddämmerung ſich über das Heiligthum ergoß und eine einzige Kerze auf dem ſchwarzen Kandelaber brannte.

In St. Peter fühlte ich nichts von meinen ehemaligen Empfindungen; ich gab mich der allgemein herrſchenden Gleichgültigkeit hin. Das

Stöhnen der Orgel, die Klagen des Propheten, der Jammer Zions, die Trauergeſchichte Jeruſalems, die ganze Epopöe der Charwoche ſchlich wie ein leerer und verhallender Ton unter den Gewölben hin, und fand nichts als eiskalte Herzen, gleich den zahlloſen auf den nahen Grabmälern ſitzenden Steinbildern. Manchen Augenblick glaubte ich auf der Pariſer Börſe herumzuſpazieren, wenn das Steigen oder Fallen der Papiere, Murren, Schreien und Lärm unter der Menge erzeugt. Unaufhörlich brachen engliſche Familien in den Hauptraum ein, Greiſe, Kinder, Dandies, Generale und Oberſte in voller Uniform, Frauen und Fräuleine, mit Pelzen beladene Grooms, alle ſtürzten ſich ihren Landsleuten entgegen, mit hellem Freudengelächter, Sporenklirren, heiſern Kehllauten, brittiſchen Freundſchaftsausbruchen, wie man ſie niemals vernimmt bei ihren Begegnungen im Hydepark.

Feuriger Einfluß des ſüdlichen Himmels! Damen ſitzen auf Feldſtühlen und kehren dem Altar den Rücken; Gentlemens lagern ſich nachläſſig auf die Füße eines Engels, auf die Tatze eines Löwen oder auf den vorſpringenden Kranz eines Pilaſters, wie auf ein Sofa in einem Boudoir und ſchwatzen ſo laut, wie in ihrem Klubb oder leſen Zeitungen und bekümmern ſich nicht im Geringſten um die Lamentationen der Kapelle. Man hätte glauben können, der geſammte Generalſtab der engliſchen Armee hätte es ſich zur gottloſen Pflicht gemacht, in der Hauptſtadt der Chriſtenheit, und ſogar am Charfreitage ſelbſt, den katholiſchen Kultus zu verhöhnen. Ein wahrer Strom von Epauletten und Hahnenfederbüſchen wogte um den Altar, der das Weihwaſſer trug und kehrte pechſchwarz zurück, vermiſcht mit den Maſſen der Pilger, herumlungernder Prieſter und aus den Klöſtern entwiſchter Mönche.

Hätte man an irgend ein unbefangenes Gemüth die Frage geſtellt: gehört St. Peter dem Pabſte? So wäre die Antwort geweſen: nein, den Engländern! Wer begreift das Glück dieſer Hugenotten, welche die päbſtliche Hauptkirche gleichſam mit Sturm nehmen, wie in einer Kolonie, Garniſon in ihr halten, und mit ihrem Geſchrei die Stimme der Orgel und der Chorſänger übertäuben? Welcher Charfreitag! Welche heilige Woche! In meinem ganzen Leben ſah ich nichts Seltſameres. Vergebens ſuchte ich unter dieſen die Kirche erfüllenden Herrn nach einem einzigen von dieſer fremden Entweihung beleidigten Geſichte; alle ſtrahlten voll Luſt, alle zeigten nur ihre Nullitäten, alle Ohren ſchienen der Feierlichkeit verſchloſſen! Wie in den Tuillerien wogten die Spaziergänger in zwölffacher Reihe auf und ab und doch war der Abend ſo ſchön in der Villa Borgheſe, auf dem

Monte Pincio und ſelbſt auf dem St. Petersplatz, allein die Paſſion verlangte und ſetzte ihre Ehre darein, in der Kirche faſt zu erſticken und mit dem Gewichte des brittiſchen Stolzes den papiſtiſchen Aberglauben des Charfreitags zu zermalmen. Endlich entdeckte ich einen Fremden, deſſen Gedanken den meinigen ſich anzuſchließen ſchienen. Gelehnt war er an einen Pfeiler, fromm hatte er die Augen gegen die Kapelle gewendet und bleich, angegriffen und ganz entzaubert ſah er aus; wohl erkannte ich dieſen treuen und wohlgeſinnten Mann, ſein lateiniſcher Name ſpielte einſt eine Rolle unter den Namen der Geſetzgeber der Reſtauration. Auch er war gekommen mit der alten Reinheit ſeiner katholiſchen Träume, um der religiöſen Feier der heiligen Woche als Pilger beizuwohnen, und was ſah er? Einen engliſchen Raout in dem ſchönſten und größten Saale der Welt. Die Troſtloſigkeit meines edlen Landsmannes ſprach aus allen ſeinen Bewegungen; er glich einem Manne, der ſo eben ſeine theuerſte Illuſion verlor, und nun an Allem verzweifelt. Unſere Blicke begegneten ſich in dem Augenblicke, als die letzte Strophe des Benedictus gleich einem Bannſtrahle auf dieſe thörigte und müßige Menge fiel und mit bitterem Lächeln vernahm ich, wie er wiederholte: „o Gott! erleuchte die, die in der Finſterniß wandeln und im Schatten des Todes, und leite ihre Schritte auf den Pfad des Friedens.“

Das Meer an einem Sturmtage iſt weniger tobend an Dowers Klippen, als dieſe tobende, proteſtantiſche Menge, wenn der letzte Ton der Orgel verklingt, mit der letzten Strophe der Kapelle im Chor. Das geſammte ariſtokratiſche England bedeckt die unermeßliche Treppe der Kirche und zerſtreut ſich rechts und links unter die Kolonnaden, wo tauſend Equipagen halten und die reichen Fremden erwarten. Nach und nach wird es im Dome öde und ſtill; frei wandeln jetzt die Prieſter umher, halten ihre frommen Stationen, küſſen die Füße der Bildſäule des heiligen Petrus und trocknen ſie dann mit ihrer Stirn ab.

Die Andacht kommt, wenn der Gottesdienſt aus iſt; die Menſchenmaſſe war nur gekommen, um die Feierlichkeit, unter dem Vorwande, ſie anzuſehen, zu ſtören. Keine Ceremonien, kein Engländer! der Spektakel wird bis auf Morgen verſchoben; Gott hat auf vierundzwanzig Stunden Ruhe, der brittiſche Geſandte ſchenkt ihm dieſe ſanfte Muſe. Ueberdieß wird das Hochamt am folgenden Tage ſchon Vormittags gehalten und da ſchläft noch die reiſende Ariſtokratie in ihren Hotels auf dem Corſo, auf der Piazza del Popolo oder d'Eſpagna. Die Ceremonie des Lumen Chriſti und des Oſterwaſſers lockt nur eine kleine

Anzahl Neugieriger herbei und keine Andächtigen; der Klerus fertigt ſie leichthin ab. Bei den Taufbecken weiht man große Blumenſträuße. Ich bat einen Abbate, der ſie aufhob, um einen derſelben, den er mir aber abſchlug; da zeigte ich ihm fünf Franken und nun verkaufte er ihn mir.

Eine wenig anſtändige Proceſſion begleitet die Oſterkerze von der Taufkapelle in das Chor, wo die Meſſe des Sonnabends der Charwoche gefeiert wird. Dieſes geſchieht alles mit größter Kälte und mit dem gewöhnlichſten und gleichgültigſten Andachtsgeſichte; es iſt ein Drama, das ohne Geräuſch und ohne Intereſſe ſich entwickelt. Dieß neue Feuer, das eben am chriſtlichen Phosphor ſich von Neuem entzündete, iſt bleich gleich einer im Auslöſchen begriffenen Flamme. Man hätte ganz recht, wenn man behauptete, Gott entferne ſich immer mehr, die Religion ſterbe ab, und der große Marmordom ſey nur ein prächtiges Grab, in welches den im Todeskrampf liegenden Katholicismus beizuſetzen, der letzte Pabſt Anſtalten treffe.

Ich folgte den Gebeten der Meſſe mit einer Unruhe, von der ich mir ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben vermochte; ich wartete auf das Gloria in excelsis, jenen Triumphgeſang, welcher der Kirche gebietet, das Grabtuch der heiligen Woche wegzuwerfen und das Feierkleid wieder anzulegen. Bevor er angeſtimmt wurde, eilte ich unter den äußern Säulengang, um Roms Erwachen zu ſehen. Der weite Platz war überſchwemmt mit armen Landleuten in tauſend buntſcheckige Farben gekleidet; auch ſie erwarteten irgend Etwas, das in der Luft vorgehen ſollte. Die Stadt lag ſchweigend da, die Sonne bedeckten graue Wolken, zu meiner Linken glich der Vatican einem verwünſchten Palaſte, einem babyloniſchen Grabmale.

Da öffnet ſich plötzlich die hohe Pforte des Domes und das Gloria in excelsis ertönt von der Orgel begleitet in der Chorkapelle. Zugleich gibt die Glocke von St. Peter das Zeichen zum Läuten aller Glocken der heiligen Stadt; die päbſtliche Garde pflanzt die Kirchenfahne auf der Haupttreppe der Kolonnade auf, das Geſchütz der Engelsburg begrüßt das verehrte Panier, das Volk ſtürzt zur Erde und betet. Dieſer Moment iſt kurz aber ſehr ſchön; es iſt die Auferſtehung des katholiſchen Roms, und hätte die Charwoche nur dieſen einzigen Augenblick dem Pilger zu bieten, ſo wäre er hinreichend, um für die Reiſe zu entſchädigen. Ein anderes ſchönes Schauſpiel findet am folgenden Morgen ſtatt, wenn der Pabſt allein aufrecht ſtehend unter hunterttauſend knieenden Chriſten der Stadt und der Welt ſeinen Segen ertheilt.

Dieß iſt mehr als die Luminara und Girandola, die lärmenden Vergnügungen mit ihren Raketen und Schwefeldämpfen; glänzende, dem Volke des modernen Roms hingeworfene Kinderklappern, das jetzt vom Cäſar des Vaticans nichts weiter begehrt, als Feuerwerk und Brod.

Zwei einzige Augenblicke in einer ganzen Woche ſind allerdings recht wenig, denn ich nehme hier aus dem Kultus nicht weiter als den einfachſten und majeſtätiſchſten Ausdruck ſeiner Poeſie, die nur von ſeltnen, Auserwählten gehörig gewürdigt wird. Das Uebrige iſt ſo pomphaft, daß ich es gar nicht geſehen habe; ich war geblendet und ſchloß die Augen. Erhaben kam mir der Pabſt vor, als er auf dem Balkon von St. Peter ſich zeigte.

Ich wagte meinen Blick nicht zu ihm zu erheben, als man ihn im Triumphe herumtrug, unter den Fächern von Pfauenfedern und begleitet von vielen vergoldeten Kardinälen und glänzenden Bewaffneten. Ich liebe mehr die ernſte Sprache der Lamentationen als des Miſerere der Sirtiniſchen Kapelle. Die Soprani erwecken mein Mitleiden. Nie vermochte ich zu begreifen, welchen Ruhm die Religion dadurch erzielt, daß ſie dieſe ſchmählichen Künſtler im Hühnerhofe erzieht.

Es iſt allerdings recht traurig, wenn man bedenkt, daß der römiſche Kultus mit allen ſeinen Schätzen der Poeſie ſeinen Profit ſucht in ſolchem Lärme von Kleinigkeiten. Wohl wahr iſt's, daß hunderttauſend Fremde von allen Seiten herzuſtrömen, um den profanen Feierlichkeiten der heiligen Woche beizuwohnen, und daß ſie wahrſcheinlich zu Hauſe bleiben würden, wenn man das Miſerere, die Soprani, die Pfauenfedern, die Schweizer, das Feuerwerk und die Luminara wegließe; Jeremias würde in der Wüſte ſingen und Rom gleich Jeruſalem weinen. Von Seite der Berechnungen der Localadminiſtration angeſehen, iſt dieß Alles ſehr wahr, demungeachtet muß man aber die Nothwendigkeit beklagen, welche Glaubensmyſterien mit Handelsſpeculationen verbindet. Auf ſolchem Wege gelangt man zu der letzten Woche der Religion.

Auf der andern Seite der Tiber lag einſt ein anderer Vatican; das chriſtliche Rom erinnert ſich ſeiner nicht mehr. Es gab einſt einen Palaſt, der ſeinen Namen dem Hügel lieh, einen Marmorpalaſt mit Statuen angefüllt, von Moſaiken ſchimmernd, von Fresken glänzend; dieß war der Vatican der Cäſaren. Auch zu ſeinen Füßen lag ein von einem Säulenwalde umſchatteter Platz, mit vielen Obelisken und Fontainen. Die Ewigkeit ſchien nicht Zeit genug zu haben, um ſolchen Palaſt, ſolche Säulen, ſolche Obelisken zu zertrümmern. Als ich

St. Peter verließ, beſtieg ich dieſen palatiniſchen Berg; der Palaſt iſt Ruine geworden; ich ſuchte die Ruine, — auch dieſe iſt verſchwunden. Unten ſuchte ich das Forum mit ſeinen hundert Tempeln; es gleicht einer mit verkrüppelten Bäumen beſetzten und mit grauem Staube bedeckten Landſtraße.

Bis zur Auflöſung verfallene Monumente haben dieſen Staub erzeugt, dreißig Fuß hoch liegt er, ſo arg iſt Alles übereinandergehäuft! Hin und wieder hat man eine Art von Schacht gegraben, auf deſſen Grund man die alte Via triumphalis ſieht. Wie viele Schichten liegen auf dieſer Straße; hier und dort ſtehen noch zwei, drei Säulen aufrecht, gleich einzelnen Kriegern, die ein vernichtetes Heer überleben, um das Unglück denen zu verkünden, die es nicht glauben wollten. Nun! Wenn man nach dem feierlichen Gottesdienſte der heiligen Woche, nach dem Miſerere der ſixtiniſchen Kapelle, nach dem Einbruche der Engländer in den Vatican, ſeine Melancholie auf das Forum trägt, ſo will es Einem faſt bedünken, als ſey die Zeit nicht zu fern, wo die chriſtliche Ruine der kaiſerlichen als Gegenſtück dienen wird, und wo man St. Peter auf dem Vatican eben ſo vergeblich ſuchen dürfte, wie den mächtigen Jupiter auf dem Palatin.

Mögen Gott und Götter dieſe Prophezeihung Lügen ſtrafen! Welch Unglück für mich, wenn ich Recht hätte! Ach! ſchon mußte ich ſehen, wie Lord Elgins Landsleute mit Hammerſchlägen die äußern Säulen des Pantheons zertrümmerten und das römiſche Volk, das Gemüſe auf dieſem Platze verkauft, ließ ſie ungehindert arbeiten und lachte dazu. Achtzehn Jahrhunderte lang blühete der Kultus der Religion und der Künſte in Rom; ſollten endlich die Pforten der Hölle obgeſiegt haben? Die Zukunft wird unſern Kindern, und vielleicht uns ſelbſt noch Antwort geben.

London in der Vogel-Perspective.

Seit den ersten Jahren meiner Jugend hatte eine seltsame Phantasie meinen Kopf erfüllt. Ich verachtete alle Transportwerkzeuge, wie wir sie auf Erden gebrauchen, und wünschte mich in den Aether schwingen zu können, um die Erde unter meinen Füßen verschwinden zu sehen. Einen Ballon! Wer gibt mir einen Ballon? so rief ich, gleich Richard III., als er sein Königreich für ein Pferd geben wollte. Diese Sonderbarkeit hatte sich unter dem Einflusse meines Großvaters entwickelt, eines alten podagrischen Mannes, welcher sich stets rühmte, dem ersten aerostatischen Versuche beigewohnt zu haben. Er erzählte mir mit dem ganzen Enthusiasmus eines Greises, alle Umstände dieses Ereignisses und wußte des Lobes kein Ende über eine Erfindung, welche die Atmosphäre in einen Ocean und den Menschen in einen Matrosen der Lüfte verwandelt hatte.

Lange blieb diese kindische Leidenschaft im Keime zurückgehalten, und ich begnügte mich, sie heimlich zu nähren durch das Studium aller Schriften, welche über die Aerostatik erschienen waren.

So verflossen Jahre, und ich war so sehr in Geschäften von mancherlei Art versenkt, daß endlich die bizarre Laune meiner Jünglingsjahre erstickt war. Schon hatte ich die Gluth jener Zeiten vergessen, als ich mich genöthigt sah, eine Reise nach London zu machen. Ich war dort ganz unbekannt. Am ersten Morgen lese ich auf einem ungeheuren Zettel, daß ein Herr Green in zwei von ihm dirigirten Ballons verschiedene Luftfahrten machen wolle.

Zwei Ballons! Verschiedene Luftfahrten! Was ist das? fragte ich den Kellner.

Zwei Ballons, welche Herr Green dieſen Morgen um eilf Uhr zugleich im Vaurhall ſteigen laſſen wird.

Es war bereits zehn. — Schnell einen Fiaker! rief ich. Meine ganze aeroſtatiſche Leidenſchaft erwachte mit einem Mal wieder.

— Wo iſt das Vaurhall?

— Am andern Ende der Stadt. Wenn der Herr London noch nicht kennt, ſo zeigt ſich da eine gute Gelegenheit, es kennen zu lernen.

Ich wohnte am Ende der City nach Whitechapel hin; in einer halben Stunde hatte ich die City, die Londonbrücke, die Straße von Weſtminſter, die Promenade von Lambeth durchſtrichen und langte im Vaurhall an. Ich war ſo gedankenvoll, daß ich den Herrlichkeiten Londons keinen Blick geſchenkt hatte und nun ſogar nicht einmal die zehn Schillinge, die mir von meiner Guinee herauskamen, zurücknehmen wollte, als ſie mir der Bureaubiener nacheilend überreichte. Zur großen Ueberraſchung des Aeronauten ſtürzte ich auf ihn zu, drückte ihm die Hand und rief ihm zu: „Ich reiſe mit Ihnen; haben Sie noch einen Platz?“

— Ja wohl! erwiderte er mir mit einem Lächeln.

Wie groß aber wäre erſt ſein Erſtaunen geweſen, wenn er gewußt hätte, daß ich von London noch nichts kannte, und daß ich, ſtatt ſeine Merkwürdigkeiten zu betrachten, es vorzog, dieß von oben zu beſchauen. Ein gewiſſes Gefühl, das nicht eigentlich Furcht, aber noch weniger Kühnheit genannt werden darf, erregte in mir eine Bewegung, deren ich nicht Meiſter werden konnte. Ich zog zu verſchiedenen Malen meine Uhr heraus; die Blicke ſo vieler Menſchen, die ſich nach mir richteten, ſetzten mich einigermaßen in Verlegenheit. Endlich verkündeten einige Salven die Auffahrt.

— Wollen Sie jetzt einſteigen? fragte mich der Aeronaut; jetzt iſt der Augenblick.

Ich antwortete nichts, ſondern ſtieg ein. Die Senſation war neu und außerordentlich, und die ungeheure Maſchine, die mich in die Lüfte zog, theilte mir eine wenig angenehme Bewegung mit. Der verworrene Zuruf der Menge erregte mir Schwindel, und ich weiß nicht, ob es die Bläſſe meines Geſichtes war, welche Herrn Green auffiel; er ſchwenkte ſeine Fahne und ſagte zu mir, ein gleiches zu thun.

— Folgen Sie mir, ſprach er, laſſen Sie ſich in der Gondel feſtbinden; dieſe zwei Riemen ſind dazu da. Alle, die mich bis jetzt begleiteten, haben dieſe Vorſicht für dienlich erachtet.

— Ich? ſchrie ich unwillig, ich habe keine Furcht.

— Das glaube ich wohl; aber die Veränderung der Atmoſphäre bringt gewöhnlich eine Ohnmacht hervor.

Dieſe Erklärung belehrte mich eines andern und ich ließ mich alſo feſtbinden.

Jetzt ſchwebten wir in den Lüften, und neue Schüſſe und neuer Zuruf tönten zu uns hinauf. In wenigen Minuten hatten wir die höchſten Bäume des Vaurhall zu unſern Füßen; Alles ſchien mit einer fürchterlichen Schnelligkeit in den Abgrund zu ſinken, je weiter wir ſchifften. Ich hatte ein ſchmerzliches Gefühl in den Fußſohlen. Der zweite Ballon ſchwebte in geringer Entfernung von dem unſern. Jetzt trieb uns ein heftiger Windſtoß dem Laufe der Themſe nach! Welch ein Schauſpiel! Die Rieſenſtadt breitete ſich vor unſern Augen wie eine ungeheuere Landkarte aus. Mein Ausruf bei dieſem plötzlichen Anblicke verrieth dem Luftſchiffer mein Noviziat als Reiſender.

— Wie? Sie ſehen London heute zum erſten Mal?

— Ja, und ich konnte keine günſtigere Gelegenheit haben, ſo wie keinen vollendeteren Cicerone, es kennen zu lernen.

— Gut, ſprach er, wir wollen keinen Ballaſt auswerfen und uns in einer mäßigen Höhe erhalten; dann wird ſich der Coloß der Civiliſation und der Induſtrie nach und nach vor unſern Blicken entfalten.

So flogen wir denn nun hin. Wir näherten uns Blackfriards. Mit einem Male ſchwieg der heftige Wind und wir ſchwebten eine Meile faſt auf derſelben Stelle. Ein mäßiger Fußgeher hätte mit uns gleichen Schritt gehalten. So ging es fort, von Bankſide bis zur Kirche des Erlöſers.

„Wie wunderbar!“ rief ich aus, „Alles, was ich ſehe, iſt coloſſal. Hier ſehe ich ein Dampfboot, das uns bis in unſere Höhe ſeinen Rauchſtrom emporſendet; dort ein anderes, welches ſanft hingleitet und mit Paſſagieren beſetzt iſt. Dort unten an jener Brücke Fregatten, die mit vollen Segeln abreiſen; hier wieder regt ſich der Handel in ſeiner Großartigkeit; mitten in dem Maſtenwalde erwarten die Häuſer von rothen Ziegeln Waarenballen aus allen Theilen der Welt. Ueberall zeigt ſich die Bewegung der Induſtie; dieſer ungeheure Fluß ſo blau und reißend, und dieſe Bogen der Brücke, die, ſelbſt aus unſerer Höhe betrachtet, ungeheuer erſcheinen, und durch das Leben, das ſich auf ihnen umhertreibt, den Waarenmarkt der civiliſirten Welt verkünden. — Wo iſt der Tower? wo Whitehall? wo Weſtminſter? — Warten Sie nur ein wenig: Ihre Aufregung läßt mir keine Zeit,

zu antworten, und Sie ſind glücklich, daß der Wind nicht ſtärker iſt, denn ſonſt wären wir, indem wir ſprechen, längſt weit von dieſem Platze. Der Tower liegt dort unten rechts; jenes große, viereckige, gothiſche Monument mit Schießlöchern verſehen und mit der rothen Fahne geziert; eine ſtets noch finſtere und Schrecken einflößende Feſtung, welche von der blutigen Wildheit unſerer Vorzeit den Geſchlechtern erzählt. Die vielen Schiffe verbergen Ihnen den Eingang des Towers, und weiter hin zeigen ſich die ungeheuren Docks von St. Catharina und von London; hier concentrirt ſich die gewaltige Bewegung unſeres ganzen Seehandels. Weit über den London-Dock hinaus hat man angefangen, den berühmten Tunnel zu graben, jenen unterirdiſchen Weg, der die Brücken erſetzen ſoll, welche hier wegen der hohen Maſtenfahrzeuge nicht angebracht werden können.

— Jetzt befolgen Sie einige Ordnung bei Ihren Beobachtungen. Steigen Sie mit dem Blicke rechts von Tower das linke Ufer der Themſe hinan, welches vor Ihnen liegt. Dieſe dreifache Kolonnade iſt das Zollamt, welches nach Maßgabe der Erweiterung unſerer Handelsverbindungen vergrößert werden müßte. Weiter hin neben der großen Brücke, die ſich faſt zu unſern Füßen befindet, zeigt ſich Billingsgate, wo Sie die große Anzahl von Kähnen erblicken. Hier verſorgt ſich London mit Fiſchen, und wenn Sie ſich mitten unter den Sirenen und Tritonen jenes Ortes niederlaſſen wollten, ſo würden Sie einen Dialekt zu hören bekommen, geſpickt mit unerhörten Flüchen und Schimpfreden, die ſelbſt der Bürger von London nicht immer verſteht. Hinter Billingsgate ſchlängeln ſich kleine, ſchmutzige Gäßchen, in welchen es nach Theer und verfaulten Fiſchen ſtinkt, und wo die unglücklichſten Menſchen wohnen. Die Rieſenbrücke, die ſo majeſtätiſch den Strom umklammert, iſt die neue Londonbrücke, die nicht minder als 928 Fuß in der Länge und 53 in der Breite hat; ein jeder der fünf Bogen hält 152 Fuß, und es wird Sie nicht in Erſtaunen ſetzen können, wenn Sie erfahren, daß dieſe Brücke, ganz von Granit, zwei Millionen Pfund Sterling gekoſtet hat. Ein wenig rechts in der Mitte jener röthlichen Häuſer bemerken Sie eine kühne Säule, auf welcher ein Globus von Erz ruht; dieß iſt das Monument. Poppe nannte es einen rieſenhaften Lügner, welcher der Nachwelt erzählt, daß die Katholiken London angezündet haben, während dieß nie der Fall geweſen iſt. Sie können morgen am Fuße der Säule die verläumderiſche Inſchrift leſen, welche von allen wahrheitliebenden Geſchichtſchreibern längſt wiederlegt worden iſt. — Bewundern Sie jetzt die Regelmäßigkeit der neuen Londonbrücke,

die hohe Bruſtwehr, die weiten Bogen. Dieſer Charakter wird ihnen ſtets bei allen unſern Monumenten auffallen. Doch wir müſſen jetzt die Minuten zu Rathe halten; unſer Luftſchiff wird der Wind, deſſen Annäherung ich ſchon ſpüre, bald davontreiben. — Jene andere Brücke links iſt von Southwark, welche auf drei ungeheuren Bogen von Gußeiſen ruht. Der mittlere hat 240, die beiden andern 210 Fuß. Der Ingenieur Rennie hat ſie gebaut, und ihre Koſten beliefen ſich nur auf 400,000 Pfund. Weiter hin erhebt ſich St. Paul; eine edle und impoſante Maſſe, deren italieniſcher Charakter ſich jedoch ſchlecht zu unſerer nordiſchen Natur verhält.

Wir ſind zu entfernt, um die Thürme und die bewundernswerthe Steinarbeit von Weſtminſter unterſcheiden zu können, welches dort neben den Ruinen des Unterhauſes und neben dem Oberhauſe, das von den Flammen verſchont blieb, ſich ausdehnt.

Jetzt erhebt ſich der Wind und treibt uns gerade nach dieſer Gegend. Wenn es ſo fortgeht, ſo laufen wir Gefahr, bald zehn Meilen von hier uns über dem Hoſpital von Chelſea zu befinden.

— Was betrachten Sie ſo aufmerkſam?

— Dieſes arme rechte Ufer, ganz bedeckt mit kleinen, niedrigen und finſtern Häuſern, die ſo erbärmlich gegen die Pracht des andern Ufers abſtechen.

— Unter Eliſabeth ſah ganz London ſo aus. Sie werden eingeſtehen müſſen, daß wir ſeit zwei Jahrhunderten fleißig geweſen ſind. Wir beſitzen jetzt griechiſche Portiken und ägyptiſche Kolonnaden. Doch jetzt befinden wir uns gerade über Weſtminſter.

— Was iſt das für ein Haus, das mit ſeinen zwei Kuppeln ſo ausſieht, als ob es von Auſterſchaalen gebaut wäre?

— Das iſt die Nationalgallerie, die noch nicht vollendet iſt.

— Und jene lange Wagenreihe, die ich wahrzunehmen glaube?

— Wäre Ihr Auge daran gewöhnt, aus ſo hohen Regionen hinabzuſchauen, ſo müßte es nicht blos die Wagen entdecken, ſondern auch einen Zug kleiner Ameiſen, der ſich nach Weſtminſter begibt. Dieſe Ameiſen ſind unſere großen Politiker, die ins Parlament gehen. Jenes faſt nicht wahrzunehmende Atom, das auf dem Trottoir hinkriecht wie die Milbe am Rande eines Bogens Papier, iſt Lord Ruſſel, den die Einen den Retter, die Andern den Verderber ſeines Landes nennen. Der kleine Aſchenhaufen, den Sie ſehen, iſt das Ueberbleibſel des Unterhauſes.

Jetzt ſind wir über Regentspark, einem ungeheuern Garten, wo

Sie alle Architekturen vereinigt finden werden, mit Ausnahme der engliſchen. Bewundern Sie die moskowitiſchen Bedachungen von Suſſer Plaz, die Kolonnaden von York, von Clarence, von Cornwall, welche an Verſailles erinnern, dann jene tauſend Strohhütten mit anſpruchloſer Einfachheit. Es fehlt in dieſer Verwirrung nichts, als die hängenden Gärten von Babylon. Jener See gleicht einer Pfütze, und jener dicke Pudding von Stein gilt für ſeine größte Zierde und wird Coloſſeum genannt. Geht man hinein, ſo zeigt man für drei und einen halben Schilling eine Sennhütte, verſchiedene Colibri's, eine Bank von St. Helena, etwas nachgemachten Schnee, einen Gletſcher vorſtellend, zwei Dachtraufen, einen Wildbach verſinnlichend, und einen armen Adler, der mit einem Fuße an einen kleinen Felſen angekettet iſt und mit einer Majeſtät ſeine Flügel bewegt, die ihm nur die Langeweile eingibt. Zu allen dieſen Sehenswürdigkeiten geſellt ſich noch ein Panorama der Stadt, von der St. Paulskuppel aufgenommen, das Ihnen morgen mit etwas trüberen Farben, unſer heutiges Panorama wiedergeben kann. Das Gebäude rechts iſt die Oper, die kleinen ſchwarzen Flecken ſind das Publikum, der weiße Punkt gegenüber iſt das Theater von Haymarket.

— Aber vor Haymarket ſehe ich Niemand.

— Das Theater iſt todt, ſeitdem das Parlament bemüht iſt, Leben und Zulauf den engliſchen Theatern wieder zu verſchaffen; es gehört jetzt zum ſchlechteſten Tone, einer engliſchen Komödie beizuwohnen.

Werfen Sie die Blicke jetzt auf jene lange Straße, die von weißen Häuſern gebildet wird, an deren Ende Sie eine Säule erblicken, die von einer Statue geziert wird. Hier werden Sie eine große Menge kleiner rother, blauer, weißer und ſchwarzer Punkte ſehen; dieß ſind Frauen, die ihre Morgenviſiten den Magazinen von James und Holwall abſtatten, um Bänder, Blumen, Hauben und andere nöthige Bedürfniſſe des Lebens einzukaufen. Sie widmen die Hälfte ihres Tages dieſer wichtigen Beſchäftigung, während der Mann eine kleine Reiſe nach Paris oder in die Schweiz macht, wie ſeine Freunde vorgeben. Dort aber erblicke ich ein Kabriolet, das ich an ſeiner Schnelligkeit und ſeiner Farbe erkenne. Suchen Sie es mit den Blicken feſtzuhalten. Dort eilt es Pall-Mall entlang. Hier wird wieder ein Ehemann betrogen. Während der edle Lord in ſeiner zweiſpännigen Kutſche ſich nach dem Oberhauſe begibt, fährt ein junger Gardeoffizier bei ihm zum Morgenbeſuche vor und iſt nicht untröſtlich darüber, daß er ihn nicht zu Hauſe findet.

— Welch ein feiner Beobachter Sie ſind! Was iſt aber Pall-Mall?

— Jene kurze breite Straße, die in dem unregelmäßigen Platze ausläuft.

— An deſſen Ende ein Spital ſteht?

— Spital? Sie ſpaßen wohl! Dieß iſt die Wohnung unſerer Königin und das iſt St. Jamesplatz. Ich muß leider einräumen, daß gewiß kein König in Europa trauriger logirt iſt. Dafür aber ſind wir ſchnell mit unſerm luſtigen Fuhrwerke vor dem Palaſte angelangt, wo der wirkliche König der Welt reſidirt. Dieß iſt die Bank. Was ſagen Sie dazu? Von einer Seite mißt die Façade dreihundert ſechzig Fuß, von der andern vierhundert vierzig; neun Höfe, eine Bibliothek, eine Druckerei, eine Werkſtätte für Kupferſtecher, unzählige Gemächer, griechiſche und römiſche Kolonnaden; was die alten Völker dem Ruhm und dem Heldenmuthe geweiht haben würden, das weihen wir der Macht des Goldes. Hier iſt das Herz der Nation, deſſen große Pulsader der Handel iſt. Weiter rechts die ſchwarze viereckige Paſtete iſt Manſionhouſe. Noch weiter jener kleine weiße Punkt wird das oſtindiſche Haus genannt, in welchem vierundzwanzig ehrliche Kaufleute wohnen, welche über das Geſchick von hundert und einigen Millionen Menſchen entſcheiden und nebenbei Thee verkaufen.

Jetzt ſchweben wir über dem Monument, das von hier oben ſo ziemlich einer angezündeten Kerze ähnlich ſieht. Unſer Ball ſcheint uns nach dem äußerſten Ende des Strand bringen zu wollen, einer endloſen Straße, die ſich durch die Stadt verlängert, hier Fleet-ſtreet, weiter unten Strand genannt wird, durch Charing-Croß läuft, an den Mauern von White-hall vorüberſtreift, bis zur Abtei von Weſtminſter geht und ſelbſt hier noch nicht ihr Ende erreicht. London iſt die einzige Stadt, die ſich ſolcher rieſenmäßigen Straßen rühmen kann. Wenden Sie ſich z. B. rechts und betrachten Sie die breite Furche, die im freien Felde beginnt, nach und nach immer mehr Häuſer und Boutiquen an beiden Seiten zeigt: dieß iſt Milesend; unter dieſem Namen zieht ſich die Straße zwei Meilen lang, dann wieder zwei Meilen unter dem Namen von Whitehall. Hierauf verengt ſie ſich, indem ſie durch die City läuft, wird dann wieder breiter als Cheapſide, ſteigt als enges Gäßchen bis nach Holborne, wird dann immer größer bis zu der breiten Straße Orford-Street, und verliert ſich im Felde bei Hyde-Park. Dieſe Straße iſt neun und eine halbe Meile lang *). Der Regents-Park, den wir

*) Es verſteht ſich, daß hier von engliſchen Meilen die Rede iſt.

hier ſo leicht überflogen haben, iſt an einem Punkte zwei Meilen breit und hat anderthalb Meilen im Umkreis.

Der Wind hat uns wieder über den Tower geführt; es iſt mir, als hörte ich die Löwen in ihren Käfigen brüllen.

— Keineswegs! Unſere Nationallöwen ſind aus Sparſamkeit verkauft worden, und die königliche Menagerie enthält jetzt nichts mehr als Affen und Papageien. Auch können Sie dort eine Menge ſogenannter hiſtoriſcher Kleinigkeiten bewundern. Welche Bewegung in der City! Jetzt ſchweben wir über den Docks, jetzt ein großer Sumpf, ſonſt ſo ſchön, als unſer Handel nach Weſtindien noch etwas war. Jetzt verfaulen die ſchönſten Schiffe in den Docks, und in Kurzem werden die Londner Müſſiggänger dort an der Angel fiſchen.

— Was bedeuten die großen Spargel, die ich dort unten ſehe?

— Das ſind ſehr ſchöne lombardiſche Pappeln. Hier ſehen Sie Kew und ſeine Gärten, den Sommeraufenthalt unſerer jungen Prinzen und Richmond-Hill, Lieblingspromenade der Bürger der City.

— Jetzt ſind wir wohl ſchon ſechs oder ſieben Meilen von London?

— Ganz gewiß, und wenn wir nicht acht geben, ſo werden wir in ein Runkelrübenfeld niederſinken, welches der berühmte Cobbett gepflanzt hat.

Hier warf er etwas Sand aus, und unſere Gondel bekam einen neuen Schwung. Einige Stunden ſpäter waren wir wieder in Vauxhall. Ein herrlicher Punſch floß in unſere Adern, und als letztes Reſultat unſerer Luftexcurſion kamen wir darin überein: daß, wenn die gemeine Menſchheit den Großen der Erde ſehr klein vorkommt, dieſe hingegen ſehr klein erſcheinen, wenn man ſie aus der Höhe betrachtet.

Leben in Weimar.

Nichts hat die Winterſalons mehr beſchäftigt, als der neuerdings Weimar öffentlich gemachte Vorwurf, daß es das Andenken ſeiner Heroen nicht genug ehre, daß es Schiller und Göthe und Andern an der vielbeſuchten Stätte ihres Wirkens noch kein Monument aufgerichtet habe. Die Beſprechung dieſer Frage wird auch in dem Frühlingsſalon der Europa nicht ohne Intereſſe ſeyn. Sehen wir, ob die Anklage gerecht iſt.

Düſtere Schleier umhüllen die bemoosten Trümmer der Geſchichte Weimars. Lucas Cranach, der kernhafteſte deutſche Meiſter des Mittelalters, Hofmaler der beiden ſächſiſchen Churfürſten Friedrichs des Weiſen und Johann Friedrichs des Großmüthigen liegt auf dem anmuthigen St. Jacobs-Kirchhofe zu Weimar begraben. Die Söhne des unglücklichſten Churfürſten ließen auf des Künſtlers Grab jenen einfachen Denkſtein legen, der 1767 in die Kirchenmauer aufrecht eingeſetzt wurde. Dieſes herrliche Denkmal ſtellt Cranach in Lebensgröße und in alterthümlicher Tracht, mit langem Barte und mit beiden Händen den Hut haltend, vor. Auf dem Rande des Steines iſt die merkwürdige Inſchrift zu leſen: Ano. Christ. 1.5.5.3. Octob. 16. Pic. Obiit. *Lucas. Cranach.* I. *Pictor. Celerrimus.* Et. Consul. Witeberg. Qui. ob. virtutt. trib. Saxonie. Electorib. Duc. fuit. Carissimus. Aetatis. Suc. 81. Unpaſſend iſt das komiſche Verſehen des Steinmetzen, der für *Celeberrimus — Celerrimus* ſetzte, keineswegs, wenn man die große Menge von Gemälden und Holzſchnitten Cranachs bedenkt, die in Weimar, Naumburg und vielen andern deutſchen Städten noch immer ſeinen Ruhm verkünden. Ein ſchöneres Denkmal hat nie ein Weimariſcher Fürſt ſeinen Künſtlern geſetzt.

Unter den vierundvierzig prachtvollen Epitaphien, die in Weimars Hauptſtadtkirche zu St. Peter und Paul ruhen, iſt vor allen ausgezeichnet das große Grabmal des Churfürſten Johann Friedrich des Großmüthigen und ſeiner erhabenen Gemahlin Sibylla in weißem

Marmor mit vier Säulen von braunem Alabaſter. Die edle Sibylla ſetzte, eine ächte Ahnfrau ſächſiſcher Fürſtengröße, ihren Gatten in langjährige harte Gefangenſchaft, und ſtarb wenige Tage vor ſeinem Tode in Weimar. Zehn Monumente in weißem und ſchwarzem Marmor und in Metall von Fürſten des Weimariſchen Stammes findet der Wanderer theils in der Mauer an der Sakriſtei, theils um den Hauptaltar, deſſen Prachtgemälde Lucas Cranachs, die Kreuzigung des Herrn, fortwährend die Zierde des Gotteshauſes bleibt. Auf dem Fußgetäfel derſelben Kirche decken fünfundzwanzig Monumente die Aſche edler Herzöge von Weimar, unter denen der Heldenherzog Bernhard der Große. Im Schiff dieſer Kirche ruht Herder, auf deſſen Steine die einfachen, aber unſterblichen Worte des großen Mannes: Licht, Liebe, Leben ſtehen. Vor dem Altare iſt das Grabmal der unvergeßlichen Herzogin Anna Amalia, Weimars Schutz und Hort, und ihres tapfern Bruders Braunſchweig-Oels.

Du fragſt, wo finde ich Karl Auguſt, den erſten Großherzog, den würdigen Sohn Anna Amalia's, und Louiſe, ſeine treue Gattin, die Weimar vor Napoleons Brandfackel behütete? Wo iſt ihr Monument in Erz oder Marmor? Wo finde ich Wieland und Schiller und Göthe, die deutſchen Dichter und Sänger alle, die der Weimariſchen Fürſtenkrone jene unſterblichen Lorbeerkränze flochten? Wo den Sternenkranz Anna Amalia's, jenen Kreis der größten deutſchen Geiſter, die nicht im wilden verwüſtenden Kampfe für den proteſtantiſchen Glaubensheerd und gegen franzöſiſche Zwingherrſchaft, ſondern im beſeligenden Sonnenſtrahl des Friedens jene unvergänglichen Werke aller Wiſſenſchaften und Künſte ſchufen, an deren Paläſten die Nachwelt ſich wohnliche Hütten baut; jene Männer, die eine neue Epoche der deutſchen Literatur begründeten und über alle Gauen des Vaterlandes ihre befruchtenden Strahlen verbreiteten? — Wo iſt Bertuch, deſſen berühmtes Landes-Induſtriecomptoir und geographiſches Inſtitut noch heute in Weimar beſteht, Bertuch, mit ſeinem Bilderbuche, aus dem Millionen ihre Nahrung ſogen, mit ſeiner blauen Feenbibliothek aller Nationen, mit ſeinem Magazin für ſpaniſche und portugieſiſche Literatur, ſeinem Journal für Luxus und Moden, ſeinem Oppoſitionsblatt, und ſeinem Hans Sachs? Wo ſind die Begründer von Kunſt und Alterthum, der Weimarer Muſenalmanache, der Propyläen, des deutſchen Merkurs? Wo finde ich Muſäus mit ſeinen phyſiognomiſchen Reiſeſatyren und den nationalen Mährchen der Deutſchen; wo Falk, den Freund in der Noth, mit ſeinem Elyſium und Tartarus,

mit ſeinem Taſchenbuch für Scherz und Satyre? Wo Böttiger, den Weimarer Polyhiſtor, mit der Amalthea, den griechiſchen Vaſengemälden, mit London und Paris? Wo iſt der Denkſtein für Weimars Künſtler, für Seiler, Eckhof, Meçour, Malkalmi, Spitzeder, Iffland, Euphroſyne-Neumann und Pius Alexander Wolf? Wo feire ich das Gedächtniß von Maler Jagemann's Meiſterwerken, von Rinaldo Rinaldini, von Knebel's anmuthigen Geſängen?

Die Saiten der Sänger ſind verklungen, es vergelben die Lettern ihrer Schriftwerke, und der düſtere Schleier der Zeit verhüllt ihre Formen. In das ſtille Meer der Ewigkeit ſind ſie hinabgeſunken jene Heroen alle, die das kleine Weimar ehedem zu einem unvergänglichen Muſentempel ſchufen. Aber ihr Geiſt lebt in uns allen, er lebt in der deutſchen Nation.

Darfſt du hier nach einem Denkmal fragen, würdig dieſer großen und berühmten Todten? Forſcheſt du nach dem ſichtbaren Zeichen eines Andenkens, deſſen jede deutſche Bruſt voll iſt, deſſen Zeuge jeder Stein in Weimars Mauern, jeder Baum in Weimars Auen iſt? Fandeſt du ein bezeichnenderes Monument für Herder, als die heilige Kanzel in der Kirche zu St. Peter und Paul, von welcher herab die erhabene, würdige Ruhe, die Majeſtät ſeiner begeiſterten Rede erklungen? Forderſt du mehr zu Schillers Gedächtniß, als die ſtattliche Bühne Weimars, und Wallenſtein und Tell und Fiesko? Genügt dir nicht, das Wohnhaus und den ſtillen Garten ſinnig zu betreten, in deren Räumen Wieland ſeinen Oberon dichtete? Verlangſt du mehr, als Göthe's Schreibtiſch, Seſſel, Trinkglas und ſeine reichen Sammlungen zu ſchauen, um dich lebhafter noch an ihn zu erinnern?

Was würde es dir auch fruchten, in die geweihte Stätte von etwa fünfzig einzelnen Grabmälern, Statuen, Säulen, Pyramiden, Obelisken aus Stein und Erz, herrlicher, als in Père Lachaise, voll ehrwürdigen Grauens und Ernſtes einzutreten, und ein geſchwätziger Lohnbedienter erzählte dir, daß hier Schiller, dort Göthe, dort Bertuch und Falke ruhe, und daß Bertuch ein buntes Bilderbuch von vielen Bänden gemacht, und das prächtige Induſtriecomptoir erbaut habe, das hinter der Bürgerſchule am Sperlingsberge noch heute zu ſehen ſey, wenn es dir beliebe, und daß Falk ein paar hundert Waiſenkinder erzogen habe, die ſeit wenig Jahren brave Tiſchlergeſellen und Schuſtermeiſter in der St. Jacobs-Vorſtadt geworden? Oder ſoll die Ehre nur Schiller und Göthe, nicht den übrigen, wenn auch geringeren Meiſtern gelten, damit ſich der fremde Beſchauer nicht in dem heiligen

Denkſteinwalde verirre, und damit bei geringeren Mitteln ein einziges erhabenes Meiſterwerk für jene beiden errichtet werde. Soll Weimar mit der Bankierſchaft der Frankfurter Hanſeſtadt in die Schranken treten? Soll es ſeinem Göthe eine geringere Denkſäule errichten, wenn Frankfurt eine Pyramide in die Wolken baut?

Das Würdigſte und Paſſendſte, was zum Andenken jener Weimariſchen Heroen geſtiftet werden könnte, wäre unbezweifelt ein Geſammtmonument, ein Walhalla, ein geweihter Muſentempel, in deſſen geräumigen Hallen die Statuen der Meiſter aufgeſtellt würden mit bezeichnenden Attributen und künſtleriſchen Auszierungen und Umgebungen, nach Baierns Vorgang. Nur hiebei könnte Großes und Selbſtſtändiges geleiſtet werden. Indeſſen dieſe Idee wird frommer Wunſch bleiben müſſen, ſo lange der Finanzetat des Großherzogthums eher für das Wohl ſeiner lebenden Unterthanen, als für den Ruhm ſeiner großen Todten zu ſorgen haben wird. Die kräftigſte Mitwirkung der Privaten möchte wohl hierbei ohne bedeutenden Erfolg bleiben. Für Herzog Bernhard den Großen ſammelte man vergeblich.

So wäre Weimar auf das beſchränkt, was in dieſer Beziehung geſchehen und noch geſchieht. Und mit Recht hätte die Weimariſche Zeitung jenes mannichfach ausgedeutete Wort geſprochen: Weimar ſelbſt iſt das ſchönſte Denkmal für ſeine großen Geiſter. Denn wölbt ſich nicht über den Häuptern des unſterblichen Dichterpaares, Schiller und Göthe, dieſelbe goldne Kuppel der fürſtlichen Todtenhalle, in welcher Karl Auguſt und Louiſe und viele ſächſiſche Herzogsahnen ruhen? Schlingt ſich hier nicht ſchon der dichteriſche Lorbeer um ſeiner Fürſten Krone und Purpur? Sind nicht jedem fremden Beſucher Weimariſcher Heiligthümer jene geſchmackvollen Hallen des großherzoglichen Reſidenzſchloſſes zugänglich, in denen die Kunſt einheimiſcher Maler und Bildhauer das Andenken an jene Männer durch bleibende Erinnerungszeichen verherrlichte? Stehen nicht Göthe's Haus, ſein Garten und ſeine werthvollen Sammlungen und Kunſtſchätze Jedem zur beliebigen Anſchauung offen?

Weimar ſelbſt iſt das natürlichſte und ſchönſte Denkmal für ſeine großen Geiſter. Und wenn man hiemit auch bekennen darf, daß gegenwärtig dieſes Weimar auf der vormaligen Höhe des Lebens und Wirkens für die erhabenſten Zwecke der Kunſt nicht mehr ſteht: ſo iſt es doch kein morſches, lebloſes Denkmal, das in ſtrahlender Abendſonne vergangener Größe gemächlich ſich ſonnend, über der ſüßeren Erinnerung die Kraft des eigenen Schaffens verloren. Alle leiden wir an der Zeit. Nicht Wiſſen-

ſchaft, nicht Kunſt allein, ſondern vorzugsweiſe Leben iſt Angel und Zielpunkt der jetzigen Zeit. Materielle, praktiſche Intereſſen, Handel, Fabriken, Kanäle, Eiſenbahnen, Kaſſen, Banken und Vereine für alle Zwecke gewerblicher Entwicklung des Volkslebens überwältigen die philoſophiſche Ruhe der Vorzeit. Nicht mehr Rom und Athen, ſondern London, Paris und Nordamerika ſind unſere heutigen Prototypen. Die großen, breiten Ströme des Wiſſens und der Kunſt haben ſich jetzt überall und vielleicht nothwendig, in kleinere Flüſſe und Bäche getheilt, deren klare Quellen nur um ſo munterer und lebensfriſcher ſchäumen und ſprudeln. Die allgemeinere Durchbildung des Volks, das überall der Herrſchaft einzelner Wiſſensariſtokratie feindlich entgegentritt, ſpiegelt ſich auch in dieſem Bilde getreulich ab.

Aber Weimars Stolz ſind noch immer ſeine Fürſten. Mit angeſtammter Liebe zu jedem Wahren und Schönen iſt auch Karl Friedrich und Maria Paulowna Schutz und Hort für jede Kunſt und Wiſſenſchaft. Voran ſchreitet der tapfere Herzog Bernhard, Bruder des Großherzogs und Generallieutenant in Dienſten des Königs Wilhelm von Holland, mit der Leuchte des Wiſſens fremde Meere und Länder durchforſchend. Sein jüngſtes Werk iſt die Geſchichte der neueren Kriege auf Java. Manche wichtigere Zeitſchrift findet noch heute in Weimar ihren Lenker; ich nenne nur Röhr's kritiſche Predigerbibliothek, von Froriep's Notizen aus dem geſammten Gebiete der Natur- und Heilkunde (vor Kurzem in neuer Folge), Röhr's Predigermagazin, Schorn's Kunſtblatt, Schweitzer's Magazin für Volksſchullehrer, St. Schütze's Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft ꝛc. — Voigt in Weimar iſt noch immer einer der erſten und thätigſten Verleger Deutſchlands. Faſt alljährlich entſtehen neue Druckerpreſſen und lithographiſche Anſtalten. Erfreulich für Weimar war es, daß Brockhaus in Leipzig vor Kurzem die anſehnliche und nach engliſchen Muſtern trefflich eingerichtete Schriftgießerei des zu früh verſtorbenen Walbaum ankaufte und durch einen ſeiner Söhne jetzt hier verwalten läßt. — Zu keiner Zeit hat Weimar für bildende Kunſt praktiſcher gewirkt, als jetzt unter Schorn und Caudray; man zählt gegen dreißig Maler und Architekten, unter denen Louiſe Seidler, Gräfin Julie von Egloffſtein, Preller, Rembe, Neher, Kaiſer. Noch genießen die Künſtler Weiland, Schwerdgeburth, Facius und Angelika Facius des beſten Anſehens. Noch ſteht Weimars dramatiſche Kunſt auf anſehnlicher Höhe und verräth die fortwirkende Kraft der alten Göthe'ſchen Schule. Noch haben die Namen Graff, Oels, Stromeyer, von Heygendorf-Jagemann, Dürand, Moltke, Laroche, Lortzing, Genaſt, Knauſt, Eberwein guten Klang in der deutſchen

Bühnenwelt. Einen großen Vorſprung gewinnt die neue Zeit vor der vergangenen in der Muſik und im Ballet; Weimar rühmt ſich angeſehener und beliebter Componiſten, Hummel, Eberwein (Graf von Gleichen, Fauſt, Lenore und Feſtlieder), Häſer (Kirchenmuſik und Pianoforte), Lobe (Wittekind, die Flibuſtier, Fürſtin von Grenada, und der rothe Domino — letztere Oper, gedichtet von einer hochgeſtellten ſächſiſchen Dichterin, unter dem Namen Theophania, ſo eben zum erſten und zweiten Male mit entſchiedenem Beifall in Weimar zur Aufführung gebracht), Genaſt (mehrſtimmige Lieder und Chöre), Theuß (Militärmuſik, Märſche und Operetten), Götze (Alexander in Perſien, Text von Friedrich Peucer, das Orakel, Text von Karl Sondershauſen, und neuerdings der Gallego), Profeſſor Töpfer (Orgelmuſik) — von denen ſich ein Jeder ſein eigenthümliches Fach nicht ohne Erfolg ausgewählt hat. Die großherzogl. Hofkapelle zeichnet ſich unter Hummels, Götze's und Eberweins Leitung, die Opernchöre unter Häſer, durch viele, auch dem Auslande bekannte Künſtler aus. Die Weimariſche Liedertafel erfreut ſich unter dem Schutze literariſch gebildeter Männer des beſten Fortgangs. Edle Frauen ſtehen, wie ſonſt, in den vorderſten Reihen literariſcher Mitwirkung; ich nenne hier Caroline von Wolzogen, geborne von Lengsfeld, Schweſter von Schiller's Gattin, Charlotte von Ahlefeld, geborne von Seebach, Johanne Schopenhauer, und Amalie von Voigt, geborne Ludecus. Unter den neueſten Schöpfungen der Weimarer Muſe braucht nicht erſt hingedeutet zu werden auf Dr. Eckermann's Geſpräche mit Göthe, deren alle Journale voll ſind, auf Stephan Schütze's Selbſtbiographie, auf Friedrich Peucer's Weimariſche Blätter, Riemer's Kunſtgeſchichte, von Biedenfeld's Novellen und Geſchichte des Kloſterweſens, auf von Ekendahl's und Panſe's ſtaatsrechtliche und politiſche Schriften.

So eben haben noch zwei Bücher die Preſſe verlaſſen, die der Kritik bedeutenderen Stoff bieten werden: des wackern Dr. Fleiſchhauer in Weimar gutsherrlich-bäuerliches Verhältniß, nach den Quellen zeitgemäß entwickelt, ſo wie früher ſchon ſeine deutſche Lehn- und Erbariſtokratie, und Dr. Karl Reck's in Göttingen: Göthe und ſeine Widerſacher oder der neue deutſche kritiſche Parnaß, erſtes Bändchen, verlegt bei Voigt in Weimar, eine äſthetiſche Streitſchrift, in kerniger, friſcher Sprache und lebendigem Humor die Stellung Göthe's zu ſeiner Zeit hervorhebend, eine wahre Einleitung zur Geſchichte der modernen Literatur. Sie iſt dem edlen Fürſtenhauſe von Sachſen-Weimar zugeeignet.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Bremen 16. Mai 1837.

Eine abscheuliche That ist das Hauptgespräch unserer Stadt. Das spanische Briggschiff Armonia, Capitän Joaquin de Castaños, war auf seiner Reise von Matanzas am 26. April d. J. bereits an den Eingang der Weser angekommen, als eine Meuterei auf dem Schiffe losbrach, die, wie man vernimmt, von drei spanischen Matrosen, welche in der Nacht mit dem Steuermann die Wache hatten, während ihre deutschen Kameraden schliefen, angezettelt worden seyn soll. Der Steuermann Francisco Pon, war bereits von ihnen so schwer verwundet, (und ist auch kurz darauf in Folge dessen gestorben) als der Schiffsjunge, gleichfalls ein Spanier, seinem Herrn ein Zeichen von der drohenden Gefahr gegeben haben soll. Dieser war dadurch gehörig vorbereitet, und als die Rädelsführer in seine Kajüte traten, streckte ein Pistolenschuß den einen zu Boden, die beiden andern, „Francesco Morales und Fernando Sanchez" eilten auf das Verdeck zurück, bemächtigten sich des Schiffsbootes und stachen in See. Schnell gegebene Nothsignale führten einen oldenburgischen Lootsenkutter herbei, mit dessen Hilfe das Schiff nach Beemerhaven gebracht ward, woselbst das bremische Criminalamt sogleich Steckbriefe erließ.

Nach einem Schreiben in der Hamburger Börsenhalle aus Norden, (in Ostfriesland) sind am 27. April d. J. zwei portugiesische Matrosen in einem kleinen Boote bei Baltrum gelandet, und ist das portugiesische Briggschiff, Benserache, Capitän Anton Fernando, mit Kaffee, Zucker und Blauholz von Havanna nach Hamburg bestimmt, Abends zuvor, am 26., etwa 17 Meilen nordwestlich von Baltrum, sammt der übrigen Mannschaft gesunken und verloren gegangen. Da das benannte portugiesische Schiff gar nicht in Hamburg erwartet ward, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß die Pseudoportugiesen, die gewiß nur in der Todesangst ihre Nationalität mit der ihrer Todfeinde vertauscht haben, die spanischen Meuterer Moeales und Sanchez sind, welche, heute eingegangenen Nachrichten zufolge, leider die Leichtgläubigkeit der gutmüthigen Ostfriesen getäuscht haben, und sich mit einer nicht unbedeutenden Colleete nach Holland gewendet haben sollen, wo bei den vielen und häufigen Gelegenheiten zur Flucht über See, eine polizeiliche Verfolgung recht schwer fallen dürfte. Ohne Zweifel beabsichtigen die Elenden nach Ermordung des Capitäns und der übrigen Schiffmannschaft, sich des vielen baaren Geldes, welches das Schiff geführt haben soll, zu bemächtigen, dieses zu versenken und alsdann als reiche Schiffbrüchige irgend ein Ufer aufzusuchen, ein Manöver, wie solches an den Küsten von Havanna und den Floridas nicht selten vorkommt, und auch dort vielleicht schon von den Spaniern erlernt ist. Interessant scheint es, zu wissen, zu welchem politischen Glaubensbekenntnisse, zu dem der Christinos oder zu dem der Carlisten, sich diese Söhne Iberiens schlagen.

Unser Theater verendet, trotz aller Schreier, wie viel Seide in Bremen bei der Direction

zu ſpinnen ſey, am 18. d. M. Der brave Sänger Hammermeiſter, der geſcheidte und tuchtige Schauſpieler Engelken, letzterer doch noch ein in Bremen gebornes und erzogenes Kind (nach dem Plattdeutſchen Lieblingsausdruck, tagen baren Bremer Kind) verlaſſen die proviſoriſch übernommene Direction, Engelken wie man ſagt, um mit einem Landsmanne, Herrn Fridn die Leitung der Bühne in Zurich zu übernehmen. So lange es Ton unſerer Optimaten iſt, nicht ins Theater zu gehen, ſo lange es geiſtliche Einflüſterungen gibt, welche dieſen Senſualismus verdammen, ſo lange der ehemalige Director Bethmann, eine moraliſche Geiſel Bremens, als Eigenthümer des Hauſes und der Garderobe, und jetzt deſſen angeblicher Käufer, Herr Juſtizrath Dr. Motz, ſolche enorme Miethforderungen machen, da muß man jeden Enterpreneur warnen, ſeine Sparpfennige in Bremen an ein kunſtloſes Publikum zu verſchleudern, dem unbemittelten aber droht ſofortiger Wechſelarreſt wenn er nicht mehr mit ihren Entreebillets bezahlen kann. Dafür ſind Exempel über Exempel.

Unſere Handelskriſis iſt ohne bedeutende Fallimente beendet, der Disconto iſt in ſeine gewöhnlichen Ufer zurückgetreten. Soviel auch Bremen dieſes Jahr an den geſunkenen Waaren verloren hat, ſo haben die Rhedereien dennoch wieder große Summen und namentlich unerhört hohe Frachten für Waitzenlieferungen nach Amerika verdient. Die größten Getreidegeſchäfte am Platze ſind auf dem Comptoire des hochverdienten Aeltermanns Bechtel gemacht. Der ehemalige arme Mäklerburſche Wäthjen, jetzt faſt unſer erſter Kaufmann, der keins ſeiner vielen Schiffe verſicheen läßt und ſo die Prämien ſelbſt verdient, iſt dieſer Tage zum Senator gewählt. Vor einigen Jahren hatte er den täglichen Anblick, einen reduzirten ehemaligen Kaufmann als Mäkler vor ſeinem merkantiliſchen Throne zu ſehen, der einſt im Reichthum und Uebermuthe, als Saul der Kaufleute, dem damaligen unbedeutenden David ſein Comptoir verboten hatte. Sic eunt fata hominum.

Unter den literariſchen Novitäten Bremens iſt beſonders ein Büchlein, „Anſichten von „Kirchengewalt, Vocation der Paſtoren, jus „circa sacra und ſogenanntem Epiſcopalrecht „der Proteſtanten,“ aus der Feder eines der geiſtreichſten Juriſten Deutſchlands, des Dr. Thumſener erſcheinen, welcher die Collegialrechte der Bremer Kirche gegen die Einmiſchung des Senats vertheidigt.

Es iſt jammerſchade, daß ein Schriftſteller wie Thumſener, in einem Winkel Deutſchlands lebt; ſolch ein Mann wäre berufen und geſchickt dazu, Verluſte wie die eines Klüber in bewegter Welt nach kurzer Praxis, zu erſetzen.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

IX.

Sismondi.

Im flachen Gewirr neuerer Zeitbegebenheiten haben große Seelen oft ihre Zuflucht in die Vergangenheit genommen und den Leidenſchaften der Neuerer entgegen, zuletzt nur noch dem Ueberlieferten einen Werth zugeſtanden. Man möchte dieß mit dem Namen „Vergangenheitsſtupor“ bezeichnen, welche Eigenſchaft, die ſo ſchon in Ehrfurcht und Pietät wurzelt, meiſt mit einer ſtarken Doſis ſittlichen Eifers, gleichſam auch mit einem Sittlichkeitsſtupor gepaart iſt. Wo ſich Größe des Geiſtes und des Charakters zuſammenfindet, da bringt dieſer Sinn der Treue für das geſchichtlich Ererbte ganz gewaltige Naturen, die ungeheuerſten Wirkungen hervor. Solche Geiſter tragen gemeinhin ein poſitives Gepräge, das die ſchwankenden Seelen rings umher fixirt. Dieſer Vergangenheitsſtupor hinderte einen Burke, einen Möſer, einen Niebuhr nicht, außerordentlich zu werden und ſelbſt bewegend zu wirken. Auch Luden gehört zu dieſer Reihe. Iſt aber der Geiſt beengt oder der Charakter nicht vollwichtig oder kein geſunder Lebenskern vorhanden, da wird dieſes Rückwärtsſchauen und Denken eine größere oder geringere Mißbildung, ja oft zur unleidlichen Frazze. Denke man nur an Tieck, an Arndt, an Görres, an Leo, oder an Jahn gar, ſo wird man in den verſchiedenſten Formen und Erſcheinungen die Spuren einer und derſelben Grundrichtung wieder erkennen. Dann haben wir eine Krankheit, die mit den Epidemien anderer und gerade entgegengeſetzter Natur nicht wenig dazu beigetragen hat, die Köpfe, die Beſtrebungen und den ganzen Charakter des Zeitalters zu verwirren. In der neueren Richtung des Begründers der Naturphileſophie hat auch die Philoſophie Theil an dieſem Re-

ſtaurationscharakter genommen. Der Gedanke, welcher eine Welt und die Allgegenwart des Geiſtes umfaſſen ſollte, ſchrumpft plötzlich zur Erklärung einer Mythengeſchichte zuſammen, die am Ganges beginnt und im Vatikan endet. Dieſer Geſchichts- und Alterthumsſtupor charakteriſirt auch die hiſtoriſche Rechtsſchule, wenn ſchon auch hier die beiden Häupter, eben weil ſie Häupter ſind, weit über den Werth und die Bedeutung der Schule hinausragen. Was bei ſolchen Männern eine Macht bildet, das ſind wir deßhalb nicht behindert, bei den geringeren Naturen für Einſeitigkeit und ſelbſt für Ohnmacht zu halten. In der politiſchen Welt tritt dieß am ſchärfſten hervor.

Gerade entgegengeſetzt dieſem Vergangenheitsſtupor gibt es Menſchen, die nur in der nächſten Gegenwart und Denkart fixirt ſind und von den weiten Umgebungen, von ganzen Zuſtänden und Gewalten nicht die geringſte Notiz nehmen zu müſſen glauben, wo es denn zuletzt auf einen beſchränkten und größtentheils einſeitigen Ideenkreis hinauskömmt. Auch hier bietet das politiſche Leben die glänzendſten Beiſpiele. Die neuere franzöſiſch-engliſche Conſtitutionstheorie bewegt ſich lediglich in einem franzöſiſch-engliſchen, in einem blos momentanen Horizonte. Es iſt ein ganzes Syſtem, das nur beſtehen kann, indem es beſtimmte individuelle Prämiſſen zum Naturgeſetz ſtempelt und das Daſeyn jeder anderen Erſcheinung, jeder anderen Macht, den Zuſtand der anderen, großentheils gleichfalls civiliſirten Hälfte Europa's, in der Idee wenigſtens, völlig ignorirt. So haben wir ſeit Rouſſeau und beſonders ſeit der Reſtauration der Bourbons ein allgemeines, das heißt conſtitutionelles Staatsrecht, das jede andere Erſcheinung ausſchließt, ſie Barbarei heißt und nicht einmal eine Kriegserklärung, ſondern der Ausdruck unumwundener Verachtung gegen anders conſtituirte Staaten iſt. Der Engländer iſt ſchon beſſer daran, er ſtützt ſich auf eine geſchichtlich gefeſtete und wunderbar poſitive Staatsgeſtalt. Verläßt ſein Raiſonnement dieſen Boden nicht, ſo muß es andern Nationen als berechtigt erſcheinen. Noch glücklicher iſt der Amerikaner, deſſen Zuſtände ja auf entſchiedener Demokratie beruhen. Das iſt ein Gegenſatz, der ſich von vorn herein für etwas Beſonderes hält und mit der ganzen „alten" Welt, mit größerer oder geringerer Nationalfreiheit, mit ſeinesgleichen ſo gut wie mit der Monarchie unterhandelt. Wenn der Sultan die völkerrechtlichen Maximen, den Grotius und die Tractate reſpectirt, ſo verkehrt man mit dieſem ſo gern als mit einem Könige der Franzoſen. Es handelt ſich hier ſchon nicht mehr um den Grad der Freiheit, um das, was wir in Europa Freiheit nennen hören, ſondern um Republik oder Monarchie, und da der Amerikaner erſtere in keinem größeren Staate Europa's antrifft, ſo iſt er wohl geneigt, letzterer ihr Recht zuzugeſtehen, ſtolz auf den Alleinbeſitz ächter Freiheit pochend. Nur der Franzoſe, nur die im Weſten und Süden Europa's zunehmende franzöſiſche Bildung hat eine theoretiſche Abſtraction des ſogenannten conſtitutionellen Staates zum ausſchließenden Glaubensbekenntniß erkohren. Da kommt denn natürlich in die politiſchen Schriften eine wirklich ſyſtematiſche Befangenheit, für welche ein anderer, gleichfalls oder vielleicht mehr berechtigter Geſellſchaftszuſtand ſo gut wie nicht vorhanden iſt. Nur die Staaten, die mit dieſem Conſtitutionalismus regieren müſſen, nicht die Politiker dieſer Staaten, verhandeln mit den reinen Monarchien, von deren innerer, weſentlicher und geſetzlicher Freiheit gar keine Notiz genommen wird. Seit Rouſſeau's Zeit iſt dieſe Ausſchließlichkeit der Charakter faſt aller nationalen Politiker Frankreichs. Selbſt England neigt ſich jetzt mehr oder weniger dahin, die Radicalen, die entſchiedenſten Whigs, verlaſſen zuſehends den Boden engliſcher Eigenthümlichkeit, engliſcher Anſchauungen und ſelbſt aus Palmerſton's Munde hört man zuweilen Worte, die wie eine einſeitige Verdammung der anderen Seite des europäiſchen Dualismus klingen und von den übrigen Mächten billig überhört werden. Doch die gemeſſenen Reformer des heutigen England waren auch die ächten Conſervativen dieſes Staates, und wenn

durch ihn die Freiheit der Bürger anderer europäiſcher Staaten irgend einen Schutz genöſſe, ſo wäre die Reform nicht bloß die Garantie der Freiheit Englands, ſondern des europäiſchen Fortſchritts zu nennen. England ruht noch auf feſten Säulen! England hat aber auch von je weit weniger durch ſeine politiſchen Theoretiker, als durch ſeine Praxis, ſeine Staatsactionen, ſeine Geſchichtſchreiber, Redner und Literaten eingewirkt. Burke iſt wohl der einzige engliſche Publiciſt, der europäiſche Wirkung erlangt hat, alſo die engliſche Politik im Kampfe gegen die franzöſiſchen Staatslehren, ein altengliſcher Denker, der nicht einmal für die Reformbill geſprochen haben würde, wenn auch für die Reform. Andere Engländer, Locke, Hume, ſind mehr durch Frankreich, durch Montesquieu und Rouſſeau über Europa gekommen, aus zweiter, oft aus dritter Hand. Nur in Frankreich und unter den Politikern Südeuropa's iſt jene ausſchließende, vorherrſchend conſtitutionelle Grundanſicht ein Syſtem geworden. Da bewegt man ſich in einer Tretmühle abſtracter Begriffe, macht aus den Formen, und zwar nur aus einer Gattung Formen das Weſen, ſieht im übrigen Europa nur Barbarei, und verzeiht bloß England ſeine populäre Ariſtokratie. Ich ſpreche hier lediglich von den Schriftſtellern. Der Augenblick beherrſcht ſie, ihr Horizont überſteigt kaum die Barrieren von Paris; es iſt dieß eine ſo ärmliche Einengung, als die Begränzung des anderwärts verbreiteten Geſchichtsſtupors inhaltreich, aber gleichfalls hemmend erſcheint. Daher lernen wir ſo wenig von den franzöſiſchen Publiciſten vom Fach, wir bereichern uns aus der Erfahrung, aus den Thatſachen, den Geſchichtswerken, den Memoiren, der Literatur, die Frankreich bietet — was fördert uns aber ihr politiſches Raiſonnement, welche Reſultate hat die univerſelle Ueberzeugung des civiliſirten Europa aus den Publiciſten Frankreichs oder franzöſiſcher Art gewonnen? Mit der Weite des Blicks, mit der Unbefangenheit, mit der Achtung vor ganzen Nationen — ging auch die Tiefe und Urſprünglichkeit des politiſchen Gedankens immer mehr verloren. Rouſſeau freilich, Montesquieu, der vielumfaſſende, vor Allen — einige Reden und Staatsſchriften der erſten franzöſiſchen Revolution! Aber nachher, was iſt Großes von den Politikern Frankreichs gegeben worden? Es waren Geiſter darunter, mit mehr Geiſt, als politiſchem Tiefſinn, es waren große Schriftſteller und Redekünſtler, manches Werk war als bloße Oppoſitionsſchrift nicht bloß von hiſtoriſchem, ſondern auch von literäriſchem Gewicht. So nur machten ſich Benj. Conſtant, Chateaubriand, Paul Louis Courrier, Bignon, Daunou, Thiers bedeutend. Der Moment und die Verhältniſſe waren ihr Hebel. Andere, die wirklich für Frankreich neu waren, ſind nur noch conſequenter in ihrer Befangenheit, oder ſie ſind nicht national, nicht eigenthümlich und belebend. Was hilft es der Doctrin, daß ſie Frankreich anglifiren will, wo ſoll gar die klerieale Politik eines Bonald und ſolcher in oder außer Frankreich Boden faſſen? Wo wäre da Natur, Geiſtesfreiheit, Unabhängigkeit oder der Geiſt des Jahrhunderts zu finden? Ich könnte dieſen franzöſiſchen Publiziſten auch deutſche Namen anreihen. Wer kennt ſie aber nicht? Und zuletzt darf ich nicht erſt auseinanderſetzen, daß ich, der ich den Geiſt und die Beweglichkeit der franzöſiſchen Literatur und die Lichtſeite ihrer Einwirkung gar ſehr zu ſchätzen und, wo es gilt, zu vertreten weiß, hier nur von der Armuth und der Befangenheit der ſtreng politiſchen Autoren Frankreichs ſeit der franzöſiſchen Revolution geſprochen habe.

Ich ſchilderte in dem bisher Geſagten zwei Richtungen, die in gewiſſem Sinne ein Gegenſatz genannt werden können. Die eine iſt mehr in Deutſchland, die andere mehr in Frankreich und den romaniſchen Ländern zu Hauſe. Keineswegs ſoll von dem politiſchen Denker ein wirklicher Indifferentismus verlangt ſeyn, der rechte Publiciſt, der weit und lang wirkende, wird auf dem Standpunkte einer beſtimmten Nationalität, eines beſtimmten Staates, oder wie Thucydides auf der Doppelheit zweier Staaten, z. B. Athen's und Sparta's wurzeln. Allein der beengenden

Weltanſicht, die nur an der Scholle klebt und die Wahrheit einzig in einer einzigen Formel oder Phraſe erkennt, dieſer abſtumpfenden Geiſtesrichtung bleibt doch der Allgemeinblick eines philoſophiſchen, beinahe indifferent ſcheinenden Politikers unendlich vorzuziehen. Einen Geiſt wie Ariſtoteles hat die politiſche Literatur noch nicht zum zweiten Male zu nennen. Doch nähert ſich unſere deutſche Philoſophie dieſem Vorbild wieder und ſelbſt die Staatsmänner und Publiziſten Deutſchlands ſind zum Theil an unbefangener Anſchauung den Engländern und Franzoſen weit vorausgeſchritten, ohne ihre deutſche Urſprünglichkeit zu verläugnen.

Zu dieſen Bemerkungen wurde ich durch einen Autor veranlaßt, der der franzöſiſchen Publicität augenſcheinlich angehört und in dieſer Weiſe noch ziemlich unbefangen denkt. Der bekannte Geſchichtſchreiber Sismondi gab vor Kurzem eine Schrift unter dem Titel: „Forſchungen über die Verfaſſungen der freien Völker“ heraus, von der in Frankfurt am Main (bei Küchler) ſo eben eine Ueberſetzung erſchien. Es iſt die Frucht eines lebenslänglichen Nachdenkens des Verfaſſers über die freien Staatsformen, und erregt ſchon deßhalb Intereſſe, weil Sismondi, wenn auch kein tiefgehender und genialer, doch immer gewandter, ein vielerfahrener, geſchichtskundiger und in einem gewiſſen Kreiſe bewährter Schriftſteller iſt, der ſchon durch ſeine Geburt einen weiteren Horizont hat, als ſonſt der Franzoſe. Eine etwas größere Unbefangenheit, eine Milde und Humanität, an der das Alter, wenn es ein gutes Gewiſſen hat, die junge Welt ſo weit überragt, ein ſichtbareres Ab- und Zuwägen, woran der Geſchichtsforſcher ſtets zu erkennen iſt — das Alles zeichnet dieß neueſte Werk, das Vermächtniß Sismondi's vor vielen anderen, ja den meiſten Werken, die aus dieſer Richtung kommen, vortheilhaft aus. Der Staatsmann, der Politiker wird ſich auch hier und aus den meiſten Werken der Franzoſen von der Denkart und dem vermeintlichen Bedürfniß der weſteuropäiſchen Nationen unterrichten, Reſultate und Erledigung darf er nicht darin ſuchen. Am Ende der Schrift fühlt man ſich nicht weiſer, nicht entſchiedener, als man es am Anfang war, und erlebt ſo einen neuen niederſchlagenden Beweis, zu welcher Unfruchtbarkeit des politiſchen Raiſonnements die oben charakteriſirte Richtung, der vermeintlich freie politiſche Gedanke ſelbſt Männer von Sismondi's Gaben und Studium verdammt.

Eine Theorie, die damit beginnen muß, den Zuſtand der meiſten civiliſirten Staaten und Völker Europa's ſchlechthin abzuweiſen, iſt auch inmitten des franzöſiſchen Geſichtskreiſes nicht mehr als ein Gewinn, noch als fortrückende Geiſtesſchöpfung zu betrachten.

Das Intereſſe, welches die Politik Sismondi's dennoch für Politiker und Staatsmänner haben könnte, hätten dieſe auch ohne eine deutſche Ueberſetzung befriedigen können, und werden es auch lieber in der Urſprache befriedigen. Selbſt die Darſtellung des Verfaſſers hat dießmal keine eigenthümlichen Vorzüge. Jedenfalls hätte man die Schrift nicht mit den abgenutzten und ſtörenden Bemerkungen des deutſchen Ueberſetzers verunſtalten dürfen. Wer beachtet ſolches Gerede noch?

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

IX.

Die Liebe für Thiere auf den Brettern ſcheint jetzt ſo ziemlich erkaltet, und man muß es erwarten, ob es irgend einem mächtigen Genius wieder einmal einfallen wird, zu den Vierfüßlern ſeine Zuflucht zu nehmen, um die tragiſche Wirkung zu verſtärken. Denn ſonderbar genug, nur zum Tragiſchen oder Pathetiſchen wurden Anleihen aus dem Thierreich bis jetzt gemacht. Nur ein einziger Fall iſt mir erinnerlich, wo dieſes geſchah, um einen Cacheffect herbeizuführen. Dieß war die Erſcheinung eines zottigen ſtin-

kenden Ziegenbocks am Schluſſe einer Poſſe, die Carl in München unter dem Titel: „Der junge Herr auf Reiſen“ zu geben pflegte. Sonſt war es der edle Pudel Dragon, der den Mörder ſeines Herrn entlarvt, oder der unglückliche Affe Joko, das edle hochtragiſche Schlachtroß, die prächtig imponirenden Kameele, die in der Oper „Guliſtan“ und in „Salomo's Urtheil“ in Natura die Bühne beſchritten; ferner der majeſtätiſche Löwe Nero und Mlle. Djeck, das ſentimentale Elephanten-Fräulein; bis zum Lamm im Grafen von Burgund iſt hier Alles auf Sentimentalität oder Großheit berechnet.

Nur in Frankreich hat man bis jezt noch allein den Verſuch gewagt, wirkliche Schaafe in Heerden auf die Bühne zu bringen. Bei uns ließ man ſich dieſe ſchöne Gelegenheit entgehen: im Dorf im Gebirge nämlich. Vielleicht bringt nachſtehender Vorfall, den ich erzählen will, irgend eine unſerer umſichtigen und kunſtliebenden Theaterdirectionen auf den Gedanken, dieſes alte, einſt ſo beliebte Singſpiel von Kotzebue und Weigl mit wirklichen Merino-Künſtlern neu in die Scene zu ſetzen.

Das Theater, welches dieſen Verſuch zuerſt wagte, war das Panorama dramatique in Paris, bei Gelegenheit der Aufführung des Berger Pourril, um dieſem Genrebilde eine größere Wahrheit zu ertheilen. Es wurde eine kleine Heerde von ungefähr zwanzig Schaafen proviſoriſch angeſtellt, welche bei den Proben Wunder thaten.

Als der große Tag der erſten Aufführung des Drama's erſchien, da lief die ganze Heerde auf's Stichwort zu den Couliſſen hinaus. Ein Schaaf ſprang über das andere ganz natürlich hinweg, dann bähten ſie vollkommen übereinſtimmend und gruppirten ſich maleriſch um den Schäfer.

Ein donnernder Applaus erſchütterte hier den Saal. Aber eben die Wirkung dieſer Erſchütterung lag außerhalb der Berechnung. Nie hatte wohl noch ein Schaaf einen ſolchen Lärm gehört, und wenn ich gleich nicht wiſſen kann, was dabei in ihren Köpfen vorging, ſo iſt es doch gewiß, daß ſie plötzlich in die größte Unruhe geriethen und daß ſich ſogleich in ihrem Bähen ein Ausdruck kund gab, der ſagen zu wollen ſchien: Rette ſich, wer kann! Der kühnſte in der Flucht ſtürzte bis zur Brüſtung der erſten Parterreloge des Proſceniums, ſenkte den Kopf und ſprang hinein; ich darf nicht hinzufügen, daß die Heerde nachſetzte. Der Schrecken, welcher ſich der in dieſer Loge ſitzenden Dame bemächtigte, iſt unmöglich zu beſchreiben, aber eben ſo wenig iſt das Gelächter der Zuſchauer, das Geſchrei der Bedrohten und das Hurrah des Orcheſters zu ſchildern, welches mit Bogen, Bäſſen, Trompeten und Fagotten einen feindlichen Einfall in ſein Territorium abwehrte. Dieſer luſtige Wirrwarr dauerte eine Stunde. Man mußte Hunde und Metzger hereinlaſſen, um die rebelliſchen Künſtler wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen. In der zweiten Vorſtellung ſah man wieder Schaafe von Pappendeckel, wie ſie unſere guten Vorfahren geſehen.

Ich bitte jedoch, daß ſich unſere umſichtigen und kunſtſinnigen Direktoren in Deutſchland durch dieſen Fall nicht abſchrecken laſſen mögen, ihren täglichen Gäſten das Schaugericht der Schaafe zu entziehen. Mir iſt ein Beiſpiel bekannt, wo die Sache vollkommen ſiegreich ablief.

Das Theater der Gaité, das mit dem bekannten Hunde ſo kühn vorangegangen war, verlachte die ſchlechten Regiſſeurs des Panorama dramatique, und unternahm es im Jahre 1832, während ich in Paris anweſend war, in dem „kleinen rothen Männchen,“ einer Zauberpoſſe, abermals eine Heerde Schaafe auf das Theater zu bringen. Durch das frühere Mißlingen aufmerkſam gemacht, hatte der eben ſo umſichtige als kunſtſinnige Regiſſeur des Gaité-Theaters nur die Veränderung getroffen, daß er ſtatt des Schäfers eine Schäferin an die Spitze der Heerde ſtellte. War es nun, daß die Schaafe überhaupt einer größeren Vollkommenheit entgegenreifen, oder war es Galanterie von ihrer Seite, genug, die Künſtler ſpielten dießmal ihre Rolle vortrefflich; ſie defilirten nach der Melodie eines alten

Kuhreihens bei den Zuſchauern mit jener Sanftmuth und Bonhomie vorüber, welche den Grundzug ihres Charakters ausmachen. Sie gingen mit gleichen Schritten, ſie bähten im Takte, ſie fraßen aus der Hand der Schäferin, mit einem Worte, ſie leiſteten im Enſemble, was nur ſelten von gewiſſen Schauſpielern geleiſtet wird. Am Tage pferchten ſie in einem langen Corridor des Theaters und fraßen trockenes Heu, auf die Stunde wartend, um vor dem Publikum zu erſcheinen. Wie rührend war es von dieſen gutmüthigen Künſtlern, daß ſie weder Gage, noch Spielhonorar, weder Garderobegeld, noch Benefizvorſtellungen verlangten, daß ſie weder ſtolz, noch anmaßend wurden, die Recenſenten weder prügelten, noch mit Wein traktirten und doch zu dem Succeß des kleinen rothen Männchens mächtig beitrugen. Ich könnte den Directoren das Glück wünſchen, nur mit ſolchen Schauſpielern zu thun zu haben, wenn ſie es um ihre Künſtler und das Publikum verdienten.

Nachdem der Beifall nach hundert Vorſtellungen ausgebeutet war, wurde das Stück, wie dieß in Paris gewöhnlich iſt, für immer bei Seite gelegt, und die Direction verabſchiedete die armen Schafe. Nun mußten dieſe Thierchen wieder zum Metzger wandern und die Zuſchauer, die ihnen Abends vorher vielleicht noch zugeklatſcht hatten, wußten es nicht einmal, wenn ſie am andern Morgen ein zartes Cotelette oder eine grillirte Bruſt zum Frühſtück aßen, daß ſie Künſtler verzehrten, die immer doch eines gewiſſen Rufes in der Kunſtwelt genoſſen hatten.

Der Menſch iſt in der That das undankbarſte und vergeßlichſte Thier der ganzen Schöpfung — wahrhaftig ein Schaaf würde ſich anders aufführen.

Die Schauſpielerin als Gaſtwirthin.

Auf dem Wege von Limoges nach Aubuſſon liegt ein ſchmucker Gaſthof zum ſchwarzen Kopf genannt. Hätte das Wetter den Kopf auf dem Schilde nicht ſchon bedeutend abgebleicht, ſo würde man glauben können, daß die allerliebſte Wirthin bloß um des Contraſtes willen dieſen Schild gewählt habe. Allein daran dachte die gute Frau nicht. Sie war Schauſpielerin geweſen; ein Banquier hatte ihr dann ein Sümmchen vermacht und ſie zog weit weg von dem Schauplatz ihrer Siege, um dieſen Gaſthof „zum ſchwarzen Kopf“ fix und fertig wie er war, zu kaufen.

Einem Jeden, der von Limoges nach Aubuſſon reist, iſt dieſer Gaſthof zu empfehlen. Dieß wußten auch zwei Reiſende, die zu Fuß, mit leichtem Gepäck auf dem Rücken, die Oaſe der Schauſpielerin erreichten. Wer ein wenig in Gall's Syſtem eingeweiht geweſen wäre, hätte in den beiden Reiſenden auf den erſten Blick etwas Verdächtiges wittern müſſen.

Die beiden Ankömmlinge forderten ein Nachteſſen und ein Lager; Einer von ihnen ging ſelbſt ſo weit, eſſend ins Bett gehen oder im Bette eſſen zu wollen.

Die Wirthin beobachtete und horchte, und wurde bald überzeugt, daß die Geſellen etwas mehr noch als Eſſen und Lager verlangten. Die verſchiedenen Fragen, die ſie ihr machten, mit jener Kunſt und Beredſamkeit, welche dieſe Art von Reiſenden ſtets anzuwenden wiſſen, belehrten ſie bald, daß dieſe Leute zu der großen Geſellſchaft moderner Alchymiſten gehörten, welche Tabaksdoſen, Taſchentücher, kurz alle beweglichen Gegenſtände in Geld zu verwandeln verſtehen.

Die Wirthin blieb jedoch ruhig und ſchien ſogar von einer ſorgloſen Heiterkeit erfüllt, ja ſie nahm auch eine Priſe aus der ihr dargebotenen ciſelirten Doſe, nicht ohne heimlichen Schauder zwar, doch höflich dankend, als nach einem Nießen von ihrer Seite die unheimlichen Reiſenden zur Geſundheit ſagten.

Mitternacht ſchlug. Meine verehrten Leſer werden wiſſen, daß nach altem Brauche jede Schreckensthat um dieſe Zeit in den Wirthshäuſern wie in den Melodramen ſich zuzutragen pflegt. Man wird mir verzeihen, wenn ich jetzt verſuche,

einen etwas höhern Styl mir anzueignen, um die Wirkung zu ſteigern.

Die beiden Reiſenden harrten, bis die Zunge von Erz den letzten Schlag gethan, der die Lüfte erſchütterte. Beide erhoben ſich und ſchlichen wie Wölfe bis an das Ende des Zimmers. Schon haben ſie die Doppelthüre eröffnet, die zu dem Zimmer der Wirthin führt, um Raub und Mord zu begehen. Sie treten in das Gemach ... ſie ſchleichen zum Bette ... ſie ſtehen davor ... ſie heben den Dolch ... ſie ſtoßen zu. Kein Schrei folgt auf den Stoß.

Jetzt lenken ſie ihre Schritte zu einem großen Schranke. Die Thüre weicht dem erſten Verſuch. Schon ſtrecken ſie die Hände aus, um ſich ihres Raubes zu bemächtigen, als plötzlich zwei kräftige Arme aus der Tiefe des Schrankes erſcheinen und ſie mit Rieſenkraft umfaſſen.

Die Helle folgt nun auf die Dunkelheit; auf ein gegebenes Zeichen erſcheinen die Nachbarn mit Fackeln, und man erblickt im Schranke, der zu einem Schilderhaus umgeformt worden war, den Hausknecht, einen kräftigen Burſchen, der ſich auf Befehl der Wirthin hieher begeben hatte, um die Verhaftung zu vollziehen.

Mit den Dolchen hatten ſie ein Schwein durchbohrt, das den Abend vorher abgethan und in das Bett gelegt worden war.

„Meine Herrn, ſprach mit ſiegendem Tone die Wirthin, Sie ſind meine Gefangenen und ich werde Sie den Gerichten ausliefern. Sollten Sie jedoch jemals freikommen, ſo ſagen Sie ihren Kameraden, daß ſie es ſich nicht einfallen laſſen mögen, einer Frau ſolche Streiche zu ſpielen, die einen großen Theil ihres Lebens mit den berühmteſten Spitzbuben in Melodramen vertraut geweſen iſt, und die mit der diebiſchen Elſter, dem Hund von Montargis und anderem Gelichter ihre Jugend hinbrachte.“

Andern Tags kam ein Dankſagungsſchreiben der Behörde an die Heroin des Drama's mit der Aufſchrift: „An Mademoiſelle Millot, Schauſpielerin, nunmehr Wirthin zum ſchwarzen Kopf.“

Urſprung der engliſchen Gärten.

Italien iſt das Vaterland der ſchönen Gärten und der ſchönen Malereien; die italieniſche Natur trägt in ſich ſelbſt einen ſo klaſſiſchen Styl, ſo hohen Adel und ſo reine Formen, die Gegenſtände gruppiren und ſondern ſich ſo ſchön durch ſich ſelbſt, daß man, ohne im Geringſten ihr widerſtreben zu dürfen, ſie auf die leichteſte Weiſe mit den architektoniſchen Verhältniſſen in Einklang ſetzen kann. Das Genie der Künſtler vermochte mit geringem Aufwande den geſchickten Uebergang vom Regelmäßigen zum Maleriſchen zu bilden. Schon ſeit dem ſechszehnten Jahrhundert war die Gartenkunſt in Italien auf einen hohen Grad der Vollendung gehoben. Alles, was man in dieſer Art in andern Ländern ſah, das Prächtigſte ſelbſt, was Frankreich aufzuweiſen hatte, erſchien kleinlich gegen die Wunder einer Villa Pamphili und Aldobrandini.

Erſt Lenotre erhob in Frankreich die Gartenkunſt zu etwas Bedeutendem. Dieſer Künſtler war zwar mit einem ſeltenen Genie begabt, doch beherrſchten ihn nur zwei Liebhabereien zu ſehr: die geometriſche Regelmäßigkeit und die Verachtung maleriſcher Schönheiten. Unter den Händen eines ſolchen Mannes konnte eine Annäherung von Natur und Kunſt nicht gedacht werden; die letztere wollte allein herrſchen. Lenotre zeigte in ſeinen Schöpfungen daſſelbe Prinzip, wie ſein Herr und Meiſter Ludwig der Vierzehnte in ſeiner Regierung. Wie behandelt er die Natur! Er bricht jede Verbindung zwiſchen ihr und ſeinem Garten ab; er läßt ſie draußen vor dem goldnen Gitter und ſchließt ſich in vier grüne Wände ein; hier zieht er in ſeinem Stolze Linien nach Zirkel und Lineal und macht ſich jedes Blatt unterwürfig. Aus einem ſolchen Syſtem hätte gewiß bei einem Andern nur die fadeſte Monotonie entſtehen können, allein das Genie dieſes Künſtlers wußte ſelbſt auf ſolchem Wege oftmals majeſtätiſche und impoſante Wirkungen zu erzielen.

Neben dieſem Syſtem war jedoch auch Platz für ein anderes; Lenotre mußte einen

Nebenbuhler haben, und es währte nicht lange, ſo hatte er ihn auch.

Auch dieſer war ein Genie. Jener Kammerdiener des großen Königs, Dufresny, der die ſchönen Komödien machte und, ohne muſikaliſch zu ſeyn, Lieder componirte, die er einem Freunde vorſang, welcher ſie in Noten ſetzte. Auch ſchnitt er wunderſchön aus und bildete Landſchaften von höchſt origineller Wirkung aus Ueberbleibſeln von alten, zerriſſenen Gemälden, die er auseinander ſchnitt und harmoniſch neben einander klebte; auch erfand er die Silhouetten. Der Ruf ſeiner Geſchicklichkeit war ſo groß, daß einer ſeiner Freunde, der Abbé Pajot, der ein ſchönes Landhaus beſaß, ſtatt ſich an Lenotre zu wenden, Dufresny die Anlegung ſeines Gartens auftrug. Als dieſer das ungleiche Terrain in Augenſchein nahm, kam es ihm ſogleich in den Sinn, hier etwas Neues zu erſchaffen; er ließ Lineal und Zirkel bei Seite und machte Alles unregelmäßig: keine einzige Allee war gerade, Raſen und Bäume in Gruppen vertheilt; mit einem Wort, eine kleine allerliebſte Landſchaft.

Dieſe Neuerung machte großen Lärm. Alles ſtrömte hinaus, um den Garten des Abbé Pajot zu ſehen, und nun erhielt er Aufträge über Aufträge, ähnliche Gärten anzulegen. Hiedurch erlangte er eine ſolche Sicherheit und ein ſolches Vertrauen, daß er es wagte, mit Lenotre in die Schranken zu treten, als dieſer beauftragt wurde, die Gärten von Verſailles anzulegen und auch ſeinen Plan dem König vorlegte. Dieſer Plan beſtand darin, das, was man heute unter dem Namen des Parks und der beiden Trianons begreift, in eine ungeheure Landſchaft voll pittoresker Scenen umzuwandeln, worin ſich Kirchen, Dörfer, Felſen und Ruinen befinden ſollten.

Das Unglaubliche dabei war, daß der König wirklich zögerte, daß ſeine Prachtliebe nicht ſogleich vor dem Ländlichen, ja ich möchte ſagen Bürgerlichen zurückſchreckte, das in dieſem Plane lag. Die Idee war ſo kühn, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit anregte. Allein er ſetzte Dufresny eine Penſion aus und beauftragte Lenotre mit der Anlage der Gärten. In der That durfte Ludwig der Vierzehnte Lenotre nicht untreu werden, der ja die perſonificirte Ordnung und Symmetrie war; dieß würde mit andern Worten geheißen haben, ſein ganzes Syſtem erſchüttern.

Dufresny hatte hiedurch den Gnadenſtoß erhalten. Man bewunderte nur Lenotre und ſeine Schöpfung und ſpottete über den Garten des Abbé Pajot. Niemanden wäre es eingefallen, einen ähnlichen zu beſtellen. Dufresny wußte ſich bald zu tröſten; ſtatt ſich in Kämpfe einzulaſſen, gab er ſich gefangen. Sein beweglicher Geiſt gefiel ſich bald in andern Ideen, und er ging nach Paris um Komödien zu ſchreiben.

Allein ſein Syſtem, das Frankreich verwarf, flüchtete nun nach England. Dieſes fand ſo großes Wohlgefallen daran, daß es nicht verſchmähte, ſich die ganze Erfindung anzueignen. Bridgeman, Eyre, Brown und Kant, die man gewöhnlich als die Urheber der pittoresken Reaction betrachtet, ahmten nur Dufresny nach und trieben deſſen Ideen bis auf einen Punkt, den zu erreichen ihm der Muth fehlte.

Der Sclavenmarkt.

Herr de France, der bei Abd-El-Kader gefangen war, hat bei ſeiner Rückkunft in Paris eine intereſſante Geſchichte ſeiner Abenteuer herausgegeben, aus der wir nachſtehende Schilderung entlehnen.

Sobald ſich die Nachricht von der Ankunft der Gefangenen verbreitet hatte, lief eine Menge Araber in dem Lager zuſammen; ſie wollten ſehen, ob ſie nicht unter dem zum Verkauf ausgeſtellten Menſchenvieh ein Paar Neger oder Negerinnen finden könnten, die ihnen zum Dienſt tauglich ſchienen. Nachdem der Käufer einen flüchtigen Blick auf die, auf dem Boden zuſammengekauerten Sclaven geworfen hatte, ließ er dieſen und jenen, deſſen Ausſehen ihm gefiel, aufſtehen und examinirte ihn, wie dieſes auf unſern Märkten mit einem Ochſen oder einem Pferde der Fall iſt; er betrachtete Augen, Hände, Beine und Füße des Individuums, ließ deſſen Mund öffnen und beſah mit großer Aufmerkſamkeit die Zähne. War es ein Weib,

ſo drückte er ihre Bruſt, um zu ſehen, ob die Unglückliche Milch hatte. Die Sclaven ließen das mit größter Gleichgültigkeit und vollkommenſter Unempfindlichkeit zu. War der Handel geſchloſſen, ſo ſtanden ſie auf und folgten ihrem neuen Herrn.

Unter den Gefangenen, die verkauft werden ſollten und die ſich in unſerm Zelte befanden, war auch eine junge Negerin von vierzehn Jahren. Sie war ſchön; ſie hatte große ſchwarze Augen von ſanftem und freundlichem Ausdruck, ihre Lippen waren roth wie die Koralle, und — obſchon der Vergleich mir ſelbſt abgenützt erſcheint, ſo bediene ich mich ſeiner doch, da ich keinen treffendern weiß — ihre Zähne glichen Perlen, die mit Kunſt in dem Griffe eines Yatagans gefaßt ſind; ihre Bein waren ſo zart wie die eines Racepferdes; ihre Füße waren kleiner wie die einer Spanierin; alle Linien ihres Körpers waren wundervoll gezeichnet; ihre feine Taille hob die Fülle ihrer Hüften, denn das arme Kind hatte, dem Gebrauche der Frauen ſeines Landes ganz entgegen, ſeinen Haick von weißer Farbe mit einer rothwollenen Schnur um den Leib feſt zuſammengezogen.

Sie mußte einem reichen Herrn gehört haben, denn Alles deutete bei ihr auf Geſundheit, Ordnung und Reinlichkeit. Wahrſcheinlich ſollte ſie ihrer Schönheit wegen für irgend einen Bey oder Emir beſtimmt werden und ihr Loos, das jetzt ſo traurig war, hätte leicht glänzend und glücklich werden können.

Das arme Mädchen lag neben mir. Sie weinte und klagte und weigerte ſich, Nahrung zu nehmen. Wie ich ſie ſo ſchön und verzweiflungsvoll ſah, konnte ich mein Mitleid nicht unterdrücken; ich neigte mich zu ihr hin, und indem ich meine Stimme ſo ſanft als möglich zu machen mich bemühte, ſprach ich zu ihr:

— Ueberlaſſe Dich nicht ſo der tiefen Trauer; wir können ja doch unſer Schickſal nicht verändern.

— Wir können unſer Schickſal nicht verändern, aber wir dürfen immerhin das verlorne Glück beweinen.

— Du biſt ſo jung, ſollte denn alle Freude für Dich ſchon beendigt ſeyn?

— Ja. Wie mag aber ein Chriſt mit einer Sclavin ſprechen?

— Weil der Chriſt gut und muthvoll iſt. Ich fürchte Abd-El-Kader nicht und ſuche das arme, ſeinem Stamme geraubte Mädchen zu tröſten, welches weint und klagt. Der Chriſt iſt ſo unglücklich wie Du. Iſt er nicht auch gefangen?

— Aber der Chriſt wird ſein Vaterland wiederſehen.

— Wer weiß es.

— Hat es der Sultan nicht geſagt? Die Sclavin muß neuen Herren folgen. Mir ging es ſo gut in dem Zelte, aus dem die Fremden mich raubten, während die Männer die Herden in die Berge getrieben hatten. Jetzt wird man mich ſchlagen, ich werde bei den Pferden ſchlafen müſſen, man wird mir nicht mehr Cuscuſſu zu eſſen geben, ich werde einen zerriſſenen und ſchmuzigen Haick tragen. Iſt das Loos des Chriſten nicht beſſer, als das der Negerin?

Dabei weinte ſie wieder heiße Thränen.

— Der Chriſt hat einen alten Vater und eine geliebte Schweſter in ſeinem Vaterlande zurückgelaſſen. Glaubſt Du, daß es ihn nicht betrübt, von ſeinen Lieben getrennt zu ſeyn? Glaubſt Du, daß der Chriſt nicht Nächte hindurch weint, während der Araber ſchläft? Warum aber ſollte man ſeinen Schmerz den Feinden zeigen? Hoffe, armes Kind, Du biſt zu jung, ſie werden Mitleid mit Dir haben. Wirſt Du eſſen, wenn der Chriſt Dir etwas von ſeinem Vorrath mittheilen wird?

— Ja.

— Ich ſuchte ſogleich in den Säcken Ben Fakas und fand einige Tranden, die ich dem Mädchen gab. Sie ſah mich dankend an und aß heimlich, während ſie den Kopf mit den Enden ihres Haicks bedeckte.

Gleich darauf trat ein Häuptling des Stammes der Garaba's in das Zelt. Am Morgen hatte er ſich Abd-El-Kader vorgeſtellt und den abgeſchnittenen Kopf eines Franzoſen überreicht, den er bei Mostaganem überfallen und getödtet hatte. Er war reich und wollte Sclaven kaufen. Sobald er das Mädchen erblickte, lächelte er zufrieden und befahl ihr, aufzuſtehen.

Die Negerin gehorchte und wurde nun auf das Genaueſte unterſucht; man fand aber auch keinen Fehler an ihr. Der Garabas wandte ſich zu Ben Faka.

— Fünfzig Budſchus.

— Ich will deren achtzig (ungefähr 125 fl. unſerer Münze).

— So viel iſt ſie nicht werth.

— Haſt Du jemals wohl ſolch eine ſchöne Negerin ſchon geſehen? Mache den Mund auf!

Die Sclavin gehorchte.

— Sieh die ſchönen Zähne! Auch nicht einer fehlt. Gehe einmal.

Die Sclavin lief auf und nieder.

— Schöne Hüften! Iſt ihr Schritt nicht feſt und ſicher? Drücke ihre Brüſte, ſie gibt nicht mehr Milch als das Lamm, das eben geworfen hat. Weine nicht, Sclavin, oder der Dſchau wird Dich mit dem Stocke zur Ruhe bringen.

Die Sclavin trocknete ſchnell ihre Thränen.

— Alſo achtzig Budſchus.

— Sechszig. Die Negerin iſt nicht ſtark. Sie wird den Miſt nicht aus dem Stalle ſchaffen können.

— In zwei Jahren trägt ſie Dir den Miſt aller Pferde Deines Zeltes. Achtzig Budſchus.

— Siebzig.

— Ihre Hände ſind fein; ſie hat noch nie gearbeitet. Achtzig Budſchus. Entſchließe Dich, denn der Sultan wartet auf mich.

— Hier iſt das Geld.

Der Garabas befahl, daß die Sclavin ihm folge. Das arme Mädchen ging, indem ſie nach mir ihre thränenſchweren Augen richtete. Bei dem Zelte des Sultans hielten ſie an. Der Garabas holte den Preis für den Kopf, den er eingebracht hatte. Nach einigen Minuten verließen ſie das Lager. Ich folgte ihnen mit den Augen, ſo lange ich konnte, aber die Bäume und die Unebenheiten des Bodens hatten die arme Negerin bald meinen Blicken entzogen, und ich kehrte trauernd und nachdenkend in mein Zelt zurück.

Vermiſchtes.

Die Sylphide Taglioni hat von einem Theil des Balletcorps, den Damen nämlich, die ſich in der Loge Nr. 21 ankleiden — man weiß, daß Loge ſo viel als Garderobe bei uns bedeutet — folgende artige Verſe zum Abſchied erhalten:

Taglioni, charmante Bayadère,
Qui peux voltiger sur les fleurs
Sans flétrir leurs belles couleurs
Et les faire trembler sur leur tige légère,
Il est donc vrai, tu vas partir!
Tu vas partir, adorable Sylphide
Dans une lointaine contrée,
Au souffle du zéphir
Agitant ton aile dorée,
Auras-tu la force de fuir
La France où tu fus adorée? . . .
Fille de l'air, un autre lieu
Va posséder la plus belle des Graces;
Hélas! nous perdons tes traces,
Fille du Danube, adieu!!!

Célestine, Caroline, Gomard, Beaupré, Lacroix, Campan, Leclercq, Lepetit, Aimée Petit, Kolsberg.

(Loge 21.)

— Was nicht deutſche Zeitungen für intereſſante Neuigkeiten bringen. So leſen wir unter andern in einem norddeutſchen politiſchen Blatte, daß Herr Raſſile, ehemals Schauſpieler beim Ambigu-Theater, mit Tod abgegangen ſey. Das deutſche Publikum, das von den Verdienſten dieſes obſcuren Namens nie etwas zu hören bekam, wird dieſe wichtige Nachricht zu würdigen wiſſen.

— Die Revue Britanique, die mit dem ſogenannten Cercle Britanique, einem der erſten Leſekabinette in Paris verbunden iſt, wird jetzt von einer Compagnie exploitirt. Das Leſekabinet enthält die meiſten Zeitſchriften von Wichtigkeit, welche auf dem Erdball erſcheinen und hat zugleich einen Conferenzſaal und einen Saal, um Briefe zu ſchreiben. Ein beeidigter Commiſſionär trägt die Briefe der Abonnenten auf die große Poſt. Die Revue Britanique zählt jetzt zwei tauſend Abonnenten.

Telegraph von Deutſchland.

Kunſt.

Man lieſt in öffentlichen Blättern:

Mit allerhöchſter Bewilligung Sr. Majeſtät des Königs überlaſſe ich dem löblichen bibliographiſchen Inſtitut, domicilirt in Hildburghauſen, Amſterdam und Philadelphia, für ſich und ſeine Nachfolger, das ausſchließliche Recht der Nachbildung, es ſey durch Stich, Radirung oder Zeichnung, in oder auf Metall, Stein oder ſonſt einem Material, aller meiner Fresko-Gemälde im Glyptothek-Palaſte zu München, (im ſogenannten Götter- und im Heldenſaale deſſelben,) mit oder ohne Beſchreibung, und den ausſchließlichen Verlag ſolcher Nachbildungen mit allen mir, als ihrem Urheber, zuſtehenden Rechten, für alle Zeiten, und bekenne, Valuta dafür empfangen zu haben. —

München, den 24. März 1837.

P. v. Cornelius.

Allerlei.

Der Neubau an der k. Reſidenz in München gegen den Hofgarten hin, ſoll der Feſtbau heißen, und ſeine Beſtimmung ſeyn, die großen Feſte bei Hofe: Thronbeſteigungen, feierlichen Empfang der Geſandten u. ſ. w. hier zu feiern, da es bisher an dem nöthigen Raume fehlte, um ſolche Feſte mit königlichem Glanze zu geben. In dieſem Feſtbau wurde ein alter Thurm ganz mit eingemauert, ſo zwar, daß er ohne Störung des innern Verhältniſſes in ſeiner urſprünglichen Geſtalt blieb, und da er ſehr niedrig war, jetzt kaum bis zur Höhe des erſten Stockwerkes reicht. Er ſoll deßwegen geblieben ſeyn, weil in demſelben ein bairiſcher Herzog, Herzog Chriſtoph, gefangen ſaß, da der unſelige Bruderſtreit der Wittelsbachiſchen Fürſten wegen der Alleinherrſchaft entbrannt war, und beſonders Chriſtoph das Recht der Erſtgeburt nicht anerkennen, ſondern auch ſeinen Antheil an der Herrſchaft erhalten wollte, weßwegen er ſich mit mehren Adeligen verband. Sein Bruder Albrecht der Weiſe aber erfuhr es, ließ ihn gefangen nehmen und in den Thurm ſetzen, der früher von dem Stadtgraben umgeben war.

— Die Sängerin Mad. Mink, die neulich in München ſo großen Beifall erhielt, gaſtirt jetzt in Leipzig.

— Dem. Stetter hat in München nicht gefallen.

— Dem. v. Haſſelt, welche in Stuttgart in vier Rollen, als: Iſabella in „Robert der Teufel", Julia in den „Capuleti's und Montecchi's", Donna Anna in „Norma" auftrat, bewährte ſich als bedeutende Sängerin. Unpäßlichkeit hält den Ref. ab, ſchon jetzt über dieſen intereſſanten Gaſt Näheres zu berichten.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Der Schnupfer, als Seitenſtück zu dem Bilde „der Raucher."

2) Mein von Wilhelm Muller, comp. von Leopold Lenz.

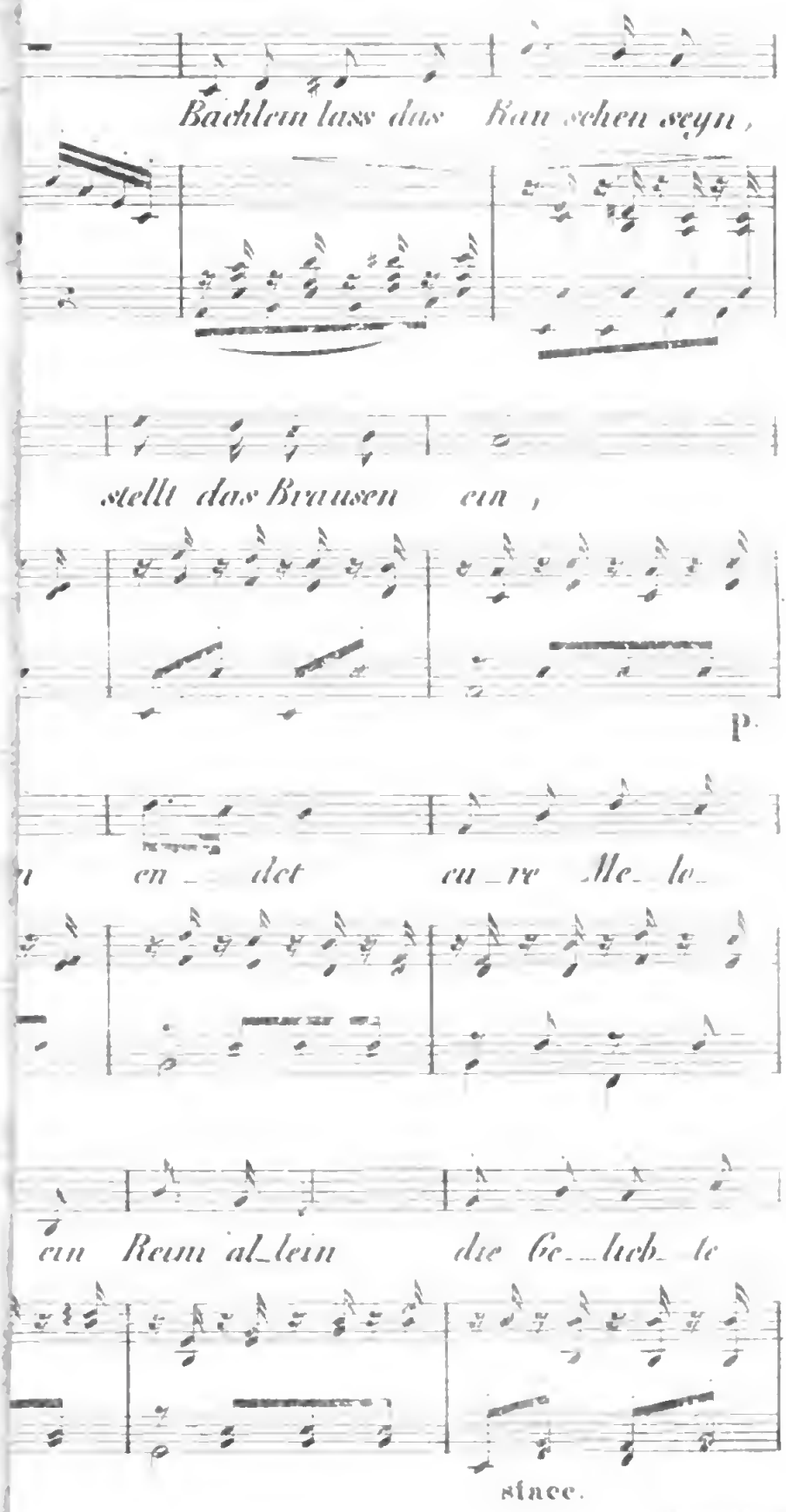
Erklärung.

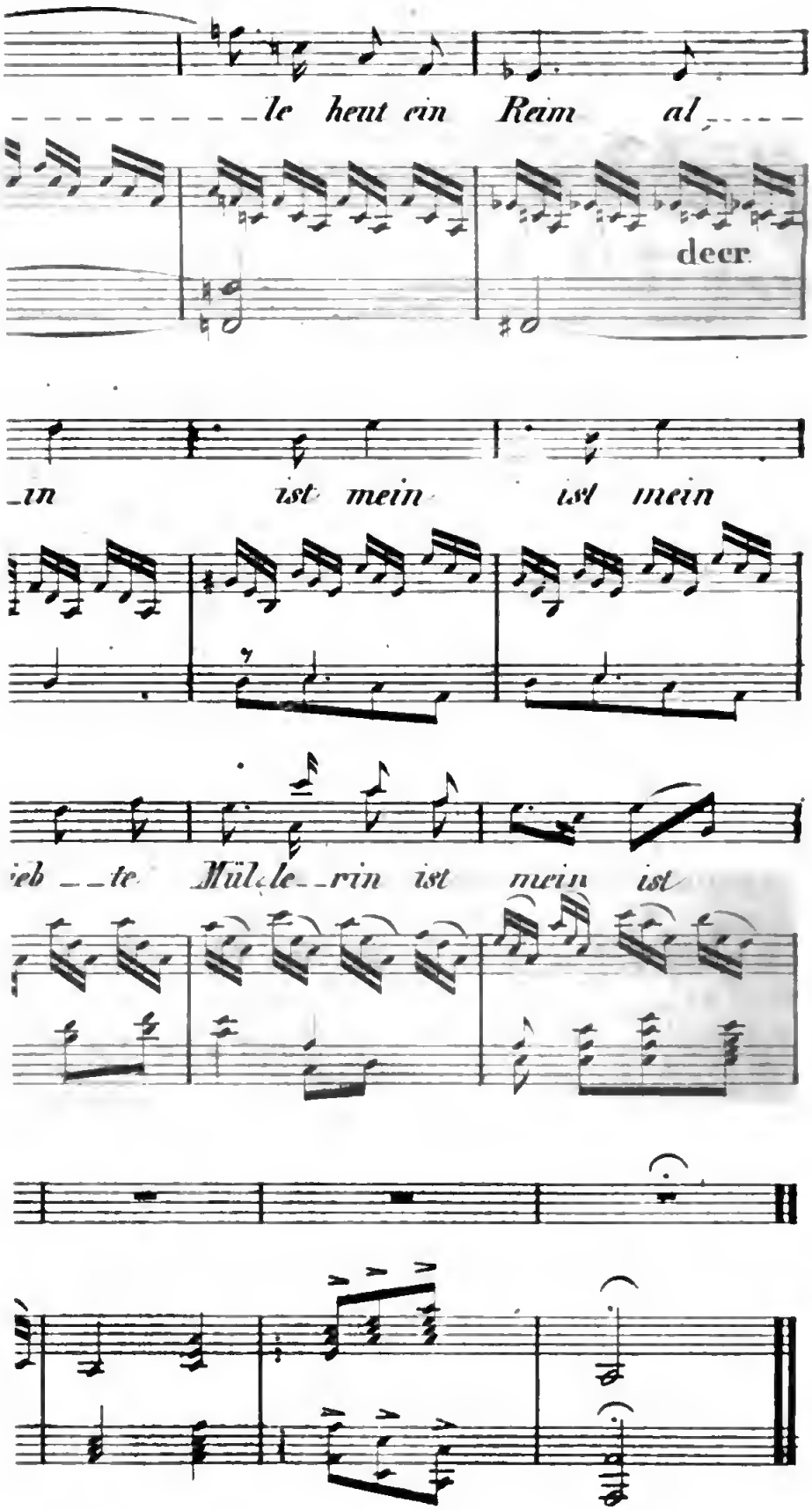
Wir erſuchen die löblichen Buchhandlungen uns von Romanen, Ueberſetzungen und dergl. nie einzelne Bände zu ſenden, indem erſt dann, wenn das Ganze ſich in unſern Händen befindet, die Anzeige erfolgen kann, und nur in beſonderen Fällen Ausnahmen gemacht werden.

Redaction der Europa.

August Lewald.

Lein


Bächlein lass das Rau schen seyn,
stellt das Brausen ein,
P.
en det au re Me lo
ein Reim al lein die Ge lieb te
stacc.


le heut ein Reim al
deer
in ist mein ist mein
eb te Müle rin ist mein ist

Das Feſt in der Villa di Negro.

Von

Baroneſſe Sidonie von Seefried.

Es war die Nacht des Südens. Das Meer im ſanften Wellenathmen lag wie im Traume, gebändigt, gleich dem ſtarken Löwen, zu den Füßen der ſtolzen Genua. Noch immer ſcheint dieſe auf ihrem Apeninenſitze in jugendlicher Schönheit zu prangen. Ihre Geſchichte iſt untergegangen, aber ſie, die Prächtige, ſteht noch erhaben und edel im Anblicke des Meeres, des göttlichen Geheimniſſes, deſſen unergründliche Tiefe die Gedanken hinabzieht und ſie in Ahnungen der Ewigkeit taucht.

Wir ſind an alle Wunder der Natur gewöhnt, aber noch nicht an das ernſte Staunen, an die Gewalt der Gefühle, die mit den Meeresfluthen in unſere Seele dringen. Der geſtirnte, ruhig leuchtende Himmel iſt größer, erhabener noch als die aufbrauſenden Wogen, aber für das ſturmbewegte Gemüth des Menſchen zeigt jener nur den fernen Leuchtthurm einer Ewigkeit, die Ruhe aller Hoffnungen; die Brandung des Meeres aber erſchreckt die Seele, rüttelt ſie auf von ihrem irdiſchen Schlafe, der Eindruck iſt tiefer, gewaltiger, weil er die Furcht in ſich trägt, den Boden unter ſich wanken zu ſehen, weil das Element in ſeiner Größe und Gewalt an ein Unbegreifliches erinnert, wofür die Seele zu klein, zu eng, zu gebannt iſt, weil hier alle Gedanken, die das Leben bewegen, zur Ruhe gebracht werden in der einen, ſeligen, unendlichen Ahnung von — Gott.

Unbeweglich und ſtill war es jetzt in dem weiten Meereshafen. Wie über einem Grabe die Maſten gleich Trophäen aufgebaut. Nur der Leuchtthurm warf ſein Licht wie eine Flammengarbe über die See.

Der letzte Ruderſchlag der zurückkehrenden Matroſen verhallte und das Hafenthor blieb geſchloſſen. Auf jedem Balkon aber ſtiegen Weihrauchopfer von Orangendüften auf, die Stadt war in eine Wolke von Duft, Schatten und das melodiſche Geräuſch von Springquellen gehüllt, und flüſternd ſchienen Träume durch die beſeelte Ruhe zu ziehen.

Jetzt an der andern Seite der Stadt, gegen die Brücke Carignan, ſah man eine Villa plötzlich wie von glühender Lava überſtrömt, die Erde ſchien ſich dort zu öffnen und ihre Feuergeiſter den Reihen zu tanzen. Tauſend bunte Lampen tauchten auf. Blätter, Blumen, Erde, Fels und Meer glänzten in einer Farbenpracht, als hätten ſie den Gürtel von Juwelen angelegt, und als eine Flamme, gleich einer Fahne, auf der Spitze der Pavillons ſich zeigte, gab dieß auch das Signal für die Genueſer, hinzuſtrömen und ein Feſt zu ſchauen, das für ſie ein nationales werden ſollte. Es war die Apotheoſe eines noch lebenden Virtuoſen, der die allgemeine Theilnahme bis zu lautem Enthuſiasmus ſteigerte, und nur in Italien iſt die Kunſt ſo verwebt mit dem Intereſſe des täglichen Lebens, daß ſie dem Menſchen ſo nahe liegt, wie ſeine Seele. Die Italiener begreifen, daß Kunſt, Poeſie und das materielle Leben ſo eng verbunden ſeyn können, wie Körper und Geiſt; ſie aber würden das Leben ſelbſt nicht verſtehen, wenn ſie es nicht zu einer geiſtigen Bedeutung erheben könnten. Die mechaniſche Fertigkeit in ihrer Vollendung iſt ihnen nur die Fertigkeit der Seele, ſich zu offenbaren in Tönen, Farben oder Worten. Wie ſtolz, ſelbſt prahlend ſchienen dieſe Genueſer einen Künſtler ihrer Stadt zu feiern, ein in der Welt berühmtes Talent, Paganini, der hier ſeine Wiege am Meere wieder aufſuchte, wozu er vielleicht einſt den Sarg geſellen will, denn die Genueſer ſagten: er will nun bei uns bleiben und bei uns ſterben. Für ihn hatten ſich alſo die Schatten der Nacht belebt und vergeiſtigt, für ihn hatte man dieß Feſt bereitet, das an Pracht und Erfindung ein königliches genannt werden konnte. Jetzt hoffte man jeden Augenblick, mitten aus dieſem Lichtvulkan eine dunkle Geſtalt aufſteigen zu ſehen mit blaſſen, leidenſchaftlich durchprägten Zügen, mit ſchwarzen, glänzenden, ſtraffen Haaren, mit krampfhaft zuckender Hand die ruhmgekrönte Violine umſchließend, das rollende Auge, wie in die Saiten getaucht, dann plötzlich ein Spiel wie ein zuckender Blitz über die vollen Töne hinſtreifend, ein dumpfer Schrei, ein gleichgültiges, langes Ermatten, und auch Ruhe und Erſchöpfung in den wilden, unſtäten Blicken. Die ganze Leidenſchaftlichkeit ſeiner Seele hat ſeine Kunſt durchdrungen. Ton und Gedanke iſt Eins, das zitternde

Muskelſpiel ſeiner Züge und die erſchütternde Kraft ſeiner Töne belebt dieſelbe Seele. Er hat die Kunſt nicht wie etwas Zufälliges, Gegebenes behandelt, ſie iſt ſein Leben und er gehört ihr! Die Italiener lächeln, wenn man ihnen von den Mährchen ſagt, die in Europa hie und da von Paganini erzählt werden. Sie wiſſen nichts von dem Morde einer Frau, von langjähriger Einkerkerung; einmal erinnert man ſich wohl, daß Paganini in einem Gefängniß war, und daß er dort auf ſeiner G Saite alle die wunderbaren Töne hervorrief, allein alle andern tragiſchen Momente, die an den Fauſt erinnern, ſind nur in der Einbildungskraft ſeiner Zeitgenoſſen begründet, und geben ihm das Phantaſtiſche, mit dem er ſich vielleicht gern ſelbſt ſchmückt. In ſeinem Spiel indeß läßt ſich eine Wahrheit von Unglück oder Zerriſſenheit der Seele nicht läugnen. Bei Byron dem Dichter, und Paganini dem Künſtler, gehen dunkle Sagen von einem tiefen Unglück durch das Leben, die Niemand mehr glaubt, aber die Seele hat oft ein Geheimniß, das ſich unwillkührlich offenbart durch einen ſchauerlichen Genius. Das Talent wird das Gewiſſen, der Ruhm hat keine Kränze mehr, nur Stacheln. Byron blieb eine einzige Sehnſucht in der ausgeſtorbenen Seele — Friede, und dieſer faßte keine Wurzel mehr.

So war denn Paganini in der Vaterſtadt wieder eingezogen. Die Genueſer zeigten das Haus, das er bewohnte, und gewiß, er hatte ſeinen Ruhepunkt gut gewählt. Die Wohnung, die ſich an den Halbkreis der Stadt anſchloß, mußte die weiteſte Ausſicht über das Meer und in die Marmorſtraßen gewähren; hinüber zu dem Palaſte Doria mit ſeinen Terraſſen und den geiſterbleichen Statuen, dort auf die unzähligen bunten Flaggen der Schiffe, die ſich gleich Schmetterlingsflügeln über dem Meere entfalten, und hier die dunkle Signoria, die ungeheure Steinmaſſe auf der Piazza Nuova, oder die Straße Balbi und Strada Nuova, wo jedes Haus ein Palaſt, und wo jener wundervolle Palazzo di Serra mit dem goldnen Saal und den Thüren von Lapis Lazuli. Ueberall Großes, oder die Erinnerung an Größe.

Paganini lebte ſtill und eingezogen. Nur Abends ſah man ihn vielleicht auf dem Molo, oder in einer Barke, die er in die weite See hinaustreiben ließ. Aber die Genueſer wollten ihn ruhmgekrönt, gefeiert und in ihrer Mitte begrüßen, ihn mit ihrem enthuſiaſtiſchen Jubelruf empfangen, und der Marquis di Negro übernahm es, dieſen Wunſch ſeiner Landsleute in Erfüllung zu bringen. Er ſelbſt, ein bekannter Dichter und Beſchützer aller Künſte, gab dem Genie des Virtuoſen ein Feſt, das Alles übertraf, was man ſeit lange in Genua

geſehen. Eine große Zahl Eintrittskarten wurden ausgetheilt, die meiſten Fremden erhielten Einladungen, und man rechnete über dreitauſend Anweſende.

Die Villa des Marquis di Negro lehnt an einem der Wälle, am Ende der Aqua Sola, eines Spazierganges der Genueſer. Der Garten führt in Terraſſen zu dem ſchönen Wohnhaus, in einem einfachen, aber edeln Styl erbaut. Die Ausſicht auf das Meer, auf das Amphitheater der Stadt iſt hier wundervoll. Der Garten ſelbſt iſt ein Pantheon, eine Art Walhalla, dem Andenken berühmter Männer gewidmet. Aus jeder Niſche, von jeder Terraſſe ſehen die Büſten der Helden, der Dichter, der Künſtler, wie aus ihrem ſeligen Aufenthalt herab. Auffallend iſt ihre Zuſammenſtellung. Waſhington neben einem Virtuoſen, und ich vermuthe Lafayette und ein Künſtler. So wie die Menſchen aller Zeiten und Länder hat der Marquis hier auch die Pflanzen aller Zonen verſammelt, und man kann ſich an den ſeltenſten Exemplaren jedes Erdtheiles erfreuen. Dieß Alles aber gibt dem Aufenthalt etwas Originelles. Mitten in dieſem ſüdlichen Leben, unter dem Farbenſpiel der Blumen, dem glühenden Himmel, dem glänzenden Meer, der Ernſt der Gedanken und des Nordens. Hier iſt man gewiß auf einer poetiſchen Stelle der Welt; die Geiſterbilder der Vergangenheit, die phantaſtiſchen Geſtalten der Apeninen, eine Stadt von Paläſten, ein Meer mit den Flaggen aller Nationen, ein dunkelblauer Himmel, eine Nacht; „der Mond geht auf, und doch iſt's keine Nacht, ein Glorienmeer durchwallt den Luftazur," wer hätte in dieſer Harmonie des Schönen an einen Mißton denken können. Und doch ſollte ihn die Geſellſchaft empfinden. Man hörte, daß Paganini, dem dieſes prachtvolle und koſtbare Feſt gegeben wurde, abſagen ließ; man ſagte, ohne eine andere Entſchuldigung, als: er wolle nicht erſcheinen. Allgemein war man entrüſtet über dieſe bizarre Unart; allein ſie hätten wohl milder richten ſollen! Nicht Paganini's Kunſtleiſtung verlangte man an jenem Abend, nur ſeine Anweſenheit, um nicht ſich, ſondern ſeine Büſte krönen zu ſehen, die in dieſen Tempel der Unſterblichkeit heute eingeführt wurde. Dem armen Paganini wäre es wahrſcheinlich zu Muthe geweſen, als ginge er mit ſeinem eigenen Leichenbegängniß, hätte er dieſer Ceremonie beigewohnt; und dann war ja die Hauptperſon, die Büſte, wohlbehalten angelangt, und die Genueſer vergaßen in der Freude, dieſes edle Kunſtwerk anzuſtaunen, das lebende Original. Selbſt der Marquis di Negro ließ ſich durch den unangenehmen Vorfall nicht aus der Faſſung bringen, er machte den liebenswürdigſten Wirth, las ſeine Lob-

gedichte der Büſte vor, und ſechszehn Poeten folgten nach, panegyriſche, italieniſche Sonette, mit exaltirten Bildern, Ausrufungen, die zuletzt immer den Tempel des Ruhmes öffnen und die Unſterblichkeit verheißen. Nun wurde die Büſte gekrönt und ihr ein Elyſium für immer in einer Niſche, im Angeſichte des Meeres, angewieſen. Nach einer langen Andacht, der Poeſie gezollt, öffneten ſich die Säle, und eine rauſchende Muſik ertönte aus einigen und lockte die Anweſenden zu den Quadrillen herbei. Eine ſchöne Italienerin nahm eine Fremde vertraulich am Arm und ſagte im Hingehen: Wiſſen Sie wohl, daß es mir eigentlich lieb iſt, daß Paganini nicht hier zu ſehen! — Und warum? fragte die andere. — Ich halte ihn für einen Mal-occhio. — Was iſt das? — Nun, ich glaube, er hat ein unglückbringendes Auge. Wir haben dieſen Aberglauben, wir Italienerinnen. Es gibt Augen, Augen, o ſo ſchrecklich, jedem, den ihr Blick trifft, bringen ſie Unglück! Ein Kind bricht einen Arm, ein Freund verliert ſein Vermögen, eine Familie ihren Frieden, kurz, da man nicht wiſſen kann, wo man ſolchen Augen begegnet, ſo trägt man ein Amulet. Sehen Sie dieß Korallenhalsband. Und wirklich hatte ſie ganz kleine, hübſche Korallen um den Hals. In dieſem Augenblick näherte ſich der Graf F., um ſie zu einer Quadrille abzuholen, und richtete einen dunkeln Blick ſehr ernſt auf ſie. Vergeſſen Sie jetzt nicht ihr Amulet, ſagte ihr flüſternd die Fremde, doch ſie vermied jede Antwort und folgte mit heiterer Sorgloſigkeit dem Führer. Die einfache, ungekünſtelte Erziehung der Italienerinnen, die ſie weniger geiſtig ausbildet, erhält ſie in einer ſo naiven Wahrheit ihrer Gedanken und Gefühle, die, wenn ſie ſich bei Ausgezeichneten mit Grundſätzen vereinigt, unwiderſtehlich liebenswürdig iſt. Heute waren ſie, dieſe ſchönen Genueſerinnen, in den elegantеſten Toiletten, und ſchritten wie Elfen ſo leicht über die Blumen hin, als könnten ſie ſich unter ihrem Tritte nicht biegen.

Unter den bunten Lampengängen bewegte ſich das Gewühl hin und her, es war über dem Garten ein helles Tageslicht verbreitet, die Eingänge, die Mauern des Walles ſchienen mit Lichtern ſo überdeckt, als hätte man den Einlaß in das Paradies mit einer Feuerprobe zu beſtehen. Lange Blüthenkränze hingen von den Pfeilern nieder und wehten gleich bunten Schleiern über die Flammenbeeten. Die dunkeln Meereswogen ſprühten im Widerſchein der Lichter, nur die Schatten der Stadt ſtreiften darüber hin, und eine ſtolze, ſpaniſche Fregatte ſegelte geiſterhaft über der Tiefe, dunkle, hohe Geſtalten bewegten ſich auf dem Verdeck, das Meer hielt ſeine Wogen zuſammengerollt, und

ließ das Plankengebäude ruhig und einsam dahingleiten. Einzelne Lichter, wie Blicke des Morgens, zuckten aus dem dunkeln Himmel, und so schön und glänzend die Erde auch um uns ist, wäre es Ahnung, daß wir doch immer wieder nach oben sehen, daß wir uns ein Höchstes nur in der Tiefe der Wolken, ein anderes Glück und ein anderes Licht noch denken? — Angezogen durch die seltsamen Bilder der Nacht, in tiefer innerer Stille, wurde man plötzlich erweckt durch alte geschichtliche Namen, die man neben sich nennen hörte. Die altergrauen Familiennamen, die mit Lavagna oder für Doria stritten. Diese stolzen Genueser, jetzt als Fashionables gekleidet, mit der Pariser Cravatte und den hellen Handschuhen! Sie haben noch einen Reichthum, ihren Glanz, ihre goldenen Säle, aber die Richtung der Gedanken auf ein Ernstes, Edles, Gemeinsames mag eine andere geworden seyn. Das Wohl Aller durch Alle zu begründen, heißt ihnen nicht mehr nationaler Sinn. Das jetzige Italien denkt an Etwas, das ihm vielleicht zu Rechten verhelfen könnte, aber die Pflichten, die seine edle Vergangenheit auch übernommen hatte, liegen seiner Zeit ferner. Doch bewegt die Jugend dort, wie überall, jetzt ein reger, frischer Sinn. Sie lernen viel, sie lesen noch mehr, und ihre Bescheidenheit läßt sie in der ausländischen Literatur große Vorbilder erkennen. Die ersten Familien zählen viele junge Männer, die, wüßten sie ihre Kenntnisse so gut in das Licht zu stellen, wie die Franzosen, bedeutenden Einfluß auf ihre Literatur und ihre Zeit gewinnen müßten, allein da ist Trägheit, eine zu große Bescheidenheit und äußerer Druck, dem man die Ideen unterwirft, ein mächtiges Hinderniß.

Man erfreute sich an der wahren Heiterkeit, an dem frohen Sinn, der allgemein bei diesem Feste sich zeigte. Die Geselligkeit der Italiener ist noch eine angenehme, man liebt noch den Ideentausch. In den geselligen Kreisen mancher Länder ist jetzt ein Mangel an Mittheilung, als wäre die Welt müde, sich zu kennen, und als sey jeder schon ein ausgesprochenes Wort für jeden. In Italien sind sie zu gutmüthig, um sich gegenseitig schon aus dem Wege zu gehen und ihre Heiterkeit kann nur dabei gewinnen.

Eine kühlere Morgenluft wehte über die Pinien und spielte in dem frischen Lorbeerkranz um Paganini's Büste, und noch hatte das Fest nicht an Glanz und Frohsinn verloren, die Lampen blitzten noch immer zwischen dem Orangengesträuche, und vielleicht zog schon voller Sonnenglanz über das Meer, und konnte das nächtliche Zauberlicht nicht besiegen.

Am folgenden Tag ſah ich in der Villa di Negro die welken Kränze, die ausgelöſchten Lampen, die herabgeſtürzten Triumphbögen wieder.

Es war ein trauriger Nachblick, aber Paganini's Büſte ſchien jetzt in einer zuſagenden Umgebung, in dunkler Niſche, in dämmernder Beleuchtung einzelner Sonnenblicke, die durch die düſtern Pinien ſtreiften, in langer Stille, nur unterbrochen von dem einförmigen Geräuſche der Wellenſchläge.

Ausflug in die Pyrenäen.

Das Argelès-Thal. — Das Kloſter St. Savin. — Die Bäder von St Sauveur. — Barèges. — Das Campaner-Thal. — Bagnères. — Die Heilquellen, bains de Salut.

... Spät Abends um zehn Uhr kommen wir in Tarbes an. Voll Ungeduld ſchlägt mein Herz, kaum finde ich einige Augenblicke Schlafs. Mit Anbruch des Morgens ſtehe ich auf und durcheile haſtig die von vielen Bächen reichlich gewäſſerte Stadt. Die ſechste Stunde findet uns ſchon in der Ebene mit Wolluſt die friſche und heilkräftige von den Pyrenäen herabwehende Luft einathmend. Nichts iſt mit dem Reichthum dieſer Gefilde zu vergleichen, wo herrliche Maisfelder, prächtige Wieſen, Früchte aller Arten und klares Gewäſſer abwechſelnd die Augen bezaubern.

Wir ſchlagen die nach Lourdes führende Straße ein und laſſen links den Weg nach Bagnères. Noch wenige Schritte und das Argelès-Thal thut ſich uns lachend auf. Jetzt öffnet es ſich, entfaltet und rundet ſich zu einer Art von Keſſel, der warm von den hellſten Sonnenſtrahlen beleuchtet wird. Im duftigen Hintergrunde erheben ſich die hohen Gebirge mit ihren ſchneeglänzenden Pyrenäen hoch in die Wolken. Wundervoller Anblick! Köſtliches Thal! Meine Augen werden nicht müde in Bewunderung der fruchtbaren, daſſelbe ſchmückenden Felder, der Gebüſche, deren Wohlgerüche es durchſtrömen, der lachenden Wieſen, die es verſchönern, der leuchtenden Bäche, die es durchrauſchen und überall Leben und Fruchtbarkeit verbreiten. Wie herrlich zeigen ſich dort die Weiler, die kleinen, amphitheatraliſch an den Berghängen klebenden Dörfchen! Oben die ſilbernen Wolken, wie ſie im reinſten

Azur ſchwimmen und majeſtätiſch über den Felshörnern ſchweben! Unten die maleriſchen Landſchaften, die ſo abwechſelnden Hügel, hier düſter und nackt, dort friſch und lebendig! Und endlich der ſaftige Wald, der von den Bergen bis zum Ufer der Gare herunterſteigt, wo er Gewölbe voll des köſtlichſten Schattens bildet!

Pferd und Führer laſſe ich im Thale um die anmuthige, rechts auf einem Vorſprunge des Hügels liegende Abtey St. Savin, zu beſuchen. Hier empfangen mich neue Eindrücke und eine noch wundervollere Ausſicht. Wie liebe ich dieſe bezaubernde Landſchaft! Welch' fromme und milde Gefühle flößt die dem Himmel ſo weit genäherte gothiſche Kapelle ein! Welche Erinnerungen erweckt ſie! Eſchen, Kaſtanien, Buchen, beſchatten ſie mit ihren ſtark belaubten Aeſten. Der leichte Abendwind weckt in ihnen unbeſchreibliche Töne, in die ſich die Geſänge der Hirten, die Glocken der Heerden, das Gebraus der Sturzbäche miſchen, die weither vom Widerhall in das Thal getragen werden. Glaube ich nicht unter dem kühlen Schatten den armen kranken Menſchen wandeln zu ſehen, der den kräftigen Bädern entgegeneilt! Hier iſt der Platz, wo ein religiöſes Gemüth, das Herz erfüllt mit Liebe und Hoffnung, zum Himmel ſeine inbrünſtigſten Gebete aufſteigen laſſen muß, hier allein kann er beten um die Verleihung jener innern Ruhe, ohne welche körperliche Schmerzen ſich nicht beſänftigen laſſen, hier allein, in dieſem ländlichen Tempel vermag er bei der Rückkehr aus den Bädern, ſein Gelübde zu löſen.... Vorüber ſind aber die Tage unſerer einfältigen Altvordern, hochmüthig herabſehende Philoſophie hat ſie vernichtet mit bitterem Hohne!

Ich gehe hinab in das Dorf Pierrefite, wo ich meinen Führer wieder finde. Wir ſchlagen die Straße ein nach St. Sauveur und folgen den Krümmungen einer finſtern Schlucht. Hier verfinſtert ſich Alles und athmet einen ernſten Charakter. Welcher Contraſt mit den lieblichen Gefilden, die wir eben verließen! Die Höhe und Rauhigkeit der Berge, der ſteile Abſturz der Felſen, ihr düſterer und gefahrdrohender Anblick, das auf den Höhen herrſchende Schweigen, während die Gare im Abgrunde ſchäumt und tobt, einige ſchwache Lichtblicke, die in dieſe großartige Einöde hereinzittern, das Alles ſchafft ein nicht zu beſchreibendes Schauſpiel, eine Art von wilder Harmonie, welche die Seele erfüllt mit furchtgemiſchter Bewunderung, die man nie vergeſſen wird. Mitten unter den von den Bergſtrömen herabgeriſſenen und auf die Straße geſchleuderten Felsſtücken breitet die greiffüßige Nieswurz ihre grünlichen und tief eingeſchnittenen Blätter aus; ihr ſtinkender Geruch ver-

miſcht mit den ſtarken von häufigen Gebüſchen von Buchsbaum ausſtrömenden Ausdünſtungen, fällt meinen Nerven höchſt unangenehm auf. Fort alſo aus dieſer traurigen Gegend! Doch ſchon zeigen ſich wieder befreundete lieblichere Pflanzen; die Waldrebe, ſo gern von den Reiſenden geſehen, läßt ihre hellen Zweige aus dem Gebüſche hervorblicken; die Valeriana der Pyrenäen mit ihrer ſchlanken Geſtalt wird gekrönt von den herrlichſten blaßrothen Blumenbüſcheln. Endlich thut ſich auf die Ebene von Luz mit ihren Wieſen, Bächen und herrlich angebauten Feldern.

Ein romantiſcher Weg führt mich nach St. Sauveur, einem lieblichen Ort, wo ſich mitten in friſchem Grün eine Gruppe eleganter Häuſer erheben. Alle die kleinen Fußwege durchlaufe ich, die gleichſam über dem linken Ufer der Gare ſchweben. Hier ruhe ich mit ſchwelgendem Blicke auf den herrlichen Landſchaften, auf den duftenden mich umringenden Gebüſchen. Unbeſchreiblicher Zauber durchdringt meine Seele, erfüllt und entzückt ſie; ich gehe, ich bewundere, ich träume mitten in der vollkommenſten Ruhe. Ach! wie gern verweilte ich hier, nicht wenige Stunden nur, nein, mein ganzes Leben, in dieſem Frieden des Herzens, der mich alles menſchliche Elend vergeſſen macht! Ohne der milden Temperatur des Mineralwaſſers von St. Sauveur zu erwähnen und ſeiner wohlthätigen Kräfte gegen jene Irritationen, gegen jene nervöſen Anomalien, jene ſeltſamen Krankheitszuſtände, die nur zu oft aller ärztlichen Kunſt ſpotten, was darf man nicht allein von der reinen und friſchen Luft erwarten, die man hier einathmet?

Mitten unter dieſen lieblichen Eindrücken vergoldete die Sonne mit ihren abwärtsgeneigten Strahlen kaum noch die oberſten Gipfel der Felſen; lange Schatten ſtiegen nieder in die Ebene, wo ſchon eine duftige Dämmerung herrſchte, während auf den gegenüberſtehenden Höhen der Mond erſchien und immer heller erglänzte, jemehr die Abendröthe am Himmel verſchwand. Schwer reiße ich mich los von meiner anmuthigen Einſamkeit und erreiche langſam das Dorf Luz. Nahe bei einer alten Kirche finde ich hier ein leidliches Quartier und ein einfaches Nachteſſen, das mir, Dank den Anſtrengungen eines langen Tagmarſches, köſtlich mundet. Bald läßt ſich der Gott der Träume auf meine Augen nieder, ſtreut über mich ſeine mildeſten Mohnkörner und ich entſchlummere bei dem Geräuſche der Gare, die unter meinem Lager vorüberrauſcht.

Abſchied nahmen wir von dem blühenden Keſſelthale und zogen fort nach Barèges dem linken Ufer des Baſtans entlang. Kaum beleuchtete

der erſte Schimmer des anbrechenden Tages die Berggipfel, die Luft war rein und lieblich, das Wetter prachtvoll. Die glückliche Stimmung meines Gemüthes verlieh der einſamen und wilden Gegend jenen Zauber, der ſo ſelten von denen empfunden wird, die ſie durchreist oder beſchrieben haben. Sie ſahen freilich nichts als die ſtarren Felſen, ſie empfanden nichts als Grauſen in der von faſt unerſteiglichen Felshörnern eingeſchloſſenen und unaufhörlich von Stürmen und Lawinen bedrohten Schlucht, und kaum warfen ſie aus dieſem Graus ihre Augen auf die hohen Bergwieſen, die an der Straße nach Barèges ſich hinziehen und auf denen die mannigfaltigſten Geſträuche und Pflanzen wachſen. So iſt der Menſch, peinliches Gefühl verſchließt ſein Herz Allem, was ihm Troſt oder Zerſtreuung gewähren könnte. Und gibt es ſchließlich in dieſen Bergen nicht Mineralquellen, die höchſt kräftig auf die unbezwinglichſten, auf die ſcheußlichſten Krankheiten einwirken?

Barèges hat nur eine einzige Straße, die aber breit, reinlich und mit ſchönen Hotels geſchmückt iſt, in denen Kranke und andere Fremde ſehr gute Aufnahme finden. Außerdem trifft man hier geſchickte Aerzte und Sänften genug für die von allen Seiten zu den Geſundheit bringenden Quellen herbeieilenden Leidenden.

Verläßt man dieß Städtchen, um den Col du Tourmalet zu erſteigen, ſo erblickt man rechter Hand einen herrlichen Buchenwald, der weit an dem Berge ſich hinaufzieht, und auf dem Plateau ſelbſt findet man den ſchönſten Spaziergang und eine Quelle des köſtlichſten Waſſers. Unter dem kühlen Laubdache pflegen hier zuweilen die durch das Bad Geneſenen ihre Wiederherſtellung durch ein ländliches Mahl zu feiern.

Wir folgen dem Fußpfad, der das Gebirg hinanführt, über einen nackten und ſteinigen Boden, doch erfreuen wir uns noch an manchen hübſchen Pflanzen. Wir pflücken die gefüllte Bergranunkel, auf welcher das reinſte Gold funkelt, neben ihr duftet das Veilchen der Pyrenäen, das liebliche Blümchen, von der Natur hier überall hervorgebracht, um den traurigen Weg zu verſchönern. Hier wurden noch Wieſen zum zweiten oder dritten Male gemähet, dort das gemähte Gras getrocknet, deſſen Wohlgeruch mich berauſcht. Links an den Berghalden zeigen ſich Heuſtälle, einige angebaute Felder und kleine Grasplätze, auf denen die Heerden wie in der Luft zu ſchweben ſcheinen. Bei jedem Schritte begegnen wir Bäuerinnen, die, mit einer Art Regenkappe auf dem Kopfe, noch friſchſchäumende Milch nach Barèges tragen. Bald aber hören die Scheunen auf, die Heerden, der Anbau, die Vegetation, und nun erblickt man noch hin und wieder ärmliche Hütten der Schäfer. Unge-

ſtörte Oede herrſcht auf dieſen Höhen, wo Alles ſtarr iſt und unbeweglich. Das hier allgewaltig gebietende Schweigen wird nur vom Widerhalle der Bergſtröme unterbrochen, es iſt eine wüſte, öde Region. Hat man endlich den Gipfel erſtiegen, ſo ſchweift der Blick über eine unermeßliche Ausſicht, vorzüglich wenn man ſich rückwärts, nämlich dahin wendet, wo man hergekommen iſt. Barèges liegt ganz vergraben in den Schluchten und in den daſſelbe umgebenden Felsmaſſen. An den Grenzen des Horizontes ſteigen einige mit ewigem Schnee bedeckte Pics empor und ſcheinen ſich mit dem Azur des Himmels zu vermiſchen. Auf ſteilem, vielfach zerriſſenem Abhange geht man herab, wo der wilde Strom brüllt, um die Waſſerfälle von Trameſaignes anzukündigen. Von hier aus betrachte ich den berühmten Pic du Midi, mit ſeinem Rieſenkegel, dann fallen meine Augen auf einen düſtern Tannenwald. Ueberall ſtürzen Wildbäche, Waſſerfälle herab vom Gebirge, um die Gare zu nähren und zu vergrößern. Hier blüht der Helleborus mit grünen Blüthen, ein heftiges Gift, die Stechpalme mit ihren glänzenden Blättern, der purpurrothe Fingerhut, der erſt ſpät ſeine langen Glocken öffnet, um wüſte Stellen zu beleben, das Rhododendron Ferruginosum, zwar ſchon beraubt ſeiner Karminblüthen, doch aber noch die Zierde der Felſen mit ſeinen immer grünen Blätterbüſcheln. Sparſame Hütten zeigen ſich hin und wieder. Einfache Menſchen gegen die Erde gebückt, reißen den Boden auf, um ihm ſpäter einiges ſie nährende Geſäme anzuvertrauen. Ungeachtet ihrer harten Arbeit fällt jedoch keine Thräne auf ihr Brod, ihr Gemüth kennt keine Furcht, keinen Verdruß, keine Gewiſſensbiſſe. Ihr ſonnenverbranntes Geſicht trägt den Eindruck einer tugendhaften Ergebung; ein beſcheidenes auf einer kleinen Erhöhung gepflanztes Kreuz gibt ihnen Muth, kräftigt ihre guten Entſchlüſſe und verheißt ihnen eine beſſere Zukunft. Es gehört viel Grauſamkeit dazu, dieſen unbefangenen Gemüthern den Glauben zu entreißen, der über ihr geſammtes Leben einen ſo milden Zauber verbreitet.

Nach und nach nimmt die Landſchaft wieder einen viel heiterern Charakter an, denn wir betreten jetzt ſchöne, friſche, ſchattige Wieſengründe. Welch lieblicher Ruheplatz, wenn man ſo viele rauhe Wege, ſo öde Stellen hinter ſich hat! Eine rüſtige, dienſtfertige Frau ladet uns ein zu eben erſt in der Gare gefangenen Forellen, friſcher Butter und köſtlicher Milch. Nach kurzer Ruhe ſind wir auf dem Wege, der uns nach St. Marie führt und hier beginnt das Campaner-Thal. Welche Anmuth! Welche Friſche! Welche Quellen! Welche Vegetation! Welch unbeſchreiblicher Zauber! Von allen Seiten ſtrömen ſo reine, ſo

durchſichtige Bäche herbei, daß man jeden Augenblick in Verſuchung geräth, ſich niederzubeugen und den Mund mit ihrem Kryſtall zu erfriſchen. Je mehr man ſich Bagnères nähert, je lachender, je poetiſcher wird die Landſchaft. Mit welcher Luſt betrachtet man den ſchönen Himmel, die friſchen Weiden, die lieblichen Baumgruppen, die Gärten, die ländlichen Wohnungen, die markigen Contouren der auf dem linken Ufer des Adours ſich erhebenden Hügel! Und dann die Heerden und die Frauen, die uns Näpfe voll ſchäumender Milch bringen und die Kinder, die uns bei jedem Tritte kleine geſchliffene Kieſel anbieten und oft theuer genug an unerfahrene Fremde verhandeln! „Herr! lieber Herr! kaufen Sie keine Mineralien? Schauen Sie nur, wie ſchön ſie ſind! Oder wollen Sie nicht lieber die Grotte beſuchen? die iſt merkwürdig. Ich führe Sie hin, wenn Sie wollen; in wenig Minuten ſind wir dort". Wie vermag man den Bitten der Kleinen zu widerſtehen, die ſo luſtig neben uns herſpringen und ſo hübſch ihre Gegend anzupreiſen wiſſen.

Ganz verſchieden von den andern tobend herunterſtürzenden Gaven führt der Adour ſein klares Waſſer in einem von den herrlichſten Bäumen beſchatteten Bette hinab, und um die Schönheit dieſer wundervollen Landſchaft noch mehr zu ſteigern, hat die Natur auf dem rechten Ufer den Pic de L'hyéris mit ſeinen ſtarren Maſſen und ſeinen finſtern Farben hingepflanzt.

In Bagnères ſelbſt führt uns eine Allee von Pappeln, Linden und Eſchen zu den Heilbädern (bain de Salut). Wie wohlthuend wirkt dieſes Wort allein ſchon auf das Gemüth, wie kräftig erhebt es das kranke Herz! Der Menſch, das ſchwache, gebrechliche Weſen, bedarf eines gewiſſen Grades von Aberglauben, der ihm Hoffnung, Vertrauen einhaucht! — Hier trifft man maleriſche Promenaden, entzückende Ausſichten, wollüſtige Schatten, unzählige murmelnde Wildbäche! Man glaubt ſich in's Elyſium verſetzt. Als ich die Heilbäder beſuchte, begegnete mir eine jugendliche aber ſehr abgezehrte, bleiche, traurige weibliche Geſtalt; ein ſchönes blühendes Mädchen führte ſie und ging mit ihr auf einſamem Wege ſpazieren. Recht gut hätte man ſie für einen jener unſeligen Schatten halten können, wie ſie Virgil am Geſtade der Styx, in dem Thränengefilde herumirrend, ſchildert. Wer vermochte die Urſache ihres Uebels zu erforſchen? Möge ſie wenigſtens in den Pyrenäen den innern Frieden wieder gefunden haben.

Das Alibi.

Der Hauptort einer Grafſchaft in Irland iſt, während der Dauer der Aſſiſen, ein Schauplatz der ſchrecklichſten Unordnung. Man ſollte glauben, die Gegenwart der Juſtiz, perſonificirt durch die beiden ehrwürdigen, mit großen gepuderten Perücken verſehenen Richter, welche den beiden Gerichtshöfen vorſtehen, diene nur dazu, die Verletzung aller Geſetze herbeizuführen. Eine ungeſtüme und müßige Menge drängt ſich an gedachten Tagen in den Straßen. Man ſchlägt ſich, gegenſeitige Beleidigungen fallen vor; die Diebe und Vagabunden benützen das Getümmel, ſchleichen ſich in die Häuſer, durchſuchen die Schränke, entwenden was ihnen gefällt, treiben ſelbſt das Vieh vor die Stadt hinaus, und Abends berauſchen ſie ſich ſodann. Unter den Augen der Richter, ſelbſt innerhalb der Mauern, wo der Gerichtshof ſeinen Sitz hat, werden die größten Verbrechen begangen. Der Sheriff und ſeine Trabanten ſind unaufhörlich beſchäftigt, Ruhe zu gebieten und Verhaftungen vorzunehmen. Dieſe, alle ſechs Wochen wiederkehrenden Saturnalien der Unthätigkeit, der Händelſucht und der Schwelgerei, werden zuweilen durch Mordthaten bezeichnet, immer aber durch Tumulte, Diebſtähle und Thätlichkeiten. Alles dieß findet in unſern Tagen ſtatt. Vor ungefähr einem halben Jahrhundert war es noch ärger. Damals gab es keine bewaffnete Polizei, um Ordnung zu erhalten, keine öffentlichen Wagen, wodurch man von einer Stadt in die andere communicirt hätte; fünf Sechstheile der irländiſchen Bevölkerung ſeufzten noch unter dem Joche der politiſchen Herabwürdigung; damals machte der Richter Späße, indem er ſein Reſume zog, und witzelte auf den Angeklagten, den er verurtheilte. Die Geſchichte einiger dieſer Sitzungen, ſo wie ſie durch gleichzeitige Schriftſteller beſchrieben wurden, iſt ſchrecklich. Folgende

noch ungedruckte Anekdote ſchien uns den Charakter jener Zeit treu wiederzugeben, ohne jedoch das Gemälde zu ſehr zu verdunkeln.

Es war im Monat Juli, im Jahr der Gnade 1791, das Wetter war herrlich, und zwölf Uhr war vorüber. Die Richter hatten ſich in Ceremonie auf das Tribunal begeben, begleitet von dem Großſheriff mit ſeinem weißen Stabe in der Hand, dem Unterſheriff mit ſeiner Peitſche, den Conſtables zu Pferd, die Hellebarde mit Spießen und die Schärpe über die Schulter; endlich mit den Zeugen, die ſich mit mehr oder minder großen Stöcken verſehen hatten, drohend genug für die Köpfe, auf die ſie fallen konnten. Die beiden zerſprungenen Trompeten der Volontairs zu Pferd gaben mißſtimmige Fanfaren von ſich, und mit nicht minder mißſtimmigem Geſchrei begrüßte der Pöbel im Vorbeipaſſiren die Richter und Squire Flaherty, den Sheriff, deſſen edle und ausgezeichnete Geſtalt die ganze Umgegend bewunderte.

Während auf dem Tribunale der Streit über Leben und Tod geführt ward, und die Chikane, die Spitzbüberei, der Meineid und falſches Zeugniß die Waffen waren, die von den gegenſeitigen Parteien angewendet wurden, begannen die Schenken die Erſtlinge der Unmäßigkeit einzuernten.

Der Wirth zum „Wappen von Flaherty“ war vielleicht in dieſem Augenblicke der beſchäftigſte Menſch der Stadt. Sein Haus war voll Fremder, und er ſtrengte ſich mit dem wachſamen Auge eines Gebieters an, mitten in der Unordnung und dem Wirrwar, welcher daſelbſt herrſchte, das Anſehen von Ordnung zu erhalten, als eben ein heftiger Glockenzug an der äußern Thüre der Herberge ſein Ohr traf. Ein zweiter Zug folgte ſchnell dem erſten, und wurde das Signal zu einem Schwarm von irländiſchen Schimpfworten, mit welchen der ſtrenge Hausherr Mulligan all ſein Geſinde, männliches und weibliches, jung und alt überhäufte.

„Wo ſeyd ihr, verwünſchte Ketzer? Macht doch, und empfangt den neuen Gaſt, ihr Lumpengeſindel! Der Stallknecht ſoll nicht vergeſſen, ihm ſein Pferd abzureiben, und du, Betſy, einfältiges Ding, mache dieſem geehrten Herrn ein Glas Grog zurecht, und verneige dich ſchönſtens vor ihm. Tauſend Donnerwetter, macht, daß es voran geht; Kellner, Stallknechte, Köchinnen, ich geb' es euch allen auf, wie ihr da ſeyd; es iſt ein Höllenleben mit euch!

Die zornige Stimme des Wirths Mulligan brummte noch, als der edle Fremde in das getäfelte und mit Sand beſtreute Sprachzimmer der Herberge trat, wo er einige Minuten allein bleiben mußte, bis ſich der

Zorn des Wirths ein wenig gelegt hatte. Endlich trat letzterer, immer noch keuchend, über die Schwelle der Thüre, ſtotterte einige Worte der Entſchuldigung, und erbat ſich reſpectvoll die Befehle des neuangekommenen Gaſtes.

Es war dieß ein Mann von gutem Ausſehen, ungefähr dreißig Jahre alt, groß und ſchön gewachſen. Seine ledernen Beinkleider reichten ihm bis an die Waden, wo ſie mit gut gewichsten Kappenſtiefeln verbunden waren. Eine Weſte von rothem Caſſmir, mit großen Umſchlägen, ein blaues Kleid mit großen gelben Knöpfen, eine breite Halsbinde von Muſſelin, und ein ſehr feines Hemd mit Jabot und Manſchetten, machten ſeine halb bürgerliche, halb militäriſche Kleidung aus. Die Sauberkeit und die Reinlichkeit des Anzugs deuteten deutlich darauf hin, daß der Fremde an dieſem Tage noch keinen weiten Weg gemacht hatte. Seine Haare waren zwar, um die Wahrheit zu ſagen, ein wenig verwirrt, und ſein Oberkleid war weiß vom Puder; aber dieſe leichte Unordnung gab dem graziöſen Negligé ſeiner Toilette nur einen Reiz mehr.

„Ich bin Euer Ehren gehorſamſter Diener," ſagte der Wirth, „und ich werde ſtolz ſeyn, wenn mir Euer Ehren Befehle geben wollen zum ...."

Er wollte hinzufügen: „zu ſeinem Mittageſſen," allein das Anſehen von militäriſcher Würde, das ſich auf der Stirne des Fremden kundgab, hemmte ſchnell den weitern Verlauf ſeiner familiären Anrede.

„Mit Gunſt, Herr Mulligan," ſagte der Reiſende mit einnehmendem Lächeln, „wollt Ihr Euch nicht ſetzen; ich habe einige Fragen an Euch über den Weg zu machen, der nach Ballymagarry führt."

„Der Weg nach Ballymagarry!" entgegnete der Wirth, durch den Gedanken ein wenig aus der Faſſung gebracht, einen ſolch guten Kunden zu verlieren; „Euer Ehren will alſo bei Seiner Herrlichkeit dem Marquis zu Mittag ſpeiſen und übernachten?"

Der Fremde beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß er bäldeſtens den andern Morgen erſt geſonnen ſey, ſich auf das Schloß des Marquis zu begeben.

Während deſſen Unterredung mit dem Wirthe, trat der Bediente des Fremden herein, gekleidet in eine reiche Livree, legte auf den Tiſch das Felleiſen, den Mantel und die Piſtolen ſeines Herrn, und zog hierauf auf deſſen Befehl die Ladung aus, indem letzterer ihm zugleich ſagte, daß er heute nicht mehr weiter reiſen werde.

„In dieſem Falle, Herr Oberſt," ſagte der Stallknecht mit einfältigem Lächeln, „wird es vielleicht gut ſeyn, wenn ich vorausreite,

um Mylord zu benachrichtigen, daß Sie Ihre Ankunft verſchoben haben."

„Dieß iſt nicht nöthig," erwiderte der Oberſt; „der Marquis erwartet mich heute noch nicht; wäre jedoch dieſe Benachrichtigung durchaus nothwendig, ſo würde mir Meiſter Mulligan ohne Zweifel einen Boten verſchaffen."

„Ich werde die Commiſſion ſelbſt übernehmen, eher, als daß ich Ihren Diener in Verlegenheit laſſe."

„Dieß iſt hinreichend," ſagte der Oberſt barſch, und ſein Geſicht zeigte wieder den frühern Ausdruck, und verurſachte dem guten Mulligan einen kleinen Anflug von Schrecken.

Als der Oberſt dieß bemerkte, nahm er wieder eine freundlichere Miene an, und fuhr in ſeinen Fragen, welche der Eintritt des Bedienten unterbrochen hatte, fort:

„Die Aſſiſen haben, wie es ſcheint, vieles Volk in Eurer Stadt verſammelt?" ſagte er.

„Ja wohl; und mein Haus iſt ſo voll, daß wenn der Großſheriff, Squire Flaherty, ſich nicht entſchloſſen hätte, nach der Sitzung abzureiſen, um in ſeinem Schloſſe zu Flaherty zu übernachten, ich Euer Ehren nicht einmal hätte ein Zimmer geben können.

„Ach wahrhaftig! — das Schloß Flaherty iſt weit von hier?"

„Fünf Meilen, Herr Oberſt."

„In welcher Gegend liegt es?"

„Dort, gegen das Meer zu. Jedermann kennt das Schloß von Flaherty; — doch was werden Euer Ehren zu Mittag ſpeiſen?"

„Was Ihr mir vorſetzen wollt, Meiſter Mulligan; ich bin genügſam."

Als der Wirth ſich entfernen wollte, um das Mittageſſen anzuordnen, fragte ihn noch der Oberſt, ob er ihm nicht einige Bücher leihen könne, um ſich damit die Zeit zu vertreiben.

„O ja, Euer Ehren; hier iſt das Vademecum des Friedensrichters; der letzte Act des Parlaments über die Zölle; der Kalender von Newgate, und die neueſte Ausgabe von dem Leben des Hauptmanns Quilty, des berüchtigten Straßenräubers; auf dem Titelblatt finden Sie auch ſein Portrait."

„Eure Sammlung iſt ausgewählt, ich muß es bekennen. Gebt mir das Leben des Hauptmanns Quilty, es wird wohl, wie ich denke, recht ſpaßhaft ſeyn."

„Spaßhaft, Herr Oberſt? ſchöne Späße! Es handelt von nichts

als Mord, Raub und Diebſtahl, von Anfang bis zu Ende; ich muß mich wundern, daß Sie ihm heute früh nicht auf der Straße begegnet ſind. Uebrigens iſt dieß vielleicht ein großes Glück für ihn, denn nach meiner Meinung hätten Sie mit Ihren Piſtolen, die ſo ſtark geladen waren, Quilty ſelbſt das Lebenslicht ausblaſen können."

„Das muß ein ſchrecklicher Menſch ſeyn, wenn dieſes Portrait ihm gleicht."

„Man hat mich verſichert, die Aehnlichkeit ſey frappant. Doch, daß ich es nicht vergeſſe, heute wird ein Mann von ſeiner Bande verurtheilt. Vielleicht würde es Euer Ehren Vergnügen machen, dem Prozeſſe beizuwohnen? Man wird unter andern über drei Menſchen wegen Mords, über eine Frau, die ihren Mann vergiftet hat, und über zwei Mädchen das Urtheil fällen, die ihre Kinder erdroſſelt haben, ohne die Todtſchläger, Brandſtifter und Diebe vermittelſt Einbruchs zu rechnen."

„Ich halte nicht viel auf dergleichen Dinge; übrigens iſt es auch ſchon ſo ſpät, daß ich ohne Zweifel wenig Ausſicht hätte, einen guten Platz zu bekommen."

„O! wenn es nichts iſt als das," erwiderte der Wirth, „ſo verſpreche ich Ihnen den beſten Platz im Saale. Sie ſollen einen Platz zur Seite des Richters finden; es trifft ſich ſelten, daß ein ſo edler Herr, wie Euer Ehren, den Verhandlungen des Aſſiſenhofes beiwohnt."

„Und wie wollt Ihr es machen, um mir einen ſolchen guten Platz zu verſchaffen, Meiſter Mulligan?"

„Nichts auf der Welt iſt leichter; ich laſſe dem Gerichtsſchreiber, der zu den Füßen des Richters ſitzt, ein Billet zukommen, das ich an das Ende des weißen Stabes des Gerichtsdieners anheſte."

„Und was werdet Ihr in dieſem Billete ſagen?"

„Nichts anders, als daß Seine Gnaden, der Herr Oberſt O'Carroll, vom irländiſchen Regiment Königs Dragoner, auf ſeiner Durchreiſe zu dem Marquis in Ballymagarey-Park, ſich ein großes Vergnügen daraus machen würde, den Sitzungen des Gerichtshofes anzuwohnen."

„Wie es ſcheint, hat Euch mein Bedienter meinen Namen geſagt? Der einfältige Schlingel!" murmelte der Fremde zwiſchen den Zähnen.

„Und warum ſollte er denn nicht, Euer Ehren? Ein ſolch ſchöner Name ...."

Der Oberſt ſchnitt dieſe Converſation durch die Bemerkung ſchnell ab, er ſey vollkommen überzeugt, der Wirth werde im Stande ſeyn, ihm einen guten Platz bei den Aſſiſen zu verſchaffen, doch wünſche er zuvor die Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen, worauf es ſodann

immer noch Zeit ſey, ſich in den Juſtizhof zu begeben. Meiſter Mulligan beeilte ſich, das Billet zu ſchreiben, das er dem Gerichtsſchreiber zukommen laſſen wollte, dann puderte er ſeine Haare, warf einen ſchönen Mantel von olivenfarbenem Sammt um, und machte ſich, indem er ſich in die Bruſt warf, bereit, ſeinen vornehmen Gaſt zu begleiten. Der Wirth erwiderte mit tiefen Verbeugungen die zahlreichen Fragen, welche der Oberſt an ihn richtete, der ſich beſonders neugierig zeigte, die Beſtimmung aller der öffentlichen und Privatgebäude zu erfahren, an denen ſie vorbeigingen, auch ſchien er ein großes Intereſſe an all den Zwiſtigkeiten zu nehmen, die ſich unter dem Geſindel erhoben, das betrunken und lärmend ſich in den Straßen herumtrieb.

Mehremale nahm ſich der Wirth die Freiheit, den Oberſt zu erinnern, daß die Sitzung ſchon lange angefangen habe, allein dieſer hörte nicht auf ihn. Seine Augen und ſeine Ohren waren in ſteter Aufmerkſamkeit auf Alles, was um ihn her vorging, und was er ſah und hörte, ſchien ihn völlig zu zerſtreuen, bis endlich ſein Bedienter ſich bei ihnen einfand, und ſeinen Herrn auf ſeine gewöhnliche linkiſche Art begrüßte.

„Jetzt, Meiſter Mulligan, wollen wir auf das Tribunal gehen,“ ſagte der Oberſt, „ich folge Euch. Eure Stadt iſt wahrhaftig prächtig; ich bin entzückt von meiner Runde. Dank, Meiſter Mulligan, tauſendmal Dank!“

Als der Oberſt in den Sitzungsſaal trat, zog ſein ſtattliches Ausſehen die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Das Billet war dem Gerichtsſchreiber am Stabe des Gerichtsdieners übergeben worden, und ſobald es der Richter geleſen hatte, hatte er unverzüglich den Befehl gegeben, daß neben ihm dem Oberſt O'Carroll ein Platz eingeräumt werde. Vergnügt und ſtolz, ſeinen Zweck ſo gut erreicht zu haben, eilte der Wirth, dem Wunſche des Fremden gemäß, auf die Poſt, um nachzuſehen, ob unter deſſen Addreſſe indeſſen keine Briefe an ihn eingelaufen ſeyen.

Der Oberſt war in dem Augenblicke eingetreten, wo eine Art Pauſe ſtattfand. Die Jury, welche abgetreten war, um ſich über die Sache eines Straßenräubers zu berathſchlagen (deſſelben, von dem Mulligan geſprochen hatte), der eines Raubes und Mordes angeklagt war, den er ſechs Monate früher unternommen hatte, trat eben wieder ein. Die Debatten hatten nicht lange gedauert, die Zeugenausſagen waren ſo beſtimmt, daß Niemand auch nur den leiſeſten Zweifel über die Schuld des Angeklagten hegte. Seine ganze Vertheidigung beſchränkte ſich auf

die Behauptung ſeiner Unſchuld und auf die Erklärung, daß, wenn es ihm möglich wäre, Zeugen aus England kommen zu laſſen, er klar beweiſen könnte, daß er zur Zeit, wo das Verbrechen verübt worden, gar nicht in Irland geweſen ſey.

Die Geſchwornen ſprachen ihr „ſchuldig“ aus.

„Ganz gewiß, ganz gewiß!“ rief der Richter, indem er neben ſeinem Platze nachſuchte, um ſeine ſchwarze Mütze aufzuſetzen; es war unmöglich, daß zwölf rechtſchaffene Männer hätten können einen ſo großen Spitzbuben durchſchlupfen laſſen. „Ich danke Ihnen, meine Herrn Geſchworne, ich danke Ihnen. Man führe den Angeſchuldigten Gahagen herein, daß ich ihm ſein Urtheil verkünde.“

Derſelbe wurde nun durch den Kerkermeiſter hereingebracht, und mußte auf der Bank der Angeklagten Platz nehmen, wo er mit verzagter Miene, niedergeſchlagenen Augen und den Kopf in die Hände geſtützt, ſaß.

„Was habt Ihr vorzubringen, Terenz Gahagen, um das Todesurtheil von Euch abzuwenden?“ fragte der Richter.

„Nichts, als daß ich es nicht verdient habe, Mylord; daß ich durch zwei falſche Zeugen ſterbe und ermordet werde, und daß ich ſo unſchuldig bin, wie das Kind im Mutterleibe.“

„Bah! bah!“ ſagte der Richter, indem er ſich mit der ſchwarzen Mütze bedeckte; „dieſe Sprache führen alle verſtockten Verbrecher.“

Kaum hatte der Richter dieß geäußert und Miene gemacht, das Urtheil zu verkünden, als der Delinquent zufällig ſein Haupt erhob und ſein Blick auf den Oberſt O'Carrol fiel, der dem, was um ihn her vorging, wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, und ganz in die Briefe vertieft zu ſeyn ſchien, die ihm durch Mulligan kaum erſt überbracht worden waren.

„Ach Jeſus! iſt es möglich!“ rief der Angeklagte, und fiel, wie ohnmächtig, von der Bank.

Dieſer Vorfall veranlaßte einige Verwirrung in dem Saale, und verſchob die Verkündigung des Urtheils. Man eilte dem Unglücklichen zu Hilfe, und als er wieder zu ſich gekommen war, fragte ihn der Richter nach der Urſache dieſer plötzlichen Gemüthsbewegung, und der ihm entfahrenen Ausrufung.

„Ach, Mylord!“ erwiderte er, „mein Leben iſt gerettet! Es iſt eine Perſon hier, die, wenn es Eure Herrlichkeit geſtatten will, im Stande iſt, mein alibi zu beweiſen.“

Aller Augen waren jetzt auf den Richter gerichtet. Niemand ſchien

es auf ſich zu beziehen, oder überhaupt nur zu verſtehen, was der Inquiſit geſagt hatte. Er fügte bei: jener ſeine Herr in rother Weſte, welcher zur Rechten Mylords ſitze, werde ohne Zweifel keinen Anſtand nehmen, ſeine Unſchuld zu bezeugen. Auf dieſe, ſo direkte Aufforderung betrachtete der Oberſt den Angeklagten einige Sekunden lang aufmerkſam, dann erwiderte er dem Richter auf deſſen Befragen, daß er zu ſeinem Leidweſen geſtehen müſſe, dieſen Menſchen durchaus nicht zu kennen.

„Ich dachte es mir wohl, Herr Oberſt,“ erwiderte der Richter, „dieß iſt ſo eine gewöhnliche Liſt der Angeklagten, um Mitleiden zu erregen. Dieſe Elenden mißbrauchen zuweilen meine Güte, aber dießmal ſoll es nichts helfen. Nein, nein, Terenz Gahagen, Ihr entgeht Eurer Strafe nicht.“

„Ach, Mylord! dieſer Herr kann, ſo wahr als Ihr eine Perücke tragt, mir mit einem einzigen Wort das Leben retten, wenn er ſich nur beſinnen will.“

Der Oberſt wiederholte, daß ihm dieſer Menſch durchaus unbekannt ſey, und der Richter ſchickte ſich eben wieder an, das Urtheil zu verleſen, als der Gefangene, in Thränen ausbrechend, ausrief, daß dieſer Offizier wahrſcheinlich ſeine Züge vergeſſen habe, daß er aber ganz gewiß ſich ſeiner erinnern werde, wenn man ihm nur geſtatten wollte, drei Fragen an ihn zu richten. Die Theilnahme und die Neugierde aller Anweſenden waren im höchſten Grade erregt. Der Richter konnte, obgleich er einen Augenblick ungeduldig wurde, dem Angeklagten ſeine Bitte nicht abſchlagen, und der Oberſt erklärte ſeine Bereitwilligkeit, auf alle Fragen, die man an ihn richten wolle, zu antworten.

„So frage ich denn Euer Ehren, ob es nicht verfloſſenen Sonnabend ſechs Monate und vierzehn Tage waren, daß Sie ſich, von Frankreich kommend, in Douvres ausgeſchifft haben?“

„Ich kann auf Ehre,“ erwiderte der Oberſt lächelnd, den Tag ſo genau nicht mehr angeben; das aber iſt richtig, daß ich im Monat Januar in Douvres gelandet bin.“

„Und erinnern Sie ſich nicht mehr jenes Menſchen in einer Matroſenjacke, der, nachdem er Sie auf ſeinen Schultern durch die Brandung getragen hatte, die beiden Felleiſen Euer Ehren auf einem Schubkarren vom Ufer bis in den erſten Gaſthof fuhr?“

„Ich glaube nicht, daß ich mich der Züge jenes Menſchen wieder erinnern würde.“

„Und wäre es möglich, daß Sie auch dieſe Wunde an meiner

Stirne vergeſſen hätten, die ich Ihnen noch an demſelben Tage zeigte, und von der ich Ihnen erzählte, daß ich ſie in einem Gefechte mit einem franzöſiſchen Corſaren erhielt?"

Bei dieſen Worten nahm der Gefangene ſeine Perücke ab und zeigte eine lange Narbe vorn an ſeinem Kopfe.

„Guter Gott!" rief Oberſt O'Carroll aus, „ich erinnere mich vollkommen dieſes Umſtandes, und ich kann allerdings nicht anders glauben, als daß dieſer Menſch derſelbe iſt, den ich in Douvres geſehen habe, obgleich die Perücke, die er jetzt trägt, mich im erſten Augenblicke verhindert hat, ihn wieder zu erkennen. Was übrigens den Tag meiner Zurückkehr von Frankreich betrifft, ſo kann ich dieſen genau angeben, denn er findet ſich in meiner Schreibtafel aufnotirt."

Die Schreibtafel wurde zu Rathe gezogen; der Tag der Landung war getreulich aufnotirt; es war genau derſelbe Tag, an welchem das Verbrechen begangen wurde, deſſen Gahagen angeklagt war. Ein unwiderſtehliches Erſtaunen bemächtigte ſich aller Anweſenden. Die Geſchwornen wurden, nachdem der Oberſt einen Zeugeneid auf die Wahrheit ſeiner Erklärung abgelegt hatte, von dem Richter aufgefordert, ſich noch einmal zur Berathſchlagung zurückzuziehen. Es wurde augenblicklich eine Subſcription zum Beſten des Gefangenen in Vorſchlag gebracht und ausgeführt, der bald den Gerichtshof mit vollen Taſchen und unter dem Beifallrufe der Menge verließ.

Der Oberſt O'Carroll empfing die Glückwünſche des Gerichtshofes; er wurde von deſſen ſämmtlichen Mitgliedern zu einem feſtlichen Mittageſſen eingeladen, und gebeten, Abends einem Balle beizuwohnen, allein er entſchuldigte ſich mit den ſo eben erhaltenen Briefen, die ihn nöthigten, ſich auf der Stelle zu ſeinem Freunde, dem Marquis zu Ballymagarry-Park, zu begeben. Der Richter, der Sheriff und die andern Herrn ſahen ihn mit Bedauern ſich entfernen, doch tröſtete er ſie mit der Verſicherung, daß ſie ſich in den folgenden Tagen wieder ſehen würden, indem ſein Freund die Mitglieder des Gerichtshofes und ſämmtliche Perſonen von Diſtinction aus der Provinz, auf ſeinem Schloſſe vereinigen werde.

Der Oberſt O'Carroll begab ſich nun wieder in den Gaſthof, zahlte, was er dem Meiſter Mulligan ſchuldig war, und machte ſich ſodann auf den Weg nach Ballymagarry-Park.

— Die folgende Nacht wurde der Großſheriff Squire Flaherty, als er vom Balle nach Hauſe fuhr, eine Meile von ſeiner Wohnung durch drei Straßenräuber in ſeinem Wagen angehalten, die ihm ſeine Uhr

und eine beträchtliche Summe in Gold und Banknoten abnahmen. Einen Augenblick ſpäter traf eine Abtheilung berittener Conſtabler ein, es entſpann ſich ein hitziger Kampf, in welchem die drei Straßenräuber verwundet und gefangen genommen wurden. Einer von ihnen ſtarb an ſeiner Wunde, ehe man noch die Stadt erreicht hatte. Als man den beiden andern ihre Vermummung abnahm, erkannte man in dem einen Terenz Gahagen, der kaum erſt freigeſprochen worden war, und in dem andern den angeblichen Oberſt O'Carroll, oder vielmehr den berüchtigten und allgemein gefürchteten Räuberhauptmann Quilty. Der dritte, der in Folge ſeiner erhaltenen Wunde geſtorben war, war der Diener des Oberſten.

Die Bemerkung iſt wohl überflüſſig, daß die Geſchichte des Alibi ein zwiſchen dem Angeklagten und einem ſeiner Mitſchuldigen, der unter dem Vorwande der Verwandtſchaft die Erlaubniß erhalten hatte, ihn in ſeinem Gefängniſſe zu beſuchen, verabredeter Plan war. Die Kühnheit und Geiſtesgegenwart des Räuberhauptmanns Quilty führten ſodann das gute Gelingen deſſelben herbei.

Die Teufelsmünze.

Spaniſcher Criminalfall.

Vor dem königlichen Gerichtshof der Sala de los Ministros del Crimen zu Valencia wurde kürzlich nachſtehender Fall verhandelt.

An einem Abende des letzten Herbſtes ſaß an dem Thore des Wirthshauſes, welches links an der Straße liegt, die von Alicante nach Albacete führt, der Madrider Landbote. Einige luſtige Geſellen umgaben ihn, Cigaretten rauchend und ſingend und dabei einen Bockſchlauch ſtreichelnd, der immer ſchlaffer wurde, weil er ſchon zu oft von Hand zu Hand gegangen war. „He! Tio *) Melchior, Meiſter Wirth! Ich werde nicht mehr bei Euch einkehren, Euer Wein iſt herb und garſtig wie der Teufel. Ihr ſagt uns zwar, er ſey hier gewachſen, allein er ſchmeckt wie Chacolie von Biscaya! Und Euer Wirthsſchild, die Babieça, das edle Roß des Cid bringt mir auch Unglück. Ich habe für Madrid keine volle Ladung bekommen können, und zwei Maulthiere laufen leer nebenbei. — Und dann ſchrie er: Wer will nach Madrid? ich laſſ' billig mit mir handeln! Man ſoll nicht ſagen, daß ein ordentlicher Kerl wie Ciriaca Martinez Alicante ohne volle Ladung verlaſſen hat. Wer kommt mit mir? Nach der Venta von Pavia, Monforte, Monover? Wer will nach Yecla, nach Albacete?“

„Wann gedenkt Ihr nach Madrid zu kommen?“ fragte hier ein Fremder, der bei dieſen Worten ſtehen geblieben war.

— In neun Tagen, antwortete der Maulthiertreiber; zu dieſem Termin habe ich mich nämlich verpflichtet, und ſo lauten die Frachtbriefe

*) Tio, Onkel. Wie man hie und da bei uns die Wirthin mit „Vater“ anredet.

meiner geladenen Wagen. Allein, ich füge immer die Clauſel hinzu, wie ſie in den Anzeigen der Stiergefechte gebräuchlich iſt: siol tiempo lo permite! (wenn die Witterung es geſtattet).

— Was habt Ihr für Waaren geladen? fragte der Unbekannte.

— Möge der große heilige Jakob, erwiderte Ciriaco, mir meinen Platz im Paradieſe auch vorenthalten, wenn ich etwas davon weiß. Wenn Ihr aber neugierig ſeyd, ſo dürft Ihr nur die Ballen anſehen; es ſteht darauf geſchrieben. Ich ſehe nicht gut, und kann daher nicht leſen.

Der Unbekannte unterſuchte die Ballen, und auf einem derſelben ſtand in einem Viereck folgendes mit plumpen Buchſtaben geſchrieben:

Vasos de P. lata
y Pala. cra
Sacadens de
hierro y otros.

Wenn der geneigte Leſer den Punkt beim P in der erſten Linie wegdenkt und die Abbreviatur in der dritten Linie durch denarios ergänzt, ſo erhält man folgenden Sinn:

Silberne Gefäße
und von gediegenem Gold
Gegenſtände der Mode *)
von Eiſen und Anderem.

— Wann reist Ihr? fragte der Fremde.

— Morgen, gegen Abend.

— Ich weiß nicht, ob ich werde mitreiſen können. Ihr werdet aber gewiß Paſſagiere bekommen.

Am anderen Tage hielten die Maulthiere des Ciriaco Martinez, ordentlich beladen und in beſter Ordnung, vor dem Wirthshauſe zur Babieça. Ein junges ſchönes Pferd, deſſen lange graue Mähne, hätte man ſie zuſammengeknüpft, als Steigbügel gedient haben würde, wurde von dem Treiber ſelbſt beſtiegen. Ein breiter Sombrero bedeckte ſeinen Kopf, und eine Donnerbüchſe hing um ſeine Schulter. Um die Langweiligkeit des Weges zu verſcheuchen, hing ein voller Schlauch an ſeinem Sattel. Er machte nicht viele Worte beim Abſchied, denn er glaubte, die Leute des Wirthshauſes noch vor dem Ende des Monats wiederzuſehen, und dann machte er ſich auf den Weg, indem er die alte Romanze erſchallen ließ, welche von der Liebe Zoraïdens und

*) Wörtlich: Pfennigzieher.

Almanzors erzählt. Bald hinderte die Entfernung, seinen Gesang und die Schellen seiner Maulthiere zu vernehmen.

Armer Ciriaco! Warum kannst du dich nicht des Schutzes der heiligen Jungfrau, noch der heiligen Hermandad erfreuen, welche den armen Reisenden sonst in Nöthen beistehen?

Noch war die Nacht nicht verflossen, als man ein ängstliches Wiehern vor dem Thore des Wirthshauses hörte. Ein schwerer Körper stieß gegen die Thüre, und diese Stöße wurden so heftig, daß man glauben konnte, sie würde davon in Stücke gehen. In kurzer Zeit war das ganze Haus in Allarm, und man war nicht wenig begierig, die Ursache dieses Lärms zu erfahren. Ein Pferd ohne Reiter hörte nicht auf, mit den Hinterfüßen gegen die Thüre auszufeuern. Die Ueberraschung wurde aber noch größer, als man Ciriaco's Pferd erkannte. Im ersten Augenblick glaubte man, daß der arme Teufel eingeschlafen sey und von seinem Pferde abgeworfen seyn könnte, welches jetzt allein nach dem wohlbekannten Stalle zurückkehrte. Man öffnete ihm denselben, allein statt hineinzugehen, kehrte es um und trabte mit gesenktem Kopfe die Straße nach Albacete hin. Man wollte es am Zaum ergreifen, allein es ließ sich nicht nahe kommen; nun bemerkte man, daß es mit Schweiß bedeckt war, und bei dem Tagesschimmer, der sich jetzt zu verbreiten anfing, glaubte man auch Blutspuren auf seiner Mähne zu entdecken. Tio Melchior begriff nunmehr, daß dem armen Ciriaco ein Unglück widerfahren seyn müsse, und sogleich machte er sich in Begleitung von zwei bewaffneten Männern auf den Weg.

Eine Stunde ungefähr jenseits von Monforte bemerkte man, daß die Erde aufgewühlt war. Sie folgten der Spur, die sie nach einem unbebauten Felde führte. Hier fanden sie in einem Graben unter einer Anhäufung von Steinen und Baumzweigen den Leichnam des unglücklichen Ciriaco Martinez. Ein Schuß hatte ihn durchbohrt und sein Kopf war fürchterlich verstümmelt. Tio Melchior machte die Anzeige den Alcalden von Monforte und Monover; von allen Seiten wurde Sturm geläutet, und die Justiz zog herbei, a campana herida, wie man in Spanien sagt *), um den Missethäter aufzusuchen. Man erkannte bald, daß sie nicht die Straße nach Madrid eingeschlagen hatten, und man stellte daher nach einer andern Seite die Nachforschungen an; da diese jedoch zu keiner Entdeckung führten, so erkaltete nach und nach der Eifer, und auch diese Mörder würden, wie so viele andere, der

*) Mit gesprengten Glocken.

Gerechtigkeit entgangen seyn, wenn nicht die Vorsehung ins Mittel getreten wäre.

Einige Tage nach diesem Vorfall überraschte es Juan de la Rosa, den Cadizer Landboten, der gewöhnlich in Madrid in der Toledostraße in demselben Wirthshause mit Ciriaco Martinez zu wohnen pflegte, und daher seine Thiere wohl kannte, diese in dem Dorfe Caracuel bei Ciudad-Real von einem Fremden geführt, ankommen zu sehen. Eine Täuschung hiebei war nicht möglich, denn eines dieser Thiere hatte er selbst besessen und es ungefähr vor einem Monate erst dem Ciriaco verkauft, der ihm dafür noch das Geld schuldig war. Als er jedoch den Fremden darüber befragte, sagte ihm dieser, er besitze es schon seit einem Jahre. Als ihn hierauf der Alcalde über die Waarenballen befragte, womit die Thiere beladen waren, so sagte er zuerst aus, daß sie ihm gehörten; später aber, als die Gerichtsperson ihm bemerkte: dieß sey unwahrscheinlich, beschränkte er sich darauf, zu sagen, daß sie ihm von einer Person in der Nähe von Jaön übergeben worden seyen, um sie in Badajoz abzuliefern. Die Unwahrscheinlichkeit dieser Aussage und Widersprüche wären jedoch nicht hinreichend gewesen, um den Menschen zu verhaften; allein überall gibt es neugierige Menschen, die geneigt sind, leicht Schlüsse zu machen. Man hatte auf dem einen Ballen die Worte gelesen: Vasos de P. lata, und folgerte daraus, daß dieser Mensch, der solche Schätze bei sich führte, ein Emissär von Gomes sey. Der Lieutenant von Don Carlos, sagte man, wurde von den ihn verfolgenden Truppen hart bedrängt, und mußte einen Theil der Beute, die er in Cordova gemacht hatte, vergraben. Dieß geschah in den vor Zeiten bearbeiteten Minen von Linares. Jetzt ist einer seiner Vertrauten beauftragt worden, diese kostbaren Gegenstände abzuholen, um sie nach Portugal zu bringen, von wo sie nach England eingeschifft werden sollen.

„Es ist gewiß ein Vertrauter von Gomes, schrien Alle, man muß ihn hier behalten und den Kirchen die heiligen Gefäße wiedergeben, die man ihnen geraubt hat".

Der Alcalde gab den Schreiern nach und behielt den Fremden im Orte, der Don Manuel de Basabru zu heißen und von Solona in Catalonien gebürtig zu seyn vorgab.

Die Anzeigen des Juan de la Rosa bestimmten inzwischen die Gerichtspersonen, sich nach dem Schicksale von Ciriaco Martinez zu erkundigen, und bald erfuhr man, daß er ermordet worden war. Man zweifelte daher keinen Augenblick, daß Manuel de Basabru sein Mörder

ſey. Dieſer wurde nun nach Alicante abgeliefert und hier vor Gericht geſtellt; zahlreiche Zeugen wurden vernommen. Folgendes iſt die Ausſage von Einem derſelben.

„Ich heiße Juan Pacheco und bin fünfunddreißig Jahre alt. Ich bewohne das Dorf Monforte. Gegen das Ende des verfloſſenen Monats näherten ſich unſere Barille-Pflanzen ihrer Reife *). Da nun die Füchſe gern die Larven freſſen, welche ſich in den Wurzeln dieſer Pflanze aufhalten und ſie dieſerhalb unſere Aecker durchwühlen würden, ſo müſſen wir der Reihe nach, unſere Felder bewachen. Mit Anbruch des Abends traf mich das Loos und ich legte mich in einen Rosmarin-Strauch, von wo ich Alles überſehen konnte, ohne doch ſelbſt bemerkt zu werden. Ich hatte kaum einige Augenblicke gelegen, als ich einen Menſchen kommen ſah, der dem Beklagten wohl gleicht, und der ſich in die Gebüſche verſteckte, welche die Straße einfaſſen. Er war wie ich mit einer Flinte verſehen, und da ich glaubte, daß er auf die Füchſe Jagd machen wollte, ſo dachte ich bei mir ſelbſt, der wird ſchon ſtatt deiner wachen, und ſomit ſchlief ich ein. Ich konnte es nicht beſtimmen, zu welcher Stunde der Nacht ich aufgeweckt wurde. Zuerſt war es Schellengetön, dann ein Flintenſchuß ganz in der Nähe. „Teufel, ſagte ich zu mir, das ſind komiſche Füchſe, die ſich Schellen umhängen, wenn ſie unſere Pflanzen umgraben wollen“. Hierauf erhob ich ein wenig den Kopf und erblickte auf der Straße eine Reihe beladener Maulthiere, einen auf der Erde liegenden Menſchen und denjenigen, welcher ſich früher verſteckt hatte, der den Liegenden berauben wollte.

— Und warum, ſprach der Alcalde, kamet Ihr nicht dem zu Hilfe, der ermordet wurde?

— Weil man mich gelehrt hat: Jeder für ſich, Gott für uns alle; jeder fege vor ſeiner Thür; man muß nur immer ein Ding auf einmal machen; ich war da, um die Füchſe zu verjagen, und das Weitere kümmerte mich nicht. Der Menſch, der auf dem Boden lag, ſagte zu dem, der ihn plünderte: das ſollſt Du mir bezahlen, Elender! Worauf der Andere ihm erwiderte: Ja, mit der Teufelsmünze! Und in der That, er warf ihm ſo viel davon auf den Kopf, daß er ihn vollends damit tödtete; hierauf warf er ihn quer über ſein Pferd und ritt mit ihm mitten auf das Feld, wo er ihn, wie ich glaube, mit Zweigen zudeckte. Er wollte das Pferd beſteigen, aber es lief davon, und nachdem der Mörder es umſonſt verfolgt hatte, kehrte er zu den Maulthieren zurück,

*) Kali hispanicum, woraus man die Soda von Alicante bereitet.

ſetzte ſich auf eines derſelben und verſchwand, die andern vor ſich hertreibend, mir bald aus den Augen.

Würden meine Leſer in Alicante und ſeiner Umgegend bekannt ſeyn, ſo dürfte ich ihnen hier keine Erklärung geben, was die ſogenannte Teufelsmünze ſey. Jetzt aber ſey es mir erlaubt, eine alte Tradition hier einzuſchalten, welche im Volke des Königreichs Valencia lebt; diejenigen, denen ſie bekannt ſeyn ſollte, werden höflichſt erſucht, hier einige Linien zu überſpringen.

Im Jahre 1087, als die Mauren in Spanien wegen ihrer Kenntniſſe der geheimen Wiſſenſchaften, ſo berühmt waren, lebten zwei Brüder von der Secte der Almoraviden, Juzef und Yra Ben-Huth, welche man für beſonders gelehrt in der Kabbala hielt. Sie waren jedoch nicht reich und kamen daher auf den Gedanken; die ihnen untergebenen Geiſter zu zwingen, ihnen Gold und Ehren zu verſchaffen. Ihrer Macht gehorchend, ließ der Fürſt der Finſterniß das Schloß Monteza aus der Erde ſteigen, und gab es den Brüdern als Eigenthum; hiezu fügte er einen ungeheuren Schatz und ſetzte nur eine Bedingung für alles dieſes feſt, nämlich: daß ſie Beide ſtets in guter Eintracht in dem Beſitze ſeiner Gaben lebten. Sie verſprachen es in der beſtimmten Abſicht den Vertrag zu halten, denn ſie wußten nicht, daß die ſataniſche Macht, welche mit ſolchen Schätzen ſtets verbunden iſt, den Beſitzern das ſo leicht vergeſſen läßt, was ſie in Zeiten der Armuth und der Entbehrung verſprochen hatten. Sie glaubten, daß es ihnen leicht ſeyn würde in Eintracht fortzuleben, wir ſie es bis jetzt immer gethan. So gelehrt und weiſe ſie auch waren, ſo wußten ſie doch nicht, daß Eintracht bei denen nicht denkbar iſt, die ſich in der Macht theilen. Kaum waren nun einige Tage vorüber, ſo dachte ſchon Juzef Ben-Huth bei ſich: Wie glücklich wäre ich, wenn Monteza mir allein angehörte. Kaum war dieſer böſe Gedanke bei ihm entſtanden, ſo übte er den ihm zu Gebote ſtehenden Zauber und ließ die Erde erbeben; der Felſen, auf dem das Schloß ſtand ſpaltete ſich unter Yra Ben-Huth und verſchlang ihn, hierauf ſpaltete ſich der Fels zum zweiten Male und zeigte einen ſo ſchrecklich verſtümmelten Leichnam, daß es nicht mehr möglich war, die menſchliche Geſtalt daran zu erkennen.

Kaum hatte Juzef Ben-Huth dieſes Verbrechen begangen, als er ſich der Contractsclauſel erinnerte, allein nun war es leider zu ſpät. Er wollte nun nach Afrika fliehen, und gedachte ſich ſo der Rache der Hölle zu entziehen. Der Thor glaubte, daß man es mit dem Teufel gleich wie mit einem böſen Gläubiger machen könne. Er ließ nunmehr

einen großen Kasten mit Gold füllen und wollte sich in Alicante damit einschiffen. Allein Satan war noch listiger als er. Er selbst war in die Kiste geschlupft, als man die Summen einpackte. Da es ihm aber an Luft fehlte, so machte er in dem Boden ein großes Loch, durch welches die Münzen unterwegs herausfielen. Juzef Ben-Huth merkte aber nichts davon, so eilig war seine Flucht. Er dachte nur daran, unter Segel zu gehen und Spanien zu verlassen.

Als er nun die Kiste öffnete, um den Preis des von ihm erkauften Schiffes zu entrichten, da fand er kein Geld mehr darin, und statt dessen den Teufel selbst, und — so fügt der ehrwürdige Vater Don Jeronimo Blascar in seinem Buche: Excelencias de la gloriosa Ciudad de Alicante, hinzu — hievon rührt das Sprichwort her: „den Teufel im Säckel haben". Satan aber packte Juzef an der Gurgel und fuhr mit ihm davon, man weiß bis heute noch nicht wohin.

Die auf dem Wege verlorenen Münzen wurden in Stein verwandelt. Allein sie behielten ihre Gestalt und die concentrischen Kreise womit sie bezeichnet sind, lassen sie noch immer dem Gelde ähnlich sehen. Diese Steine sind von verschiedener Größe, bald von der Dimension eines Nagels, bald wie der Kopf eines Sombrero. Die Gelehrten nennen sie Linsensteine, das Volk hingegen Teufelsmünze. In der Gegend von Alicante liegen sie in Menge auf den Aeckern zerstreut und mit diesen Steinen hatte der Mörder sein Schlachtopfer vollends umgebracht. Auch war der Leichnam unter einem Haufen dieser Steine gefunden worden.

Don Manuel de Basabru läugnete hartnäckig irgend eine Theilnahme an diesem Morde. Man machte ihm bemerklich, daß die dem Ciriaco Martinez zugehörigen Waaren bei ihm gefunden wurden; allein er blieb dabei, daß diese ihm gehörten. Man stellte ihm den Kaufmann, der sie expedirt hatte, gegenüber, jedoch ohne ein anderes Resultat zu erlangen.

Endlich fragte der Alcalde den Angeklagten: „Aber was enthalten denn die Ballen eigentlich?" — Das wird nicht schwer seyn zu entziffern, erwiderte Jener, wenn man die Aufschrift gelesen hat. Vasos de plata y pala cra, sacadenarios de hierro y otros. (Gefäße von Silber und gediegenem Golde, Beutelkehrer von Eisen und Anderem.)

Kaum waren diese Worte gesprochen, so ergriff den Kaufmann ein unmäßiges Gelächter, das selbst der mehr als ernsthafte Handel nicht zurückdrängen konnte. „Ach, noch mehr wollte ich lachen, wenn es dem armen Martinez nicht das Leben gekostet hätte!" sprach er,

indem ihm vor Lachen die hellen Thränen über die Backen liefen. „Silberne Gefäße!“ ſagt lieber „Gefäße von Blech — Vasos de lata! Verſtanden?“ — „Aber das P?“ fragte der Angeklagte. — Eine bloße Abkürzung! Pulita lata — reines Blech! ſprach weiter der Kaufmann.

Der Schuldige ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Das heißt ehrliche Leute betrügen!“ rief er.

Jetzt ereiferte ſich aber der Kaufmann und rief ſeinerſeits: „Ich betrüge keinen Menſchen, das Blech iſt rein und herrlich aus der Fabrik von Ronda bei Gibraltar, und ich ſelbſt bemerkte auf der Adreſſe, daß die Schaufeln, die ich beigepackt habe nur von geringer Qualität ſind.“ —

„Aber, ſagte der Angeklagte, heißt denn nicht pala cra — gediegenes Gold?“

„Hier ſteht, fuhr der Kaufmann fort, indem er mit dem Finger auf die Buchſtaben zeigte, Pala crasa, grobe Schaufeln und cadenas de hierro y otras, eiſerne Ketten und Anderes.“

Manuel de Baſabru blieb erſtarrt bei dieſer Erklärung, man öffnete die Ballen, und als man die Waaren darin vorgefunden hatte, wurde er zum Tode verurtheilt.

Der Prieſter, der ihm im letzten Augenblicke beiſtand, ermahnte ihn, die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen, allein nichts war im Stande, dem Verbrecher andere Worte abzupreſſen, als: „Es war nur Blech!“ Dieß war Alles, was man von Baſabru zu hören bekam und er ſtarb unverſöhnt mit ſeinem Schöpfer.

Der Palaſt von Verſailles.

Herr Vatout, erſter Bibliothekar des Königs der Franzoſen hat unter obigem Titel ein Werk herausgegeben, welches in dieſem Augenblicke, wo die Eröffnung in wieder hergeſtellter Pracht dieſes Königsſitzes bevorſteht und aller Blicke dahin zieht, auch für deutſche Leſer nicht ohne Intereſſe ſeyn wird.

Wir übergehen hier die Kapitel über das berühmte Oeil de Boeuf, dieſes Vorzimmer der höchſten Gunſt, dieſe Vorhalle des Tempels, wo die Höflinge den Aufgang ihrer Sonne anbeteten; dieſes Schlafgemach, wo das glanzvolle Geſtirn ſo trübſelig unterging; dieſen Conſeilſaal; dieſes Confeſſional, von wo der Widerruf des Edikts von Nantes und die Dragonaden hervorgingen; ebenſo führe ich hier nichts aus dem Abſchnitte „die Gallerie Napoleons“ an. Ich will mich begnügen, als Probe hier zwei Bruchſtücke zu geben.

Cabinet des Chasses.

Man kommt in dieſes Cabinet entweder durch den Salon des pendules oder auf einer kleinen Treppe, welche nach dem Marmorhofe geht. Unter Ludwig XIV. war dieſer ein Vorzimmer; den Namen hat es entweder von den Jagdhunden, die an dem Fries angebracht ſind, oder weil Ludwig XV. gewohnt war, einige ſeiner Hunde vor dem Aufbruch zur Jagd in dieß Zimmer bringen zu laſſen. Man weiß, wie leidenſchaftlich er dieſes Vergnügen liebte, und daß man an jenen Tagen, wo keine Jagd war, zu ſagen pflegte: „Heut thut der König nichts.“

Das Fenſter des Cabinets geht auf einen kleinen Hof, welcher der Hof der Hirſche heißt. Es iſt mit einem Balkon verſehen, auf welchen ſich die königliche Familie begab, um nach beendigter Jagd das Jägerrecht der Hunde anzuſehen. Das eiſerne Gitter links von dieſem Balkon diente als Eingang in die Alkove des Zimmers Ludwig XV., durch welche ſich die Dubarry heimlich zu dem König begeben konnte, da ſie unter dieſem Zimmer wohnte. Die vergoldete Thüre rechts vom Eingange geht auf eine Treppe, welche in die Wohnung der Dubarry und in den Marmorhof führt. Durch dieſe Thüre begab ſich Ludwig XIV. auf die Jagd, und am Fuße dieſer Treppe führte Damiens den 5. Januar 1757 den Stoß mit dem Federmeſſer nach Ludwig XV.

In dem zweiten Stockwerke dieſes Hofes der Hirſche, den Zimmern der Dubarry gegenüber hatte ſich Ludwig XV. einige kleine Gemächer einrichten laſſen, wie z. B. ein kleines Boudoir, eine Bibliothek und ein chemiſches Laboratorium, wo ſich ſeine königlichen Hände damit abgaben, die Chocolade und den Kaffee für die Favorite zu kochen.

Auch Ludwig XVI. liebte es hier zu weilen und hatte einige Veränderungen nach ſeinem Geſchmacke hier machen laſſen. So ſah man in einem kleinen, ganz vergoldeten Salon alle Kupferſtiche, die ihm gewidmet worden waren; in einem topographiſchen Cabinette die Karten, die der König ſelbſt gemacht hatte; in der Bibliothek koſtbare Bücher, alte Manuſcripte von Franz I. und den letzten Valois; die Werke Ludwigs XIV. und Familienpapiere. Unter der Bibliothek befand ſich der Saal des Thurms. Man weiß, daß Ludwig XVI. Liebhaberei für das Schreinerhandwerk hegte, das Schloſſerhandwerk jedoch war ſeine Leidenſchaft. Er ſelbſt hatte unter der Anleitung des Schloſſers Gamin den Schlüſſel zu dem kunſtvollen Schloſſe verfertigt, welches das berüchtigte rothe Buch verſchloß. Auch ſoll er den kupfernen Meridian geſchmiedet haben, der in dem Saale der Uhren angebracht worden war.

Ludwig XVI. war ſehr neugierig und hatte über ſeiner Schmiede ein Belvedere anbringen laſſen, welches die Höfe von Verſailles, die Straße nach Paris und die Gärten der Nachbarſchaft beherrſchte. Hier ſaß er in ſeinem Lehnſtuhl und beobachtete durch einen ungeheuren Telescop Alles, was rings um ihn her vorging, um dann Abends den Cirkel der Königin damit zu unterhalten, oder die Hofleute in Verlegenheit zu ſetzen, wenn er irgend ein Abenteuer von ihnen belauſcht hatte.

In dieſem Augenblick vereinigt das Cabinet des Chasses die

Portraits Ludwigs XIV. und aller jener Männer, die ihm zur Seite ſtanden. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Monarch, der ſtets ſo ſtolz den Fremden gegenüber war, ſo ſtreng in ſeinen Anforderungen gegen ſeine Höflinge und die Mitglieder ſeiner Familie ſo überaus herablaſſend und wohlwollend gegen Künſtler ſeyn konnte. Manſard war nicht nur in die nächſte Umgebung des Königs aufgenommen, ſondern auch noch von einem einfachen Maurermeiſter zum Ober-Intendanten der königlichen Gebäude erhoben worden. Als ſolcher erhielt er 52,000 Livres Gehalt und außerdem noch 18,000 Livres als erſter Architekt des Königs, mit der Befugniß, alle Stellen vergeben zu können. Er ſtarb als Marquis und Ritter des St. Michaelordens in einem der Gemächer des prächtigen Palais, das er erbaut hatte.

Le Notre wurde von dem König nicht minder geliebt. Eines Tages wollte der König die Bosquets von Verſailles beſuchen, welche ſo eben vollendet worden waren. Ludwig XIV. hatte ſeinem Gartenintendanten verſprochen, ihm für jedes Bosquet, das ihm gefallen würde, 20,000 Livres zu ſchenken. Dieſes Anerbieten wurde mit großem Danke angenommen, allein nachdem der König die erſten vier Bosquets bewundert hatte, rief Le Notre aus: „Es iſt genug, Sire, Euer Majeſtät iſt ſo gut, daß Sie ſich ruiniren würde.“ Der König wollte ihm ein Wappen verleihen, allein Le Notre lehnte es ab und ſagte: „Würde ich je meine Hacke vergeſſen können?“ Als einſt der König in einem kleinen Rollwagen fuhr, den er ſelbſt lenkte und der von den Lakaien fortgeſtoßen wurde, mußte Le Notre ſich neben ihn ſetzen. „Ach, mein armer Vater, wenn Du noch lebteſt,“ rief er bei dieſer Gelegenheit aus, „wenn Du ſehen könnteſt, wie Dein Sohn, ein armer Gärtner, in einem Wagen neben dem größten Monarchen der Welt fahren darf, ſo würde nichts meinem Glücke fehlen!“

Salle du déjeuner.

(Altes Appartement der Frau von Maintenon.)

Ludwig XIV. hatte die Gewohnheit, hier zu frühſtücken, ehe er auf die Jagd zog. Hier ließ er ſeine vier Lieblingshunde hereinbringen, die von den Pagen in Wagen zur Jagd gefahren wurden, um ſie nicht zu ſehr zu ermüden.

Der jetzige König der Franzoſen pflegte hier auszuruhen, wenn er die Arbeiten an dem Nationalmuſeum von Verſailles inſpicirte.

Dies Gemach bildete ſonſt einen Theil des ſogenannten kleinen

Appartements der Frau von Maintenon. Der König Ludwig XIV. pflegte hier durchzugehen, wenn er aus dem Speiſesaale kam, um ſich zu ſeiner Gemahlin zu begeben. Ludwig XV. hat hier ſo viel einreißen und verändern laſſen, daß man ſich keinen rechten Begriff mehr von der Wohnung der Maintenon entwerfen kann. Die kleine Gallerie Mignard mit den zwei anſtoßenden Salons, mußten den Appartements eine glänzende Vergrößerung verleihen, wenn man Concerte oder Komödien daſelbſt aufführte.

St. Simon erzählt, daß der König nach dem Mittageſſen zur Frau von Maintenon zu gehen pflegte, ſich neben ſie auf einen Lehnſtuhl ſetzte, während ſie in ihrer Niſche auf einem Kanapee ſaß, welches von drei Seiten geſchloſſen war. Die Prinzeſſinnen von Geblüt ſaßen neben ihnen auf Tabourets, und in einiger Entfernung die bevorzugten Damen, welcher Vorzug für dieſe Gelegenheit ziemlich ausgedehnt war. Thee und Caffee ſtanden umher, und Jeder durfte zulangen, wenn's ihm beliebte. Der König blieb ſo lange da, als ihn die Unterhaltung der Prinzeſſinnen unterhielt. Dann ging er vor allen Damen hinaus, die ihm folgten, bis auf einige Vertraute der Maintenon. Wenn ſpäter der König ſich wieder zu dieſer merkwürdigen Frau verfügte, ſo durfte niemand eintreten, als die Herzogin von Bourgogne und der Miniſter, welcher mit dem König zu arbeiten hatte. Die Thüre blieb verſchloſſen und die Damen, welche in dem nebenanſtoßenden Gemache waren, folgten erſt dem Könige, wenn er ſich zum Souper begab.

Gegen das Ende Ludwigs XIV. war die ganze Regierung des franzöſiſchen Reiches in dieſem kleinen Appartement der Maintenon. Selbſt das Conſeil verſammelte ſich öft in ihrem Zimmer, und ſie gab ihre Stimme in Staatsangelegenheiten ab, indem ſie mit Stickerei beſchäftigt war. Da ſie beſtändig im vertrauten Kreiſe mit einigen Damen zu ſpeiſen pflegte, ſo ließ der König manchmal ſein Eſſen zu ihr bringen, und ſie wußte es ſo geſchickt zu lenken, daß bald aus dieſer Galanterie eine Gewohnheit wurde. Die gewöhnlichen Gäſte dieſer kleinen Diner's waren die Herzogin von Bourgogne, Frau von Levi, Palaſtdamen, Frau von Caylous, Frau von Dangeau und die Marquiſe von O. Beſonders war's die Herzogin von Bourgogne, die den König gut zu erheitern wußte. Als im Jahr 1712 der Tod dieſer Prinzeſſin erfolgte, ſah es die Frau von Maintenon dem alten Monarchen wohl an, wie ſehr er ſich langweilte. Sie gab ihm daher die kleinen Souper's mit Lotterieſpiel und ließ Komödien aufführen. Die Penſionairinnen des von ihr begründeten Fräuleinſtiftes von St. Cyr mußten Athalia auf-

führen. Um die Concerte pikanter zu machen, wurden Scenen aus Molière'schen Stücken, welche der König am meisten liebte, eingeschaltet; aber um dieses Vergnügen mit den Gewissensscrupeln zu vereinbaren, gaben die Künstler der Hofkapelle diese Scenen im Costüm. Denn man wird wissen, daß alle Schauspieler damals im Kirchenbann lebten und daß nur die Künstler der Academie royale de musique davon ausgenommen waren und selbst Adelsbriefe erhalten konnten. Diese Ausnahme rührte davon her, daß Ludwig XIV. in seiner Jugend, selbst im Ballet, getanzt hatte.

Allein die Musik selbst hatte für Ludwig keinen Reiz mehr, der sich heimlich grämte, sich nur von einigen alten Damen umgeben zu sehen, zu denen nur manchmal der Herzog von Maine, der Graf von Toulouse und der Hauptmann der Garden sich gesellen durften; denn so argwöhnisch war die Maintenon, daß sie niemand in diese mystische Vertraulichkeit ziehen wollte.

Welcher Abstand von diesem trübseligen Gefangenen der Wittwe Scarron zu dem Besieger Flanderns und der Franche-Comté, der sich von den Strapazen des Kriegs in den bezaubernden Bosquets von Versailles erholte!

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Oldenburg im Mai 1837.

Während unser allverehrter Großherzog zur Hochzeitsfeier seines Neffen, des Prinzen Peter von Oldenburg, nach Wiesbaden gerist ist, hat unser erhabenes Fürstenhaus wieder ein harter Schlag getroffen. Der aus dritter Ehe unseres Fursten mit der Prinzessin Cäcilie von Schweden, am 15. Februar 1837 geborene zweite Prinz August, ist seinem in gleichem Alter verstorbenen Bruder nach wenigen Krankentagen gefolgt. Unsere tiefe Trauer ist allgemein. Ist es schon gewiß an sich beunruhigend, daß wir außer dem Großherzoge, nur den Erbgroßherzog Nicolaus Friedrich Peter, geboren den 8. Juli 1827, und den neu vermählten, in Petersburg residirenden Prinzen Peter von Oldenburg, als Stammhalter des jetzt uns beschattenden Fürstenzweiges besitzen, so ergreift jedes fuhlende Herz doch vor allen Dingen der Schmerz der trostlosen Mutter, die wahrlich! um ihrer vortrefflichen Eigenschaften, um ihrer Barmherzigkeit willen, womit sie jeder Noth wehrt und jeden Kummer lindert, schon auf Erden den Himmel verdient. Möge ihr und uns, bei Irre und Zweifel, der Trost bleiben, daß der Himmel ihre beiden blühenden Kinder nahm, weil sie der Mutter glichen, und es ihm an Engeln gebrach.

Die Nachrichten aus Griechenland lauten fortwährend erfreulich. Die junge schöne Königin fühlt den erhabenen Beruf, ein gutes und schönes Land als Mutter zu beglucken. Auch scheint der Himmel sie zu beschützen, der sie jüngst vor einer großen Gefahr, als ihre Pferde flüchtig geworden, durch die Geistesgegenwart eines Griechen, welcher sich den wie von Dampf getriebenen Pferden in den Zügel warf, bewahrt hat.

Der Prinz Peter von Oldenburg wird mit seiner jungen Gemahlin Ende dieses Monates hier erwartet, und sein feierlicher Empfang von allen Ständen im Voraus besprochen. Wie es heißt, werden die Kavalleriemanöver unserer Bürgerschaft zum Empfang der hohen Herrschaften schon in diesen Tagen beginnen. Cantaten und Sonaten verpuppen sich jetzt in einsamen Kammern der Dichter und Tonsetzer, um am hohen Empfangstage als Schmetterlinge die erhabenen Kinder Oldenburgs zu umflattern. Wollte Gott, er bliebe bei uns! Allein Anderes ist beschlossen und wir können nur die Worte wiederholen, welche ihm bei seinem letzten Hiersein ein Poet am Schluß seines Gedichtes zurief:

„Doch ist Höh'res dir beschieden
„Ruhm im Kriege, Ruhm im Frieden,
„Oldenburger Fürstenlicht,
„Wie die Sonn' durch Wolken bricht.
„Folge denn des Schicksals Rufen,
„Steige auf die höchsten Stufen,
„Aber was du werden wirst
„Bleib ein Oldenburger Fürst.
„Wenn die Brust auch Sterne schmucken
„Wie wir sie am Himmel blicken,
„Wahr' am Herzen treu und schlicht
„Oldenburg's Vergißmeinnicht."

In dem Spätsommer werden unsere beiden Regimenter Infanterie und unsere Artillerie sich mit den hanseatischen Truppen Lübecks,

Hamburgs und Bremens zu einem gemeinſchaftlichen Lager, etwa drei Meilen von hier, verſammeln, um dort unter unſerem hochverdienten Generalmajor Wardenburg, Freuden und Leiden des Krieges in Friedenszeiten zu theilen. Zwar will es verlauten, als ob die freien Bürger der freien Städte, die einmal von ihren Regierungen eingegangenen Conventionen, der hohen Koſten wegen, und vielleicht auch, weil ſie einen zu ſtarken Abfall ihrer geworbenen Vaterlandsvertheidiger bei ſolchen Fußtouren fürchten, aufheben wollten, allein die ſogenannten Ehrliebenden Bürgerſchaften werden ſich doch wohl, wie immer, und wie das Lied vom Flausrock ſo ſchön ſchildert, in ihrer politiſchen Ehre mit den Signorien, deſſen Beſchlüſſen fügen. Der Bentinkiſche Erbſchaftsproceß iſt jetzt auch in pollorio bei unſerem Oberappellationsgerichte anhängig gemacht, und die Klage zur Verhandlung der Einreden in dreiwöchentlicher Friſt mitgetheilt. Die Theilnahme für die Agnaten ſteigert ſich täglich, ſelbſt im Kalphauſiſchen, während der factiſche Beſitzer bis jetzt keinen Pfennig Schulden bezahlt und durch eine Convocation der Creditoren dieſe offenbar hinzuhalten ſucht. Zudem hat der Beſitzer durch den Tod des Staatsraths Klübee den Atlas verloren, der ſeine Sache trug, und wird jetzt Mühe haben, ſelbſt wenn er noch ſo dankbar ſeyn wollte, einen würdigen Gegner gegen den agnatiſchen Anwald, Doctor Tabor aus Frankfurt, der doch vor Allen dieſen am Grundlichſten in der Sache geſchrieben hat, zu finden, obgleich er einen ſolchen jetzt auf ſeinen Reiſen ſuchen ſoll.

Die Einwohner der Stadt Jever geriethen vor einiger Zeit in einen merkwürdigen Zwiſt mit den benachbarten Oſtfrieſen. Bekanntlich beſteht in unſern Marſchgegenden ſeit vielen Jahrhunderten die Gewohnheit, daß zur Winterzeit auf großen gefrornen Flächen, eine gewiſſe Strecke mit eiſernen Kugeln, abwechſelnd von zwei Parteien, zuegeworfen wird, welches Spiel man „Klootſchießen“ nennt. Ein ſolcher Wettkampf wird oft Sache ganzer Dorfſchaften und iſt der Preis des Siegees oft hunderte von Thalern. Die olympiſchen Kämpfer werfen, trotz der grimmigen Kälte, im bloſen Hemde, und werden nach jedem Wurfe, den ſie oft mit übermäßiger Anſtrengung thun, gewöhnlich fallend aufgefangen, dann aber bis zu einer neuen Kraftanſteengung, wie eine Sängerin nach der Voeſtellung, warm eingehüllt. Die Kampfrichter beider Parteien von gleicher Anzahl, haben den Namen „Krakeeler“ und gerathen wie auch der Name beſagt, nicht ſelten in Streit bei der Beurtheilung des Wurfs. Eine ſolche Verunreinigung entſtand auch unter den Richtern im vorigen Winter, als Oſtfrieſen und Einwohner Jevers in der Nähe der letzten Stadt kämpften. Dieſe hielten ſich für die Sieger und waren es auch wohl, jene aber ſpielten das Präventre, zogen in die Stadt, erzwangen von einem Wirth die deponirte verwettete Summe, und wollten ſchon die Herausgabe verweigern, als die Jeveraner Allarm bliſen, ihre Schutzengarde verſammelten, um unter Mitwirkung ihrer furchtloſen wie gemäßigten Obrigkeit, die Haupträdelsführer arretirten, von denen jetzt indeſſen alle, bis auf Einen, gegen Caution entlaſſen ſind. Die Oſtfrieſen können aber unſer criminaliſches Verfahren (wir haben das baieriſche Strafgeſetzbuch) nicht begreifen und ſetzen naiv hinzu, ſo etwas ſey bei ihnen, wo deegleichen civilrechtlich verhandelt werde, unerhört, bei ihnen koſte die Ohrfeige nur fünf Thaler.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

X.

Kunſt und Wiſſenſchaft in den Dioskuren.

Machte ſich ſchon der erſte Band von Mundts Dioskuren durch mancherlei jugendliche Vereinsbeſtrebungen, durch einen Aufſatz von Rosenkranz über Diderot und hauptſächlich durch die äußerſt intereſſante Mittheilung von Eduard Gans über die Stiftung der Societät und Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, an welchem Artikel Inhalt und Darſtellung gleich ausgezeichnet war, in hohem Grade bemerklich, ſo ragt der eben erſchienene zweite Band dieſer Schriften in bunter Reihe noch ungleich mehr durch Namen und Zahl der hier verbundenen Mitarbeitee, durch die Vielſeitigkeit und Auswahl der Stücke, kurz durch Reichhaltigkeit und Intereſſe über alle unſere zeitſchriftlichen Unternehmungen hervor. Man denkt unwillkührlich an Schillers Horen und muß dabei eingeſtehen, daß wenn Schillers Autorenkreis den hier von Mundt verſammelten an Bedeutung, Genialität, Macht und Verſchiedenheit der Einzelnen, ja an Solidität überhaupt unendlich weit überragte, ſich in der vorliegenden Unternehmung der enger und offenbarer gewordene Verkehr der Schriftſteller mit dem Publikum deſto erfreulicher bekunde und daß es jetzt practiſche, augenblickliche, ſehr allgemeine Intereſſen gibt, an welchen ſich die Autoren und die Nation weit ſchneller erkennen und berühren, als es in der Weite und Unendlichkeit, in dem Idealismus jener früheren Beſtrebungen denkbar geweſen wäre. Wir ſind dießmal dem Mundt'ſchen Tic, ſich an die Spitze der Dinge zu ſtellen, wirklich ver-

pflichtet und wünſchen einem Inſtitute dieſer Art auf's lebhafteſte Leſer, Freunde und vorzüglich — Käufer.

Auch in dieſem Bande wie in unſerer jetzigen Literatur überhaupt behaupten die wiſſenſchaftlichen und proſaiſchen Productionen eine weit höhere und wirkſamere Stelle als die poetiſchen. Leopold Schefer, der bewährte adrliche, jetzt aber faſt nur didactiſche Dichter, deſſen Verehrer noch allzuſehr von ſeinem „Palmerin und anderen köſtlichen Phantaſieſtücken und Farbengemälden beſtochen ſind, um ſich an dieſen zerfloſſenen Gnomologen genügen zu laſſen, — H. Laube, welcher meiſt nur gar leicht ſkizzirt und für ſeine gewandten Formen einen ernſteren, dichteren Gehalt wünſchen läßt, von dem der Leſer an und für ſich angezogen würde, — dazu Apollonius von Maltitz und eine Skizze von Theodor Mügge. Dann kommen neue Anſtrengungen jener wunderlichen Novelliſtenklaſſe, die ſich par force auf poetiſche Production wirft und die Novelle als das Terrain auserkohren hat, auf welchem durch neuen Anſchauungs- und Empfindungscharacter eine neue Literatur zu Stande gebracht werden ſoll. Ich ſehe da wenig oder nichts Erkleckliches herauskommen. Während mehrere ſolche gewaltſame Poeten, wo ſie kritiſch converſiren, reiſen, raiſonniren, ſkizziren, — zum Theil wirklich Vortreffliches hervorbringen, Manches, das ich ſehr hoch halte, bleibt dieſe Novellenwuth, die denn doch nur ein moderniſirter Ableger der Tieck'ſchen Kunſt- und Poeſiebehandlung iſt, lediglich ein Verſuch, eine Anſtrengung; es kommt zwar ein Gemüths- und Ideengehalt der Herren zu Tage, einzelne Skizzen gelingen wieder, im Ganzen ſieht es doch nur einer naiven Styldübung ähnlich, wie mir wirklich einſt eine jüngere Celebrität geſtand, ſie ſchreibe Novellen, blos um einen leichten Vortrag zu erobern. Dabei gebricht es an allen äußeren poetiſchen Motiven, die Vorfälle an ſich überſteigen die Linie des Ordinären oder Unglaublichen faſt nie und dem Ganzen mangelt eben das, was allemal die Dichtung bekundet, es ſieht die Sache durchaus nicht darnach aus, als müſſe ſie ſo ſeyn, als habe ſie ſich ſelber gemacht, ſondern man ſpürt, daß ſie gemacht wurde und daß man es darauf anlegte, Dichter zu ſeyn und zu heißen. Ein innerer dunkler poetiſcher Drang, alle Empfindungen und Gedanken des bewegten Genius machen den Poeten nicht, wenn es nicht zugleich gelingt, ſo von einer Empfindung voll zu ſeyn, daß nothwendig auch ein Ganzes darnach zurückſtrahlt. Das aber iſt gerade die ganz beſondere Kraft, dieſe Fülle der Empfindung zu genießen und ihr eine Geſtalt zu ſchaffen. Wie die Gebrüder Schlegel und ihre meiſten Anhänger nie wahrhaftere Poeten waren, als wenn ſie es ſich gar nicht vorſetzten, dieß zu ſeyn, in Kritiken, Skizzen, Geſchichtsdarſtellungen und ſonſtigen Reproductionen, ſo finde ich den größeren Theil der jüngeren Literaten zu Seiten Mundt's da am erſten rein poetiſch und ſchaffend, wo ſie nicht novellenwüthig ſind. Wenn Mundt Bekenntniſſe aus ſeiner innern Welt mehr dialectiſch zu objectiviren ſucht, wenn Kühne die Briefe des Kindes oder den Dichterlauf Shakespeare's abſpiegelt, da ſind ſie mehr als kritiſch und herzausſchüttend. Was dagegen eigentlich Poetiſches aus dieſen und verwandten Kreiſen auftritt, gehört bis auf wenige begabtere Perſonalitäten zu jener gemachten und übereizten Gattung von Gefühls- und Anſchauungsproduktion, die als mißlungene Praxis den beſten Beweis zu der Vermiſchungstheorie Theodor Mundt's führt, die ich in den früheren Artikeln verworfen habe. Wienbarg hat ſchon lange einen norddeutſchen Sittenroman verſprochen. Ich wäre begierig dieß Erzeugniß zu leſen. Anders erſcheinen mir auch die poetiſchen Producte Mundt's und Kühne's nicht und was von Ernſt Willkomm's und ſonſt, beſonders in Berlin, drum und dranhängt. — Die Novelle iſt jetzt Mode und Vehikel für Alles, wie es ſruher Lyrik und Drama waren, aber Köpfe wie Mundt, Wienbarg, Kühne, können was Beſſeres thun als ihren inneren Drang dieſer Mode und einem Dilettantismus opfern, den ſie nach andern Seiten mit Recht bekämpfen. Das unſchuldige Vergnügen zwar müßte man Jedem gönnen. Sobald aber Prätenſionen hinzutreten, und Mundt ſeine und ſeiner Genoſſen Kunſtproductionen mit den Worten ankündigt: „Wir bieten hier die letzten Kräfte auf", dann wird man unmuthig und an den Hochmuth unſerer kleinen Lyriker und Märchenerzähler erinnert, die mit den Aushängeſchildern und wirklich großen Namen: Tieck und Uhland an der Spitze ihre kleinen Sächelchen als die letzten Reſultate deutſchen Geiſtes und deutſcher Literatur darbieten und eine ſouveraine Verachtung gegen alle „Unfruchtbaren" äußern.

Weit und Märcker lieferten dankenswerthe Bearbeitungen ausländiſcher Poeſie in dieſe Sammlung.

Der bedeutendere Theil des Ganzen iſt, wie geſagt, der nicht poetiſche. Und in dieſem zeichnen ſich beſonders drei vorzügliche Stücke aus, eines von Varnhagen, eines von Roſenkranz und eines von dem in dieſen Ueberſichten ſchon rühmlich erwähnten Leibnitz-Entrauer. Varnhagen ſchildert uns einen „Beſuch bei Jean Paul", den er demſelben noch als ſehr junger Mann abſtattete. Ich glaube, daß man auch dieſen mit koſtbarer Unparteilichkeit geſchriebenen Aufſatz bald in des Verfaſſers Sammlung von „Denkwürdigkeiten und vermiſchten Schriften" leſen wird und ziehe es vor, dieſe Thätigkeit in ihrer Geſammtheit demnächſt bei der Anzeige letztgenannter Sammlung zu würdigen. Ueber Jean Paul wäre es hier auch nicht am Platze eine individuelle

Anſicht auszuſprechen. Noch, dünkt mich, iſt das letzte Wort lange nicht geſagt, um dieſen Mann in ſeiner Stellung zur deutſchen Welt und unſren neueren Literaturperioden zu begreifen. Recht deutſch und in mancher Rückſicht deutſcher als die irgend eines Andern, ſteht die Wirkſamkeit deſſelben dennoch vereinzelter als die der andern Heroen. Er iſt wie eine Anomalie, bald ergänzend, bald widerſprechend, bald den Rückſchritt klaſſiſcher Kunſt ankündigend, bald die erſten Worte eines weitgreifenden, univerſellen Weltfortſchritts enträthſelnd, immer der Dichter des Enthuſiasmus, immer eine Anomalie in dem geſchloſſenen deutſchen Geiſterkreiſe, deren eigentlichen Kern man nicht getroffen haben wird, bis ſein Verhältniß zur Weiblichkeit mit all ihren ſuchenden, muſikaliſchen und doch nie die Manhaftigkeit des Gedankens erreichenden Attributen in volle Klarheit geſetzt iſt. Nie hat man einen Genius mit widerſprechenderen Gaben gekannt. Wenn wir ihn nirgends zulänglich anzufaſſen wiſſen, werden wir ihm doch immer am nächſten ſtehen, ſobald wir ihn zunächſt als den Dichter einer höheren Frauenwelt im eigentlichen Begriffe des Wortes betrachten. Damit iſt kein Tadel ausgedrückt. Wenn Jean Paul auch nicht der wirkliche Verkünder jener roſigen Weltanſchauung war, die Heine für den Typus einer werdenden Literatur erklären wollte, ſo muß er wenigſtens großentheils als Anbeginn der meiſten ſtoffliehen und formellen Unklarheiten angeſehen werden, die dem Ringen der jetzigen Menſchheit und unſerer neueſten Literatur oft zu ihrem Unheil beiwohnen. Es iſt keine Frage, daß unſere neueſte Literatur ihren Aufſchwung ſichtbarlichſt aus Jean Paul nahm, aber es iſt noch viel ſicherer, daß die beſſeren Kräfte den Denkkreis, die Anſchauungsweiſe und die Formenauflöſung dieſes Poeten wieder zu bewältigen und ſich auf den reelleren Vorſprung, auf den Boden Goethiſcher Kunſt und Weltanſchauung zu retten ſuchen. Auf dieſem Wege iſt allein Heil für das Leben, für die Weltbetrachtung und für die Kunſt der Neueren zu hoffen.

Karl Roſenkranz, der, weit draußen in Königsberg, doch ſo ſtattlich im Mittelpunkte unſerer litterariſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen hält, mußte auch in anderem Zuſammenhange geſchildert werden. Er lieferte dießmal zu den Dioskuren einen ſehr ſchönen Aufſatz über „die Geſammtausgabe der Kantiſchen Schriften“, und leitet dieſe Idee auf die würdigſte Art ein. Man trifft auf die werthvollſten Bemerkungen, die das Verhältniß der Geſammtthätigkeit unſerer großen Philoſophen unter einander und zu Welt und Gegenwart ausſprechen. Möge was Paulus für Spinoza, die Freunde Hegels für dieſen gethan haben oder noch thun, was Guhrauer für Leibnitz betreibt und Roſenkranz hier für Kant in Anregung bringt, bald auch auf angemeſſene Art für Fichte eingeleitet werden, deſſen unvergängliche Nationalſchriften von der gegenwärtigen Zeit viel zu ſehr bei Seite gelegt ſind und einen beſonderen Geſammtabdruck verlangen. Der Ausgabe des ganzen Kant mit allen geſchichtlichen und biographiſchen Apparaten wäre Roſenkranz ſelbſt vor Vielen berechtigt, ſich zur Aufgabe zu machen — er, der gegenwärtig den berühmten Lehrſtuhl des Weiſen von Königsberg inne hat.

Das dritte wichtige Stück dieſer Zeitſchrift iſt von Guhrauer und führt die Aufſchrift: „Leibnitz in Mainz, als Staatsmann und deutſcher Schriftſteller.“ Man wird es verzeihlich finden, wenn ich unter allen an dieſem Aufſatz das größte Intereſſe nahm und mich getrungen fühle, dem Verfaſſer für dieſe Mittheilung, die in meine nächſten Beſtrebungen eingreift, meinen beſonderen Dank auszudrücken. Zugleich kündigt dieſelbe das baldige Erſcheinen der ſämmtlichen deutſchen Schriften von Leibnitz an, was mir Gelegenheit geben wird, weitläufiger bei ihrem Inhalt und insbeſondere bei den publiciſtiſchen Arbeiten dieſes großen Denkers, Menſchen und Bürgers zu verweilen. Deßhalb für jetzt nur folgende kurze Hinweiſung: Guhrauer entwirft mit ſichrer Hand eine gedrungene Urberſicht von dem Wirken Leibnitzens, des Staatsmannes und Politikers in jener Epoche ſeines Lebens, als er am Hofe und im Dienſte des denkwürdigen Churfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn war und mehr als in ſeiner ſpäteren Stellung zu ſtaatsmänniſchen Schriften veranlaßt wurde. Die Kundigen wiſſen, mit welcher hohen Begeiſterung der vor Kurzem verſtorbene Niklas Vogt in ſeinen Europäiſchen Staatsrelationen und größeren Schriften dieſen ächt geiſtlichen Reichs- und Friedensfürſten und ſeine Umgebungen ſchon vor Jahren verherrlicht hat. Auch Leibnitz gehörte in dieſen Kreis; hier entwickelte er beſonders die politiſche Seite ſeines ungeheuren Geiſtes. Schon kannte man zwei ſeiner Staatsſchriften, die dem Intereſſe Johann Philipps zum Organ dienten und noch jetzt Bewunderung erregen. Nun aber kömmt durch Guhrauer's Bemühen eine dritte und zwar die wichtigſte politiſche Schrift von Leibnitz zum erſten Mal an's Licht, die bisher im Manuſkripte zu Hannover begraben lag, hier in theilweiſem Auszug gegeben iſt und in der oben gemeldeten Sammlung demnächſt vollſtändig mitgetheilt werden wird, — die wichtigſte unter dieſen politiſchen Arbeiten, weil ſie deutſch geſchrieben und zunächſt Deutſchlands eigenſten und höchſten Bedürfniſſen gewidmet wurde. Man kennt die jammervolle Lage unſerer deutſchen Geſammtzuſtände nach dem dreißigjährigen Kriege und von da bis zum Tode Karl VI. Was half in damaliger Reichstagszerſplitterung ein einzelner kräftiger Arm — was konnte der große Churfürſt von Brandenburg, was der Mainzer, was deſſen Räthe und Diener, Bone-

bneg und Leibnitz, was endlich der herrliche Prinz Eugen für das Ganze Bleibendes und Dauerhaftes stiften? Religionsspaltungen, getheilte und einander widersprechende politische Interessen der mächtigsten Reichsstände, bald von Frankreich, bald von Osten her gefährdet, kurz nach allen Seiten rathlos und verrathen — wo sollte das Vaterland Rettung finden? In diesen Zeiten des nationalen Drangsals und zwar im Jahre 1670, schrieb Leibnitz eine Schrift in zwei Theilen, die zur Aufschrift hat: „Bedenken, welcheegestalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“ und diese Nationalschrift ist's, duech welche die deutsche Literatur und Politik erst jetzt bereichert wird. Wenn ich den tiefen Eindruck, welchen die hier mitgetheilten Fragmente auf mich gemacht haben und auf alle politisch bewegten Zeitgenossen nicht minder hervorbringen müssen, zwar nicht im Stande bin zu beschreiben, und, um das Ganze zu würdigen, auch erst das Ganze vorliegen muß, so mache ich vorläufig nur die Freunde der politischen Wohlfahrt deutscher Nation auf diese vorausgegebene Mittheilung aufmerksam. Wir haben den einsichtsvollsten, nationalsten und erhebendsten Denker daran zu bewundern und erleben die freudige Ueberraschung, daß was Leibnitz zur Wiederherstellung inneren und äußeren Friedens und unserer Nationalintegrität forderte, einen engeren Bund der größeren Reichsfürsten und somit eine bedingtermaßen zwingende Obergewalt dieses Bundes über die Rathlosigkeit des tausendköpfigen Ungeheuers von Republik, das man römisches Reich deutscher Nation nannte, also das, was Leibnitz als das einzige Rettungsmittel Deutschlands betrachtete und mit Hilfe des einflußreichen Churfürsten von Mainz, wenn auch damals vergeblich, bewerkstelligen wollte, daß Deutschland in natürlicher Entwicklung und selbst ohne Kenntniß dieses scheiftlichen Rathes zu einer verwandten, kräftigen Bundeseinheit wirklich gelangt ist, die Mächte Oestreich und Preußen an der Spitze und die übrigen Fürsten in verhältnißmäßiger Abstufung und in so weit rechtlich gesicherter Stellung, daß, wenn die Kleinen nicht willkührlich dem Gesammtinteresse entgegentreten, die rechtliche Ordnung des Körpers unverbrüchlich und gerade in der natürlichen Macht der Großen die Ehre, der Schutz und die Bürgschaft Aller gelegen ist.

Diese Schrift von Leibnitz ist für die deutsche Politik vom höchsten Werth und von bleibender Bedeutung! —

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

X.

Dem. van Hasselt sang nur vier Mal, obgleich das kunstliebende Publicum und sie selbst es wünschten. Wahrscheinlich sind die neuen Opern daran Schuld, die wir noch bis zum Beginne der Theaterferien zu sehen und zu hören bekommen werden, deren Aufführung durch eine Reihefolge bedeutenderer und unbedeutenderer Gäste bis jetzt verhindert wurde, nun aber nicht länger aufgeschoben werden kann, damit wir nicht hinter andern an Mitteln viel ärmeren Theatern zurückbleiben und der hie und da lautgewordene Vorwurf, als bekämen wir nur dann die interessanten Neuigkeiten, wenn sie bereits ein gewisses Alter erreicht, keinen Grund erhalte. Seitdem Fräulein van Hasselt ihre letzte Gastrolle gesungen, hörten wir den Piraten, als Nachhall der langen Kette lieblicher Bellini-Cantilenen ꝛc. und den Wasserträger, jenen alten rüstigen Gesellen, der uns fast ganz aus dem Gedächtnisse geschwunden war, und für unsere jüngere Welt den vollkommensten Reiz der Neuheit hat. Der Pirat, der wirklich neu für uns ist, den wir so eigentlich noch gar nicht einmal recht kennen, wurde sehr weise gewählt, um den Uebergang zu bilden, damit das Geschrei des Savoyarden Micheli uns nicht zu grell aus süßeren Emotionen aufschrecke. Zu erwarten steht nun Anna Bolena, worin Dem. Schebest wieder auftritt. Gottlob! rufen wir aus; doch wieder einmal etwas von Denizetti, den man über Bellini fast ganz vergessen hat!

So drehen wir uns gefällig im Kreise, erhaschen den Wechsel, wo er sich bietet, und können uns wahrlich keinen Vorwurf darüber machen, wenn bei der Menge, die geboten wird (oft fünf Vorstellungen in der Woche, ohne die aufgehobenen Abonnements) nicht eben alle neuen Componisten und die longweiligen alten Namen, von sogenanntem gutem Klang, auf unserm Repertoir erklingen.

Dieß Alles wird hier aus guter Absicht und in gerechter Würdigung des Zustandes der Sache erwähnt, und so will ich denn auch nicht verschweigen, daß Dem. Hasselt wirklich eine vortreffliche Sängerin ist und die Kunstfreunde sehr angenehm befriedigt hat.

Sie besitzt nicht das hinreißende Feuer in Spiel und Vortrag, welches Dem. Schebest, die in zwei Rollen neben ihr auftrat, zu entwickeln weiß, allein ihre schöne Stimme und die edle, geschmackvolle Gesangweise, die sie sich in Italien erworben, wirken nicht minder. Als Julia bildete ihr sanftes, jungfräuliches Wesen neben dem stürmischen Romeo der Dem. Schebest, einen schönen Contrast. Es zeugte für die Sicherheit und Besonnenheit der Künstlerin, daß sie sich nicht von dem blendenden und effectvollen Ungestüm ihrer Mitspielenden mit fortreißen ließ, wie wir es neulich erst hier erlebt haben. Das Publicum schwankte und klagte die fremde Künstlerin der Kälte an, bis sie sich in einer entscheidenden Scene zur Höhe, ja zur Begeisterung erhob, und diese unvorbereitete Erscheinung eine desto unerwartetere Wirkung auf die Menge hervorbrachte.

Es gibt dramatische Künstler, welche das Publicum auf den ersten Blick sich zu erobern wissen; Andere, denen es gelingt, eine Art von magnetischem Rapport zwischen sich und dem Parterre herzustellen und über Kurz oder Lang des vollständigsten Sieges gewiß zu seyn; zu beiden Gattungen gehört Dem. v. Hasselt nach meiner Meinung nicht. Allein sie besitzt ein mit trefflichen Gaben ausgerüstetes Talent, das durch Ernst und Fleiß sich eine Ausbildung errungen hat, um sich überall den Dank der Kunstfreunde und eine gebührende und ehrenvolle Anerkennung des Publikums verschaffen zu können.

— Die freie Bearbeitung des Drama Kean von Ernst Großmann, von der vor einiger Zeit in diesen Blättern die Rede war, ist kürzlich in Frankfurt gegeben worden. Herr Becker spielte die Titelrolle; Herr Grahn den Herzog von Norfolk; Herr Weidner den Grafen von Köseld; Herr Meck den Souffleur; Dem. Leclere den Pistol; Herr Hassel die kleine Rolle des Boxers. Man sieht hieraus, wie sorgfältig die Besetzung war. Die Gräfin Helma spielte Mad. Meck, und die unvergleichliche Lindner die Anna Danby. Dem Umstande, daß der Bearbeiter auf meinen Rath mit dem Stücke von Dumas bedeutende Veränderungen vorgenommen, viele Trivialitäten und Unziemlichkeiten fortgelassen, z. B. die Scene aus Romeo und Julie u. s. w., hatte er es zu danken, daß einige Theater pünktlich übersetzte Nachbildungen seinem Stücke vorgezogen haben. Der Director des Frankfurter Theaters, Herr Malß, schreibt über die Aufführung:

„Ich hatte mich in der Wahl der vorliegenden Bearbeitung nicht geirrt, wenn ich die Großmann'sche als die vorzüglichere angenommen habe; es hat sich jetzt auf glänzende Weise bestätigt. Herr Becker und Dem. Lindner wurden schon nach dem zweiten Acte gerufen; der Beifall erhielt sich bis zum Schlusse. Die zweite Aufführung fand bei überfülltem Hause statt. Becker und Lindner erhielten denselben Applaus. Bei jeder Rede der Letztern stürmischer Beifall. Sie war aber auch vortrefflich, und manche junge Theaterdame dürfte ihr diese Rolle nicht nachspielen."

Herr Großmann will nunmehr versuchen, einige werthvolle Stücke älterer französischer Dichter zeitgemäß zu bearbeiten. Ich hoffe, daß er sich durch diesen ersten Schritt zu ferneren aufgemuntert fühlen kann. Wenigstens hat er bei dieser Arbeit nicht die Concurrenz heißhungeriger Uebersetzerschaaren zu besorgen.

Neue Bücher.

Die im vorigen Jahre bei Heff in Mannheim erschienenen „Klagen eines Juden" von Joel Jacoby haben einiges Aufsehen gemacht, aber auch Aergerniß gegeben. Am richtigsten, und doch nicht ohne Nachsicht, beurtheilte sie das Mitternachtsblatt.

— Ein kleines Büchlein: „Die franzöſiſche Revolution. Von 1789 bis 1836.“ Berlin, Duncker und Humblot, 1836, gibt ein recht hübſches, raſch ſkizzirtes Bild dieſer großen Umwandlung, die hier mit dem Beſuch der franzöſiſchen Prinzen in Berlin abgebrochen wird. Man hält H. Laube für den Verfaſſer.

— Auch kam ein ſechster Band des „Demokritos“ vom Verfaſſer der „Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen“ heraus. (Stuttgart bei Brodhag 1836.) Wann wird man aufhören, aus dem Nachlaß dieſes Julius Weber zu drucken, der eine dürre Zeit lang anregte, aber wirklich ſehr roh und cyniſch iſt, und von dem ein geiſtreicher Mann mit Recht ſagte, er gleiche einer umgefallenen Bibliothek!

— Von Auguſt Trapel kamen der Europa „Kreuzzüge eines Kosmopoliten“ oder Anacharſis Germanikos, erſter Theil, zu. Dieſer muntere Scribent führt uns Bilder aus Paris, aus der Schweiz, aus Südfrankreich und Italien vor. Man würde ſich die Zeit recht gut damit vertreiben, wenn der Verfaſſer nicht zu viel raiſonnirte. (Stuttgart, Brodhag, 1837).

— Ein wunderlicher Herr iſt Georg Stückrad, der in ſeinem jüngſt in Offenbach (bei Wächtershäuſer, 1837) erſchienenen „Stimmen der Minorität“ die Zuſtände des Tags und der Geſellſchaft im Intereſſe der Sittlichkeit wirklich nicht ohne Talent, und wie es ſcheint, mit viel Wärme und Geſinnung behandelt. Er kommt mit ſeiner Weiſe etwas ſpät und es läßt ſich ſolchem Eifer heut zu Tage kein großer Erfolg verſprechen. Wäre er zur Zeit der Kirchenväter zur Welt gekommen, ſo möchten wir vielleicht noch eine Kraft zu bewundern haben, von der wir jetzt nur ſagen können, daß ſie in Feuer und beinahe humoriſtiſcher Wendung an Abraham a St. Clara und zuweilen an Jean Paul, in Schärfe des Ausdrucks an Börne erinnert und doch wegen des Inhalts keinem der Genannten nahe kommt. Ein Director Curtmann in Offenbach ſoll, wie man hört, dieſe Kapuzinaden geſchrieben haben. Anderwärts machte er auch ein Kreuz vor dem ehemaligen jungen Deutſchland. Herr Stückrad kommt überall zu ſpät.

— In Stuttgart bei Metzler erſchienen in dieſem Jahre: „Zeittafeln der Allgemeinen Geſchichte. Von L. F. Romig.“ Unter vielen gleichartigen Hilfsmitteln zeichnet ſich dieß neueſte, durch ſchönen Druck und ſchönes Papier aus. Auch hat der Verfaſſer recht viel und recht fleißig zuſammengetragen. Die Anordnung und Auswahl iſt jedoch nicht gelungen. Es gibt keine Ueberſicht, und während die unbedeutendſten Poeten namhaft gemacht werden, ſucht man oft lange oder vergebens nach dem Todesjahre der großen Staatsmänner. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts laſſen ſich auf einer Seite dieſer Tabellen vier bis fünf falſche Jahresangaben aus jeder Geſchichte, am ſicherſten aber aus Hammer's Geſchichte der Osmanen verbeſſern. Eine ſolche Unzuverläſſigkeit iſt freilich an Geſchichtstabellen ein Uebel.

Die Liebe zum Korkholz.

In jetziger Zeit, wo man alles Mögliche ſammelt und ſich wohl dabei befindet, verdient folgender Fall bekannt gemacht zu werden.

Ein Bücherfreund, der mit großer Mühe und vielen Koſten eine herrliche Bibliothek geſammelt hatte, war beſorgt um deren Erhaltung. Um ſeinen Sohn bei Zeiten damit vertraut zu machen, überließ er ihm noch bei Lebzeiten die Verwaltung ſeiner Sammlung. Er durfte kaufen, verkaufen, tauſchen, und der Vater ſtand ihm nur in ſchwierigen Fällen bei und freute ſich, was ſein Sohn für Genie dabei zeigte. Bis zum Tode des Vaters ging Alles gut, dann aber kamen unvorhergeſehene Unglücksfälle ſchnell nach einander, und der junge Menſch ſah ſich in die grauſame Nothwendigkeit verſetzt, ſeine Bücher zu verkaufen.

Der junge Sammler fiel in eine Krankheit darüber, und dieſe brachte vielleicht

ſogar eine Verwirrung in ſeinem Kopfe hervor, ſo daß er bei der Sucht zu ſammeln, die ihn nicht verlaſſen hatte, und bei dem Mangel an gehörigen Mitteln auf eine ganz ſeltſame Manie verfiel.

Man ſah ihn zu jeder Stunde des Tags und der Nacht in den ſchlechteſten Kneipen, ſo wie in den vornehmſten Gaſthöfen, bei Table d'hotes und Reſtaurants umhergehen, und ſobald eine Bouteille geöffnet wurde, ſo ſuchte er ſich den Pfropfen zu verſchaffen, drehte ihn nach allen Seiten um, unterſuchte ihn genau, ſtudirte mit tiefer Miene, wie der Pfropfenzieher hineingedrungen war, und das Ende dieſer Prüfung war dann: daß er entweder das koſtbare Stück für ſein Muſeum behielt oder es verächtlich in den Winkel warf. Kleine Kinder, die ſeine Leidenſchaft kannten, brachten ihm alle Tage ſo viele Pfropfen, als ſie nur ſammeln konnten. Er bezahlte ihnen das Stück mit zwei, oft ſogar mit drei Kreuzern.

Welche Bedingungen waren erforderlich, um der Sammlung beigeſellt zu werden? Dieſe Frage weiß Niemand zu beantworten. Vor Kurzem ſtarb dieſer Mann in hohem Alter mitten unter ſeiner ungeheuren Pfropfenſammlung, die einen ganzen Keller füllte. Seine Erben haben den Verſatz gefaßt, dieſes Muſeum im Ganzen zu verkaufen; es iſt das einzige dieſer Art in Europa.

Ausgaben für einen Tag in Chantilly.

Ob auch die Wettrennen in Chantilly noch lange nicht den Aufwand und die Koſten jener zu Epſorn, Newmarket ꝛc. erfordern, ſo mag man doch aus folgender Berechnung ſehen, daß die Franzoſen ihren Nachbarn jenſeits des Kanals auch hierin wenigſtens nacheifern. Wenn ein Reiſender mit ſeiner Frau am Sonntag Morgen in einem einfachen Cabriolet Paris verläßt und am Abend zurückkehrt, ſo iſt der geringſte Anſchlag aller Ausgaben dieſes Ausflugs nach den Wettrennen in Chantilly:

Für das Cabriolet auf einen Tag und für das zum Wechſeln im Voraus nach Ecouen geſchickte Pferd	65 Fr.
Trinkgeld	5 „
Ausgaben in Ecouen für den Bedienten und das zu wechſelnde Pferd	25 „
Trinkgelder für die Stallknechte	2 „
Für den Stall in Chantilly	7 „
Trinkgeld	2 „
Milchkaffee in Ecouen	3 „
Zwei Brezeln	2 „
Frühſtück in Chantilly	15 „
Mittageſſen in Chantilly (ohne feine Weine	30 „
Platz auf dem Raſenplatz für das Cabriolet	10 „
Platz auf den Tribünen	10 „
Ein Zimmer zum Kleiderwechſeln	5 „
Trinkgeld	3 „
	184 Fr.

Da ein Schlafzimmer in dieſer Berechnung nicht mit inbegriffen iſt, ſo mag man auf die Koſten ſchließen, wenn der Aufenthalt beim Wettrennen noch um einen Tag verlängert wird. Vergangenes Jahr verlangte man von drei jungen Herren für ein Schlafzimmer 120 Fr. Seitdem hat man beſchloſſen, nur im Nothfall in Chantilly über Nacht zu bleiben.

Erſtes Auftreten eines erſten Komikers.

Im Jahre 1665 ſprach ganz Paris von einem Wunder, welches Leichtgläubige für ein Werk des Teufels hielten. Man erfuhr, auf dem Jahrmarkte zu St. Germain befinde ſich ein Spinett (ein damals ſehr beliebtes Inſtrument), welches ganz allein die lieblichſten und ſchwierigſten Arien ausführte. Der Hof, wie man zu jener Zeit zu ſagen pflegte, gerieth darüber in Bewegung. Anſtatt der Begrüßung diente bald nur die Frage: „Haben Sie das Spinett des Teufels gehört?“ In der That war dieſes geheimnißvolle

Instrument im höchsten Grade merkwürdig. Es bestand aus einem 3 Fuß langen, 2½ Fuß breiten Kasten und war mit drei Clavieren versehen. Zwei Kinder spielten auf zwei Clavieren ein Musikstück, und das dritte Clavier wiederholte dasselbe Note für Note. Wünschte man, das dritte Clavier solle ganz allein spielen, so wurden einige weitere Ceremonien erfordert. Der Eigenthümer mußte mit einem großen Schlüssel ein Rad aufziehen, welches im Innern der magischen Maschine furchtbaren Lärm machte. Nach dieser Vorbereitung spielte das Spinett zwei, drei oder vier Arien. Man brauchte aber nur zu sagen: „Spinett, schweig!" so hörte die Arie auf, oder: „Spinett, wechsele die Arie," so unterbrach das Spinett sein Spiel auf der Stelle, und begann eine neue Arie.

Alle Anwesenden wurden entzückt, und waren stolz, einem Spinett Befehle ertheilen zu können. Man begab sich zum Jahrmarkt von St. Germain, nur wegen des Vergnügens, dem Spinett zu sagen: „Schweige, Spinett! Spiele, Spinett!"

Einige Dummköpfe begannen jedoch Lärm zu machen, und sprachen die Worte Zauberei und cabbalistische Wissenschaft aus. Mehrere behaupteten, das Spinett gehöre auf den Scheiterhaufen. Bald hieß es allgemein, der Eigenthümer, welcher Organist in einer kleinen Provinzialstadt war, verdiene mit seinem Instrument verbrannt zu werden. Endlich hörte der König von der Angelegenheit reden.

Ludwig XIV. glaubte aber nicht an Zauberei und wollte das Spinett sehen. Eines Tages, da, wie gewöhnlich, auf dem Jahrmarkte die berühmte Annonce ausgerufen wurde: „Heute gibt das Spinett des Teufels eine außerordentliche Vorstellung," erschien plötzlich ein Militärposten in der modischen Bude, verhaftete den Eigenthümer mit seinem Spinett, und in fünf Viertelstunden wurden beide dem König und der Königin in Versailles vorgestellt.

Als der Eigenthümer sich im Angesichte seiner Majestät befand, zitterte er an allen Gliedern; er konnte sich nicht beruhigen, ob auch Ludwig XIV. ihm heiter sagte, als Hexenmeister müsse er mehr Muth besitzen. Jener wollte sprechen, allein seine Worte blieben an den Lippen kleben. Der König sah sich also genöthigt, direct an das Spinett mit den Worten sich zu wenden: „Spinett, spiele eine kleine Arie." Das Spinett gehorchte.

Groß war der Schrecken der Königin, die einer Ohnmacht nahe war. Ludwig XIV. beruhigte sie und untersuchte aufmerksam das Aeußere des Instruments, als er plötzlich eine laut kreischende Stimme im Innern vernahm. Schneller wie der Gedanke stürzte der Eigenthümer auf das Spinett und drückte an einer Feder; das Spinett öffnete sich und heraus trat ein runder, zwei Fuß hoher Knabe, dessen Gesicht in alle Farben spielte, und der den König noch mit der Phrase begrüßte: „Wie unvernünftig, mich dort so lange sitzen zu lassen. Ich glaubte ersticken zu müssen.

Ludwig XIV. lachte, hielt die Teufelei für sehr unschuldig, und versprach, das Geheimniß zu verschweigen, hielt aber nicht Wort. Jenes wurde bald bekannt, der vermeintliche Hexenmeister war dem Hungertode nahe, und mußte einen andern Plan entwerfen. Er beschloß, aus sich selbst, seiner Frau und seinen drei Kindern eine Schauspielergesellschaft zu bilden, schrieb zwei Stücke für fünf Personen, und hatte mit diesem Repertoir 20 Jahre lang großen Erfolg. Mit der Zeit vergrößerte sich die Gesellschaft und wurde eine der besten für Provinzialstädte. Unter ihr befand sich ein Komiker von ausgezeichneter Laune und unerschöpflicher Heiterkeit, der in gutes und schlimmes Schicksal stets mit derselben Heiterkeit sich fügte. Bald spielte er auf einem großen Theater, bald wieder in einer Scheune, denn er behauptete, man dürfe nicht zu viele Umstände in der Wahl der Bühne machen, wenn man in dem Kasten eines Spinetts zum ersten Mal vor dem Publikum aufgetreten sey. Im Jahre 1700 war dieser Schauspieler ein Künstler, welcher dem Theatre français zum Ruhme gereichte, und nannte sich Raison der Jüngere.

Verzweiflung und Kalligraphie.

Am erſten Mai, dem Namenstage des Königs der Franzoſen, und ſomit einem Feſte in Paris, drängte ſich ein Greis an der Brücke Ludwigs XV. durch die geputzte und mit den offiziellen Vergnügungen des Tages beſchäftigte Menge. Seine Augen blickten ſtarr; ſeine Züge offenbarten düſtere Verzweiflung; er eilte auf die Brüſtung der Brücke zu und war im Begriff, die Fluthen der Seine zu Mitſchuldigen eines neuen Selbſtmordes zu machen. Das Volk, obgleich in dem Augenblicke noch voll von den Ueberlieferungen der Malenbäume und des Platzes Marigny war zu ſcharfſichtig, um die Abſicht des unglücklichen Greiſes nicht ſogleich zu ahnen; aus dem Gedränge ſtürzen Mehrere hervor, ergreifen ihn an ſeinem abgetragenen Kleide und zwingen ihn, auf ſeine unheilvolle Abſicht zu verzichten. Natürlich wird er ſogleich von einem zahlreichen Kreiſe umgeben; man ſucht ihn zu tröſten, drängt ihn mit Fragen, ſucht ſeinen Namen, ſeine Lage, die Urſache ſeiner Verzweiflung zu erfahren u. ſ. w. Man vernimmt, er ſey ein armer öffentlicher Schreiber, deſſen Laden in der Straße *** ſich befinde. Er lebte im Wohlſtand, genoß die Früchte ſeiner Arbeit und Sparſamkeit, wurde aber von ſeinem eigenen Sohne beſtohlen, der ſich einer Bande Uebelthäter anſchloß. Er beſaß, wie er ſagte, keine andre Hilfsquelle als ſeine Feder; er ſah ſich gezwungen, den Stand eines öffentlichen Schreibers zu wählen, und erwarb mühſam ſeinen Unterhalt. Aber auch dieſe unbedeutende Hülfsquelle verſiegte ſeit zwei Monaten. Eine furchtbare Concurrenz dicht neben ſeinem Laden verſetzte ihn in das tiefſte Elend. „Das Uebrige wiſſen Sie, fügte der Greis mit klagender Stimme hinzu, indem Sie mir das Leben retten, erweiſen Sie mir einen nur geringen Dienſt; der Tod iſt tauſendmal der Lage vorzuziehen, die mich leider bedroht.“ Alle Anweſenden erwieſen dem Unglücklichen Beweiſe der innigſten Theilnahme; die Frauen vergoſſen Thränen, die Männer öffneten ihre Börſen, die armen Arbeiter reichten ihm Kupfermünze.

Welches iſt die furchtbare Concurrenz, wodurch Sie ſo unglücklich wurden? fragte ein Neugieriger, indem er ſein Almoſen überreichte. Ach, mein Herr, erwiderte der Greis, mein Nebenbuhler iſt ein Mann, der mich gewiß nicht kennt. Ich habe keinen Grund, ihm zu zürnen. Der Zufall hat ihn wahrſcheinlich dicht neben meinen Laden hingeführt.... Ah, ſo, ich glaube, gerade jetzt ſeine Adreſſe in der Taſche zu haben. Hierauf vertheilte der Greis eine Menge gedruckter Zettel, worauf ſtand: Herr B. V. lehrt jede Art von Schrift in 12 Stunden, ſchreibt Briefe ab, verfertigt Bittſchriften u. ſ. w. Straße ***, Nr. ***.“ Als dieſe Zettel vertheilt und geleſen waren, faßten Einige der Anweſenden Verdacht, welcher ſich ſchnell unter der ganzen Menge verbreitete; man argwohnte, angeführt zu ſeyn, und war deſſen bald überzeugt, da der Greis im Gedränge verſchwand, und eine weiße Perücke in den Händen eines enttäuſchten und eben nicht ſanftmüthigen Arbeiters zurückließ. — Einige Zuſchauer dieſer Scene gingen am nächſten Tage durch die in der Adreſſe angezeigte Straße und erlangten die Gewißheit, daß ſich dort nie der Laden eines öffentlichen Schreibers befunden hatte. Kurz, die ganze dramatiſche Scene bezweckte allein den Schreibunterricht des H. B... V... anzukündigen, und die Verzweiflung des Greiſes diente als gedruckter Plan.

Vermiſchtes.

In Frankreich haben die Autoren unter andern ſchönen Rechten auch die, Eintrittsbillett, die ſie mit ihrem Namen unterzeichnen, bis zu einer gewiſſen Zahl ausgeben dürfen. Selbſt wenn ſie dieſe Zahl überſchreiten, wird auf den Billetten der Eintritt geſtattet und der Betrag derſelben den Autoren von ihren Tantiemen in Abzug gebracht. Dieß führte folgenden komiſchen Vorfall herbei. Einige Spaßmacher unterſchrieben bei der Dar-

ſtellung Moliere'ſcher Stücke eine Anzahl von Billetten mit dem Namen „Moliere“ die denn auch von dem Billett-Einnehmer, einem dummen Menſchen reſpectirt wurden. Allein die Zahl ſchien ihm zu groß und vor dem Ende des Stücks ging er zu dem Caſſier und ſagte: Sie kennen ja alle unſere Theaterdichter, wenn Sie den Herrn Moliere ſehen, ſo bitten Sie ihn doch gefälligſt, zu mir zu kommen, denn die Anzahl ſeiner Billetts überſteigt meine Vorſchrift, und ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß er zu Schaden käme, denn ich wittere einen Betrug.

— Die zwei erſten Nummern der franzöſiſchen Zeitſchrift In Verſen, die unter dem Titel Momus erſcheint und von welcher in dieſen Blättern ſchon die Rede war, behandeln in pikanten Couplets unter andern auch folgende ernſte Gegenſtände, die erſte Expedition von Conſtantine; an die Spanier; die Wegnahme des Viren; die Apanage; an die franzöſiſchen Geſchwornen; die Kunſtausſtellung von 1837. Hiezu geſellen ſich noch heitere Lieder über Theater, Börſenſpiel, Conzerte u. ſ. w. Selbſt verſifizirte Annoncen bringt dies Blatt.

— Conſtant Polari, bekanntlich ein Mitſchuldiger am Diebſtahl des Diamantenſchmucks der Prinzeſſin von Oranien, welcher ſich im Zuchthauſe im Haag befindet, ſoll verſprochen haben, einen genauen Bericht über die Entwendung jener Juwelen bekannt zu machen. Wie es heißt, wird er darin die weiten Verzweigungen einer ungeheuren Verbindung von Dieben hohen Ranges entdecken, deren Verbindungen ſich über ganz Europa, ſogar nach Amerika hin, erſtrecken.

— Wie ſehr die Corſen zur Rachſucht und Gewaltthätigkeit geneigt ſind, zeigte vor Kurzem wieder der Umſtand, daß In den letzten Aſſiſen zu Baſtia über 15 Mörder, welche ihre Verbrechen in der Zeit von 4 Monaten verübt hatten, Urtheile zu fällen war. Verbrechen anderer Art waren jedoch während dieſer Zeit auf der Inſel nicht vorgekommen.

— Die Dem. Elsler haben vom Director der Pariſer Oper auf einen Monat Urlaub erhalten, und werden den erſten Mal nach London abreiſen.

— Am 12. Mai vereinigte die Mode auf's Neue, wie an jedem Freitag, die ganze elegante Geſellſchaft um Paris in Muſard's Concerte.

— H. Meyerbeer iſt gegenwärtig mit der Compoſition einer neuen großen Oper in 5 Acten beſchäftigt, deren Text die geiſtreiche Feder Scribe's liefern wird. Die Hauptrollen ſind für H. Duprez und Mad. Falcon beſtimmt.

— Das Adelphi-Theater in London gibt jetzt mit großem Glücke eine neue Oper von Pilati unter dem Titel: „der König der Donau.“

— Meyerbeer's neueſte Romanze heißt die Wahnſinnige von St. Joſeph, und iſt bei Schleſinger in Paris erſchienen.

— In der großen Oper von Paris wird ein neues einactiges Ballet in die Scene geſetzt, welches einer Anekdote aus Chateaubriands Werken entlehnt iſt. Ein franzöſiſcher Tanzmeiſter iſt unter amerikaniſche Wilde gerathen und gibt dieſen Unterricht im Tanzen. Dieß gibt natürlich vielen Stoff zum Lachen.

— Wie es heißt, ſoll ein deutſches muſikaliſches Theater in der Salle Ventadoure eröffnet werden. Die Leitung werde dem Tenorſänger H. Haitzinger übertragen, welcher ſchon vor einigen Jahren mit Beifall in der Salle des Italiens auftrat. Dieſe Direction wird deutſche Opern und neue Partitionen auf Gedichte in deutſcher Sprache ausführen.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei.

In Leipzig, Hamburg u. ſ. w. ſieht man Moden, wovon wir hier in Süd-Deutſchland noch nichts wiſſen. Z. B. die engliſchen Reitſtöcke, die man ſtatt der Gerten in der Hand hält, wenn man auf faſhionable Weiſe zu Pferde ſitzt.

— In Leipzig, wo man längſt Ballnacht, Jüdin, Blitz u. ſ. w. gegeben hat, und erſt neulich die Hugenotten aufführte, wurde auch ſchon wieder eine deutſche komiſche Oper „die beiden Schützen“ von Lorzing aufgeführt.

— Viele deutſche Zeitſchriften drucken größere und kleinere Aufſätze von uns nach, wir bedauern gerade bei dieſen keine Repreſſalie üben zu können.

— In Hamburg haben ſich einige Wirthe entſchloſſen, jedem Gaſte, der ein Dutzend Gläſer Grog oder Branntwein trinkt, das dreizehnte Glas unentgeldlich einzuſchenken. Nicht mehr als billig!

— Emil Devrient iſt wieder für das Theater in Dresden gewonnen. Bei dem Gerüchte von ſeinem bevorſtehenden Abgange äußerte ſich die Liebe des Publikums für ihn auf die eclatanteſte Weiſe. Man ſpricht davon, daß ihm in ſeinem Kontrakte das Recht ſeine Rollen ſelbſt zu wählen, eingeräumt worden ſey. Er befindet ſich jetzt auf einer Kunſtreiſe, gaſtirte in Nürnberg, und iſt jetzt in München.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

1) Scenen der Häuslichkeit.

Die obere Scene zeigt den vollſtändigen Hausfrieden. Der junge, liebenswürdige Künſtler wird von dem zukünftigen Manne ſelbſt eingeladen, das Haus recht oft zu beſuchen. Mit welcher Sicherheit ſteht der Bonhomme in ſeinen geſtickten Pantoffeln da! Er ahnet nicht, daß die, welche ihm die Pantoffeln geſtickt, hinter ſeinem Rücken die ſchelmiſchen Blicke nach dem ſcheidenden Adonis richtet; er weiß es nicht, daß er unter dem Zeichen des ſtürzenden Hirſches ſteht. Er glaubt ſich ſo ſicher. Armer Mann!

Zweite Scene. Aermere Frau! Soll ein kleiner Fehltritt ſo gebüßt werden? Hu! wie er da ſteht, der Rächer! Gnade! Verzeihung! ſteht ſie. Er donnert majeſtätiſch wie der olympiſche Zeus. Welche Veränderung in den ſonſt ſo gutmüthigen Zügen! Briefe — ein Bild! — Wie wird das enden? fragen meine Leſer. Je nun, ich gab deßhalb das Ende des Romans nicht bildlich, weil es zu alltäglich war. Nach Regen Sonnenſchein! Die Leutchen verſöhnen ſich; die Frau verſpricht Alles, und Abends gehen ſie in's Theater. Der Jüngling kommt nicht wieder in's Haus.

2) Original-Modebild aus Paris.

Anzeige.

Seit einiger Zeit beehren mich ſehr achtungswerthe Dichter, mit Zuſendungen ihrer Stücke, deren Aufführung ſie auf dem Theater in Stuttgart wünſchen. Meine vielen Geſchäfte mögen mich entſchuldigen, wenn ich ihnen auf dieſem Wege anzeige, daß ich mit der Verwaltung des hieſigen Theaters nicht entfernt in Berührung ſtehe und daher auch nicht im Stande bin, auf irgend eine Weiſe zur Erfüllung ihres Wunſches beizutragen.

Was den Druck der mir eingeſandten Werke betrifft, ſo hoffe ich, eher Rath ſchaffen zu können.

Mit der in dieſem Jahre erſcheinenden Theater-Revue iſt keine Preisaufgabe verbunden, wohl aber iſt die Hoffnung vorhanden, daß die J. G. Cotta'ſche Verlagshandlung im nächſten Jahre nicht nur einen Preis für das beſte Stück, ſondern auch noch ein Acceſſit für fünf andere dramatiſche Werke ausſetzen wird, die alsdann in einem beſondern Bande gedruckt erſcheinen ſollen.

Zugleich zeige ich die in den letzten Tagen erhaltenen Stücke auf dieſem Wege an und ſage den Verfaſſern für ihr ehrendes Vertrauen meinen Dank.

1) Der Empörer, Trauerſpiel (aus München).

2) Friedrich der Treue, Herzog von Tirol (aus Wien).

3) Raſael (desgleichen).

Auguſt Lewald.

See-Scenen *).

Auf Afrika's Westküste liegt eine kleine Bay, die von den vielen in ihren Gewässern schon vor Anker gelegenen Schiffen gar mancherlei Namen erhalten hat. Der Name, den ihr die muthvollen, zuerst die Wogen des atlantischen Oceans durchschiffenden Portugiesen beilegten, ist, gleich der Seeherrschaft dieser Nation, in Vergessenheit gerathen; niemals auch konnte man mit Bestimmtheit die ihr von den Landeseinwohnern gegebene Benennung erfahren; auf alten englischen Seekarten ist sie jedoch unter dem Namen der stillen Bay verzeichnet.

Die Küste, in welche diese Bucht weit hineinschneidet, besitzt in dieser Gegend noch außerdem eine Menge sicherer Häfen, deren gegenwärtiger Nutzen wenigstens sehr zweifelhaft ist. Auf dem sanft ansteigenden, mit blendend weißem, von aller Vegetation entblößten Sande bedeckten Ufer, erheben sich hin und wieder einige Dünen, die oft von den wüthenden Wellen des Oceans durchwühlt werden, und vermehren den wilden Anblick. Die weiter in das Land hinein liegende Gegend

*) Wir glauben unsern Lesern einen angenehmen Genuß zu gewähren, wenn wir sie durch obiges Bruchstück auf das neueste Werk des fruchtbaren Kapitain Marryat, Kain der Seeräuber betitelt, aufmerksam machen.

iſt mit dicker, ſchwerer Luft überdeckt, aus der hin und wieder einige von der Alles verſengenden Atmoſphäre dergeſtalt verkrüppelte Palmen vorragen, daß man bei ihrem Anblick eher an Alles andere, als an Schatten und ſaftiges Grün denken muß. Still und durchſichtig, wie ein Spiegel, zeigt ſich das Waſſer in der Bay. Kein Geräuſch unterbricht das auf ihm herrſchende Schweigen, kein Lufthauch kreiſelt ſeine durchſichtige, von den ſenkrechten Sonnenſtrahlen durchkochte Oberfläche, kein Meervogel ſchwebt in den Lüften oder ſtreicht über die Wellen hart hin, um mit gierigem Auge in der Tiefe irgend eine Beute zu erſpähen; Alles iſt ſtill und öde, wenn nicht zuweilen ein gewaltiger Hay langſam aus dem Waſſer aufſteigt, oder regungslos von dem letzten Sturme auf der Oberfläche ausruht.

Am Eingang der Bay, ungefähr in drei Faden Waſſer, lag eine leichte Anker-Boye, die über Bord gefallen ſchien, und die nur ganz nachläſſig ein Schiff hielt, deſſen wundervolle Vollkommenheit überall, auch in dem belebteſten Hafen, die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Kenner auf ſich gezogen haben würde. Jetzt lag das Fahrzeug unbeweglich und gleichſam erſtorben auf dem ſtillen Waſſer. Nichts Schöneres als dieſes Meiſterwerk der Menſchenkunſt, deſſen zierlicher Körper und ſchlanke Maſten die einzigen, am weiten Horizonte ſichtbaren Gegenſtände waren! Leider hatte aber nur Habſucht, um die grauſamſte Barbarei zu begünſtigen, ſolch Meiſterwerk hervorgebracht, und jetzt dient es zu einem noch ſcheußlichern Zwecke, denn aus einem Sklavenſchiffe war es nun der furchtbare, und nur zu ſehr berüchtigte Piratenſchooner „der Rächer“ geworden.

Kein einziges Kriegsſchiff durchſegelte die Meere, deſſen Inſtructionen nicht auch den Befehl enthalten hätten, dieſen Piraten, deſſen verbrecheriſche Unternehmungen bis jetzt von unerhörtem Glücke begünſtigt worden waren, nach beſten Kräften zu verfolgen. Kein Kauffahrer wagte ſich auf irgend ein Meer, deſſen Mannſchaft nicht bei Erwähnung des Seeräubers erbleicht wäre, und ſich der ſchauderhaften, von dieſen barbariſchen Geſellen begangenen Grauſamkeiten erinnert hätte! Ueberall war er geſehen worden; in den öſtlichen wie in den weſtlichen Meeren, im Norden wie im Süden, hatte er Spuren ſeiner Mord- und Raubſucht hinterlaſſen. Jetzt, im Augenblicke, wo wir unſern Leſern ihn vorführen, lag er unbeweglich in ſeiner vollen Zauberpracht da. Seine ſchwarzen Seiten ſind mit einem ſchmalen, blutrothen Streifen umzogen; kühn ſteigen ſeine Maſten in die Luft empor, ſeine Rahen, ſeine Stengen, ſeine Flaſchenzüge ſind blendend weiß angeſtrichen. Segel

ſind wie Zelte auf dem Vorder- und Hintertheile aufgeſchlagen, um die Mannſchaft gegen die Sonnengluth zu ſchützen; das Tauwerk iſt ſtraff angezogen, Alles deutet auf von einem erfahrenen Kapitän gehandhabte Ordnung, Thätigkeit und Disciplin. Der glänzende Kupferbeſchlag ſchimmerte durch das cryſtallhelle und ruhige Waſſer, und wenn man vom Kajütenfenſter hinausſah, konnte man deutlich den feinen Sand des Meeresgrundes bemerken, auf dem der Anker ruhte. Ein kleines, am Spiegel angehängtes Boot ſchien durch das Gewicht des daſſelbe haltenden Taues hart an den Schooner herangezogen worden zu ſeyn.

Schauen wir uns nun am Borde dieſes Fahrzeuges ſelbſt etwas genauer um, ſo verwundern wir uns noch mehr, wenn wir bemerken müſſen, daß dieſes Schiff, das von weitem kaum eine Traglaſt von neunzig Tonnen zu haben ſchien, mehr als zwei hundert zu führen im Stande war. Die Breite ſeiner Deckbalken iſt auffallend groß, ſeine von fern ſo leichten und zierlichen Maſten ſind ungewöhnlich ſtark. Die Verdecke beſtehen aus feſten, gut in einander gefügten Tannendielen, ſein Tauwerk, aus dem beſten Manilla-Hanf verfertigt, iſt anmuthig und kunſtgerecht mit kupfernen Bolzen an den Oberlauf befeſtigt, deſſen Weiße mit dem dunkeln Grün ſeiner Bollwerke ſcharf contraſtirt; die Schiffswinde und das Kompaßhäuschen ſind von Mahagoni und mit Broncebeſchläg verziert; ſeine Deckfenſter ſind gut geſchützt. Blitzende Gewehre ſtehen dem großen Maſte in Reih und Glied gegenüber; glänzende Piken ſind an demſelben befeſtigt. Mitten auf dem Verdecke, zwiſchen dem Fok- und dem Hauptmaſte, ſteht ein metallener Zweiunddreißig-Pfünder, und zwar auf einer zum Drehen eingerichteten Bettung, die bei Sturm in den Schiffsraum herunter gelaſſen werden kann. Auf jeder Seite des Verdecks ſind acht kleinere und vortrefflich gearbeitete metallene Kanonen vertheilt. Die ganze Conſtruction des Schiffes zeugt von der Geſchicklichkeit des Erbauers; ſeine Ausrüſtung, die ganze innere Oeconomie, die Alles Ueberflüſſige verbannt, die überall herrſchende Ordnung und Reinlichkeit, laſſen auf einen Befehlshaber ſchließen, der mit der ſtrengſten Disciplin die praktiſchen Kenntniſſe eines vollkommnen Seemannes verbindet. Wie wäre es wohl auch möglich geweſen, daß der Rächer ohne einen ſolchen Führer ſeine gräuelvolle Laufbahn ſo lange und ſo erfolgreich hätte fortſetzen können? Wie wäre es möglich geweſen, an dieſem Bord eine ſolche Bande von Böſewichtern in Ordnung zu halten, die Gott und Menſchen verachteten, und deren Mehrzahl nicht nur ihre Hände mit Mord und Blut beſudelt hatten, ſondern mit noch viel gräßlichern Verbrechen belaſtet waren! Der Mann, der

hier befahl, durfte keinen Nebenbuhler fürchten. Durch Energie, Talente und Kühnheit allen Andern überlegen, war er noch überdies mit einer faſt herculiſchen Stärke begabt. Gleichwie durch phyſiſche Kraft, ragte er aber auch über alle ſeine Genoſſen durch die gräuelvollſten, grauſamſten Schändlichkeiten, durch Verachtung jedes moraliſchen und religiöſen Gefühls hervor.

Wenig war von ſeiner Herkunft bekannt, ſein früheres Leben in tiefes Geheimniß gehüllt; doch wußte man ziemlich gewiß, daß ſeine in Schottland am Ufer des Tweed lebende Familie ihm in jüngern Jahren eine gute Erziehung gegeben hatte. Welche Verhältniſſe, welche Umſtände mußten ihn wohl aus ſeiner geſellſchaftlichen Stellung geriſſen und ſo tief haben ſinken laſſen? Dieß war Niemand bekannt; nur ſo viel flüſterte man ſich zu, daß er, bevor er Seeräuber-Hauptmann geworden, Negerhandel getrieben habe. Bei ſeiner Schiffsmannſchaft war er unter dem Namen Kain bekannt, den er auch um ſo mehr verdiente, weil ſeit drei Jahren ſein Arm gegen ſeine Mitmenſchen gewüthet hatte, und kein Einziger unter dieſen war, der nicht ſeinen Fall und ſeine Vernichtung gewünſcht hätte. Seine Größe überſtieg ſechs Fuß, die gewaltige Breite ſeiner Bruſt und ſeiner Schultern verkündete die Stärke eines Rieſen. Seine Geſichtszüge würden ohne die furchtbaren, ſie entſtellenden Narben ſchön zu nennen geweſen ſeyn; ſeinen blauen Augen mangelte wenigſtens, ſonderbarer Weiſe, keineswegs eine gewiſſe Milde. Er beſaß einen wohlgeformten Mund, weiße Zähne, ſtarkes, krauſes Haar, und, gleich allen ſeinen Gefährten, trug er einen langen Bart, der faſt ſein halbes Geſicht bedeckte. Wohlgeſtaltet war ſein Körperbau, aber von ſo athletiſcher Form, daß ſein Anblick Furcht einflößen mußte. Seine zierliche Kleidung ſchien ganz darauf berechnet, ſeine mächtige Geſtalt ſo vortheilhaft wie möglich herauszuheben. Er trug weiße Leinwandbeinkleider, lange, ungegerbte Stiefeln, wie ſie auf den weſtindiſchen Inſeln gebräuchlich ſind, ein breitgeſtreiftes Hemd; ein Caſchemir-Shawl diente als Gürtel und bedeckte zum Theil eine goldgeſtickte Weſte. Von einer dunkelfarbigen Sammetjacke hingen, nach der Sitte der Seeleute des mittelländiſchen Meeres, anſtatt der Knöpfe goldene Eicheln herab. Eine reich verzierte türkiſche Mütze ſchmückte ſein Haupt; ein Paar Piſtolen, die, nebſt einem langen Meſſer, in ſeinem Gürtel ſteckten, vollendeten ſeinen Anzug. Die Mannſchaft des Schooners beſtand aus hundert und fünfundſechzig Köpfen aller möglichen Nationen, doch waren alle Befehlshaberſtellen mit Engländern oder wenigſtens mit andern Nordländern beſetzt. Spanier und Malteſer machten die Mehrzahl

der übrigen aus, unter denen jedoch auch Braſilianer, Neger und andere Eingeborne ſich befanden.

Der Befehlshaber des Schooners ſtand auf dem Hinterdeck deſſelben und ſchaute hinaus, ob er auf dem hohen Meere nicht irgend ein Schiff entdecken könnte. Von der glühenden Hitze ermattet, lagen Offiziere und Matroſen auf dem Verdecke herum und wünſchten ſehnlichſt, daß irgend ein friſcher Lufthauch ihre brennenden Stirnen abkühlen möchte. Die langen Bärte, die nackte Bruſt, die gebräunten Geſichter, die wilden Blicke gaben ihnen ſogar in ſolchen Augenblicken der Muſe ein furchtbares Anſehen.

In dieſem Moment kräuſelte ein leichter Wind den Spiegel der Bay, in welcher der Schooner vor Anker lag. Der Kapitän beorderte einen Mann auf den Maſt zum Ausſchauen, und fuhr fort, mit ſeinem erſten Lieutenant auf dem Hinterkaſteel auf und ab zu gehen.

„Wahrſcheinlich iſt das Schiff einige Tage ſpäter unter Segel gegangen," ſprach Kain, eine Unterhaltung wieder aufnehmend, die wahrſcheinlich unterbrochen worden war. „Ich war darauf gefaßt; es wird ſich mehr öſtlich gehalten haben, und dann muß es uns in die Hände laufen. Iſt es übrigens vor Sonnenuntergang uns nicht im Geſicht, ſo müßen wir es aufſuchen. Ich kenne die Portugieſen ganz genau; der Seewind ſcheint übrigens unſere Barke zu begünſtigen; laßt den kleinen Klüver aufhiſſen und gebt Achtung, daß der Anker nicht ſchleift."

„Ha! dort taucht es endlich auf!" ſchrie der Kapitän nach einiger Zeit und ſprang haſtig vom Tiſche auf, an den er ſich geſetzt hatte; um aber ſeine Freude nicht ſo laut zu zeigen, ließ er ſich wieder ruhig nieder.

„Ein großes Fahrzeug ſegelt gegen uns an; wir ſehen es ſchon deutlich bis an das zweite Reff ſeines Marsſegels," ſprach Hawkhurſt, der erſte Lieutenant, zum Deckfenſter herunter.

Raſch ſtürzte der Kapitän den vor ihm ſtehenden Wein hinunter und ſchritt nach dem Verdecke.

„Hurtig Kinder! rührt Euch," rief er, als er einige Augenblicke das fremde Schiff mit ſeinem Fernrohr betrachtet hatte. „Schlagt die Zelte ab und lichtet den Anker! In dem Schiffe dort iſt mehr Silber als Eure Kiſten faſſen können. Die guten Heiligen in Goa werden ſich ſchon einige Zeit gedulden müſſen, bevor ſie ihre goldenen Rauchfäſſer und Armleuchter wieder bekommen."

Ohne Verzug war die ganze Mannſchaft in Bewegung; das Segeltuch wurde niedergelegt, der Anker an ſeinem Platze befeſtigt, und der Rächer begann, ſich in Bewegung zu ſetzen, um dem unglücklichen Schiffe den Weg zu verlegen. Der Wind wurde ſtärker, der Schooner durchſchnitt mit der Geſchwindigkeit eines ſeine Beute verfolgenden Raubſchiffes die Wogen. Noch war keine volle Stunde verfloſſen, ſo war auch der Rumpf des fremden Fahrzeuges vollkommen ſichtbar; ſchon berührte aber die Sonne den Horizont, und bevor man die Stärke des Portugieſen hatte ausſpähen können, war der Tag verſchwunden. Unmöglich konnte man wiſſen, ob der Schooner bemerkt worden war, Furcht mußte übrigens ſein Anblick keineswegs hervorgerufen haben, denn das Schiff ſetzte ohne Anſtand ſeinen Weg fort. Alles lebte auf dem Rächer. Das Tauwerk, das der langen, mitten auf dem Verdecke ſtehenden Kanone im Wege lag, war beſeitigt, die andern Kanonen losgebunden und die nothwendige Munition herbeigeſchafft worden.

Mit einer Ordnung und Disciplin, wie ſie nur auf einem Kriegsſchiffe herrſchen können, traf man die Vorbereitungen zum Gefecht. Die ganze Nacht über bewachte der Kapitän die Bewegungen ſeines Gegners; mit ſeinem Nachtfernrohr bewaffnet, folgte er allen ſeinen Manövern, und ſo geſchah es, daß der Schooner in kurzer Zeit ſich kaum eine Meile weit vom Portugieſen entfernt fand. Nun änderte er ſeinen Lauf ſo, daß er ſich ihm auf Kabeltaulänge unter den Wind legen konnte. Kain ſtieg auf den Hackbord und rief das Schiff an; die Antwort erfolgte in portugieſiſcher Sprache.

„Ergebt Euch, oder ich bohre Euch in den Grund!“ rief Kain in derſelben Sprache. Eine tüchtige Lage aus ſchwerem Geſchütz und Musketenfeuer war die Antwort der Portugieſen.

Die Kanonenkugeln, obgleich ſchlecht gezielt und zu hoch gerichtet, um den niedern Rumpf des Schooners zu treffen, blieben deſſen ungeachtet nicht ohne Wirkung; der große Maſt fiel, die Querſtangen der Hauptrahe wurden beſchädigt, und ein großer Theil des Takelwerks ſtürzte raſſelnd auf das Verdeck.

Das kleine Gewehrfeuer war noch verderblicher geworden; dreißig Mann wurden verwundet und mehrere ſehr ſchwer.

„Gut gemacht, portugieſiſcher Hans!“ ſchrie Hawkhurſt. „Bei der heiligen Ofengabel, ich hätte nicht geglaubt, daß Ihr ſolche kräftige Kopfnüſſe austheilen könntet!“

„Theuer ſollen ſie dafür büßen!“ entgegnete Kain ruhig, ohne ſeinen Platz zu verlaſſen.

„Blut um Blut! und wenn ich es ſelbſt ſaufen müßte,“ ſprach der zweite Lieutenant und betrachtete das Blut, das aus einer ſtarken Armwunde reichlich an den Fingern der linken Hand herunterfloß. „Bind' mir das Tuch hier herum, Bill!“

Kain hatte unterdeſſen befohlen, ſeine Kanonen höher zu richten und der vollen Lage des Feindes ebenſo zu antworten.

„Recht ſo Junge! Steuerbord! Laßt die Leiſegelſpiere etwas nach. Wir dürfen aber unſere Leute ſo nicht ausſetzen Hawkhurſt! und müſſen ſie beſſer ſchonen!“

Der Schooner fiel ab, und blieb hinter ſeinem Gegner zurück. Die Portugieſen glaubten, der Korſar habe, weil er zu viel unverhofften Widerſtand gefunden, die Flucht ergriffen, und ließen deswegen wiederholtes Hurrah ertönen.

„Das dürfte wohl Euer letztes Hurrah geweſen ſeyn, Ihr saubern Herren!“ ſprach höhniſch lachend der Kapitän. „Jetzt Hawkhurſt legt um; laßt die lange Kanone fertig machen und zielt ſo, daß jede Kugel den Portugieſen treffe. Die übrigen Leute ſchickt in die Maſten hinauf, um das Takelwerk wieder herzurichten.“

Der Schooner richtete ſeinen Lauf wieder auf den Spiegel des feindlichen Schiffes. Der mitten auf dem Verdeck ſtehende Zweiundbreißig-Pfünder that wundervolle Wirkung. Jede ſeiner Kugeln traf den Portugieſen und durchſchlug ihn der ganzen Länge nach. Vergebens wendete er ſeine Seite dem Schooner zu und zeigte ihm ſeine Kanonen; letzterer verkürzte ſogleich ſeine Segel und hielt ſich in ſolcher Entfernung, daß das Feuer ſeines Gegners ihm nicht ſchaden konnte, während ſeine lange Kanone unausgeſetzt mit beſter Wirkung auf das ihr Preis gegebene Schiff feuerte. Schon dauerte das Gefecht drei Stunden, als der Kapitän Befehl gab, das Feuer einzuſtellen, um ſeine Kanone abkühlen zu laſſen. Die Nacht erlaubte nicht zu erkennen, was der Portugieſe eigentlich thue und ob er ſich ſchon ergeben habe. Während dieſes Waffenſtillſtandes waren alle Beſchädigungen ausgebeſſert worden, wobei jedoch der Schooner ſtets in gleicher Entfernung dem feindlichen Schiffe folgte.

Laſſen wir aber für jetzt den Korſaren und begeben wir uns an Bord dieſes dem Verderben geweihten Schiffes, das einer jener großen Oſtindienfahrer war, die nur ſelten nach jener fernen Küſte von der portugieſiſchen Regierung abgefertigt werden, weil ihre ganzen dortigen Beſitzungen ſich heutiges Tags auf ein kaum einige Meilen großes Ge-

biet beſchränken. Dieſer Oſtindienfahrer war nach Goa beſtimmt, wohin er eine kleine Truppenabtheilung, einen neuen Gouverneur nebſt deſſen beiden Söhnen, einen Biſchof und deſſen Nichte und Gefolge bringen ſollte.

Der Abgang eines ſolchen Schiffes mit ſolcher Ladung kam zu ſelten vor, als daß er nicht ſchon mehrere Monate vor der wirklichen Abfahrt allgemein bekannt geworden wäre, und folglich hatte auch Kain ſchon längſt die ihm nöthige Kundſchaft über Ladung und Ort der Beſtimmung erhalten. Nach der löblichen Gewohnheit der heutigen Portugieſen waren aber Verzögerungen über Verzögerungen eingetreten, und erſt ſeit drei Wochen hatte er Gewißheit über die endliche Abfahrt erhalten. Auf dieſe Nachricht war er der Küſte entlang bis zu dieſer Bay gefahren, um den Oſtindienfahrer aufzufangen, und der Erfolg ſeiner Plane bewies die Richtigkeit ſeiner Anordnungen.

Das Feuer des Schooners hatte am Bord des Portugieſen gräßliche Verheerungen angerichtet; faſt alle Matroſen und ein großer Theil der Soldaten waren gefallen, und Einer nach dem Andern hinuntergeſchafft worden, bis die übrigen, noch von den Kugeln Verſchonten, nur an ihre eigene Sicherheit denkend, in den untern Raum flohen, um einem faſt gewiſſen Tode zu entgehen; ſo daß in dem Augenblicke, als der Pirat ſein Feuer einſtellte, Niemand mehr auf dem Verdecke ſich befand, als der portugieſiſche Kapitän und der Steuermann, ein alter Seewolf.

Matroſen und Paſſagiere hatten ſich unten im Raume eng zuſammen gedrängt; einige verbanden die Verwundeten, andere fleheten zu allen Heiligen des Himmels um Rettung. Der Biſchof, eine hohe, würdige Geſtalt, obgleich ſchon ein hochbejahrter Greis, kniete mitten unter ihnen. Wenige Laternen beleuchteten ſchwach die verſchiedenen Gruppen, von denen einige mit der größten Inbrunſt beteten, andere den frommen Geiſtlichen aufforderten, Sterbende Beichte zu hören und ihnen Abſolution zu ertheilen. Neben ihm kniete ſeine kaum ſiebenzehnjährige Nichte, und forſchte emſig in den Zügen des Greiſes, während er ſeiner heiligen Pflicht oblag, oder betrachtete mit thränenden Augen die Schwerverwundeten, deren letzte Augenblicke durch den Beiſtand der Religion getröſtet wurden. Auf der andern Seite des Biſchofs befanden ſich der Gouverneur und ſeine beiden Söhne, junge, intereſſante Leute und tüchtige Soldaten.

Don Philipp Ribeira war auf Alles gefaßt und bereitete ſich auf

das Gräßlichſte vor, das er kommen ſah. Sein älteſter Sohn hatte nur Augen für die liebliche Tereſa de Silva. Erſt an dieſem Abend hatte er ihr ſeine Liebe bekannt und ſeine Wünſche; beide hatten ſich ewige Treue geſchworen, und Stunden unausſprechlichen Glückes mit der Ausſicht auf eine ſchöne Zukunft verſchwanden jetzt vor dem fahlen, Tode und Sterbende beleuchtenden Lichte. Ziehen wir aber einen Schleier vor dieſe Jammerſcene und kehren wir zurück auf das Verdeck.

Der Kapitän des portugieſiſchen Schiffes hatte ſich zu dem alten, am Steuer ſtehenden Seemanne begeben. „Antonio," ſprach er, „noch ſehe ich den Schooner durch das Fernrohr, und doch hat er uns ſeit zwei Stunden unbeläſtigt gelaſſen. Sollte vielleicht ſeine lange Kanone beſchädigt worden ſeyn? Dann bliebe uns noch einige Hoffnung zur Rettung."

„Dieß iſt eine nichtige Hoffnung, fürchte ich leider," verſetzte kopfſchüttelnd Antonio. „Als er ſein Feuer auf uns begann, habe ich aus dem Sauſen ſeiner Kugeln gehört, daß ſeine Kanonen von Metall ſeyn müſſen; auch iſt nicht anzunehmen, daß ſo ein leichter Schooner ſein Verdeck mit einem ſolchen Eiſengewicht belaſten würde, wie eine eiſerne Kanone ſolchen Kalibers haben müßte. Glaubt mir, Kapitän, er läßt ſeine Geſchütze nur abkühlen und erwartet den Anbruch des Tages. Eine oder zwei Kanonen, wie ſeine lange, hätten uns gerettet; jetzt hat er aber den Vortheil, uns von hinten packen zu können, und gänzlich ſind wir in ſeiner Gewalt."

„Wer mag er nur ſeyn? — Ein franzöſiſcher Kaper?"

„Ich wünſche es und habe dem heiligen Antonius einen ſilbernen Leuchter gelobt, wenn er nichts Schlimmeres iſt, denn dann könnten wir doch hoffen, unſer Vaterland wieder zu ſehen ... Leider fürchte ich aber das Gegentheil!"

„Für wen haltet Ihr ihn alſo, Antonio?"

„Für den Seeräuber, von dem man ſo viel ſpricht."

„Gott wolle uns gnädig vor dieſem bewahren! Dann müſſen wir uns freilich entſchließen, unſer Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen."

„Das iſt auch meine Anſicht, Kapitän!" entgegnete Antonio und ſah wieder auf ſein Steuerruder.

Der Tag brach an und zeigte wiederum den Schooner, der dem Schiffe folgte, ohne daß man irgend eine Bewegung auf ihm bemerkt hatte. Erſt nach Sonnenaufgang hüllte ſich ſein Bug wieder in Rauch

und ſeine Kugeln ſchlugen von Neuem zerſtörend in das portugieſiſche Schiff.

Der Pirat hatte ſich wohl gehütet, ſeinen Angriff früher zu beginnen, bevor der Tag hoch genug geſtiegen war, um ſich zu überzeugen, daß kein anderes fremdes Schiff ſeinen Abſichten feindlich in den Weg trete. Vergebens zog der portugieſiſche Kapitän ſeine Flagge auf, der Seeräuber zeigte keine Farbe. Kartätſchen beſchoſſen jetzt das unglückliche Schiff, und einige Leute, die auf das Verdeck gekommen waren, um zu ſehen wie es ausſähe, flohen eiligſt in den ſichern Raum zurück.

„Bleibe am Steuerrade, Antonio, bis ich mit dem Gouverneur geſprochen habe!“

„Sorgt nicht, Kapitän! ſo lange meine alten Knochen zuſammenhalten,“ entgegnete der alte Seemann, faſt ganz erſchöpft nach Wachen und Anſtrengung, „ſo lange werde ich meine Pflicht nicht verſäumen.“

Der Kapitän ſtieg hinunter und fand Paſſagiere und Mannſchaft im unterſten Raume verſammelt.

„Gnädige Herren,“ ſprach er zum Biſchof und zum Gouverneur, „ich komme, um Eure Befehle einzuholen und Euch zu melden, daß der Schooner uns ſeine Flagge nicht zeigen will, obgleich die unſrige ſeit langer Zeit ſchon aufgehißt iſt. Wir können uns nicht länger wehren, und leider fürchte ich, wir ſind einem Seeräuber in die Hände gefallen.“

„Einem Seeräuber!“ kreiſchten mehre der Umſtehenden, bekreuzten ſich und riefen alle Heiligen um Rettung an.

„Ruhig, Kinder! ruhig!“ bat der Biſchof ſehr ernſt. „Ich enthalte mich jeden Rathes,“ fuhr er zum Kapitän gewendet fort, „was jetzt geſchehen ſoll. Ich bin ein Diener des Friedens und wenig geeignet, im Kriegsrathe meine Stimme abzugeben. Ihr, Don Ribeira, und Eure Söhne müſſen hier rathen ... Zittre nicht, gute Tereſa! Stehen wir nicht in der Hand des allmächtigen Gottes?“

„Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich unſer!“ rief das Mädchen.

„Tretet näher, Kinder,“ ſprach Don Ribeira zu ſeinen Söhnen, „und laßt uns überlegen, was zu thun iſt. Niemand ſoll uns folgen; wir wollen kein Menſchenleben unnütz auf's Spiel ſetzen, wir könnten es noch ſehr nothwendig brauchen.“

Don Ribeira begleitete nebſt ſeinen Söhnen den Kapitän auf's Verdeck, um ſich mit Antonio zu berathen.

„Ein einziger Ausweg bleibt uns noch,“ meinte der Alte nach einigem Schweigen. „Wir wollen unſere Flagge zum Zeichen der Er-

gebung ſtreichen; dann werden die Feinde an unſern Bord kommen und wir wiſſen wenigſtens, mit wem wir zu thun haben. Sind ſie, was ich fürchte, ſo bleibt uns nichts übrig, als mit den Waffen in der Hand zu ſterben. Laſſen Sie alle noch ſtreitbare Mannſchaft zum letzten Kampfe ſich rüſten."

„Euer Rath iſt gut und klug," verſetzte der Gouverneur. — „Kapitän," fuhr er fort, „laßt die Flagge nieder; wir wollen ſehen, was unſer Gegner dann thun wird. — Geht hinunter, Kinder, und feuert Eure Leute zum tapferſten Widerſtande an."

Alles geſchah, wie Antonio vermuthet hatte; der Schooner ſtellte ſein Feuer ein, näherte ſich und legte ſich Bord an Bord mit dem Portugieſen. Seine ganze Mannſchaft ſammelte ſich auf dem Hinterdeck, zog die furchtbare ſchwarze Flagge auf, gab eine Salve aus allen Geſchützen und ſtürzte, ehe noch der Pulverdampf ſich verzogen hatte, auf das Verdeck des Portugieſen.

Die Bemannung deſſelben, vereint mit der Truppenabtheilung, bildete immer noch eine beträchtliche Streitmaſſe. Der Anblick der ſchwarzen Flagge hatte alle Herzen erſtarren machen; doch wich der Schrecken bald einem verzweifelten Entſchluſſe.

„Meſſer heraus! Meſſer!" ſchrie Antonio und drang, gefolgt von ſeinen muthigſten Kameraden, gegen die Piraten vor.

„Blut um Blut!" brüllte der Unterbootsmann des Korſaren und führte einen wüthenden Hieb gegen den alten Seemann.

„Da haſt Du Blut!" entgegnete dieſer, ſtieß ſein Meſſer in des Gegners Herz und ſank, ſelbſt tödtlich getroffen, nieder.

Wüthend wurde von beiden Seiten gekämpft; endlich aber ſiegten die Enterer durch Mehrzahl und Wildheit. Seinen Vortheil benutzend, ſtürzte Kain ſelbſt, Alles was ihm in den Weg trat niederwerfend, in das Handgemenge. Ein Streich von ihm ſpaltete Don Ribeira's greiſes Haupt; ſeinen älteſten Sohn traf gleiches Schickſal; den jüngern tödtete Hawkhurſt. Auch der Kapitän war gefallen, und immer weiter wurde der Ueberreſt der Portugieſen zurückgedrängt. Ein allgemeines Gemetzel folgte. Wer unter der Mordart fiel, wurde ſogleich über Bord geworfen; in wenig Augenblicken war kein lebender Portugieſe auf dem blutigen Verdeck.

„Gebt Befehl, Hawkhurſt, daß kein Mann in den Raum ſteige," rief Kain.

„Iſt ſchon geſchehen, Herr!“ und Schildwachen ſtehen an allen Lucken. Sollen wir den Schooner losmachen?“

„Nein, laßt ihn nur noch. Der Wind iſt gefallen; bevor eine halbe Stunde vergeht, haben wir Windſtille. Iſt unſer Verluſt groß?“

„Sieben Mann! unter ihnen der Unterbootsmann Wallace.“

„Ein kleines Avancement wird den andern Offizieren gerade keinen Kummer machen.“

„Was ſoll mit den Leuten geſchehen, die dort unten noch ſtecken?“

„Bringt ſie lebendig herauf.“

„Es iſt freilich beſſer, wenn wir uns erſt bei ihnen nach dem uns anſtändigen Theile der Ladung erkundigen,“ antwortete Hawkhurſt und ſtieg hinunter, um ſeine Leute zu ſammeln, die das Zwiſchendeck und die Kapitänskajüte plünderten.

„Hierher, Malteſer! Hinauf auf den Maſt und ſchau aus, ob Du nichts am Horizonte entdeckſt,“ rief der Kapitän und ging auf das Hinterdeck.

Gleich darauf erſchien Hawkhurſt wieder mit ſeinen Leuten, die ein halbes Dutzend dem Blutbade entgangene Unglückliche herbeiſchleppten; und dieß waren der Erzbiſchof nebſt ſeiner Nichte und einem ihr als Zofe dienenden portugieſiſchen Mädchen, der Supercargo des Schiffs der Kapellan und ein Diener des Biſchofs. Auf dem Verdeck wurden ſie vor dem Kapitän aufgeſtellt, der ſie finſter anblickte. Der Biſchof, der wohl ahnete, daß ihrer aller letzte Stunde gekommen ſeyn dürfte, hielt mit würdigem Stolze Kains Blick aus; ſeine Nichte hingegen ſuchte ihn zu vermeiden, und in peinlichſter Angſt unter den Gefangenen den zu entdecken, nach welchem ihr Herz begehrte; nichts aber vermochte ſie zu erſchauen, als die wilden Geſichter der Piraten und das über das Verdeck hinrieſelnde Blut ... Mit beiden Händen bedeckte ſie ihr Geſicht.

„Laßt den Burſchen dort näher treten,“ ſprach nach einer Pauſe der Befehlshaber und deutete auf den Diener. „Wer biſt Du?“

„Ein Diener des hochwürdigen Biſchofs.“

„Und Du?“ fragte er weiter.

„Ein armer, zum Gefolge des hochwürdigſten Biſchofs gehörender Kapellan.“

„Und Du?“ herrſchte er den dritten an.

„Der Supercargo des Schiffs.“

„Trennt ihn von den Uebrigen, Hawkhurſt.“

„Bedürft Ihr ihrer noch?" fragte der Lieutenant, seine Worte scharf betonend.

„Nein!"

Hawkhurst winkte einigen Seeräubern, den Kapellan und den Diener fortzuführen ... Ein Mark und Bein durchdringender Schrei, ein schwerer Fall in's Waſſer, ließ einige Sekunden ſpäter ſich vernehmen. Unterdeſſen hatte der Befehlshaber den Supercargo über die Ladung des Schiffes und die an Bord befindlichen baaren Geldſummen auszuforſchen geſucht, als er von einem Matroſen unterbrochen wurde, der ihm haſtig meldete, wie mehre Kugeln das Schiff zwiſchen Wind und Waſſer getroffen hätten, und wie das Waſſer ſo ſchnell einſchieße, daß es in kürzeſter Zeit nothwendig ſinken müſſe.

Noch hatte Kain den Säbel in der Fauſt und verſetzte nun mit deſſen Gefäße dem Matroſen einen ſo gewaltigen Stoß auf den Kopf, daß der Unglückliche todt auf das Verdeck niederſtürzte; Niemand konnte aber mit Beſtimmtheit ſagen, ob ihn der Kapitän abſichtlich getödtet habe.

„Das iſt für Deine Neuigkeit, alberner Schwätzer!" fuhr der Kapitän auf. „Beharren die Gefangenen in ihrem Schweigen, ſo haben wir, Deiner Nachricht ſey es gedankt, umſonſt gearbeitet."

Die Mannſchaft fühlte nur zu gut die Wahrheit dieſer Worte, bezeigte folglich keine Unzufriedenheit über ſeine raſche That und warf den Leichnam ohne die geringſte weitere Bemerkung in die See.

„Was können wir, großer Gott! von Leuten hoffen, die ſich ſelbſt ohne Erbarmen unter einander erwürgen?" ſprach der Biſchof und hob die Augen gen Himmel.

„Schweigt!" ſchrie Kain und ſetzte ſein Verhör über des Schiffes Ladung fort, das der arme Supercargo nach beſten Kräften beſtand.

„Das Silbergeräth, der Kirchenſchmuck, das Geld für die Truppen, wo liegt dieß Alles?"

„Das Geld liegt in der Branntweinkammer, das Andere, nach dem Ihr fragt, befindet ſich, wie ich glaube, in den Kiſten des hochwürdigen Biſchofs."

„Steigt hinunter, Hawkhurſt, und ſucht das Geld, unterdeſſen will ich dem ehrwürdigen Vater einige Fragen vorlegen."

„Und der Supercargo? habt Ihr den noch nöthig?"

„Nein! er kann gehen."

Aus aller Gefahr ſich gerettet glaubend, ſtürzte der arme Menſch, dem Befehlshaber dankend, auf ſeine Knie; doch er wurde von den See-

räubern weggeriſſen, und kaum iſt es nöthig, wenn wir ſagen, daß wenige Augenblicke ſpäter ſein Körper von den Hayfiſchen in Stücken zerriſſen war, die, neue Beute witternd, haufenweiſe die beiden Schiffe umkreiſten.

„Nun, ehrwürdiger Vater," wendete ſich Kain zum Biſchofe, „Ihr habt wohl auch einige Koſtbarkeiten bei Euch?"

„Keine," entgegnete der Biſchof, „dieß arme Kind allein ausgenommen, das für mich einen unſchätzbaren Werth hat. Bald wird ſie, wie ich ahne, vereinigt ſeyn mit den Engeln in den jenſeitigen glücklichen Gefilden."

„Doch iſt aber unſere Welt, wenn Ihr anders die Wahrheit predigt, ein Fegfeuer, durch das wir ſämmtlich, um in das Paradies zu kommen, hindurch müſſen; und dann könnte es ſich zutragen, daß, wenn Ihr mir die Mittheilungen, die ich begehre, verweigert, das Mädchen den Tod für eine Wohlthat anſehen dürfte, gegen das, was ihr in ſolchem Falle bevorſteht. — Ihr führt viel gold- und ſilbernes Kirchengeräth bei Euch?"

„Es liegt verpackt in den mir anvertrauten Kiſten."

„Und wie viel habt Ihr ſolcher?"

„Hundert, wenn es nicht mehr ſind."

„Laßt Euch herab und ſagt mir, wo ich, was ich begehre, finden kann."

„Der Kirchenſchmuck gehört nicht mir, er iſt ein Eigenthum Gottes, für deſſen Dienſte er beſtimmt war," entgegnete der Biſchof.

„Macht keine Ausflüchte, guter Herr, und gebt beſtimmte Antwort. Wo ſind die Sachen?"

„Ich werde es nicht ſagen, Du blutbefleckter Mann! Und wenigſtens ſoll dießmal Deine Hoffnung vereitelt werden. Jene irdiſchen Schätze, für deren Beſitz Du ſolche Gräuelthaten haſt begangen, ſollen vom tiefſten Meeresgrunde verſchlungen werden ... Noch einmal, Räuber, wiederhole ich es, von mir erfährſt Du nichts."

„Reißt das Mädchen von ihm weg, Jungen! Sie gehört Euch und macht mit ihr, was Ihr wollt!"

„Rettet mich! o rettet mich!" ſchrie verzweiflungsvoll Tereſa und klammerte ſich an des Biſchofs Gewand.

Schon ſprangen einige Piraten näher und faßten das Mädchen; da änderte ein Vorfall plötzlich die Scene.

Tereſa's Zofe, aus Todesangſt auf beide Kniee niedergeſunken, ließ faſt beſinnungslos ihre ſtieren Augen auf den Männern ruhen, welche

des Piratenſchooners Bemannung bildeten. Da ſtieß ſie plötzlich einen hellen Freudenſchrei aus, als ſie unter dieſen wilden Geſichtern auf wohlbekannte Züge traf, die einem jungen, faſt fünfundzwanzigjährigen Menſchen gehörten, der wenig oder gar keinen Bart hatte. Seit ihrer früheſten Jugend war er ihr Geliebter geweſen, ſeit länger als einem Jahre hatte ſie ihn als todt beweint, denn nirgends war das Schiff, auf dem er zur See gegangen, geſehen worden. Dieß Schiff ward von den Seeräubern genommen, und um ſein Leben zu retten, hatte er gezwungene Dienſte bei ihnen nehmen müſſen.

„Filippo, Filippo!“ ſchrie das Mädchen und ſtürzte in ſeine Arme. — „Es iſt Filippo, gnädiges Fräulein! wir ſind gerettet!“

Filippo erkannte ſie augenblicklich wieder. Der Anblick der Geliebten rief ihm jene frühern, ſchuldloſen und glücklichen Tage ins Gedächtniß zurück; feſt hielten ſich die Liebenden umſchlungen.

Kain ſchwieg, ſeine gewaltige Bruſt arbeitete in furchtbarer Bewegung, als plötzlich Hawkhurſt, die Umſtehenden auseinander werfend, herbeieilte.

„Um das Geld zu holen, iſt es ſchon zu ſpät, Kapitän! ſechs Fuß tief liegt es bereits unter Waſſer, und kaum werden wir Zeit haben, uns der andern Schätze zu bemächtigen.“

Dieſe Nachricht ſchien Kains Gefühlen eine andere Richtung zu geben. „Noch ein Wort, das letzte, Herr!“ herrſchte er grimmig den Biſchof an. „Geſteht, wo die Schätze liegen, oder beim Himmel ...!“

„Schände dieſen Namen nicht ... Du kennſt ſchon meine Antwort,“ entgegnete mit hoher Würde der Biſchof.

„Reißt die beiden Narren auseinander!“ ſchrie Kain, der Hawkhurſt einige Befehle ertheilt hatte und nun auf Filippo und deſſen Geliebte die Augen warf, die ſich noch immer ſchluchzend umſchlungen hielten.

„Nimmermehr!“ rief Filippo.

„Werft das Mädchen den Hayen hinunter! Verſteht Ihr mich! Wer wagt, meinen Befehlen nicht zu gehorchen?“ brüllte der Kapitän mit Donnerſtimme und ſchwang ſeinen Säbel.

Vor Wuth zitternd, entwand ſich Filippo den Armen der Geliebten, riß ein Meſſer heraus und drang auf Kain ein; doch mit Blitzesſchnelle packte dieſer die gegen ihn gezückte Hand, reckte ſie ihm mit einem Rucke aus dem Gelenke und ſchleuderte ihn auf das Verdeck.

„Wirklich!“ lachte höhniſch der Kapitän.

„Und doch ſollt Ihr uns nicht trennen,“ ſtöhnte Filippo und ſuchte vergebens aufzuſtehen.

„Das iſt auch jetzt nicht mehr meine Abſicht, mein hübſcher Burſche! — Bindet die beiden Thoren zuſammen und werft ſie dann über Bord.“

Augenblicklich war der Befehl vollzogen, denn die beiden Seeräuber waren nicht allein von der kalten Grauſamkeit ihres Häuptlings eingeſchüchtert, auch Filippo's Mordverſuch hatte ihren Unwillen höchlich erregt.

Es war nicht nothwendig, die beiden Armen aneinander zu binden; ſie hielten ſich ſo eng umſchlungen, daß es beinahe unmöglich geweſen wäre, ſie ohne die äußerſte Gewalt zu trennen. So wurden ſie auf das Kaſtell geſchleppt und in die Fluten geſtürzt.

„Ungeheuer!“ rief der Biſchof empört aus, als er das Geräuſch des über ſie zuſammenſchlagenden Waſſers hörte; „Deine Rechenſchaft, die der allmächtige Gott von Dir einſt fordern wird, muß grauenvoll ausfallen!“

„Nun laßt die Beiden näher treten!“ ſagte Kain mit wildem Tone.

„Was ſchauſt Du dort, Biſchof!“ fuhr er fort und zeigte auf das blutgefärbte Waſſer und auf die in demſelben haſtig hin- und herfahrenden Haye, die lüſtern auf neue Beute lauerten.

„Ich ſehe blutgierige Raubthiere, die wahrſcheinlich in kurzer Zeit meine arme ſterbliche Hülle zerreißen werden; doch in der ganzen Schöpfung kenne ich nichts, was Dir an Wildheit gleiche. Tereſa, theures Kind, fürchte nichts, denn es lebt ein Gott, ein rächender, ein belohnender Gott!“ Tereſa hatte aber die Augen geſchloſſen, um dieſe Schauderſcene nicht zu ſehen.

„Ihr habt die Wahl,“ fuhr Kain fort; „Euch trifft zuerſt die Folter, dann werdet Ihr den Hayen vorgeworfen; das Mädchen dort gehört von jetzt an meinen Leuten.“

„Niemals!“ rief in Verzweiflung Tereſa und ſtürzte ſich in das Meer.

Des Abgrunds Tiefe endigte die weitere Rede. Haſtig ſchoſſen die Raubthiere herbei und ſchlugen mit den ſchillernden Floßen die Wogen. In weißen Schaum gehüllt, der ſchnell blutgefärbt erſchien, verſchwand der Jungfrau Körper; bald aber war Alles verſchwunden; man ſah wieder die blaue, dunkle Tiefe und die Schaaren der auf neue Beute begierigen Seeungethüme.

„Zangen herbei! Zangen her! wir wollen ſchon ſeine Zunge löſen!“ brüllte Kain, gegen ſeine Bande gewendet, die trotz ihrer Verworfenheit vor dem heldenmüthigen Entſchluſſe der Jungfrau zurückgeſchaudert war. — „Ergreift ihn!“

Mit gefalteten, zu Gott erhobenen Händen ergab ſich der fromme

Gottesmann in ſein Schickſal; da ſtürzte Hawkhurſt auf ihn zu, ſtieß ihn nieder und ſchleuderte auch ihn ins Meer.

„Dienſtfertiger Tölpel!" murmelte Kain grimmig in ſich hinein, als er ſeines Lieutenants That gewahrte.

Schon war das Waſſer jedoch bis unter das Zwiſchendeck geſtiegen und alle Anſtrengungen, zu den Schätzen des Biſchofs zu gelangen, vergeblich geblieben. Der Portugieſe ſank ſo raſch, daß alles weitere Nachſuchen aufgegeben und der Schooner von ihm losgemacht werden mußte, um durch den Strudel, der ſtets einem verſinkenden Schiffe folgt, nicht mit hinuntergeriſſen zu werden.

Kain und Hawkhurſt kehrten mit ihrer Mannſchaft an Bord des Schooners zurück, und kaum war es ihnen gelungen, eine kurze Strecke ſich nur zu entfernen, ſo ſank das Schiff mit allen ſeinen heißbegehrten Schätzen hinunter in den bodenloſen Abgrund.

Die Leipziger Oſtermeſſe 1837.

Eine Leipziger Oſtermeſſe ſieht, bei Licht betrachtet, der andern ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Da ich bereits über die vorjährige in dieſen Blättern berichtet habe, könnt' ich's heuer erſparen; aber es hängt alljährlich ſo Manches darum und daran, über das ſich immerhin ein Wörtchen ſagen läßt. Heuer zum Beiſpiel fiel die erſte Dampffahrt, die ſächſiſche Juden-Emancipation, Meyer-Beer's Hugenotten grade in die Leipziger Oſtermeſſe; Alles Dinge, die, wenn ſie ein Correſpondent gehörig zu enthülſen und entpuppen verſteht, einen paſſabeln Bericht abgeben.

Alſo wirklich auf der Eiſenbahn gefahren? Nicht anders, und noch dazu auf der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn.

Als der Nordamerikaniſche Conſul Friedrich Liſt zu Leipzig, vor ungefähr vier Jahren, mit der Idee und Frage hervortrat: „Wie wär's? Wollen wir in Deutſchland, wo ſo viele kluge Leute wohnen, nicht auch mit Dampf dahin fahren?" falteten wir Leipziger ſeufzend die Hände. Wie? Was? Dampf? Eiſenbahn? Wer ſoll das erleben? Sind wir Methuſalem? Der Vorſchlag kam uns ordentlich revolutionär vor. Der Conſul Liſt verlor zum Glücke den Muth nicht. Er kannte ſeine Pappenheimer und predigte getroſt weiter. Wir Deutſchen ſind ein nachdenkliches Volk, das mit ſich reden läßt. Liſt kam endlich ſo weit, daß wir vor der Rieſen-Idee nicht mehr erſchracken. Nun war ſchon

viel gewonnen. Doch wenn ich ſo fortfahren will, werd' ich Anno 37 nicht fertig. Ich mache einen Sprung, wie Peter Schlehmiel, ziehe einen Strich unter die Congreßacten der Leipzig-Dresdner Eiſenbahn-Verhandlungen und berichte als Facit, daß Schreiber dieſes wirklich und wahrhaftig am vierundzwanzigſten April dieſes Jahrs mit Leib und Seele, alſo als completer Menſch, Punkt Nachmittags halb zwei Uhr mit der zweiten Fahrt der Eiſenbahn von Leipzig nach Althen gefahren und daſelbſt wohlbehalten angelangt iſt. Der Setzer leſe nicht etwa Athen. So weit ſind wir vor der Hand noch nicht. Beſagtes Althen, das in ſeiner Unſchuld mit einem Male zur Unſterblichkeit gekommen, lag als beſcheidenes Dörfchen zwei und eine Viertelſtunde vom hochmüthigen Leipzig, unerkannt, unbekannt, bis es vom Eiſenbahnſtrahl getroffen ward. Das war ein elektriſcher Schlag. Dieſes Althen iſt jetzt das neue Jeruſalem für die Leipziger, das neue Mecca, nach dem jeder Pleißathener oder Kleinpariſer wallfahrten muß, und zwar ohne daß er von einem Propheten dazu beſonders animirt zu werden braucht.

Alſo am 24. April, Vormittags Punkt neun Uhr ging's wirklich fort zum Erſten Male. Der Tag war heiter und frühlingswarm. Die erſte Auflage, welche der Dampfwagen nach Althen ſchleppte, beſtand in dem Directorium der Eiſenbahngeſellſchaft. Wer mit ihm nicht blutsverwandt, verſchwägert oder ſonſt liirt war, konnte bei dieſer erſten Fahrt noch nicht mit, und hatte das Zuſehen, wie das glückliche Directorium dahin brauste. Einigen volksſouverainen Leuten war dieſe eiſenbahnariſtokratiſche Demonſtration nicht angenehm. Aber abgeſehen, daß gar nichts Unbilliges darin liegt, wenn die Begründer einer großartigen Unternehmung auch die erſten Früchte davon koſten wollen — war doch Columbus der Erſte, der mit gezogenem Degen aus dem Boote ſprang und die neuentdeckte Welt betrat — ſo finde ich ſogar einen gewiſſen Heroismus in dem Benehmen des Eiſenbahn-Directoriums. Die Leipzig-Dresdner Locomotive hatte noch nie Perſonen gezogen. Wer konnte wiſſen, wie die erſte Fahrt ablaufen würde? Wenn nun der Keſſel platzte, ſo war das Directorium gleich geliefert, und ſein Untergang für das geſammte fahrluſtige Publikum ein warnendes Beiſpiel. So bewies aber das Directorium die Gefahrloſigkeit ſeiner Unternehmung. Auch unſer hochverehrter Prinz Johann von Sachſen, unſer wackerer Landtagsſprecher, der eigends nach Leipzig gekommen, wohnte der erſten Fahrt bei.

Ueber dieſe erſte Fahrt iſt bereits ſo viel in öffentlichen Blättern

verhandelt worden, daß ich unmöglich das alte Lied von Neuem beginnen kann. Unsere politische Leipziger Zeitung gerieth über die außerordentliche Erscheinung so in Extase, daß sie nicht wußte, was sie sprach. Nun war noch dazu ein Prinz mitgefahren, das brachte sie vollends aus dem Häuschen. Am andern Tage lasen die erstaunten Leipziger in ihrer Zeitung schwarz auf weiß, oder vielmehr schwarz auf grau, denn das Papier der Leipziger Zeitung ist eine Art Grauschimmel — also was lasen die staunenden Leipziger:

„Wo irgend ein Punkt die Interessen des Vaterlands vereinigt, fehlt nie ein Prinz unseres hochverehrten Fürstenhauses. Ein solcher Brennpunkt, in dessen Ferne sich die Strahlen einer reichen Zukunft entzünden, war die Zeit von zwanzig Minuten, in welcher der Dampfwagen von Leipzig nach Althen fuhr ꝛc."

Es gehört Fassung dazu, solcher Ueberschwenglichkeit Herr zu werden. Ein politisches Blatt sollte sich nie exaltiren lassen.

Was das Fahren im Dampfwagen nun selbst anbelangt, so muß ich gestehen, daß ich es mir eher schneller als langsamer vorgestellt habe. Wenn ein Zweispänner einen rasenden Trab einlegte, und diesen aushalten könnte, dürfte er nicht zu weit hinter dem Dampffuhrwerk zurückbleiben. Eine deutsche Meile, wenn es seyn muß, kann man wohl auch mit Pferden in fünfzehn Minuten zurücklegen. Dieß ist ungefähr die Schnelle der Locomotive, wenigstens der Leipziger bei den ersten Fahrten, die allerdings mehr Versuche waren, und wo man nur die halbe Dampfkraft anwendete. Holprig ist die Fahrt natürlich nicht, und man kann sich gut unterhalten, ohne sehr laut sprechen zu müssen. Das Arbeiten und infernalische Hämmern der Maschine stört wenig.

Bei dem Worte Locomotive fällt mir auf, daß wir durch das Eisenbahnwesen wieder mit einer Anzahl fremder Wörter bereichert worden sind. Warum wählt man nicht deutsche Ausdrücke? Locomotive will den Leuten nicht recht über die Zunge. Noch schlimmer ist es mit der Expropriation, woran besonders der gemeine Mann zu würgen hat.

Die Preise für die Reisenden sind nicht unbillig. Von Leipzig bis Althen zahlt man in der ersten Wagenclasse acht, in der zweiten sechs und in der dritten vier Groschen. An sich betrachtet, sind sie für Dampfwagenpreise allerdings hoch; aber man muß erwägen, daß diese ersten Fahrten nur Luxusfahrten sind; denn daß das hochgelobte Leipzig im armseligen Dörflein Althen nicht Viel zu suchen hat, begreift ein Jeder.

Die Farben der Eisenbahngesellschaft sind schwarz und blau. Beim Anfang und Ende der Bahn wehen eine Menge Fähnlein mit diesen Farben, worüber das weiß und grüne Banner von Sachsen flaggt. Ich hörte diese Eisenbahnfarben auf folgende Art erklären. Das Schwarz sey den preußischen und das Blau den baierschen Nationalfarben entnommen, um symbolisch anzudeuten, daß sich unsere Nachbarn hinsichtlich der Eisenbahn anschließen sollen. Aber wie ich später bemerkte, geht das sämmtliche, zur Bahn gehörige Personal in obige Farben gekleidet; ich lasse daher die symbolische Bedeutung auf sich beruhen.

Die eigentliche Dampfmaschine oder Locomotive gleicht wirklich einem Ungeheuer aus der Werkstätte des Vulkan. Der Dampf, welcher der kanonenförmigen Esse entsteigt, ist unbedeutend; aber das unheimliche, riesenmäßige Schnaufen, das sich hauptsächlich erhebt, wenn der Dampfkessel gelüftet wird, hat etwas wahrhaft Diabolisches. Dazu gesellt sich von Zeit zu Zeit ein nervenerschütterndes Pfeifen. Mehre nervenschwache Damen waren der Ohnmacht nahe, als sich diese grellen, unheimlichen Töne in ihrer Nähe vernehmen ließen.

Mit der erzgebirgischen Eisenbahn geht es gleichfalls rüstig vorwärts. Ich sah dieser Tage den Bericht des Chemnitzer Comite's, reich ausgestattet mit sauber gestochenen Karten und Plänen. Die Kosten dieser Bahn, welche über Zwickau und Glauchau führt, und sich bei der Stadt Riesa an der Elbe mit der Leipzig-Dresdner und Magdeburger Bahn vereinigt, ist auf viertehalb Millionen Thaler veranschlagt. Zugleich beabsichtigt man die Anlegung einer Bahn von Leipzig aus nach der Saale, um dereinst Frankfurt am Main, welches herwärts baut, die Hand reichen zu können. Eine gleichfalls an die sächsische Regierung wegen eines Expropriations-Gesetzes gerichtete Petition spricht sich über die unermeßliche Wichtigkeit dieser Bahn eines Weitern aus. Diese Bahn würde die Elbe mit dem Main und Rhein verbinden, und gleichsam die Brücke und der Hauptcanal zwischen dem Westen und Osten von Europa werden. — Die Leipzig-Dresdner Bahn soll 1840 vollendet seyn.

Einen der schönsten Triumphe am ersten Dampffahrttage feierte unstreitig der Columbus des Eisenbahnwagens auf dem Continente, der oben erwähnte nordamerikanische Generalconsul Friedrich List zu Leipzig, nicht sowohl in dem Toaste, den ihm das Directorium in der Restauration zu Althen ausbrachte, als vielmehr in dem Bewußtseyn, seine angeregten Ideen, trotz aller Befeindungen und kleinlicher Intriguen

unter dem Jubel von Tauſenden in's Leben treten zu ſehen, in der Anerkennung aller wahren Freunde des Beſſern.

Durch die Erſte Dampffahrt, die uns die Leipziger Jubilatemeſſe 1837 brachte, hat ſie ſich wohl nicht bloß in den königlich ſächſiſchen Annalen einen guten Namen erworben; weniger möchte dieß von der Juden-Emancipation zu behaupten ſeyn, über welche während der Meßwochen auf dem ſächſiſchen Landtage verhandelt ward. Nach den unermeßlichen Petitionen zu ſchließen, die von ſämmtlichen ſächſiſchen Gevatter Schneidern und Handſchuhmachern gegen die Emancipation bei dem Landtage eingegangen ſind, ſollte man glauben, es könnte im Königreiche Sachſen vor dem zahlreichen Volke Israels kein Apfel zur Erde fallen. Ich fragte daher: Wie viel haben wir denn eigentlich Juden in Sachſen? Fünfzehnhundert hieß es. Später vernahm ich aus Profeſſor Krugs Munde, daß es nur acht- bis neunhundert ſeyen; und Krug muß es wiſſen, denn er hat ſich gewiß um die Sache bekümmert, da er als großer Emancipationsfreund bekannt iſt. Alſo neunhundert; wir wollen aber tauſend annehmen. Conſtitutionelle Sachſen gibt es Fünfzehnhunderttauſend, kämen nach Adam Rieſe fünfzehnhundert Conſtitutionelle auf Einen Juden. Nun ſind die Petitionäre ſteif und feſt der Meinung, daß dieſer Eine Jude, ſobald er mit den übrigen Sachſen gleiche Rechte erhalte, die fünfzehnhundert Conſtitutionelle zu Grunde richten werde. Wie er das anfangen wird, wiſſen ſie auch ſchon. Sie ſagen, der Jude ſey geſcheidter, thätiger, ſpeculativer, unternehmender; da man nun den fünfzehnhundert Conſtitutionellen nicht zumuthen könne, gleichfalls geſcheidter, thätiger, ſpeculativer und unternehmender zu werden, und damit das weithin wohnende Geſchlecht der Gevatter Schneider und Handſchuhmacher nicht aus ihrer holden und freundlichen Gewohnheit des Daſeyns aufgeſchreckt werde, iſt die Rechtsgleichſtellung der jüdiſchen Landsleute eine thörichte Neuerung. Man habe den Juden in neuerer Zeit, eifern die Anti-Emancipiſten, ſchon viel zu viel Conceſſionen gemacht. Allerdings, die Humanität hat hierin raſende Fortſchritte gemacht. So kann ſich ein todter Jude jetzt getroſt in Leipzig auf einem von den Chriſten abgeſonderten Begräbnißplatze verſorgen laſſen. Ehedem ward er nach Deſſau transportirt, mußte noch Fracht und Geleit, und der Himmel weiß wie viel Schock Gebühren und Gefälle bezahlen. Solche in die Augen fallende Humanitäts-Sprünge haben etwas Erhebendes. Ein ſolcher Sprung geſchah ferner in Betreff der Bergſtadt Freiberg. Ich glaube, es war noch 1832 post Christum, wenn da ein Israelit genanntes Bergſtädtchen paſſirte, ſo trabte allemal

der Bettelvogt nebenher, der für dieſe Aufmerkſamkeit von dem Eskortirten noch beſonders honorirt werden mußte. Auf dem vorigen Landtage kam die Sache zur Sprache und fand ihre Erledigung. Die Humanitäts-Freunde rieſen Hoſiannah. Ich ſchrieb ſchon früher einmal gegen dieſe Freiberger Judenordnung, aber keineswegs aus Humanität, ſondern aus dem einfachen Grunde, weil die Ratio, die jener Verordnung zum Grunde gelegen, nicht mehr vorhanden ſey. Der weiſe Geſetzgeber, welcher alle Juden, die durch Freiberg gingen, für Spitzbuben hielt, verordnete, weil dieſe Stadt damals für das Eldorado von Sachſen galt, wo in allen Rinnſteinen die Erzklumpen herumlagen, die Begleitung des Bettelvogts. Da nun heutzutage von Erzklumpen in der Bergſtadt Freiberg nicht gar viel mehr zu verſpüren, auch die Kräfte des Bettelvogts bei der überhandgenommenen Bettelei vortheilhafter gegen die Chriſten zu verwenden ſind, ſo war es rein die Sache der Politik, die Eskorten in Verfall zu bringen; warum hier die Humanität rekrutiren?

Wie ich ſo eben erfahre, ſind die Juden durch die neuen Emancipationswehen auf dem jetzigen Landtage noch ſchlimmer locirt worden, als ſie es früher waren. Ich kann mir die ſchönen Frühlingstage jetzt unmöglich verbittern und habe die Landtagsblätter über dieſe Emancipation daher noch nicht geleſen.

Leipzig hat ſich in den Emancipations-Angelegenheiten inſofern hervorgethan, daß es keine Petition gegen die Emancipation eingereicht hat; deßhalb darf man aber nicht glauben, daß das oft genannte Geſchlecht der Gevattern in dieſer Stadt ausgeſtorben ſey.

Die Gebirgsſtadt Annaberg trat als Erſter Judenfeind beim Landtage hervor. Von ihr war die erſte Petition eingelaufen. Nicht lange darauf brannte ſie nieder. Da legte die Leipziger Judenſchaft zuſammen und überſandte den Abgebrannten fünfhundert Thaler Unterſtützungsgelder.

Ich komme auf Meyer-Beer's Hugenotten, die während der Meſſe bei ſtets überfülltem Hauſe oft wiederholt wurden. Das Erſtemal wird man von den gewaltigen Tonmaſſen und den Füſilladen am Schluſſe der Oper ganz betäubt, und Niemand wird durch die Erſte Aufführung ſich vollkommen befriedigt finden. Wie mich indeß Kenner, die die Oper mehrmals gehört, verſicherten, ſoll ſie zu den großartigſten Leiſtungen deutſcher dramatiſcher Muſik gehören. Ich muß hier eines Umſtandes gedenken, den ich mir nicht erklären kann. Nämlich alle Berliner, ſobald ich ſie über ihre Anſicht hinſichtlich der Hugenotten befragte, ſetzten die Oper ganz herab, wollten bloß Knalleffekt, überall Reminiszenſen

und der Himmel weiß was darin gefunden haben. Und gleichwohl ist Meyerbeer ihr Landsmann.

Was die Ausstattung der Oper anlangt, so war von Seiten der Direktion sehr viel gethan; weniger reichten die Kräfte des Opernpersonals zu einer dem Musikwerke angemessenen Darstellung aus. Der Eindruck, den die Aufführung zurückläßt, ist erschütternd; siegend ringt sich das urkräftige Lutherlied über alle Mord- und Gräuelscenen empor; es ist gleichsam, als wäre ein Theil der Instrumente katholisch, der andere protestantisch, und diese heterogenen Tonmassen kämpften gegen einander. Der Schluß der Oper überschreitet fast die Gränzen dramatischer Aesthetik; es ist ja ein Schießen und Herumjagen und Balgen wie in der Kunstreiterbude. Auch mit dem frivolen Nymphenbade wollte man sich hier in Leipzig nicht recht befreunden, und es erschien eine Aufforderung an die Direktion im Tagblatte, diese Scene, die auch nur wie hineingeschneit erscheint, hinweg zu lassen. — Die Hugenotten werden die Reise um die Welt machen.

Zu den bedeutendsten Meßsehenswürdigkeiten gehörte ferner die Kunstreitergesellschaft von Guerra, der es eben so wenig an „Rennern“ fehlte, als den Buchhändlern an „Krebsen“. Man gab täglich zwei Vorstellungen. Der Matador dieser Gesellschaft ist kein Kunstreiter, sondern eine Art Zappelmann, der die widernatürlichsten Positionen mit seinem Leibe vornimmt. Sein Name ist Viol, und in den Journalen oft von ihm die Rede gewesen. Wie die Rede geht, wird er die Gesellschaft Guerra verlassen und sich in München verheirathen.

Außerdem gab es noch ein Hydro-Orygen-Mikroscop, das die Infusorien zu Ungeheuern macht; den Psychometer, der den Leuten unter vier Augen entdeckt, weß Geistes Kind sie sind; bairisches Bier, das den Appetit erweckt; Buchhändler, welche über Remittenden klagten und Literaten, die ihre Winterernte losschlugen und im Rosenthale Grog tranken.

Die Zahl der in Leipzig lebenden Schriftsteller und Belletristen hat in neuerer Zeit sehr abgenommen. Außer Herloßsohn, dem bekannten Kometenlenker, Novellisten und Herausgeber des Damenconversations-Lexicons, der durch die lange Reihe von Jahren fast ganz in Leipzig eingebürgert ist und durch seine geistreiche Laune viel zur Erheiterung der Leipziger Wintervergnügungen beiträgt, wohnt noch Kühne hierselbst, der Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, welches Blatt unter seiner taktvollen Leitung in der deutschen Journalistik einen der achtungswerthesten Plätze behauptet. Der Planet könnte vermöge der schönen Kräfte, die an ihm mitarbeiten, auf gleicher Stufe stehen, wenn er etwas

leidenſchaftloſer zu Werke ginge und nicht ſo oft Privat-Differenzen auf ſein Gebiet zöge. Sein einſtiger Redacteur, Eduard Bönecke, gleichfalls in Leipzig wohnhaft, hat ſeine literariſche Thätigkeit jetzt mehr ſtrengwiſſenſchaftlichen Arbeiten zugewandt.

Außer genannten Redactoren, bekunden Ernſt Willkomm und Robert Heller ein ſehr anerkennungswerthes Talent in der Novelle. Von letzterm hat namentlich die zuerſt in der Abendzeitung erſchienene „Belagerung von Jeruſalem“ Intereſſe erweckt; von erſterm befindet ſich ein Roman „die Europamüden“ unter der Preſſe. Endlich dichtet Carl Beck geſunde und kräftige Lieder für die elegante Zeitung.

Von auswärtigen Literaten waren nur Glaßbrenner und Julius Seidlitz anweſend. Erſterer, deſſen Laune und erquicklicher Witz auch in geſelliger Hinſicht unverſiegbar ſprudelt, theilte einigen Freunden mehre Skizzen aus ſeinem „Modernen Treiben der eleganten Welt“ mit, die in Originalität der Auffaſſung und Ausführung leicht zu dem Gelungenſten gehören, was in dieſem Genre je geliefert worden iſt. Möge dieſes Manuſcript recht bald im Druck erſcheinen.

Julius Seidlitz hat ein Buch über die öſtreichiſchen Poeten geſchrieben, worin er nach meiner Meinung mit etwas zu jugendlichem Uebermuthe zu Werke geht. Er wird ſich dadurch viele Widerſacher erwecken. Von demſelben Verfaſſer erſcheint im Laufe des Sommers ein böhmiſcher Roman.

Von Hauptwerken wurde dieſe Meſſe das Converſations-Lexicon von Pierer mit dem fünfundzwanzigſten Bande geſchloſſen. Es enthält über viermalhunderttauſend Artikel und behauptet nächſt der Brockhausſchen und Gruberſchen unſtreitig den erſten Platz unter den deutſchen Encyklopädien.

Die meiſte Senſation erregte jedoch unter den neueſten literariſchen Erſcheinungen Börne's Teſtament, der Franzoſenfreſſer. Dieſe Schrift, in Vorahnung des Todes mit Ruhe und Leidenſchaftloſigkeit verfaßt, hat ſelbſt die Gegner des oft Hartangegriffenen entwaffnet, und ſie iſt die ſchönſte Grabrede, die er ſich nur immer halten konnte. Börne ſprach ſo ſchön am Grabe Jean Pauls — für ſich hat er doch noch ſchöner geſprochen.

Dieß ſind die Ereigniſſe der Leipziger Oſtermeſſe 1837, die mich am meiſten intereſſirt haben; die Geſchäfte der Woll-, Strumpf- und Lederhändler ließen mich ruhiger.

Als ich von der Meſſe nach Hauſe kam, war es Frühling geworden.

F. Stolle.

Ein Caſino.

Paris hat ſeine Geſellſchaften, ſeine Eſtaminets, ſeine Kaffeehäuſer, ſelbſt ſeine Clubs; aber ein Caſino, dieſe unerläßliche Anſtalt aller unſerer andern Städte, groß oder klein, kennt man daſelbſt doch nicht. Die Sache verdient jedoch wohl die Mühe, gekannt zu werden.

Ich hatte mir vorgenommen, alle meine Notizen zu ſammeln, die ich bei meinen Ausflügen in die Departements gemacht hatte, und aus allen eine, wenn auch nicht pikante, doch wenigſtens, Ausnahmen abgerechnet, wahrhafte Skizze zu entwerfen, als ich eben einen Brief von einem Freunde erhielt, der für den Augenblick eine kleine mittägliche Stadt bewohnt, und welcher ausführlich über den Gegenſtand handelt, der mich gerade ſo ſehr beſchäftigte.

Ich beſchränke mich daher darauf, dieſen Brief wieder zu geben. Findet ſich mein Freund durch dieſe Indiscretion beleidigt, ſo werden wir wohl mit einander übereinkommen, ob wir uns gegenſeitig eine Kugel in den Kopf jagen, oder gemeinſchaftlich mit einander frühſtücken wollen, da dieſe beiden Arten einen Streit auszumachen, ohne Unterſchied angenommen ſind. Hier iſt ſein Brief:

„Mein theurer Freund, ſeit einem Monate bin ich von Italien zurückgekehrt, wohin mich die Pariſer Aerzte geſchickt hatten, um daſelbſt zu ſterben; Du weißt, daß ich mich ſtets gegen die Verordnungen des

Arztes aufgelehnt habe, und ſo habe ich mir denn die Freiheit genommen, dieſer eben ſo wenig Folge zu leiſten, als der andern auch: man hat mich nicht daſelbſt begraben."

„Dank dem ſchönen Himmel Neapels, ich fühle mich friſch und geſund, und mein Magen verrichtet ſeine Funktionen ſo gut, als ob er nie etwas anderes gethan hätte."

„Kaum hatte ich in Marſeille gelandet, als ich mich in einen Wagen warf, um mein ſchwarzes und abſcheuliches Paris wieder zu ſehen, das ich ſo ſehr liebe. Ich hatte jedoch noch keine zwanzig Stunden zurückgelegt, als ein geiſtreicher **Commis-voyageur**, der der Atmoſphäre der Hauptſtadt eben erſt entronnen war, mir die freundſchaftliche Mittheilung machte, daß, trotz des Almanachs, der uns anzeigt, daß wir uns mitten im Frühjahre befinden, in der Hauptſtadt eben ſo wenig eine Rede von den erwärmenden Strahlen der Sonne ſey, als wenn dieſes glänzende Geſtirn in's Fabelreich gehörte."

„Ich dankte der Vorſehung und dem **Commis-voyageur**, und da es mir eben nicht ſehr am Herzen liegt, den Theil von Geſundheit, den ich wieder mit zurückbringe, unter eurem nebeligen und kalten Himmel einzubüßen, ſo habe ich mich ohne weiteres in dem Städtchen *** eingeniſtet."

„Sobald Du zu der Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandenſeyn eines Frühjahrs gelangen kannſt, ſo ſchreibe es mir; ich werde mich dann wieder auf den Weg machen, wo nicht, ſo provinzialiſire ich mich. Verzeihe mir dieſen Barbarism; eure großen Geiſter erlauben ſich deren noch ganz andere. Ich bin übrigens kein großer Mann, und ich rühme mich deſſen."

„Lache mich aus, wenn Du willſt, aber ich verſichere Dich, das Leben in der Provinz hat auch ſeinen Reiz. Es iſt nicht beſonders lebhaft, ich gebe es zu, man findet keine Maskenbälle, keine Schwelgereien, bei welchen ſich die reich geſchmückte Jugend im Kothe wälzt, aber dieß iſt nur um ſo beſſer."

„Statt die Nächte mit Trinken und Tanzen zuzubringen, legt man ſich ſchlafen; dieß iſt eine angenehme Beſchäftigung, ich verſichere Dich, beſonders für einen, der nicht daran gewöhnt iſt. Und dann, haben wir denn nicht auch unſere Zerſtreuungen und unſere Vergnügungen von ächtem Schrot und Korn?"

„Unſer Leſekabinett, in welchem wir jeden Sonnabend erfahren, was ſich den vorangegangenen Sonntag in Paris zugetragen hat, wo

wir den wichtigen Erfolg eines neuen Stückes gerade zu der Zeit kennen lernen, wo daſſelbe nicht mehr exiſtirt, iſt dieß für nichts zu rechnen? Genüſſe, die hinter uns liegen, wirſt Du ſagen, ein ſaumſeliges Glück! Aber, mein Freund, das Glück geht nicht mit der Uhr, und iſt kein weichgeſottenes Ei. Genug, wenn es ſich nur findet, ob ein wenig früher oder ſpäter, was liegt daran?"

„Indeſſen liefert uns Paris nicht alle unſere Ergötzlichkeiten. Außer den ausländiſchen Genüſſen, die uns zukommen, ſey es nun in Geflügelkörben, oder in Päcken, oder in anderer Geſtalt, durch Boten, Eiſenbahnen oder durch die Briefpoſt, außer allem dieſem haben wir auch unſere Genüſſe eigenen Gewächſes, und ſie ſind nicht die ſchlechteſten. Wir haben z. B. unſern Spaziergang auf dem Wall des Städtchens, was eine ſehr angenehme Ergötzlichkeit iſt, nur daß dabei die Hüte ſehr abgenützt werden, indem es unerläßlich iſt, daß die ganze Welt, die ganze Welt grüßt. Und dann das Caſino? Aber wißt ihr denn, ihr Pariſer, was ein Caſino iſt? armes Volk!"

„Doch um die Wahrheit zu ſagen, ich wußte es, ehe ich in jenem des hieſigen Städtchens aufgenommen wurde, auch nicht recht, obgleich ich eben erſt von Italien ankam, wo es deren im Ueberfluſſe gibt, wo kein Prinz, keine hübſche Frau, kein Künſtler oder Rentier iſt, der nicht das ſeinige hätte. Und was für eines! Kleine Häuſer zum Entzücken, in unbeſchreiblich ſchönen Tagen, lachend von Außen und bequem und prächtig im Innern."

„Ach, was iſt doch ein neapolitaniſches Caſino für eine herrliche Sache! Wie lebt man daſelbſt ſo angenehm und gut! Welche Eleganz! Welch ausgeſuchter, gewählter Geſchmack! Welche Einrichtung!"

„Das Caſino des Städtchens *** iſt nicht gerade ein neapolitaniſches Caſino, aber es hat auch ſeinen Werth. Ich kann Dich genau darüber belehren, denn ich beſuche das Caſino. Ja, mein Freund, ich beſuche es, ich bin ein Mitglied des Caſino's. Ich habe daſelbſt Zutritt, meine Aufnahme hat in der verfloſſenen Woche ſtattgefunden. Es iſt wohl möglich, daß ich an jenen Tagen in den Augen vieler Leute als ein Einfaltspinſel erſchien, doch das kümmert mich nicht ſehr; Alles will gelernt ſeyn, und die Kenntniß der Lokalſitten muß man eben ſo gut erſt erlernen, als die Chemie."

„Eines Morgens fragte mich mein Wirth, ob es nicht meine Abſicht ſey, mich im Caſino aufnehmen zu laſſen. In Gedanken verſetzte ich mich wieder nach Neapel zurück, und ſtellte mit etwas einfältigem Ausſehen die Frage an den Wirth:

„Mich aufnehmen laſſen, ich? und in weſſen Caſino denn?“

„Nun, in das Caſino der Stadt.“

„Wie, die Stadt hat ein Caſino?“

„Ja wohl, ein recht ſchönes, prächtiges Caſino, wo alle die Herren hingehen.“

„Was für Herren?“

„Ei nun, die Herren von hier! der Unterpräfekt, der Maire, der Prokurator des Königs, der Präſident des Tribunals, der Gendarmerie-Lieutenant, Alles was wohlhabend iſt. Es iſt dieß ein charmanter Ort; die Herren amuſiren ſich dort herrlich.“

„In der That? Ach! da bitte ich Sie doch recht ſehr, mir auch den Zutritt dahin zu verſchaffen.“

„Recht gern! ich werde es einleiten, man wird Sie in Vorſchlag bringen, und wenn die Kugelung Ihnen günſtig iſt ...“

„Wie, es findet eine Kugelung ſtatt?“

„Allerdings! Sie ſehen wohl ein, daß man da nicht nur ſo hingehen kann, wie auf einen Marktplatz; man muß die Formalitäten beobachten. Allein ich werde Sie Freunden empfehlen, und Sie werden aufgenommen werden.“

„Glauben Sie?“

„Ganz gewiß. Man weist Niemand ab, außer bei beſonders gewichtigen Gründen, und deren kamen noch niemals vor.“

„Wirſt Du es mir wohl glauben, daß während der acht Tage, die auf dieſen Vorſchlag folgten, ich an nichts anderes denken konnte, als: wird man mich wohl aufnehmen oder nicht? Wie viele weiße Kugeln ſind zur Aufnahme nöthig, wie viele ſchwarze beſtimmen den Ausſchluß? Ich ſtellte in Gedanken Vergleichungen mit den Kammern an, und wie dort die Geſetze und Regeln angenommen werden, und ſagte zu mir ſelbſt: Vielleicht bin ich auch nicht Jedem nach ſeinem Sinne. Vielleicht wollen ſich Einige das Anſehen der Oppoſition geben, und ſtimmen gegen mich! das wird dann bald ſtadtkundig, denn in kleinen Städten erfährt man Alles, und ich kann mich nirgends mehr ſehen laſſen!“

„Sodann erinnerte ich mich mit Schrecken, daß ich Morgens dem Gensd'armerie-Lieutenant begegnet war, und die Einfalt hatte, ihn nicht zu grüßen; welche Lehre! Und als der Secretär der Mairie mir in dem Leſekabinett ein miniſterielles Bezirksblatt anbot, das einen örtlichen Artikel enthielt, den er als ſehr intereſſant ſchilderte, ſo hatte ich ziemlich barſch erwiedert, daß mich dergleichen Dinge nicht intereſſiren. Welche Unklugheit!“

„Die ganze Woche saß ich wie auf Dornen. Jedesmal wenn sich die Thüre meines Zimmers öffnete, glaubte ich den Wirth eintreten zu sehen, mit bekümmertem Gesichte, verlegenem Schritte, und noch verlegener um Worte, wie er die schreckliche Mittheilung mir machen solle, daß ich ausgeschlossen worden sey.

Aber mein Wirth ließ sich gar nicht einmal mehr sehen, sein Haus war voller Gäste und er verließ keinen Augenblick seinen Heerd. Meine Lage schien mir unerträglich, ich mußte mein Schicksal erfahren. Ich that einen verzweifelten Schritt und begab mich in die Küche hinab, wo ich mich zwang, den gleichgültigsten Ton von der Welt anzunehmen, und meinen Wirth fragte:

„Nun, mein Freund, diese famose Kugelung?..."

„Welche Kugelung, mein Herr?"

„Ach mein Gott! die Kugelung über .... Sie wissen ja wohl? wegen meiner Aufnahme in das ...."

„Ah! in unser Casino?"

„Freilich!"

„Habe ich Ihnen denn nicht schon das Resultat gesagt?"

„Nein, noch kein Wort."

„Das ist mir unbegreiflich, ich hätte darauf gewettet, daß ich Ihnen die Sache schon vor fünf oder sechs Tagen gesagt hätte."

„Es muß Ihnen geträumt haben."

„Es ist in der That wohl möglich, ich träume oft ...."

„Nun, und das Resultat?"

„Wie immer, mit Stimmeneinheit!"

„Wie, ich bin mit Stimmeneinheit aufgenommen? Das ist doch außerordentlich schmeichelhaft. Und wann werde ich die Nachricht von meiner Aufnahme erhalten?"

„Wie, eine Nachricht? Ist denn das, was ich Ihnen hier sage, nicht genug? Wollen Sie denn, daß man Sie an der Hand hinführe?"

„Ich glaubte, der Gebrauch erfordere ...."

„Ich eilte auf mein Zimmer, außer mir vor Freude. Die liebenswürdigen Leute, dachte ich bei mir selbst, sie haben mich mit Stimmeneinheit aufgenommen; mich, der ich nicht einmal von hier bin; das ist doch wahrhaft patriarchalisch!"

„Indem ich diese Betrachtungen anstellte, machte ich meine Toilette. Ich mußte doch bei meinem ersten Eintritte den erforderlichen Anstand beobachten. Und dann beabsichtigte man vielleicht auch meinen Eintritt zu feiern: man wird wahrscheinlich ein kleines Fest veranstalten, man

wird mich bekomplimentiren, und während ich auf die Anrede des Präsidenten antworte, werde ich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit seyn; es wäre doch sehr unschicklich, wenn ich mir dabei den Vorwurf zuziehen würde, den Anstand in irgend etwas verletzt zu haben."

„Ich warf mein battistenes Jabot-Hemd über, zog halbanliegende Beinkleider, eine seidene Weste und einen schwarzen Frack an, band mein weißes Halstuch mit vieler Sorgfalt, brachte meine Haare in eine reizende Unordnung und versah mich mit gelbglacirten Handschuhen; ich sah recht gut aus."

„In einigen Minuten stand ich vor der Thüre des Casino's. Es war eine kleine Thüre mit Fenstern, die mir durch die nicht gar weißen Vorhänge nicht sehr geschützt erschien. Ich klopfte bescheiden an: man antwortete nicht. Ich hörte lärmende Stimmen und schallendes Gelächter. Ich klopfte von Neuem und dießmal ein wenig stärker. Vergebliche Mühe; Niemand hörte mich. Ich besiegte mit einem herzhaften Entschlusse meine Schüchternheit, indem ich zu mir selbst sagte: „Du gehörst ja zum Casino, du bist ja ein Mitglied und begehst somit keine Indiscretion."

„Ich legte meine Hand auf den Thürdrücker. Meine Absicht war, einige Worte, wie sie die Umstände erforderten, an die Gesellschaft zu richten, und ich hatte mich hierauf vorbereitet; kaum aber hatte ich den Mund geöffnet, als Wolken von keineswegs wohlriechendem Rauchtabak mir die Kehle zuschnürten, und ich kein Wort hervorbringen konnte."

„Ich bemühte mich, den Stuhl des Präsidenten zu finden, allein ich bemerkte nichts als einen ungeheuern Ofen, um welchen zehn bis zwölf Personen saßen, die plauderten, lachten, schrieen und rauchten. Mitten im Saale stand ein ziemlich ärmliches Billard, auf welchem zwei Mitglieder des Casino's saßen, die mit wahrer Stentorstimme schrieen: Wer will ein Königreich machen? In einem Winkel spielte der Präsident des Tribunals mit dem Maire Piquet; der Oberst der Nationalgarde trank allein eine Bouteille Bier, und der erste Adjunct rief dem Kellner, den er Cadet nannte (alle Kellner in den Kaffeehäusern der Provinz nennt man Cadets), und verlangte herrisch eine Flasche weißen Wein und einen Mund voll Brod."

„Eine Flasche weißen Wein! Einen Mund voll Brod! Ein Präsident des Tribunals, der schreiend eine Quart-Major ankündigt! Alle diese Ueberraschungen hatten dieselbe Wirkung auf mich, als wenn eben so viele Ziegel senkrecht auf meinen Kopf fielen. Ich war bestürzt, ver-

nichtet. Ich fragte mich, ob ich mich nicht zufällig verirrt, und in eine öffentliche Tabagie gerathen ſey?"

„Bedenke, daß Niemand mich zu bemerken ſchien, mein Erſcheinen hatte nicht den geringſten Eindruck gemacht. Nur der Cadet ging nie an meinem Battiſt-Jabot, an meiner ſeidenen Weſte und meinen gelb glacirten Handſchuhen vorüber, ohne beſtürzt zu erſcheinen. Wer weiß für was mich dieſer junge Menſch gehalten hat!"

„Ich hatte mich grauſam getäuſcht, und wollte mich eben wieder entfernen, als ein alter Herr, deſſen blaue Brillengläſer, wie mir ſchien, mehrmals gegen mich gerichtet waren, ſich zwiſchen mich und die Thüre ſtellte, und mich mit einer gewiſſen Freundlichkeit anredete: „Habe ich nicht die Ehre mit Herrn .... zu ſprechen?" Gut, dachte ich bei mir ſelbſt, man hat mich endlich bemerkt! die Sache macht ſich noch; wahrſcheinlich werden jetzt die Ceremonieen meines Eintrittes beginnen .... Ganz in dieſe Gedanken vertieft, ſprach ich kein Wort und verbeugte mich."

„Der Alte nahm wieder mit derſelben Freundlichkeit das Wort und ſagte: „Mein Herr! ich bin der Caſſier der Geſellſchaft; wenn es Ihnen vielleicht gefällig wäre, mir den jährlichen Beitrag mit vier und achtzig Franken einzuhändigen, den Sie als Mitglied des Caſino's zu entrichten haben, ſo werde ich Ihnen mit Vergnügen die Quittung dafür ſogleich zuſtellen."

„Ich eilte zu zahlen; der Alte, mit ſeinen blauen Brillengläſern übergab mir eine, bereits ausgefertigte Quittung, machte mir ſodann ſein Kompliment, und ließ mir den Weg offen. Ich entfernte mich in der feſten Ueberzeugung, daß ich ein Mitglied des Caſino's ſey, ſchwur aber bei mir ſelbſt, mir dieß zur Warnung dienen zu laſſen. Ich war eingeräuchert wie ein Schinken."

„Den andern Tag ging ich bis zehn Uhr auf dem Walle ſpazieren; die Luft war kalt und die Spaziergänger wurden ſeltener. Ich verweilte noch einige Augenblicke, um die Bäume, den Himmel und die Sterne zu betrachten."

„Als ich mit meinen Betrachtungen zu Ende war, ſetzte ich mich wieder in Bewegung, und ging bald auf dieſe, bald auf jene Seite, wie eine irrende Seele an den Ufern des Acherons. So gelangte ich nach und nach bis an das Caſino; ich trat ein."

„Die Billardſpieler hatten ſich zu einem Königreiche zuſammengefunden; der Präſident kündigte mit lauter Stimme, wie früher, ſein beſtändiges „Quart-Major!" an, und der erſte Adjunct ſchrie über den

Cabet her. Es hatte ſich ſeit geſtern nichts geändert, doch ſchien mir der Tabaksrauch heute weniger unerträglich."

„Den folgenden Tag ließ ich mich in eine politiſche Unterhaltung mit dem Oberſten der National-Garde ein, und ſpielte eine Partie Domino mit ihm. Ich fand in ihm einen ſehr freiſinnigen Mann, der durchaus keinen Anſtand nahm, ſeine Geſinnungen laut auszuſprechen, und einen leidenſchaftlichen Verehrer des ſchönen Geſchlechts; er war nicht ohne Kenntniſſe, ſaß gut zu Pferde, und verſtand es ſehr gut, das Lob ſeines Weines auf eine feine Art anzubringen (er iſt Weinhändler); er zeigte ſich liebenswürdig und geiſtreich, obgleich er immer den doppeltweißen Stein hatte; kurz er war ein Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke ſaß, der die Steine des Spiels nicht liegen ließ, und dem ich fünfzig Centimes abgewann, die er ſogleich bezahlte."

„Später lernte ich auch den übrigen Theil der Geſellſchaft kennen."

„Ich war Anfangs gegen den Procurator des Königs eingenommen, ich ſah in ihm nichts anderes als einen Gefängniß-Lieferanten. Ich hatte Unrecht. Er iſt ein ſehr angenehmer Mann, der viel geſehen und viel geleſen hat. Er hat nur den einzigen Fehler, daß er ſich für keinen Provinzialen hält."

„Im Jahr 1817 kam er nach Paris, wo er fünf Jahre als Sachwalter blieb, und ſelbſt Vorſtand irgend einer, ich weiß nicht mehr welcher, Seſſion war. Dieß hat ihm geſchadet, denn als er wieder in ſeinen Geburtsort zurückkam, bildete er ſich ein, er ſey ein anderer Menſch, weil er in Paris advocirt habe. Er ſprach von ſeinen Mitbürgern nur mit ſehr lächerlicher Geringſchätzung, und bediente ſich faſt immer in ſelbſtzufriedenem Tone des Ausdrucks „Wir Pariſer."

„Er behielt ſeinen Pariſer Schneider vom Jahre 1822 bei, und hatte die Schwachheit, ſich ſtets für außerordentlich elegant gekleidet zu halten. Indeſſen hat ſeine Korpulenz ſeit 1822 etwas zugenommen, allein er ſchien dieß nicht zu bemerken. Alle ſechs Monate ſchreibt er an ſeinen Schneider: „Senden Sie mir mit der ſchnellſten Gelegenheit einen Rock in dem neueſten Geſchmacke. Mein Maaß müſſen Sie noch haben, arbeiten Sie hiernach, ich bin noch derſelbe." Der Schneider verfertigt ſein Kleid nach dieſer Vorſchrift, und der Procurator des Königs iſt immer nur halb gekleidet. Die Ueberſchläge ſeiner Kleider gehen nicht zuſammen; die Aermelausſchnitte geniren ihn gewaltig, die Schöße bedecken nur kärglich ſeine breiten, vollen Hüften, und er gleicht ſo ziemlich einem vierzigjährigen Communicanten."

„Ich sah ihn in seinem Ballanzuge; man hätte ihn können unter Glas setzen. Er zappelte, hüpfte und flatterte umher, sprach äußerst geziert und fragte oft: „Nicht wahr, mein Anzug steht mir gut? Ich lasse bei einem der ersten Schneider in Paris arbeiten. Sehen Sie, ich halte auf die Mode, und das ist wohl sehr natürlich, da ich viel in der großen Welt gelebt, und fünf Jahre in Paris zugebracht habe ... Ach! Paris! Paris! ... Man lebt doch nur in Paris, an jedem andern Orte vegetirt man bloß."

„Mit dem Procurator des Königs contrastirt der Maire durchaus. Dieser sehr trockene, sehr lange und sehr gelbe Herr verachtet Alles, was Paris betrifft, oder von dorther kommt; er hat nur für seine Gemeinde Sinn, und bringt nur sie in Anschlag. Ueber Kunst, Literatur und Politik muß man nicht mit ihm sprechen wollen. Diese drei Worte sind für ihn hebräisch."

„Würde man in seiner Gegenwart den Namen Victor Hugo nennen, er wäre im Stande zu fragen, in welchem Welttheile dieses unbekannte Volk lebe. Spräche man von der Akademie, so würde er glauben, man unterhalte sich von einem Spielhause. Läßt man aber ein Wort über die Verschönerungen oder Verbesserungen fallen, deren sich seine Gemeinde seit seiner Verwaltung erfreut, ja dann vertrocknet der Strom seiner Rede gewiß nicht mehr. Er würde Dir erzählen, daß der Fluß früher viermal ausgetreten sey, daß er aber Dämme errichtet habe, und der Fluß jetzt nur noch alle sechs Monate austrete, wenn nicht außerordentliche Fälle eintreten."

„Kurz, sagte er, wenn meine Gemeinde gegen Westen eine Barriere bekommen, und die Brücke gegen Osten gebaut seyn wird, wenn ich es dahin gebracht haben werde, daß man die öffentlichen Brunnen mit Wasser versehen kann, und dahin wird es kommen; wenn mein Gemeindehaus wieder neu beworfen wird, wenn ich von der Regierung hundert Bände erhalten werde, um meine öffentliche Bibliothek zu gründen, dann will ich doch sehen, was wir noch wünschen sollen. Dann würde Paris uns das Wasser nicht reichen."

„Doch die Gerechtigkeit muß ich dem Maire widerfahren lassen, er spielt das Piquet gar nicht schlecht, und er würde gewiß öfters gewinnen, wenn er nicht immer mit dem Präsidenten des Tribunals spielte, der stets eine Quart-Major hat."

„Der Vorstand des Collegiums besucht gleichfalls das Casino. Welch eine Fundgrube von Gelehrsamkeit ist dieser Mann! Er versteht

das Griechiſche, mein Lieber! Er kennt Homer beſſer, als irgend Jemand in Frankreich. Er unterhielt mich kürzlich von der Juno mit den Ochſenaugen, von der Minerva und ihren grünen Augen, von Achilles und ſeinen leichten Füßen, von dem toſenden Meere, von Apollo und ſeinem ſilbernen Bogen und dergleichen, er ſetzte mich in Erſtaunen über ſeine Gelehrſamkeit."

„Du erinnerſt Dich, daß ich ſelbſt ziemlich in dieſem Thema bewandert bin, und ich war daher nicht wenig überraſcht, in einem Städtchen von viertauſend Seelen Jemand zu finden, der mich weit übertrifft. Er beſitzt ſeinen Virgil und ſeinen Horaz **ad unguem**, wie er oft ſagt."

„Seine, übrigens ſehr lehrreiche Unterhaltung wimmelt von Citationen, die er jedoch immer ſehr ſinnreich anbringt. Beſonders unterhaltend iſt er bei Tiſche; er nennt ſeine Köchin, eine ſtarke Frau von wenigſtens eilf Luſtern, **puer**. Verlangt er zu trinken, ſo ſagt er: **de-prome quadrimum sabina, ô Thaliarche, merum diota.** Käſe iſt für ihn nicht Käſe, ſondern **pressi copia lactis.** Und ein ſolcher Menſch iſt nicht in der Akademie?"

„Der Gendarmerie-Lieutenant iſt ein alter Militär aus der Kaiſerzeit, der von Napoleon drei oder vier Anekdoten weiß, von denen er Augenzeuge war, und die er nun jeden Abend mit der Begeiſterung eines Soldaten recht angenehm erzählt. Ueberdieß verſteht er ein wenig das Beetſpiel und gibt in ſeinen freien Augenblicken den Gendarmen Unterricht in der Orthographie. Ich rechne ihn zu meinen guten Freunden."

„Faſt täglich beſuche ich den Präſidenten des Tribunals: ſeine Frau iſt noch nicht dreißig Jahre; ſie plaudert wie Madame de Sevigné ſchrieb, und gibt bezaubernde Diners. Wenn ich nicht bei ihr bin, ſo bin ich auf dem Caſino, wo ich gerne geſehen werde."

„Ich rauche nicht, ſpiele aber oft Piquet, und das Bier mundet mir, wenn es nicht gar zu bitter iſt. Mit einem Worte, ich bin glücklicher, als ich es je war. Im Spiele habe ich ein ſolches Glück, daß man mich nur den Quint- und Quart-Major nennt."

„Du findeſt vielleicht alle meine Genüſſe knabenhaft und kleinſtädtiſch? Mache Dich nur über mich luſtig, ich verzeihe es Dir zum Voraus."

Dein Freund ***.

Ich habe an dieſem Briefe meines Freundes nicht ein Wort geändert. Sollte Jemand ſeine Schilderung albern oder falſch finden, ſo

hat er nie die Provinz bewohnt. Das Leben in den Departements iſt ein ganz anderes, als das Landleben. In der Theorie ſind die Sitten in der Provinz eigen, aber in der Praxis äußerſt angenehm.

Für meinen Theil vertauſchte ich gerne alle Vergnügungen von Paris um das Glück, in einem gewiſſen Caſino der Provinz wieder ſeyn zu können, in welchem eine Tafel mit der Inſchrift aufgehängt iſt: „Nachts nach zehn Uhr iſt Alles erlaubt.“

Feuilleton.

Literariſche Ueberſichten

von

Guſtav Schleſier.

XI.

Die Fortbildung des Hegelthums.

Es iſt doch unbegreiflich, wie ſchlecht im Durchſchnitt unſere literariſche Kritik beſchaffen iſt. Man klagt nicht ohne Grund darüber, daß unſere Zeit in Ermangelung zureichender Schöpfungen faſt ganz in Kritik aufgehe. Das läßt ſich aber doch auf keinen Fall mit Worten und Klagen ändern, und man fragt billig, ob die, welche ſelbſt keine Thaten aufzuweiſen haben, Thaten, die nicht unter der Kritik ſind, ob ſolche Leute ein Recht haben, an der vorwiegend kritiſchen Richtung der Literatur ein Aergerniß zu nehmen, da noch dazu anſehnlich productive Elemente in ihr ausgeſtreut liegen? Ein größeres Uebel, ein Uebel, von dem ſich reden läßt, ruht dagegen in der Unzulänglichkeit, Unerſprießlichkeit und theilweiſen Miſere dieſes kritiſchen Treibens ſelbſt, dem nur durch einzelne beſſere oder ſtreng wiſſenſchaftliche Beſtrebungen erfreulich entgegen gearbeitet wird. Die Kritik ſoll, wenn ſie ächt iſt, zugleich die Annäherung der Geiſter und des Publicums vermitteln. Was thut aber unſere zeitſchriftliche Kritik, frage ich, um der gebildeten Welt von den wirklichen und wichtigſten Fortſchritten der Wiſſenſchaft und Literatur Bericht abzuſtatten?

Jedermann macht ſich heut zu Tage mit Hegel zu ſchaffen, und wer nichts weiß, ſpricht auch darüber. Daß dieſe Stufe deutſchen Denkens, die gegenwärtig viel bemäckelt, aber nicht im Entfernteſten überſchritten iſt, in alle Richtungen des Genius und der Wiſſenſchaften wirkt, bezeugt unwiderſprechlich ihre Wichtigkeit und Macht; und es erklärt ſich, warum Niemand, es müßte denn ein gemeiner Empiriker oder ein deutſcher Belletriſt ſeyn, ſie überſehen kann, warum ſie überall von ſich reden macht. Das wäre ganz recht! Wie kommt es nun dennoch, daß, während man davon ſchwätzt, während von einigen literariſchen Phänomenen, die wohl auch Intereſſe verdienen, wieder und immerwieder die Rede iſt, von wirklich auffallenden Veränderungen, z. B. von der innern Bewegung und Fortbildung des Hegelianismus, faſt nirgends ein Wort geſagt wird?

Die meiſten Widerſprüche, die Hegels Erſcheinung fand, hatten im beſten Falle in der ſpröden, ſterblichen Form, in der ſyſtematiſchen Verſteinerung, in der dieſe Lehre, gleich den meiſten Erfindungen im Reiche des Gedankens, zuerſt und bei dem Urheber und deſſen erſtem Schülerkreiſe hervortrat, großentheils ihren Urſprung. Den reinen Gehalt auch in reine Form zu ſetzen, die Technik für die Anwendung des Gefundenen zu finden, eine geſchmeidigere, hellere, naturgemäßere Hülle um den goldenen Kern zu ſchlagen, kurz den Genius aus der Scholaſtik zu erlöſen, die er zum erſten Gebrauch ſelbſt um ſich geſponnen — das iſt die erſte und doch ſchwierigſte Aufgabe eines echten Verehrers dieſes Meiſters. Es wird große natürliche Begabung, ja gewiſſermaßen gleichfalls ſchaffende Genialität dazu erfordert! — Zur anderen Aufgabe lockt die weitgegliederte Syſtematik und der Charakter des ganzen Hegelthums von ſelbſt, ich meine den Ausbau der einzelnen Theile dieſes univerſellen Gedankenmikrokosmus, und zur Uebertragung der Idee und des Standpunktes auf alle Gebiete des Geiſtes, auf freie Forſchung und einzelne Disciplinen. Man nehme nur die Encyclopädie unſeres deutſchen Ariſtoteles zur Hand, und ſehe wie ungewöhnlich ſelbſt dem großen Denker eine ſolche Univerſalität des Geiſtes und Wiſſens iſt, wie ſehr man nach der Bewältigung und Ausführung der einzelnen Theile verlangt, und wie auffallend gerade in dieſem Werke die Tiefe des Gedankens verſteinert wurde und nach Erlöſung ſeufzt. Hier iſt Hegel gleichſam in ſeine ſelbſtgeſchaffenen Formen zuſammengeſchrumpft. Wer wäre aber wohl im Stande, das Ganze auf einmal in Freiheit zu ſetzen?

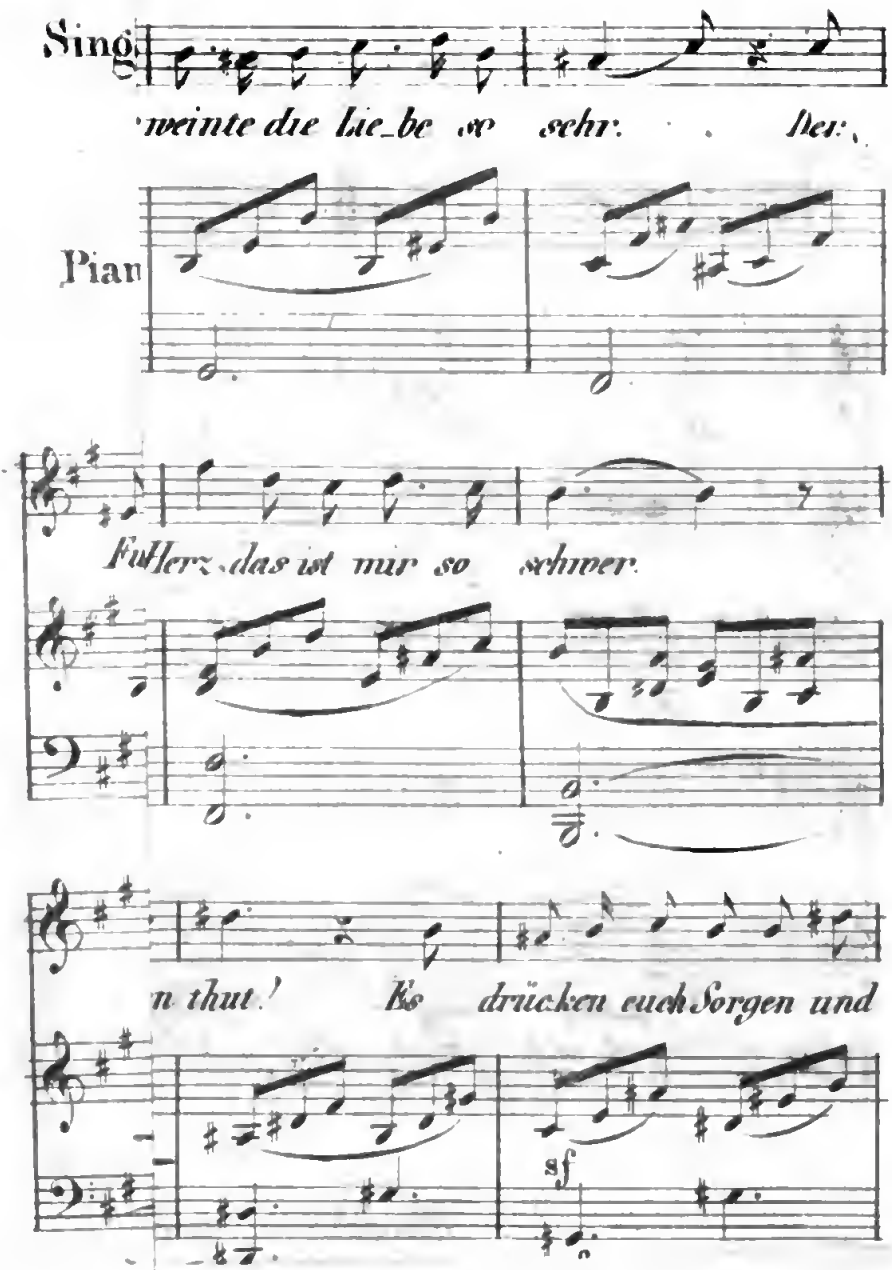
Das iſt nun eben die wichtige Veränderung inmitten der Hegel'ſchen Schule ſelbſt, daß ſie ſich gegenwärtig dieſen Aufgaben mit glänzendem Erfolge hingibt, daß ſie ſich im höchſten Sinne populariſirt, und durch Vermittlung freier Forſchung und einzelner Disciplinen, die ſie auf ihren Standpunkt emporhebt, ihre Wirkung auf unerwartete Weiſe vervielfältigt. Den Anſprüchen, welche der des philoſophiſchen Gedankens unfähige Verſtand an ſie machen dürfte, wird die Philoſophie als Wiſſenſchaft nun und nimmermehr genügen; allein ſie wird und kann durch dritte Hand dieſen Verſtand und die Anſchauung ſelbſt umwandeln, und ſo die Einheit des Bewußtſeyns Aller wiederherſtellen. Gelingt es, die Menge durch fernere Wirkungen und inſtinktgemäß bis zu einer weltverbreiteten Beſchauung der Dinge aufſteigen zu ſehen, zu einer Anſchauung, zu der der Philoſoph ſich mit Bewußtſeyn und formeller Conſequenz erhebt, ſo darf man damit zugleich die Löſung der meiſten jener Fragen und Zwiſtigkeiten erwarten, welche der heutigen Welt ein ſo trübes Anſehen geben. Deſto mehr hört auch die Schule auf Schule zu ſeyn, je mehr ihre Jünger Leben und Wirklichkeit erobern. Der unmittelbare Eindruck, den einſt Kant erregte, wird für die Philoſophie wohl niemals wiederkehren. Deßhalb ſey aber Niemand ängſtlich für das Gedeihen einer Lehre beſorgt, die, wenn ſie ihre Macht nicht äußern ſollte, ſie auch niemals verdient hätte. Die Widerſacher endlich mögen auf ihrer Hut ſeyn, denn wir haben es erlebt, daß Kritiker, die von Philoſophie überhaupt keine Ahnung haben und Hegel gar nur aus Anderer Berichten kennen, daß Leute, die alles Große, das ſie nicht verſtehen, läſterten, über Nacht mediatiſirt wurden.

Wenn ich hier über die erwähnte Fortbildung des Hegel'ſchen Syſtems einige Fingerzeige zu geben ſuche, ſo bin ich weit entfernt, meinen Betrachtungen das Anſehen eines Urtheils zu leihen, wie es vom Mittelpunkte der philoſophiſchen Beſtrebungen gegeben werden könnte. Man wird eingeſtehen, daß derjenige im ſtrengſten Sinne doch noch Laie bleibt, der ſich den Standpunkt der Philoſophie nur von der Seite anzueignen ſucht, wo ſie in ſeine eigenſten Forſchungen und Gedankenrichtung eingreift. Immerhin! Zuweilen überblickt man die Totalwirkung und die Bewegung eines ſolchen Univerſums leichter, wenn man nur mit einem Fuße darin, mit dem anderen außerhalb ſteht.

In keinem Fall ſoll etwas Anderes von mir erzielt ſeyn, als die Aufmerkſamkeit der Leſer auf die neueſten Reſultate dieſer Geiſtesrichtung hinzulenken. Weiß die Mitwelt ſolche leichter zu verſtehen, aufzufaſſen und ſich anzueignen, ſo iſt der Fortſchritt der philoſophiſchen Behandlung unzweifelhaft, da bisher über Unerfaßlichkeit und Dunkelheit des Hegelianismus die ärgſte Klage geführt wurde.

Es laſſen ſich bis jetzt drei Epochen des Hegel'ſchen Syſtems mit Beſtimmtheit unterſcheiden. Zuerſt die Heidelberger, wo Hegel ſelbſt den logiſch-metaphyſiſchen Bau ſeiner Lehre, gleichſam das äußere Gerüſt, wenn es vergönnt iſt, ſo zu ſagen, begründete. Hier war es, wo er ſich in formeller Weiſe von allen ſeinen Zeitgenoſſen, die entweder von Kantiſchem Kritizismus oder von Schelling's Intuition beherrſcht wurden, und ſomit von allen ſeinen Vorgängern ſeit Kant, ja im weiteren Kreiſe ſeit Karteſius abſchied. Die Logik iſt der Leitſtern dieſer Epoche, und zugleich die letzte eigentlich philoſophiſche Eroberung, die mit Kant's und Fichte's Tiefe in die Schranken treten konnte. Im denkwürdigen Jahre 1812 erſchien das Werk. Aus dieſer Heidelberger Epoche verblieb inſonderheit den früheſten Schülern Hegel's jener dialectiſch-ſpieleriſche Charakter, von dem man nicht ſagen konnte, ob es mehr auf die Form, als auf den Inhalt der Wahrheit abgeſehen ſey, und der den meiſten Mitlebenden nur als ein grauer Scholaſticismus, als eine mittelalterliche Nachgeburt erſchien. — In die zwanziger Jahre fällt Hegel's Thätigkeit an der Hochſchule zu Berlin, und dies bildete die zweite oder Berliner Epoche des Hegelthums, in welcher der Meiſter den großen reellen Gehalt ſeiner Lehre entfaltete, und in nächſte Beziehung zu den politiſchen und religiöſen Bewegungen des Zeitalters trat. Die philoſophiſche Rechtslehre iſt die Spitze dieſer Richtung und ſeiner damaligen Productivität. Man weiß, wie Hegel's Hefte in Abſchrift in den höchſten Cirkeln Berlins cirkulirten, wie man Hegel's Staatslehre als ein Werkzeug bezeichnete, womit die Politik des Nordens die Gährung der Jugend und des europäiſchen Geiſtes bezwingen wolle. Aus jener Periode hauptſächlich ſtammt die Anklage des Serviliſmus. Und wirklich iſt es unverkennbar, daß Hegel gegen das Zeitalter reagirte, aber nicht leicht iſt es auszuſprechen, wie weit er ſich durch die Zeitverhältniſſe berechtigt fühlte und hinreißen ließ, ſeiner Lehre das Antlitz eines Grabſteins der Revolution zu leihen. Wie groß und zukunftvoll iſt aber doch der Geiſt, der dieſe Staatslehre beſeelt, wie läßt hier der univerſelle Gedanke an Freimüthigkeit und Bürgerſinn ſelbſt den prahleriſchen Liberalismus hinter ſich zurück, deſſen aufblaſenden Egoismus Hegel freilich von ſich warf. Allein die Stiftung der Berliner Jahrbücher kam dazu und reizte die literariſchen Parteien, der pietiſtiſche Eifer nahm an Hegel's andachtsloſer Vernunft Anſtoß, die Aufklärer ärgerten ſich, daß Marheinecke die Trinität ſelbſt zu einem philoſophiſchen Dogma ſtempelte, und daß Hegel ſich durch Andere mit dem Pietismus in Rapport ſetzen ließ, endlich die Flucht des Zeitalters vor der Philoſophie und die Unverſchämtheit der Ignoranten — es war kein Wunder, wenn dieſe Philoſophie, die noch dazu meiſt in ihrer erſten ſcholaſtiſchen Geſtalt zu den Zeitgenoſſen ſprach, von allen Seiten verfolgt, angefochten oder mißverſtanden wurde. Nie lag der freie Geiſt dieſes Syſtems in ſchwereren Banden, als in dieſen Jahren. Wie alle Edle und Große, umwölkte auch Hegel's hohen Sinn die trübe Wolke der Reſtauration, und er ſelbſt, der Meiſter, mußte es dulden, daß ſein Standpunkt den widerſprechendſten Ausdeutungen, der Glaubenslehre Goeſchels und der Unſterblichkeitsverbannung Richters, dem Zeitgeiſt und dem mittelalteriſchen Leo in gleicher Weiſe dienen ſollte. Das war die Zeit der Rückſicht und der Widerſprüche in Hegel's Lehre, eine Periode, die noch lange nachwirken wird und nachwirken muß. — Mit dem jetzigen Decennium begann die neueſte Epoche für das Syſtem und die letzte für den lebenden Meiſter,

der unter den Stürmen jüngſter Zeit, und als viele ſeiner Schüler in angeblich höhere Standpunkte ſich hinwegzogen oder in freie Production flüchteten, ſich veranlaßt ſah, ſo ſehr er vermochte, die feſteſte Haltung des Syſtems zu verkünden, die freie Beweglichkeit und das Licht des Gedankens, das zu jeder Zeit dem Kundigen entgegen leuchtete, noch in ſeiner Fülle aufglänzen zu laſſen, und ſo ſeine Freunde und Nachfolger ſelbſt in die Richtung zu leiten, wo das Hegelthum ſich ſeiner bloßen Form entäußert und die urſprüngliche Freiheit des Gedankens wieder erobert. Das iſt die Emancipation der Schule, an der jetzt mit allem Fleiße gearbeitet wird. Gerade, als nach Hegel's Tod verkündet wurde, jetzt ſey die Schule mit der Perſon des Stifters verſtoben, als Schelling, der ſechzehn Jahre kein Wort hatte verlauten laſſen, ſeinen Kopf wieder emporrichtete, und zu Gunſten aller Naturaliſten, aller Unzufriedenen, den Propheten eines neuen philoſophiſchen Zeitalters ſpielte, alſo jetzt, wo man das Hegelthum ſchon zertrümmert meinte, da erhob es ſich mit Jugendkraft, und ſtrebte ſich zu immer größerer Helligkeit und Ausbreitung fortzubilden. Dies iſt denn die Periode, wo ſich das Syſtem populariſirt und alle Forſchung, alle Disciplinen an ſich zieht. Man ſpürt in Deutſchland noch die Wucht, mit der der Achilles der Schule, Roſenkranz, den klägſichen Bachmann auf's Haupt ſchlug; man erinnert ſich der beiſſenden Ironie, mit der Gabler, Hegel's Nachfolger in Berlin, die mitgetheilten Fragmente aus Schelling's mythologiſcher Philoſophie in Empfang nahm, man kennt den Eclat, den nur die Waffe und die unbefangene Anſchauung Hegel's im Leben Jeſu von Strauß in der ganzen Chriſtenheit, wenigſtens unter unſeren deutſchen Theologen, hervorbrachte. Jetzt, wo die Sonne des Syſtems aus ihrer Wolke trat, jetzt gab es Obſcuranten und Ignoranten aller Arten, die plötzlich das Syſtem der Irreligioſität und der Unmoralität zieben, als müſſe es für alle einſeitige oder voreilige Verwendung oder gar für den Mißbrauch verantwortlich ſeyn. Das glänzendſte Ereigniß für die Lehre bleibt aber bis jetzt das ſichtbare Streben ihrer Anhänger, den Geiſt und Inhalt derſelben aus den Banden der erſten, dringlichen Form zu befreien, die Theile des Univerſums auszubauen und ſo jeden einzelnen gleichſam zum zweiten Male zu gründen; endlich ſich dadurch mit allen Forſchungen und Disciplinen zu vermählen, und dieſe ſo zu ſich empor zu ziehen. So erweitert ſich die Macht und die Wirkſamkeit Hegels täglich! Bis in die Natur- und Alterthums-Wiſſenſchaft dringt ſeine wiſſenſchaftliche Gliederung. Wie Strauß und Watke ſie zu Erklärung religiöſer Begebenheiten und pſychiſcher Erſcheinungen verwendeten, war wenigſtens für die innere Freiheit des Hegel'ſchen Gedankens ein denkwürdiges Zeugniß. Nun wende man ſich auf das, was Gabler, der lichtvollſte Paraphraſt des Syſtems, und jüngſt der gewandte Mager zur Verklärung des logiſchen und encyclopädiſchen Charakters dieſer Lehre beitrugen, was Roſenkranz und Daub, wenn auch nicht überall ohne Rückſicht auf zeitliche Widerſacher, in der Religionsphiloſophie und philoſophiſchen Dogmatik wirkten, was eben dieſer Roſenkranz und ſein metaphyſiſcher Freund Hinrichs, der Hallenſer, im Kampfe lichteten, was Gans, Heffter, Maurenbrecher für die Rechts- und Staatslehre und für die Politik vom Standpunkt Hegels im Umlauf ſetzten, und zum Ausbau ihrer eigenen Forſchungen und Disciplinen verwendeten, was Ranke, als Politiker und Geſchichtſchreiber, auf parallelen Bahnen erreicht, und was für die Lehre des Schönen und der Kunſt von Hotho, und ſo eben ganz abſonderlich von Friedrich Viſcher (in Tübingen) geſchehen iſt, und wie dies Alles in die verſchiedenſten Beſtrebungen der Gegenwart eingreift und überall nachwirkt, — und man wird es willkommen heißen, wenn dieſe Ueberſichten demnächſt von den auffallendſten Erſcheinungen auf dieſem Terrain, von Viſchers Monographie „über das Erhabene und Komiſche“ (Stuttgart, Imle und Krauß, 1837), und von Romeo Man-



Sing

weinte die Lie_be so sehr. Der

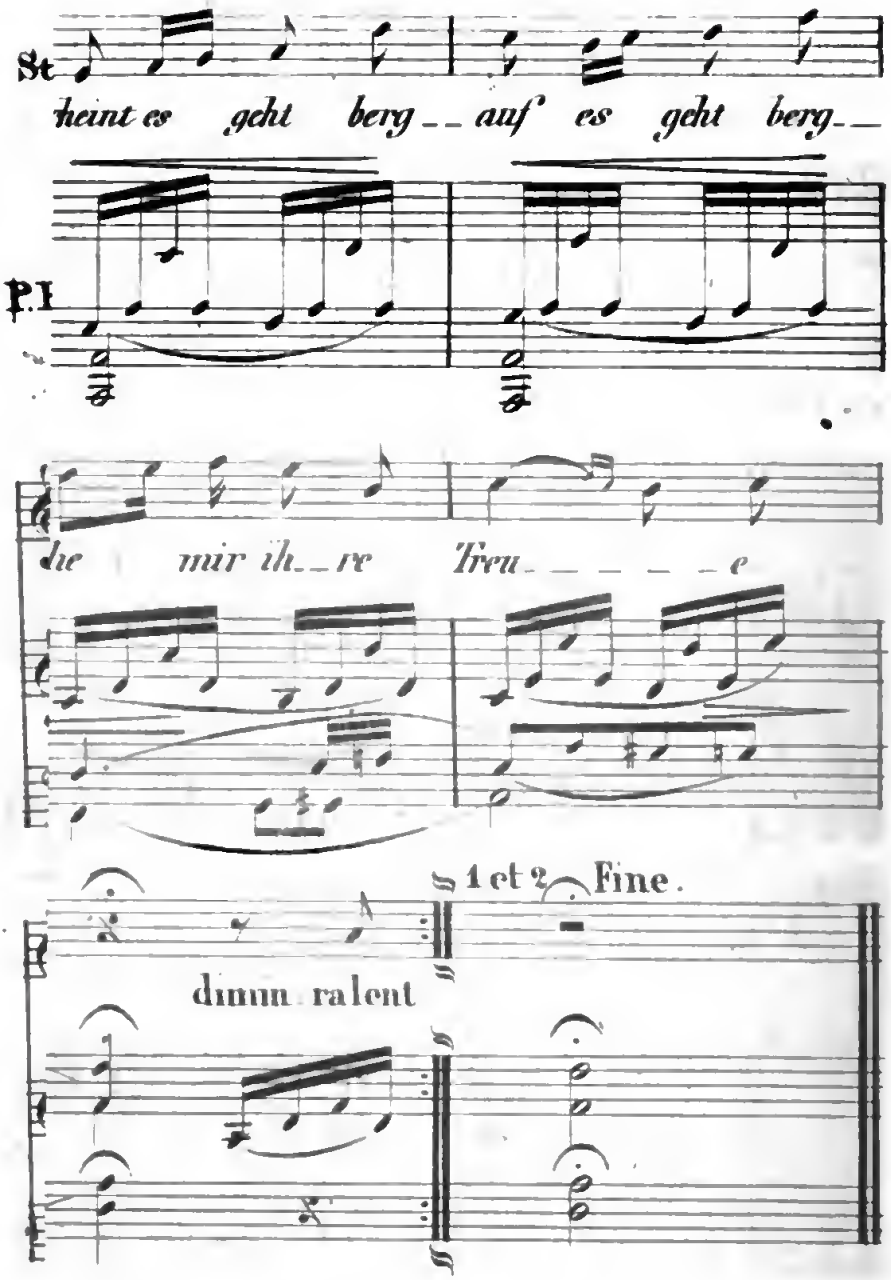
Pian

Fu Herz, das ist mir so schwer.

n thut! Es drücken euch Sorgen und

sf

Digitized by Google



3.

h frisch, ich bin noch jung,
halt und ohne Lust,
im der Freude genung,
wohl an ihrer Brust.

renbrechers „Grundſätzen des heutigen deutſchen Staatsrechts“ (Frankfurt a. M. 1837) eine nähere Mittheilung bringen, von Schriften, die die Aufmerkſamkeit des gebildeten Deutſchlands fordern, und von unſrer faſelhaften Tageskritik bis jetzt kaum namhaft gemacht wurden.

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

X.

Der erfahrene Touriſt, der verſtändige Dilettant, die Liebhaber der Bälle, Concerte und Theater bringen zu Paris den Winter und in London die drei Monate zu, welche den Frühling ſchließen und den Sommer beginnen; denn bekanntlich bilden dieſe die Season der britiſchen Hauptſtadt, welche alsdann im höchſten Glanze ſtrahlt. Die ſchönen Ladies, ihre faſhionablen Bewunderer, Alle, die mit Titeln geſchmückt ſind oder denen der Beſitz des Geldes zu Theil ward, verlaſſen alsdann ihre Wieſen und Landſitze, um ſich in der Hauptſtadt zu zeigen. Dann erhebt ſich ein Wettſtreit unter den Theater-Directoren, Concert-Unternehmern und den Erfindern von Ausſtellungen und Vergnügungen jeder Art, um jene unbeſtändige Maſſe herbeizuziehen, welche oft neun Monate lang der Schauſpiele, des Geſanges und Tanzes entbehrte. Dieſes Jahr wird Hr. Laporte, Director des Kingstheaters, und Hr. Monk, Director von Drurylane, ſich wahrſcheinlich in jenes faſhionable Publicum theilen. Das Kingstheater beſitzt die ſo ausgezeichnete Geſellſchaft der italieniſchen Oper von Paris; Drurylane dagegen vermag Mad. Paſta, die Schröder-Devrient, Hrn. und Mad. Taglioni (aus Berlin) und endlich Marie Taglioni aufzuweiſen, jene bewunderungswerthe Sylphide, welche ſchon allein zu bewirken vermöchte, daß die Wagſchaale zu Gunſten Drurylane's niederſänke. In Coventgarden verbeißt der große Macready und die in der ſchönen Tragödie „Strafford“ ausgezeichnete Miß Faucit dem Publicum Vergnügungen anderer Art durch tiefe Aufregung der Gefühle. Im franzöſiſchen Theater bildet Jenny Vert-Pré, die in der „Chatte métamorphosée en Femme“ ſchon mit Beifall aufgetreten iſt, Hr. Lafond vom Vaudeville und das Paar Allan an jedem Abend ein mannichfaches Repertoire unſerer graciöſeſten Vaudevilles. Mad. Deſazet wird im Juli erwartet, und die Reihe der Künſtler und Künſtlerinnen würdig ſchließen, welche auf dieſem Theater auftreten werden.

Die Darſtellung des „Othello“ von Roſſini am 2. Mai im Kingstheater hatte ein zahlreiches und ausgewähltes Publicum vereinigt. In zwei Seitenlogen ſah man die am Tage vorher angekommenen Damen Taglioni, Mad. Paſta und die Hrn. Ole-Bull und Thalberg. Aus dieſen beiden Logen begrüßte der lebhafteſte Beifall und die friſcheſten Blumenſträuße Roſſini's erhabene Muſik und den Geſang der trefflichſten Stimmen, welche der Maeſtro ſich wünſchen kann.

Dem. Taglioni, ihr Bruder Paul und Mad. Amalia Taglioni erſchienen am 8. Mai zum erſten Male vor dem Publicum im Ballet „die Sylphide“ auf dem Theater von Drurylane. Ihr Erfolg war vollſtändig; rauſchender Beifall, Zuruf, Regen von Blumenſträußen, nichts fehlte dem Triumph der Sylphide und ihrer würdigen Nebenbuhler. In London geſchah daſſelbe wie in Paris.

Mad. Paſta wird als Romeo in der Oper Zingarelli's, ſpäter als Medea, Norma und Anna Boleña auftreten; ferner hat ſie verſprochen, in den Concerten des berühmten Violiniſten Ole-Bull zu ſingen.

Vermählungs-Feste in Paris.

Die Feste, die in Versailles und Fontainebleau gehalten werden sollen, werden nicht allein ihrer Veranlassung nach, sondern auch der wegen ihrer königlichen Feste so berühmten Orte vollkommen würdig seyn. Das Bankett von achttausend Couverts wird in Paris gehalten, bei welcher Gelegenheit der König mit den Neuvermählten in dem prachtvollen Krönungswagen Napoleons seinen Einzug halten wird.

Man kann sich keinen Begriff machen, welche Vorbereitungen dieses nöthig macht, und welch ein Rumor in den großen Gebäuden des Garde-Meubles stattfindet. Teppiche, Uhren, Spiegel, Vasen werden täglich auf großen Wägen nach Fontainebleau geführt.

Den 24. Mai geht ein Zug von sechs Wägen sogenannter Pourvoyeuses ab. Es sind ungeheure Fourgons mit Mund-Provisionen aller Art, die daher schnell befördert werden müssen, und für welche sechzig Postpferde bereit gehalten werden.

Den 26. geht ein zweiter Zug solcher Wägen ab mit der Tischwäsche, dem Silber, dem Krystall und Porzellaine.

Den 27. reisen die Kammerfrauen der Königin und der Prinzessinnen in einem eigens dazu eingerichteten Wagen. An demselben Tage werden noch sieben andere Wägen folgen, mit einem Theil der zum Feste Eingeladenen.

Den 27. reisen auch der König und die königliche Familie.

Den 28. folgen die Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere des Königs und der Prinzen, die Damen der Königin und der Prinzessinnen in vier Wägen. Diese Herrschaften und die Tages vorher in den sieben Wägen Abgereisten bilden zusammen eine Summe von fünfundsechzig Personen.

Den 27. kommen der König, die Königin und der Kronprinz von Belgien in Fontainebleau an. Das Gefolge wird ohne die Dienerschaft aus zwanzig Personen bestehen.

Die Prinzessin Helene wird denselben Tag ankommen und von drei königlichen Wägen begleitet, worin sich der außerordentliche Gesandte Sr. Majestät nebst seinem Gefolge befinden werden.

Am Vermählungstage den 30. wird Niemand mehr in Fontainebleau ankommen.

Den 31. werden jene fünfundsechzig Personen, die zuerst angekommen waren, nach Paris zurückreisen und von anderen ersetzt werden. Das Theater-Personale wird anlangen.

Den 1. Juni wird Keiner von den Gästen weder ankommen, noch abreisen. Nur die Schauspieler, welche den 31. gespielt haben werden, reisen zurück und werden von anderen ersetzt.

Den 2. gehen die am 31. Mai angekommenen Gäste ab und machen neuen Ankömmlingen Platz. Ebenso werden die Schauspieler, welche am 1. Juni gespielt haben, von neuen abgelöst, welche den 2. spielen.

Den 3. wird Niemand mehr ankommen, sondern alle geladenen Gäste werden nach Paris aufbrechen. Auch die Pourvoyeuses fangen an sich auf den Weg zu machen. Nur werden neue Schauspieler die frühern ablösen, die den 3. spielen sollen. Den 4. reisen endlich auch diese ab, und zugleich mit ihnen das ganze diensthuende Personale, der König der Franzosen und jener der Belgier.

Die Zahl der Eingeladenen wird zweihundert nicht übersteigen.

Den 4. endlich wird die königliche Familie nach Paris zurückkehren, und nach einem kurzen Aufenthalt in Neuilly sich den 10. nach Versailles begeben. An demselben beginnen die eigentlichen prächtigen Vermählungsfeste in diesem Schlosse, deren Anfang die feierliche Eröffnung des historischen Museums bilden wird.

Französische Blätter berichteten, daß auch deutsche Sänger berufen werden würden, die Genüsse mannichfaltiger zu machen; allein wie man sieht, ist keine Rede davon.

Fontainebleau.

Das Schloß der Chriſtine von Schweden, wo Monaldeſchi verblutete, wird gegenwärtig durch ungewohnten Glanz wieder ausgeſchmückt; die bisherige Stille der Mauern, welche einſt durch die geſchmackvolle Pracht des kunſtliebenden Franz I. geſchmückt wurden, und welche vor drei und zwanzig Jahren Zeugen waren, wie Napoleon von ſeinen Garden ſchied, wird bald durch eine königliche Vermählung geſtört werden. Ueberall vernimmt man dort das Geräuſch beſchäftigter Arbeiter, das alte Schloß wird in allem Glanze der drei Epochen ſeiner Geſchichte ſich wieder erheben; die glänzende Erneuerung des Pallaſtes, einer Auferſtehung vergleichbar, wird eben ſo ſchön und intereſſant ſeyn, wie die von Verſailles, ob auch bisher weniger davon geſprochen wurde. Der König iſt mit der Ausſchmückung gegenwärtig ſehr beſchäftigt, und kehrte am 12. Mai von dort zurück, nachdem Se. Majeſtät mit der Königin die für den Herzog von Orleans und deſſen künftige Gemahlin, ſo wie die für den Hof Ihrer königl. Hoheiten beſtimmten Zimmer gewählt hatte. Außerdem mußte für die Zimmer der Perſonen geſorgt werden, welche zwar nicht zum Hofe gehören, allein zur Vermählung eingeladen waren. Die Unterſuchung aller Zimmer des Schloſſes von Seiten des Königs und der Königin dauerte ſechs und eine halbe Stunden; übrigens iſt die Auswahl noch nicht durchaus beſtimmt, und Ihre Majeſtäten werden am Tage vor der Ankunft der Prinzeſſin von Mecklenburg die letzten Befehle ertheilen. Mehrere Gemächer ſind für hohe Perſonen mit außerordentlicher Pracht eingerichtet. Unter Andern wird Fürſt Talleyrand als wahrer Hausfreund behandelt, und die ſchönſten Zimmer des Schloſſes zur Wohnung erhalten. Die Gemächer des Herzogs von Orleans ſind bei weitem nicht ſo geräumig und mit derſelben Pracht möblirt. Die des Fürſten ſind dies durchaus im Geſchmack des Kaiſerreichs, und ſtellen jenen großartigen Luxus dar, den Napoleon an ſeinem Hofe zeigte, während die Möbel des Kronprinzen dem Geſchmack aus den Zeiten der Pompadour angehören, welcher zwar viel reiche Pracht zu entwickeln vermag, allein, ungeachtet aller jetzigen Bemühungen, ihn zu verbeſſern, ſtets etwas Bizarres beibehält. Dieſer Styl beſitzt jedoch etwas Originelles, wurde ſeit einiger Zeit zur Mode, und der Herzog von Orleans, welcher ihm ſchon zu ſeinen Zimmern in den Tuilerien Zugang geſtattete, wird ihn zu Fontainebleau in ſeiner urſprünglichen Reinheit wiederfinden.

Die Zimmer der Prinzeſſin von Mecklenburg ſind abgeſondert; daſſelbe wird nicht allein zu Fontainebleau, ſondern auch in den Tuilerien, ſogar nach der Vermählung, der Fall ſeyn. Die Gemächer der zukünftigen Herzogin von Orleans in Fontainebleau ſind vor Allem durch ihre Ausſchmückung ausgezeichnet. Beſonders erwähnt man als bemerkungswerth ein köſtliches Boudoir voll Gemälden, Vergoldungen, Skulpturen von unendlicher Kunſt und Luxus; die Prinzeſſin Marie ſoll die Einrichtung deſſelben geleitet haben. Die ſeltenen Talente und die ausgezeichnete Kunſtkenntniß dieſer Prinzeſſin verliehen ihren Urtheilen und Rathſchlägen bedeutendes Gewicht.

Die ſeit einiger Zeit verbreiteten Gerüchte, als würde von den Eingeladenen eine beſondere Kleidung erfordert, ſind durchaus grundlos. Es war nie davon die Rede, die ſeit einigen Monaten beobachtete Hof-Etikette in dieſer Hinſicht zu verändern. Der Kronprinz ſelbſt wird während der Ceremonie ſeiner Vermählung eine Generals-Uniform tragen.

Die Abreiſe nach Fontainebleau iſt auf den 27. Mai feſtgeſetzt. Mit außerordentlicher Thätigkeit werden Vorbereitungen dazu getroffen. Fünfzehnhundert Betten ſind für die Gäſte ſchon eingerichtet. Eine verhältnißmäßige Zahl ſoll für die Bedienten bereitet werden.

Die Prinzeſſin Helene wird am 29. Mai in Fontainebleau anlangen, und die Vermählung ſoll am 30. ſtattfinden. Der Hof wird acht bis zehn Tage im Schloſſe verweilen, hierauf nach Paris

zurückkehren, alsdann sich zur Eröffnung des Museums nach Versailles begeben, und endlich Klein-Trianon bewohnen.

Das Vaudeville-Theater.

Es wird so viel von dem Vaudeville in Deutschland geschrieben und gesprochen, ja es bildet sogar den größten Theil unserer Repertoire, daß es nicht ganz uninteressant für deutsche Leser seyn kann, hier etwas Geschichtliches über das Theater zu hören, für welches ursprünglich Vaudevilles geschrieben wurden. Wir entnehmen diesen kleinen Auszug der mit Geist geschriebenen Geschichte der kleinen Theater, welche Brazier, selbst einer der fruchtbarsten Vaudeville-Dichter, in diesem Augenblicke herausgegeben hat.

„Das Dekret der Nationalversammlung, welches die Freiheit der Theater proclamirte, ließ bei Piis und Barré den Gedanken entstehen, eine Bühne zu gründen, die hauptsächlich dem Vaudeville gewidmet seyn sollte.

„Es bestand damals in der Rue de Chartres ein Tanzsaal, unter dem Namen Winter-Vauxhall bekannt. Hier erbaute der Architekt Lenoir, derselbe, welcher die alten historischen Monumente vor dem Vandalismus der Revolution rettete, das jetzt noch bestehende Vaudeville-Theater. Die Eröffnung geschah den 12. Januar 1792 durch ein dreiactiges Stück von Piis selbst, betitelt: „die beiden Pantheons."

„Rosieres, vormaliger Schauspieler der italienischen Truppe, wurde berufen, um die neue Gesellschaft zu organisiren. Diese bestand aus Vertpré, einem Schauspieler von feinem Ton, aus Duchaume, der das Couplet trefflich vorzutragen wußte, Carpentier, der die Bedienten und Gascegner spielte, Henri, einem etwas prätenziösen, jedoch eleganten Liebhaber, und endlich aus Chapelle, dem unübertrefflichen Cassandre. Unter den Damen bemerkte man die Duchaume, Blosseville, Moliere, Clericourt, Boden, und besonders eine liebenswürdige Frau, Namens Sara Lescaut

„Die Stücke dieser Epoche waren im Allgemeinen nur leicht angelegt und mit schwachen Intriguen versehen. Drei oder vier hübsche Couplets reichten hin, um ihnen Beifall zu verschaffen.

„Als im Jahre 1806 Bonaparte sich in das Lager von Boulogne begab, um zum ersten Male Ehrenkreuze zu vertheilen, erhielt der Director des Vaudeville den Befehl, sich mit den vorzüglichsten Mitgliedern seiner Truppe zu jenen militärischen Festen zu begeben. Der Vaudevilist Barré verherrlichte die Siege Napoleons, wie fünfzig Jahre früher der Liederdichter Favart die des Marschalls von Sachsen besungen hatte. Der Kaiser bezahlte großmüthig die Reisekosten, und dotirte einen Jeden der drei Autoren mit einer jährlichen Pension von dreitausend Franken. Von diesem Augenblicke bildete das Vaudeville während der ganzen Kaiserzeit keine Opposition mehr. Polizei und Censur hätten ihm auch ohnedies keine solche Licenz bewilligt. Es ergriff nunmehr, in Ermanglung von etwas Besserm, den Weg, die sogenannten Galleriestücke auf die Scene zu bringen. Alle großen Männer mußten im Schlafrocke vor dem Publikum defiliren: Corneille, Racine, Moliere, Rousseau, Voltaire, Condé, Turenne, Lavater, selbst Young, der Dichter der Gräber und der Bewohner des Kirchhofs, mußten in den beliebten Refrain einstimmen:

Flon, flon, flon, lariradondaine,
Gai, gai, gai, lariradondé.

„Vor Allem ist ein Stück besonders merkwürdig, welches dieses Theater zur Aufführung brachte, dieses ist „Fanchon, das Leyermädchen." Die Aufführung verdroß die Behörde. Napoleon, der damals anfing an neue Wappen zu denken, sah's nicht gern, daß der alte Adel von einer Courtisane in den Schatten gedrängt wurde. Allein dessen ungeachtet ließ man das Stück seinen Weg machen.

„Bis zum Jahr 1814 verfolgte dieses Theater sein ursprüngliches Ziel, als die großen Begebenheiten der damaligen Epoche es aus seinem Geleise brachten. Das Vaudeville begann nunmehr, auf die öffent-

liche Meinung, den Volksgeist wirken zu wollen.

„Der Director Barré war alt geworden, und sagte lächelnd: Meine Freunde, es ist Zeit, daß ich abdanke, ich habe große Lust, es wie Carl V. zu machen, das heißt, nicht eben Mönch zu werden, sondern ein guter Bürger von Paris. Im Jahr 1816 ward Desaugiers zu seinem Nachfolger erwählt. Diesem Manne kam der Platz zu, denn man konnte nicht leicht ein singendes Theater einem Besseren anvertrauen, als diesem König des französischen Liedes. Allein Desauglers besaß bei seinen andern eminenten Gaben nicht jenen festen Willen, jene Thätigkeit zu allen Stunden, jene Beharrlichkeit, welche einem Schauspiel-Director unentbehrlich sind. Er war schwach, gutmüthig, unbesorgt; er konnte nichts abschlagen, nicht einmal einen Urlaub einem Schauspieler, den er am nöthigsten brauchte. Da erschien glücklicher Weise Scribe und ein neues Geschlecht von Schriftstellern. Einige Schauspieler, die damals das Theater gewann, hatten gleichfalls das Glück, dem Publicum zu gefallen.

„Im Jahr 1819 erhielt Delestre-Poirson das Privilegium für das Gymnasetheater, und wußte den mächtig wirkenden Scribe, so wie die besten Schauspieler, dem Vaudeville abwendig zu machen. Dieser Stützen beraubt, schwankte der kleine Tempel der Rue de Chartres bedeutend. Die Actionaire suchten tausend Zwiste mit dem Director, und dieser, besorgend, seinen angebornen Frohsinn zu verlieren, trat seine Stelle Herrn Bernard ab. Dem neuen Director fehlte es weder an Geist, noch sonstigen Talenten, und während eines Jahres führte er sein Geschäft mit ziemlichem Glücke, bis daß er mit einem jungen Schriftsteller ein Duell bekam, in welchem er eine bedeutende Wunde erhielt, und sich in Folge dieses Vorfalls für einige Zeit zurückziehen mußte.

„Nun forderten die Actionäre zum zweiten Male Desaugiers vom Ministerium des Innern; allein kaum hatte dieser seine Function wieder angetreten, als er erkrankte und bald darauf starb.

„Bis zum Jahr 1829 führten nunmehr Deguerchy und Bernard-Leon die Zügel; hierauf trat der jetzige Director Etienne-Arago an ihre Stelle. Das Theater hat unter ihm seine Grenzen erweitert; auch Drama und Lustspiele werden dort aufgeführt, und es befindet sich nunmehr in einem vollkommen blühenden Zustand."

Ein neuer d'Alembert.

Bekanntlich antwortete d'Alembert, natürlicher Sohn der Frau von Tencin, welcher unmittelbar nach seiner Geburt als Findling ausgesetzt, und von einer Fruchthändlerin erzogen wurde, als seine Mutter den berühmten Schriftsteller als ihren Sohn anerkennen wollte: „Madame, meine Mutter ist die Fruchthändlerin." Ein ähnlicher Vorfall ereignete sich kürzlich in Paris, und die Antwort eines der berühmtesten Maler jetziger Zeit, bei derselben Gelegenheit, ist der des berühmten Schriftstellers jedenfalls an die Seite zu setzen. Dieser Künstler, welcher erst spät den Namen erlangte, der ihm seit zwei Jahren mit Recht zu Theil ward, wurde bis zum Beginn seines Glückes von einer sehr armen Mutter erzogen, welche ihren Sohn allein von dem Ertrag einer mühevollen Arbeit ernährte. Sie starb in Dunkelheit und Elend, und hinterließ ihrem Sohne nichts, als die Keime eines künftigen schönen Talents; hatte ihm aber nie den Namen des Vaters genannt, welcher sie beide verlassen hatte. Der Maler beweinte seine Mutter, als hätte er mit Einem Schlage eine ganze Familie verloren, und beschloß endlich, da er in der Welt allein stand, sich einen Namen zu machen. Dieser Name befindet sich im ersten Range der jetzt lebenden Künstler.

Vor Kurzem stieg ein wohlgekleideter ältlicher Herr, mit dem Bande der Ehrenlegion, wie so viele Reiche, geschmückt, vor dem Hause des Malers aus einem prächtigen Wagen. Er klopfte mit einiger Scheu an die Thür des Ateliers, wo der Maler

das Publicum und ſeine Freunde zwiſchen einem Kammerdiener aus Madagascar und der ausgeſpannten Leinwand empfängt, welche ſtets von Kunſtliebhabern mit Gold bedeckt wird, bevor er den letzten Pinſelſtrich auf ihr ausführt. Der Unbekannte ließ ſich als Käufer eines Gemäldes vorſtellen, welches im letzten Salon aufgeſtellt war; allein nach einer kurzen Unterhaltung, welche dem Künſtler eben ſo viel Zwang verurſachte, wie ſeinem neuen Clienten, ward er ausdrucksvoller und ſtimmte den ſentimentalen Ton an. Hierauf begann ein ſonderbares Geſpräch, worin es ſich nicht mehr um Malerei handelte; Erkundigungen, Fragen, Ungewißheiten drängten ſich in den Worten des Kunſtliebhabers, welcher mit der verſchämten Miene der Verlegenheit ſeine einſtudirte Rede vorbrachte. Der Künſtler, ein entſchloſſener Mann von feſtem Charakter, gab Antworten, welche eine offene und ſchnelle Erklärung veranlaßten; der mit der Ehrenlegion geſchmückte Herr gab endlich das Geſtändniß, er ſey ſein Vater. In einem Vaudeville hätte der Künſtler ſeine Arme geöffnet, und den Urheber ſeines Lebens rechts und links an die Bruſt gedrückt; der Maler jedoch, ein Mann von Herz und Geiſt, behandelte die Sache nicht als Scherz. Mein Herr, ſprach er zum Unbekannten, wenn Sie mein Vater ſind, ſo habe ich Urſache, Ihnen Glück zu wünſchen, denn gegenwärtig bin ich ein Mann von einigem Anſehen. Die Antwort auf die Mittheilung, welche ich ſo eben die Ehre hatte, von Ihnen zu erhalten, iſt einfach. Sie haben ein wenig lange gewartet, mich als Ihren Sohn anzuerkennen. Erlauben Sie mir zu warten, Sie als meinen Vater zu begrüßen. Hierauf gab er ſeinem Diener aus Madagascar ein Zeichen, und dieſer führte den erſtaunten und verlegenen Vater höflichſt zur Thür. Wie es heißt, gehört Letzterer zu den reichſten Banquiers der Hauptſtadt, ſo daß der Vorfall ein Beiſpiel gibt, wie dieſer achtbare Stand in ſeinen Ausflügen außerhalb des gewöhnlichen Lebens nicht immer des gewohnten Erfolgs ſich zu erfreuen hat.

Neigungen moderner Schriftſteller.

Es iſt ſeit einiger Zeit bei den meiſten Schriftſtellern Frankreichs und Englands die Sucht zu reiſen eingeriſſen. Italien, Spanien und der Orient bilden bei den Meiſten das Ziel. Ein Jeder wünſcht, die Vorrede zu einem neuen Buche vom Montblanc, aus dem Golf von Neapel, aus Alexandrien oder wohl gar vom Atlas zu datiren. George Sand unterzeichnete die Vorrede zu ſeinem „Simon“ und zu „Leone Leoni“ von den Schweizer-Gletſchern; Delatouche ſchrieb ſeine „Fragoletta“ in Neapel, und unſer Heine hat ſchon Vorreden aus Verſailles, dem Sitze des majeſtätiſchen Rococo, ergehen laſſen.

Die Wohnungen ſolcher reiſenden Artiſten gleichen jetzt vollſtändigen Muſeen. Alphons Royer, der Reiſende im Orient, beſitzt allein für fünfzehntauſend Franken türkiſche Pfeifen, mit Bernſtein und Edelſteinen verziert; Gozlan hat die ſeltenſten Abdrücke antiker Reliefs aus Italien mitgebracht; Sandeau, der frühere Mitarbeiter der Mad. Dudevant, von dem ſie auch ihren Namen Sand entlehnte, hat ein ganzes Arſenal voll Kandſchars, Hätagans, Kriks und mauriſchen Säbeln. Bei Mery findet man eine andere, ſehr intereſſante Sammlung aller Original-Coſtüme der Schweiz, Italiens und der Türkei. Dieſe Sammlung enthält für fünfzigtauſend Franken Sammt, Wolle, Seide, Stickereien und koſtbare Gewebe. Mery's Cabinet iſt ohne Widerſpruch eine der intereſſanteſten Merkwürdigkeiten von Paris, und die Maler geizen darnach, dort Coſtüm-Studien machen zu können. Denn nichts fehlt zur Vollſtändigkeit dieſer unzähligen Coſtüme. Die Waffen des kalabreſiſchen Banditen hängen um den Anzug, den er trug, der von den ledernen Kamaſchen bis zu der Hahnenfeder des Hutes vorhanden iſt; da gibt es Sandalen, Dolmans, Schärpen, befiederte Filzhüte, Netze, Turbans, Fuſtanellen und Waffen aller Art. Mery trieb ſeinen Eifer ſo weit, daß er die Kleidungen ſämmtlich von den Leuten erſtand, die ſie im Leben wirklich trugen.

und ſo iſt jedes Coſtüm mit einer kleinen biographiſchen Notiz, gleichſam wie mit einem Urſprungs-Certificat, verſehen. Man findet dort griechiſche Coſtüme mit dem Blute, das ihre einſtmaligen Träger vor Miſſolounghi vergoſſen haben.

Die Liebhaberei Victor Hugo's für Gegenſtände des Mittelalters und Jasuins für hiſtoriſche Seltenheiten aus der Pompadour-Zeit ſind bekannt genug, und werden hier deßhalb nicht erwähnt, weil wir nur von Reiſenden ſprechen wollten.

Neueſtes Mittel, Fiſche zu fangen.

Das edle Beſtreben, die Thierquälerei abzuſchaffen, hat nun endlich auch die Liebhaber des Fiſchfangs durchdrungen. Sie haben die mörderiſche Angel abgeſchafft und zu einem ſanftern Mittel gegriffen. Man wird geſtehen, daß eine verſchluckte Angel dem armen Fiſche eine zu unangenehme Empfindung verurſacht haben muß.

Die Apotheker, oder, wenn man ſich edler ausdrücken will, die Chemie hat ein Mittel dazu an die Hand gegeben. Der Fiſch ſtirbt nunmehr eines ſanften Todes, eines Todes, um den die Menſchheit ihn beneiden muß. Er geht vom Leben zum ewigen Schlaf über durch eine Stufenleiter angenehmer Empfindungen; man berauſcht ihn; er ſtirbt gleichſam tanzend; er ahnt ſein Verſcheiden nicht; er ſchwindet dahin, ohne einmal dem Leben Lebewohl ſagen zu können; er ſchläft ein, um nicht mehr zu erwachen.

Folgendes iſt die Art und Weiſe, wie dieſe Fiſch-Bartholomäusnacht in Scene geſetzt wird.

Zwei Männer ſetzen ſich in einen Kahn, verſehen mit einer Phiole, worin ſich ein dicker weißer Extract befindet. Dieſer wird in den Fluß oder den Teich gegoſſen, und ſogleich verwandelt ſich derſelbe weit und breit in eine Maſſe von Seifenſchaum, durch den der Kahn und die Schiffenden hingleiten.

Das Volk der Fiſche ſchlüpft aus ſeinen Höhlen heraus und drängt ſich neugierig zur verſüßten Oberfläche. Sie wähnen, daß der Himmel ihnen den Genuß bereite, und ſchlürfen den Schaum, als wäre er ein Punſch, den die Najaden ihnen kredenzen.

Bald iſt die ganze Nation heraufgeſtiegen und ſchwelgt in den Schaumwellen. Die Gierigſten und Näſchigſten verlieren zuerſt das Gleichgewicht, ſie kehren ſich um und ſinken; man ergreift ſie mit den Händen, und die Strohdecke im Kahne wird ihr Leichentuch.

Statt der Angel-Verfertiger werden Apotheker-Lehrlinge von den Fiſchern jetzt geſucht werden. Das ſchwarze und das rothe Meer werden weiß gefärbt erſcheinen, und die grünen Häupter der alten Hayfiſche ſelbſt werden von dem Todtenmahl nicht ausgeſchloſſen ſeyn.

Es thut uns leid, das Recept zu der Miſchung unſern Leſern hier noch nicht mittheilen zu können. Wir werden Erkundigungen einziehen und es nachträglich hier folgen laſſen.

Verwickelte Rechtsfrage.

In der Grafſchaft Eſſex hat eine vierzigjährige Wittwe einen jungen Mann geheirathet, und iſt durch ihn zur Mutter geworden. Die Tochter dieſer Wittwe aus erſter Ehe hat ſich ferner mit dem Vater des jungen Ehemanns verheirathet. Durch dieſe unverhältnißmäßigen Ehen iſt die frühere Wittwe zur Großmutter und Urgroßmutter ihres eigenen Kindes geworden. Ein engliſches Journal wirft ferner die Frage auf, ob der neugeborene Säugling juriſtiſch nicht als ſein eigener Großvater zu betrachten ſey, da der Sohn einer Urgroßmutter nothwendig Großonkel oder Großvater ihrer Deſcendenten ſeyn müſſe?

Telegraph von Deutschland.

Musik.

Am 17. Mai begann in Königsberg das zweite ostpreußische große Musikfest mit Händel's „Judas Maccabäus", in der Domkirche. Für den 18. und 19. Mai waren mehrere Musikstücke von Fasch, Bach (darunter auch die bekannte Fuge über B. A. C. H.), Beethoven, Gluck, Cherubini und Marschner bestimmt.

Allerlei.

Ein sehr geachteter Holzhändler in Königsberg hatte sich bereits seit einiger Zeit über die auf seinem Holzhofe beschäftigten Brettschneider beklagen müssen, was endlich dahin führte, daß er die lässigsten derselben, leider lauter Königsberger, entließ, und dafür Ausländer, darunter 30 eingewanderte Russen, welche sich als tüchtige Arbeiter empfahlen, beschäftigte. Die entlassenen Brettschneider geriethen darüber in Aufruhr, wollten an ihrem ehemaligen Herrn Rache nehmen, versammelten sich am 16. Mai vor dessen Haus und machten Miene zu Gewaltthätigkeiten, an denen sie aber durch Polizei und Militär verhindert wurden. Der Andrang des Volks war ungemein groß; die Sache ist jedoch, nachdem die Rädelsführer verhaftet worden, als beendigt anzusehen.

— Braunschweig, 21. Mai. Se. Durchlaucht der Herzog hat jetzt, nach dem Beginn der Theater-Ferien, sein Lustschloß in Blankenburg bezogen. Die mehrmals erwähnte Reise des hiesigen Opern-Personals, für die Dauer der Theater-Ferien, nach London findet nicht statt; mancherlei Hindernisse, unter andern auch der Abgang des Corner'schen Ehepaars, haben den Plan vereitelt. Für das Pferderennen im September wird schon jetzt ein Platz eingerichtet.

— Am 5. Mai starb in Ostran, bei Halle, der pensionirte Landrichter Ringelhardt, 100 Jahr 5 Monat alt. Er genoß für sein Alter eine so seltene Kräftigkeit an Geist und Körper, daß er noch im letzten Winter nach Leipzig reisen konnte, um dort bei seinem ältesten Sohne, dem Schauspiel-Director Ringelhardt, seinen hundertsten Geburtstag zu feiern.

— Dem. Luzer entzückte in Prag als „Isabella" im „Zweikampf" zu einem Beifall, wie er dieser vortrefflichen Künstlerin kaum in den früheren Vorstellungen der genannten Oper zu Theil wurde. Sie concertirt mit einer concertanten Violine so rein, so geläufig und so geschmackvoll, daß sie den Dilettanten, wie den Kenner zur Bewunderung hinreißt. Aber mit dem Verdienste einer vollendeten Concertsängerin verbindet sie das gleich schätzbare einer guten Schauspielerin. So enthusiastisch auch der Beifall war, der auf ihre große Arie im zweiten Acte folgte, so übersah das aufmerksame Publikum doch auch keine schmucklos getragene, gemüthliche Stelle ihrer Partie, weil sie in solchen Nummern ganz von der Empfindung durchdrungen ist, welche aus der dramatischen Situation hervorgeht. Vor einigen Tagen wiederholte sich der ungetheilte Beifall, den sie sich schon bei der ersten Production des „Postillon" als „Madelaine" erwarb. Daß sie als „Madelaine" und „Adina" eben so ausgezeichnet ist, als in den Partien der „Norma" und „Elvira" (in den „Puritanern"), zeugt für ihren Werth und für die Größe unseres Verlustes. Die „Elvira" ist, abgesehen von ihrem vortrefflichen Gesange, eine mit dichterischer Phantasie aufgefaßte und durchgeführte dramatische Leistung, und Dem. Luzer kömmt gewiß den Wünschen aller Opernfreunde dadurch entgegen, daß sie die Partie der „Elvira" zu ihrer Benefice-Vorstellung gewählt hat. (Bohemia.)

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Albernheiten nach der Mode. (Zweites Blatt.)

2) Wanderlied von Chamisso, componirt von H. v. St. Julien.

August Lewald.

Chambre garnie.

Eine Pariser Geschichte.

I.

Der Roman in der Kaminasche.

Ich hatte mir vorgenommen, den Monat Februar des Jahres 1833 in Paris zu verleben, um die mir als unverdorbenen, aber unabhängigen Provinzbewohner so interessante Hauptstadt auch während des Karnevals kennen zu lernen. Einer meiner Freunde, den ich um Besorgung eines Quartiers angesprochen hatte, führte mich bei meiner Ankunft in ein sehr fashionables Hotel der rue du Helder, dessen Name ungenannt bleiben kann, das aber, wenn man von den Boulevards in diese Straße einbiegt, nur wenige Schritte vom Eingang rechter Hand liegt.

„Wenn Monsieur nur einen Augenblick sich gedulden wollte," sprach die Hausherrin zu mir; „Numero 15 wird im Momente leer."

Wirklich sah ich auch wenige Minuten später einen langen jungen Mann die Treppe herunter kommen, dem zwei Diener mit Gepäck folgten. Ohne einen Blick hineinzuwerfen, bezahlte der junge Mann seine Rechnung, warf dem Portier ein Goldstück hin und sich in eine Postchaise, die im raschen Trabe fortfuhr. Wenn der geneigte Leser schon errathen hat, daß dieser Unbekannte in meiner Geschichte eine große Rolle spielt, so hat er es auf's Haar getroffen; weil er aber später nicht mehr auftreten und jetzt zum letzten Male in meiner Erzählung erscheinen wird, so bitte ich nochmals, den Fremden wohl in's Auge zu fassen. Er sieht sehr vornehm blaß aus, ist lang, schlank, hat eine leicht vorwärts gebeugte, vornehme Haltung, und seine Kleidung ist vollkommen elegant, ohne jedoch eine gewisse, sehr zum guten Ton gehörende Nach-

läſſigkeit auszuſchließen; ferner iſt er blond und ſcheint fünfundzwanzig Jahre alt zu ſeyn. Große Betrübniß iſt in ſeinem Geſichte zu leſen; die Augen laſſen ſogar auf einige Verzweiflung ſchließen.

Trotz dieſes viel verſprechenden Aeußern muß ich jedoch geſtehen, daß er mir höchſt unintereſſant vorkam; doch ſah ich ihm eine gute Weile nach, und wurde erſt aus meinen Betrachtungen geriſſen, als der Fiaker, der meine Bagage ablud, mir beinahe einen Mantelſack auf die Füße warf. Nun ſtieg ich mit meinem Freunde hinauf in die Nummer 15, die der hübſche junge Mann ſo eben verlaſſen hatte, nahm an ſeiner Stelle Beſitz von den Gemächern, und dann ließ mich mein Freund allein.

Meine erſte Beſchäftigung war, mich an's Feuer zu ſetzen und mich zu wärmen. Wie ich ſo auf das Kamin hin ſah, erblickte ich zwei von meinem Vorgänger vergeſſene Viſitenkarten, nach denen ich unwillkürlich griff und auf der einen las: Lord Belling bei der engliſchen Geſandtſchaft, und auf der andern: Graf Mallard, Sekretär bei der ...ſchen Geſandtſchaft. Als ich ſie geleſen, warf ich die Karten in's Feuer und ſah auch dort eine Maſſe verbrannter und verkohlter Papiere, von denen einige doch noch nicht ganz zerſtört ſchienen, den Boden bedecken. Ein Anderer an meiner Stelle hätte vielleicht der Verſuchung widerſtanden und dieſe Fragmente nicht aufgenommen und zu leſen verſucht! Ich erlag ihr.

Mein Benehmen war übrigens ſehr tadelnswürdig, denn bald mußte ich bemerken, daß die von mir aufgehobenen, halbverbrannten Papierfetzen urſprünglich Briefe geweſen waren. Iſt aber in ſolchen Fällen der erſte Schritt geſchehen, ſo zögert man nicht weiter; Neugier ſiegte auch bei mir über das beſſere Gefühl, und ſo begann ich denn, die gebräunten und verkohlten Stücke ſo gut ich konnte zu leſen. „Uebrigens," tröſtete ich mich ſelbſt, „ſtehen ja auch hier nichts weiter als abgeriſſene Sätze, Worte ohne Sinn, und weiß ich ja nicht einmal, wer ſie geſchrieben hat, oder an wen ſie gerichtet waren." An wen ſie gerichtet waren? Nun, dieß wäre wohl vom Aufwärter zu erfahren. Wer ſie geſchrieben hatte? Auf jeden Fall eine weibliche Hand, denn ſolch' feine, gedrängte Schrift gehört keinem Manne.

So mit mir ſelbſt ſprechend, gelang es mir, was folgt zu entziffern: „Glaube ja nicht, mein theuerſter Mar ... (Aha! er heißt Max!) Mein Gemahl iſt ſehr ... (Eine verheirathete Frau! der Teufel!) Was fehlt Dir, beſter Freund? ... (Nun wird's zärtlich!) Mallard, der Narr ... (So? Graf Mallard ſpielt auch mit!) Deine Vorwürfe ... (Er macht alſo Vorwürfe!) O, Du Un-

dankbarer! ... (Aha! man sagt sich Anzüglichkeiten! das geht nicht übel! Wenn ich doch nur irgend eine Unterschrift finden könnte!)

Nach langem Nachsuchen fand ich endlich etwas einem Namen Aehnliches in einer Ecke eines schon angebrannten Papiers; sorgfältig legte ich es auf meine Hand und trat damit zum Fenster, um die Schriftzüge deutlicher erkennen zu können. Während ich aber diese köstlichen Reste meinen Augen näher bringe, o abscheuliches Schicksal! trifft sie mein Athemzug, stäubt sie auseinander, und mit ihnen entflieht meine neugierige Hoffnung. Vergebens suche ich länger als eine ganze Stunde in der Asche; nichts war dergleichen mehr aufzutreiben.

So sah ich mich denn halb in dem Besitze eines Geheimnisses, das mir vor wenig Augenblicken noch ganz fremd gewesen war. Ich überlasse es Jedem, sich die Romane selbst zu erdenken, die ich mir beim Feueranschüren zu erfinden das Vergnügen machte. Nur eins fehlte mir noch: der Name der Dame! Aber ich werde ihn entdecken! Ich muß ihn wissen, ich schwöre es bei allen heidnischen Gottheiten und allen christlichen Heiligen!

Als der Kellner des Hotels zu mir kam, um sich nach meinen Befehlen zu erkundigen, fragte ich so gleichgültig als möglich nach dem Namen des jungen Mannes, der eben erst vor mir dieß Zimmer bewohnt hatte.

„Das war ein Baron Batzen," antwortete er mir, „bei der preußischen Gesandtschaft attachirt. Wir vermiethen unsere Zimmer nur an Leute **comme il faut**."

„Wahrscheinlich geht der Baron nach Preußen zurück?"

„Das wissen wir ganz und gar nicht, mein Herr! Wir pflegen unsere Miethsherren, wenn sie uns verlassen, mit solchen Fragen nicht zu belästigen."

„Wahrscheinlich werden Sie aber doch wissen, wie lange er hier gewohnt hat?"

„Seit vier Monaten; er kam in den ersten Tagen des Octobers. Hat Monsieur mir weiter etwas zu befehlen?"

Ich sah wohl, daß es klug sey, meine Nachforschungen auf ein anderes Mal zu verschieben. Ich kleidete mich daher an und ging aus.

Ein großer Diplomat hat behauptet: die wichtigsten und verwickeltsten Unternehmungen der Menschen empfängen vom Zufall ihre endliche Lösung. Dieß ist ein tiefer und wahrer Satz; gewandt kann man nicht denjenigen nennen, der alle Kräfte erschöpft, um Gelegenheiten zu schaffen, sondern denjenigen, der die zufällige Gelegenheit beim Schopf zu packen und Nutzen aus ihr zu ziehen versteht. Keine der Berechnungen,

die ich selbst an diesem denkwürdigen Tage anstellte, wollte irgend ein verständiges Resultat liefern, und folglich sah ich mich genöthigt, eine von mir so sehnlichst herbeigewünschte weitere Aufklärung vom blinden Zufall zu erwarten.

Auf dem Boulevard, auf dem man stets irgend Jemand begegnet, begegnete auch ich einigen jungen Leuten meiner Bekanntschaft. Wir begrüßten uns, wie Jeder denken kann, mit aller bei solchen Vorfällen üblichen Herzlichkeit, und gingen zusammen zu einem Restaurateur in's Palais-Royal, um zu Mittag zu speisen; und während des Mahles wurde beschlossen, den Abend in der italienischen Oper zu beschließen, wo die Grisi als Donna Anna im Don Juan alle Welt in Verzückung versetzte.

Da saß ich also im Saale Favart, und zwar nur halb auf einem schmalen Tabouret in dem engen Gange, denn wir waren spät genug gekommen. Während der ersten Takte der Ouverture stürmte ein sehr eleganter und eben so höflicher junger Herr an mir vorüber, um zu seinem Sperrsitze zu gelangen, und zwar nicht ohne einiges unwillige Murren des kunstliebenden Publikums.

„Das war der Graf Mallard," sagte mir einer der dienstfertigen Nachbarn, die Paris ganz eigenthümlich sind, und die man nirgends anderswo findet. „Er kommt gewöhnlich so spät, doch dürfte ihm das Publikum vielleicht nächstens eine Lection darüber geben ..."

Dem Kellner im Hotel hatte ich auch die Zunge endlich gelöst, und dadurch einige bestimmtere Nachrichten über den Baron Batzen eingezogen. Der schwermüthige junge Mann war allerdings, wie ich vermuthet hatte, nach Preußen heimgereist.

Während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Paris hatte er äußerst geregelt gelebt; dann hatte es sich ereignet, daß er einige Male sehr spät in der Nacht nach Hause kam; später hatte er oft lärmende Gesellschaften junger lustiger Gesellen bei sich gesehen, war endlich wochenweise nicht mehr heimgekommen, und ein arroganter und eigensinniger Spektakelmacher geworden. Zuletzt hatte er sich auf die empfindsame Seite geworfen; ein Jäger aus einem vornehmen Hause hatte ihm täglich kleine parfümirte Billets gebracht, und nun hatte er Anfälle von Trübsinn und Schwermuth bekommen, war zerstreut und düster geworden, hatte seine Bedienten oft weggejagt und war schließlich abgereist.

Aus diesem Allem ging deutlich hervor, daß mein interessanter Preuße von Haus aus ein guter nordischer Jüngling gewesen war, der in Berlin oder Jena vortreffliche Studien gemacht hatte, und der von seinen Eltern nun in das diplomatische Fach geworfen und nach Paris,

um die Welt kennen zu lernen, geſchickt worden war. Da hatte er anfangs als ächter deutſcher Student träumeriſch und myſtiſch ſeine Tage verlebt; dann hatte ihn der Strudel weltlicher Vergnügungen zeitweiſe hingeriſſen, eine romantiſche Liebe ihn aber baldigſt wieder zu dem angeborenen Idealismus ſeiner germaniſchen Conſtitution zurückgeführt. Nun war irgend eine Zwiſtigkeit ausgebrochen, und er, naiv wie alle zwanzigjährigen Liebhaber, hatte ſich in heller Verzweiflung zu ewiger Trennung verurtheilt. Dieſe ganze Geſchichte war nun allerdings weder neu, noch beſonders anziehend; doch machte die Neuheit der Nebenumſtände das Abgedroſchene und längſt Dageweſene einigermaßen intereſſant. Welchen Verlauf mochte wohl dieſer einige Monate lang gedauerte Roman genommen haben? Wer mochte wohl die Dame ſeyn, die er geliebt hatte? Und welche Rolle ſpielte bei dem Ganzen der ſchöne Graf Mallard?

II.

Die beiden ſchwarzſeidenen Domino's.

Eines Abends war großer Maskenball in dem Opernhauſe; auch ich ging gegen Mitternacht hin und ſetzte mich auf eine der Sammtbänke im Foyer, und ſchlief halb ein, mitten unter dem Geräuſche der vielen tauſend Tritte, die auf dem feingebohnten Parket ſich hin- und herbewegten.

Das Rauſchen eines ſeidenen Gewandes weckte mich aus meiner Schlafſucht; ein eleganter ſchwarzer Domino hatte ſich an meiner Seite niedergelaſſen. An den zierlichen Füßen, die unter dem Gewande hervorſchauten, an den ſchönen, in ſichtlicher Müdigkeit an beiden Seiten herabfallenden Händen, erkannte ich das Frauenzimmer. Ein Frauenzimmer! Ich ſollte alſo nun auch ein Abenteuer beſtehen! Durch den Ort kühn gemacht, wendete ich mich folglich herzhaft zu ihr und ſprach im vollkommenſten Style eines Gecken: „Du ſcheinſt Dich zu langweilen, ſchöne Maske! Nun, das iſt gerade auch mein Fall. Du biſt einſam, ich bin einſam! Wollen wir nun nicht dieſen Abend zuſammenhalten, um uns weniger zu ennuyren?“

Sie ſchreckte zuſammen, richtete zwei herrlich ſtrahlende Augen auf mich, die unter einer Sammetmaske hervorglänzten, und wollte aufſtehen, um fortzugehen. Doch dazu fehlte ihr die Kraft, und ſie ſank auf ihren Sitz zurück. Dieſe ſehr unſchmeichelhafte, zu gleicher Zeit

aber mein ganzes Intereſſe in Anſpruch nehmende Aufnahme, heilte mich gänzlich von meinen Ideen.

„Sie befinden ſich unwohl Maske?" fragte ich ganz beſtürzt.

„Ich bin furchtbar ermüdet," entgegnete ſie; „denn zwei Stunden wandere ich ſchon auf dieſem abſcheulichen Balle umher."

Alles, was ich von ihrer Perſönlichkeit erſpähen konnte, war höchſt ariſtocratiſch. Der Ton ihrer Stimme, die eigenthümliche Anmuth ihrer Worte vollendeten die in mir anſdämmernde Ueberzeugung, daß ich eine vornehme Dame vor mir hätte.

„Das iſt nicht zu verwundern," nahm ich wieder das Wort; „dieſe wunderhübſchen Füße ſind nicht wie die meinigen an Anſtrengungen gewöhnt, und doch hat mich das zweckloſe Herumſtreichen in dem Saale ſehr ermüdet. Finden Sie es nicht ſelbſt höchſt lächerlich, ſich ſo ganz ohne alle Urſache herumzutreiben? Ich meines Theils, ich geſtehe es frei, ziehe die ausſchweifende aber pittoreske, auf Bällen niederer Ordnung herrſchende Luſtigkeit vor."

Meine ſchöne Unbekannte antwortete keine Sylbe; und als ich ſah, daß ſie ohne über meinen ſchlechten Geſchmack laut aufzuſchreien, lieber mit Stillſchweigen darüber wegging, begann ich zu glauben, daß ſie wirklich zur vornehmen Welt gehören müſſe. Nun verſuchte ich es mit hochtrabenden, pikanten Redensarten, brachte mehr oder minder originelle Thorheiten zum Vorſcheine, um irgend eine Antwort hervorzulocken; ſie aber blieb unerbittlich ſtumm, und ich mußte ſogar zum Oeſtern die ſehr unangenehme Erfahrung machen, daß ſie mich nicht einmal anhörte. Ganz wild darüber, ſtand ich ſchon im Begriff, die ganze Parthie fahren zu laſſen, als ſie plötzlich von einem nervöſen Zittern befallen wurde. Meine Blicke folgten den ihrigen, und da bemerkte ich gleich den Grafen Mallard, der, eine maskirte Dame führend, vorüber ging.

Dieſe Erſcheinung war mir ein Lichtſtrahl. Der Name Mar von Batzen fuhr mir, wie ein Blitz, ich weiß ſelbſt nicht wie, durch den Kopf.

„So, Sie kennen den Grafen Mallard?" rief ich triumphirend. „Das iſt ein Mann, ganz nach der Mode. Einer meiner Freunde, der eben nach Preußen abgereist iſt, hat mir oft von ihm erzählt."

Nun kam das Schweigen an mich, denn haſtig wendete ſich meine Unbekannte zu mir herum und ſprach, mit Schlangenblicken mich anſehend: „Ich kenne den Grafen Mallard nur ganz oberflächlich; auch iſt es mir höchſt gleichgültig, ob Sie Freunde beſitzen, die von ihm reden."

„Verzeihung meinem unbeſonnenen Geplauder, ſchöne Maske; kein Wort werde ich mehr über dieſen Gegenſtand verlieren."

„Ob über dieſen oder jenen Gegenſtand, das iſt mir ſehr indiffe-rent. Ich kenne Sie nicht, Sie wiſſen meinen Namen nicht, ſagen Sie folglich, was Sie wollen, Maskenfreiheit berechtigt Sie dazu; ich werde Sie übrigens nur ſo lange anhören, als meine Müdigkeit mich zwingt, hier ſitzen zu bleiben."

„Keinen Augenblick länger?"

„Keinen einzigen."

„Ja, wenn es ſo ſteht, ſo thue ich beſſer, wenn ich ſchweige, weil Sie mir im Voraus alle Hoffnung abſchneiden."

„Und was hofften Sie denn?"

„Auch dies zu ſagen, iſt vollſtändig überflüſſig, wenn Sie es nicht errathen."

„Sie haben eine recht leidliche Meinung von ſich ſelbſt."

„Und Sie ſcheinen auch ſehr vornehm von oben herab auf uns arme Geſellen zu ſchauen."

„Möglich! Sind Sie ein Pariſer?"

„Nein, ſchöne Maske!"

„Woher ſind Sie?"

„Dieß iſt mein Geheimniß. Sie Madame tragen eine Maske vor dem Geſichte, ich aber zeige mich ohne eine ſolche; dagegen errathe ich ſo ziemlich, wer Sie ſind, während Sie von mir nichts weiter kennen, als was Sie ſehen; wir kämpfen folglich mit gleichen Waffen."

„Wie! Sie bilden ſich ein, mich errathen zu wollen?"

„Nicht ganz und gar, denn noch iſt mir Ihr Name unbekannt. Halten Sie es denn aber für ſo ſchwierig, ihn recht bald zu erfahren? Um dazu zu gelangen, bedarf es weiter nichts, als daß ich einen jener brillanten Helden der Pariſer Geſellſchaft herbeirufe, die ſchaarenweiſe hier auf und nieder ſpazieren, und ihm die einfache Frage vorlege: wie heißt eine junge, brünette, ſehr ſchöne Dame mit prachtvollen ſchwarzen Augen und wunderſchönen Füßen, höchſt elegant und geiſtreich, die Her-zogin oder wenigſtens Marquiſe ſeyn muß, einen etwas abenteuerlichen Charakter und feurige Einbildungskraft beſitzt, und die den Grafen Mallard gut kennt?"

„Das Porträt iſt ſchmeichelhaft aber unbeſtimmt; jeder Verliebte wird in jener Beſchreibung ſeine eigene Gebieterin zu erkennen ver-meinen."

„Wenn ich aber noch hinzufüge, daß Sie ſichtbar erſchracken, als die Rede auf einen Freund fiel, der vor Kurzem nach Preußen abgereist iſt?"

„Dieß würde nur eine weitere unwichtige Nachweiſung ſeyn, die übrigens ſogar nicht einmal richtig iſt."

„Das wollen wir doch ſehen!"

„Machen Sie den Verſuch."

„Ich habe aber keine Luſt dazu."

„Und warum nicht?"

„Weil ich verlange, daß Sie ſich mir ſelbſt nennen ſollen. Das iſt auf jeden Fall weit ruhmvoller."

In dem nach dieſer Rede von ihr auf mich geſchleuderten Blicke lag Zorn und ſelbſt Haß. Leicht ſtampfte ſie mit dem Fuße auf den Boden, wie ein ärgerliches Kind, das aber ſeinem vollen Unmuthe nicht freien Lauf zu verſtatten wagt; ihre ſchönen Hände zerknitterten den Satin ihres Dominos, während ſie mir die niederſchmetternden Worte entgegenblitzte: „Sie ſind ein Geck!"

Es war augenſcheinlich, daß ich meine Beute gefaßt hatte, doch mußte ich einen Augenblick fürchten, ſie möchte mir wieder entſchlüpfen. So ſaßen wir einige Minuten ſchweigend neben einander, während ich nach Mitteln forſchte, unſere unterbrochene Unterhaltung wieder anzuknüpfen, als Graf Mallard abermals, faſt an uns anſtreifend, mit derſelben weiblichen Maske vorüberging. Nun konnte meine Unbekannte ſich nicht länger halten und ſprach ganz gebieteriſch zu mir:

„Kennen Sie die Maske?"

„Nein!"

„Ich muß ihr nachgehen."

„Sie ſind zu ermüdet: befehlen Sie meinen Arm?"

Sie nahm ihn an, wir ſtanden auf und verloren begreiflich das von uns verfolgte Paar keinen Moment lang aus den Augen. Die Unterhaltung zwiſchen dem Grafen und ſeiner Begleiterin ſchien ſehr lebhaft zu ſeyn.

„Wenn ich nur wüßte, wovon ſie mit einander ſprechen!" murmelte mein ſchwarzer Domino.

„Wahrſcheinlich läſtern ſie über Andere oder unterhalten ſie ſich von verliebten Dingen," entgegnete ich.

„Vielleicht treiben ſie wohl beides."

In dieſem Augenblick ſchlug Graf Mallard ein helles Gelächter auf, das meine Unbekannte vom Scheitel bis zu den Füßen erbeben machte. Ich hielt den Moment für günſtig, um für mich zu arbeiten.

„Was ſtößt Ihnen zu Maske?" fragte ich mit dem einſchmeichelndſten Tone, der mir möglich war; „ein Rächer ſteht Ihnen zu Gebote, ſobald Sie nur winken."

Sie sah mich mit einem so verächtlichen Blick an, daß ich wohl einsah, eine große Albernheit gesagt haben zu müßen. Auch empfing ich unmittelbar darauf meine Strafe, denn als sich Graf Mallard plötzlich von seiner Begleiterin getrennt hatte, ließ meine Dame hastig meinen Arm fahren, eilte auf ihn zu ,und zog ihn so zu sagen mit Gewalt fort. Ganz verblüfft und sprachlos, allein und unbeweglich, blieb ich mitten in der umher wogenden Menschenmenge stehen, und kam nur dann erst wieder zu mir, als ein berauschender Wohlgeruch meine Riechnerven traf, ein üppiger Arm in den meinen hineinschlüpfte und ein mit einer Maske bedecktes Gesicht sich dem meinigen näherte. Es war abermals ein Domino, eine neue weibliche Gestalt, eine Unbekannte, die ich aber dießmal nicht aufgefordert hatte. Augenscheinlich war ich der Held des ganzen Balles.

„Sie führten eben noch die Herzogin, mein Herr?" sprach eine feine, spöttische Stimme zu mir.

Aha! dachte ich; also doch eine Herzogin! das wußte ich vorher. Während ich so bei mir selbst meinem Scharfblicke ein Kompliment machte, trug ich jedoch Sorge, durch zu große Hast mich nicht zu compromittiren; ich hatte eben eine Lection erhalten, die von mir nicht unbenützt bleiben sollte.

„Eine Herzogin!" entgegnete ich nachläßig. „Du bist sehr neugierig schöne Maske; ich aber habe die Gewohnheit, meine Geheimnisse an Personen, die ich nicht kenne, nicht auszuplaudern."

„Sind Sie mit ihr dem Grafen Mallard nicht nachgegangen? Sind Sie nicht eben von ihr um seinetwillen verlassen worden?"

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst."

„Nur still! Sagen Sie mir lieber, ob Sie sie schon lange kennen, ob Sie in sie verliebt sind?"

„Eine sonderbare Frage, wie Du selbst wirst eingestehen müssen."

„Sonderbar oder nicht sonderbar, antworten Sie mir lieber; ich muß eine Antwort haben, ich bitte Sie darum, ich befehle es!"

„Befehlen Sie mir lieber Etwas, was auf uns Beide Bezug hat, dann will ich gern gehorchen."

„Abgeschmacktes Geschwätz; es handelt sich um ganz andere Dinge."

„Und zwar um welche Dinge, wenn ich fragen darf?"

„Darum, daß Sie morgen gegen Mittag zum Frühstück zu mir kommen sollen. Wollen Sie kommen?"

„Ganz gewiß."

„Also Adieu!"

„Wie denn! Adieu? Und wie ſoll ich Dich Morgen finden? Ich kenne Dich nicht!"

„Wirklich?"

„Ganz gewiß."

Sie zuckte ein wenig mit den Schultern, was ungefähr wie ein Zeichen von Verachtung ausſah, dann aber, zu meinem Ohr ſich neigend, flüſterte ſie halblaut nur den Namen „Fanny," und verlor ſich unter die Menge.

Die Herzogin! Fanny! Da weiß ich nun ſo viel wie vorher! Das iſt übrigens recht verdrießlich, denn das Abentheuer fing nicht übel an, und hätte ganz für mich gepaßt. In meiner Verzweiflung packe ich einen meiner eben vorübergehenden Bekannten am Arm und frage ihn kurz angebunden: „Wer iſt die Fanny?"

„Die jüngſte und hübſcheſte unſerer Tänzerinnen."

„Und wohnt?"

„In der ....Straße Nro. 17."

„Dank für die Auskunft!"

III.

Der diplomatiſche Thee.

Ich betrat, aufrichtig geſtanden, meine Chambre garnie mit abergläubiſchen Gefühlen, und mit hoher Verehrung muſterte ich jedes der verwitterten Möbels, an welche zuſammen mich ſchon Erinnerungen und Hoffnungen feſſelten. Ich ſaß am Feuer in demſelben Armſtuhle, den mein Vorgänger, der Baron, gewiß oft eingenommen hatte, und jetzt wollte es mich bedünken, als ſey der Seſſel weniger ordinär und weit bequemer als früher. Die Zukunft zeigte ſich mir allerdings noch in geheimnißvollen Schleier verhüllt, doch ſagte mir eine gewiſſe Ahnung, daß mein Abenteuer ſo nicht endigen könne, und tauſend ſchöne Träume vertraute ich den Funken, die von demſelben Herde aufſtiegen, von welchem ich einige Tage vorher die ſparſamen Ueberreſte eines verbrannten Liebesbriefes aufgefiſcht hatte.

Ich ſchlief wenig, träumte aber deſto mehr, und fühlte eine Unruhe in mir arbeiten, die mich einige Male aus dem Schlafe auffahren ließ. Ich konnte auch keineswegs mit einiger Sicherheit auf die Genauigkeit der von mir nur wie im Fluge erhaſchten Nachweiſungen rechnen, und

nichts wollte mir beweiſen, daß die erhaltene Adreſſe auch die richtige ſey; Beſſeres wußte ich aber nicht aufzutreiben, und daher geſchah es denn auch, daß ich am folgenden Tage zu den bezeichneten Stunden nicht ohne einige Zaghaftigkeit an die Thür der ſchönen Tänzerin Fanny klopfte.

„Madame iſt zu Hauſe!“ berichtete mich die Camariſta, und führte mich in ein zierliches Boudoir, wo ich Alles zu einem Thee Gehörende vorbereitet und eine junge Dame im Morgen-Negligé, halb liegend auf einem großen Armſtuhle, antraf. Alle meine Beſorgniſſe verflogen; ich war richtig an Ort und Stelle.

Fanny gab mir ein Zeichen, mich niederzulaſſen, und fragte ohne weitere Vorrede: „Lieben Sie Frau von Villiers? Ja oder nein!“

Ich nahm eine faſt unwillige Haltung an, und antwortete eben ſo: „Nein!“

„Nur um ſo ſchlimmer! Aber was thut es? Wegen einer ſolchen Frau verlohnt es ſich ſchon der Mühe, zum Lügen ſeine Zuflucht zu nehmen. Lügen Sie gut?“

„Recht leidlich.“

„Gut! in dieſem Falle ſchlage ich Ihnen ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniß vor. Wollen Sie Thee?“

„Ja wohl.“

Und während ſie mit wundervoller Anmuth die kleinen Vorbereitungen zum köſtlichen Aufguß traf, fuhr ſie fort: „Mallard findet, wie Sie wiſſen, Geſchmack an mir; leider verfällt er aber noch hin und wieder in ſeine alte Liebe zur Herzogin, und dieß iſt mir unerträglich. Wir müſſen ſuchen, beide tödtlich zu entzweien. Ich nehme ihn auf mich, Sie müſſen die Herzogin auf ſich nehmen. Verſtehen Sie mich nun?“

Ich konnte unmöglich ein Lächeln unterdrücken, welches Urſache gab, daß der ſchon gegen die Theekanne geneigte Waſſerkeſſel in ihren Händen Halt machte.

„Ich habe die Herzogin von Villiers in meinem ganzen Leben noch nicht einmal geſehen,“ entgegnete ich ihr und ſtreckte mich gemächlich in einen vortrefflichen Lehnſtuhl à la Dubarry.

Ich kann nur Niobe oder Loths Weib anführen, um meinen Leſern einen Begriff von der Veränderung zu geben, die urplötzlich in dem lieblichen Geſchöpfe vorging, das man für eine Bildſäule der ſtaunenden Verwunderung hätte halten können. Die Augen allein lebten in ihrem Geſichte und hafteten auf mir mit einem unbeſchreiblich fragenden Ausdrucke. Ihre, um beſſer zu hören, haſtig aufgerichtete Geſtalt zeigte ſich

in ihrer ganzen Eleganz, dem faltigen Morgengewande zum Trotze; ihr in zierliche Flechten aufgeſchlagenes ſchwarzes Haar contraſtirte nur um ſo anmuthiger mit der immer mehr wachſenden Bläſſe ihrer, einer ferneren Mittheilung harrenden Stirn.

„Ihr Waſſer wird kalt werden,“ bemerkte ich endlich, ſelbſt unruhig werdend, als ich ſah, wie der Waſſerkeſſel noch immer über der Theekanne ſchwebte.

Sie fuhr zuſammen, wendete ſich mit exemplariſcher Gelehrigkeit gegen den Theetiſch und vollbrachte ganz methodiſch und mechaniſch ihr Geſchäft. Sehr befriedigt über ſolch' verſtändigen Gehorſam, erzählte ich ihr nun meine ganze Geſchichte, ohne eine Sylbe daran zu verändern, ſchilderte ihr meine Chambre garnie, mein Abenteuer auf dem Maskenballe und Alles, was ihm vorherging. Noch hatte ich nicht geendigt, als ſie wie närriſch ſich einer ganz ungezügelten Luſtigkeit hingab; noch nie war mir ein ſolches, aus vollem Herzen kommendes Lachen begegnet.

Als ſie genug gelacht hatte, ſchob ſie mir eine Taſſe des vortrefflichſten Thees zu, begleitet von einigen Sandwichs, ſtreckte von Neuem ihre kleinen Füße auf ein gegen das Feuer gerichtetes Tabouret, lehnte ſich behaglich mit halbgeſchloſſenen Augen in ihren Seſſel zurück und verſpeiste mit gutem Appetite einige goldgelbe Brüſſeler Biscotten.

„Ihr Abentheuer muß zu einem guten Ende gebracht werden,“ meinte ſie endlich ganz ernſt: „Ihre Ehre iſt dabei im Spiele.“

„Das iſt allerdings auch meine Meinung,“ verſetzte ich und ſchlürfte mit kleinen Zügen den Nektar der Chineſen. — „Was ſoll ich aber unternehmen?“

„Sie müſſen gerade zu der Herzogin von Villiers gehen.“

„Und was weiter?“

„Und ihr die Cour machen.“

„Auf welche Art?“

„So gut Sie können.“

„Was ſoll ich ihr aber ſagen?“

„Was Ihnen einfällt. Sie liebt das Romantiſche und Ungewöhnliche; Sie werden ihr ſicher gefallen!“

„Das iſt gut ſagen!“

„Und noch leichter zu thun. Bewaffnen Sie ſich mit dem Namen Max, um ſich bei ihr aufzuführen, und dann empfehlen Sie ſich in Gottesnamen dem Zufall, der Sie bis jetzt ſo gut bedient hat.“

„Wie darf ich aber wagen, ein Geheimniß zu mißbrauchen, das mir nicht anvertraut wurde?“

„Mißbrauchen Sie immer darauf los, ich abſolvire Sie im Voraus.

Müſſen Sie übrigens nicht auch den Baron Batzen rächen? Legt Ihnen die Entdeckung ſeiner Unglücksfälle nicht heilige Pflichten auf? Iſt es Ihnen möglich, in ſeinem eigenen Gemach zu leben, ohne auch ſeinen Haß und ſeine Liebe zu erben? Weil das Schickſal Sie nun einmal an ſeine Stelle geſchoben hat, ſo müſſen Sie auch ſeine Rolle bis zum Ende fortführen; dieß iſt eine Gewiſſensſache."

Und als ſie ſo geredet, klingelte Fanny, ließ ſich Schreibzeug bringen und ſchrieb folgendes Billet:

„Deine Herzogin macht ſich nur über Dich luſtig, lieber Graf, und gibt Dir für einen nagelneu aus der Provinz angekommenen jungen Menſchen, den ſie geſtern zum erſten Male geſehen, den Laufpaß. Ich bin höchlichſt entzückt, Sie, mein Herr, ſo vollkommen lächerlich gemacht zu ſehen; bringen Sie künftig Ihre Liebe in beſſere Hände. Zweifeln Sie noch an Ihrem Mißgeſchick, ſo bin ich bereit, es Ihnen ſonnenklar zu beweiſen. Adieu!"

„Ihr Billet iſt aber eine hölliſche Verläumdung!" fuhr ich auf.

„Wohl möglich; wiſſen Sie ſich aber gewandt und geſchickt zu benehmen, ſo dürfte es morgen ſchon keine Verläumdung mehr ſeyn. Einen Tag früher oder ſpäter, was liegt daran?"

Eine halbe Stunde ſpäter meldete man den Grafen Mallard. Ich empfahl mich durch eine Hinterthür, nach einem Händedruck, der bedeutungsvoller war, als alle diplomatiſchen Protokolle, und ganz berauſcht von der ſeltſamen Rolle, zu der ich mich berufen ſah, eilte ich zu der Herzogin und überdachte unterwegs die mir von der Tänzerin ertheilten Inſtruktionen.

IV.

Die Entwicklung, die eigentlich keine iſt.

Es ſchlug vier Uhr, als ich das Hotel Villiers betrat, gerade um die Zeit, wo die ſchönen Pariſerinnen ihre Thüre öffnen und ihre Morgen-Viſiten empfangen. Liebliche Stunde, die an die Stelle der ehemaligen Toilette getreten iſt, zu der Niemand als beſonders Begünſtigte Zutritt erhielten, Stunde aus Zwang und Langeweile gemiſcht, und zwiſchen die Morgenruhe und die ausgelaſſenen Abendvergnügungen geworfen, Plauderſtunde, hundertmal anmuthiger und raſcher verfliegend, als die geräuſchvollen, ihr auf dem Fuße folgenden Momente!

Ich wurde ohne Anſtand angenommen. Die Herzogin war allein

und ſchien mit auf die Hand geſtütztem Haupte ganz in ein Buch, das ſie mit der andern hielt, vertieft zu ſeyn; doch deuteten ihre Augen hinlänglich an, daß ihr Geiſt mit ganz andern Dingen beſchäftigt ſey. Sie erſchien mir noch weit ſchöner, als ich ſie mir vorgeſtellt hatte, und zwar in einer Art ſehr ernſter Schönheit. Hier fand man nicht Fanny's muthwillige Anmuth und kindliche Holdſeligkeit, hier herrſchte Ernſt und Glanz, Trübſinn und Unmuth getäuſchter Leidenſchaften mit gewiſſer, geheimer Sehnſucht nach neuen Leidenſchaften, nach friſchem Leben und neuer Thätigkeit. Beim Anblicke dieſes von Schmerz gebeugten Hauptes bereute ich ſchon, was ich gethan, und gern wäre ich zurückgetreten; als ich aber auf dieſe energiſchen, auf dieſe noch ſo ſtolz und ſcharf gezeichneten Züge näher hinblickte, und auf den mächtigen Ausdruck dieſer Miene und dieſer Augen, da verſchwand mein Mitleid, und ohne Zögern trat ich näher.

Langſam erhob ſie ihr Haupt, als ſie meinen Namen, der jetzt zum erſten Male ihr Ohr traf, vernahm; ſobald ſie aber meiner anſichtig wurde, erbleichte ſie ſichtbar und erhielt ihre Faſſung erſt nach Verfluß einiger Sekunden zurück. Nun richtete ſie auf mich einen jener Blicke, die mich ſchon geſtern Abend ſo in Verwirrung geſetzt hatten, und die, ob ſie jetzt gleich nicht mehr aus einer Maske hervorſtrahlten, doch nichts von ihrem Zauber verloren hatten; und jetzt war die Reihe an mir, bleich und unruhig zu werden. Doch auch mir gelang es, meine Faſſung wieder zu erringen und mit zuverſichtlicher Ruhe meine Rede zu beginnen.

„Sie ſehen gnädigſte Frau, daß ich Ihren Namen erfahren habe; die Ihnen ſo dürftig erſcheinenden Nachweiſungen waren hinreichend, um mich Sie auffinden zu laſſen.“

Sie lächelte und ließ ihr Haupt in die Hand zurückſinken, ohne irgend eine Verwunderung, Zufriedenheit oder Zorn zu zeigen.

Auf ſolchen Empfang war ich nicht vorbereitet und blieb auch ſtumm bei ihrem Schweigen. Endlich mußte ich doch dieß Schweigen um jeden Preis zu brechen ſuchen, und ich richtete nun die erſte beſte mir einfallende Frage an ſie.

„Sie ziehen alſo nicht in Abrede, gnädige Frau, daß Sie es waren, der ich geſtern auf dem Opernballe zu begegnen die Ehre hatte?“

„Mein Gott, Nein!“ antwortete ſie; „warum ſollte ich es auch läugnen?“

Solche Gleichgültigkeit und Verachtung brachten mich plötzlich in Harniſch, und ich verſprach mir ſelbſt, keinen einzigen der Vortheile, in

deren Beſitz ich mich befand, unbenützt zu laſſen. Mein Zittern und Zagen verwandelte ſich in Rohheit und Schonungsloſigkeit.

„Sie haben vollkommen Recht," nahm ich wieder das Wort; „unſer Zuſammentreffen auf dem Balle iſt ganz ohne alle Wichtigkeit, und es hat mich auch dieſe Urſache keineswegs hierher geführt."

„Was wollen Sie alſo von mir mein Herr?" entgegnete ſie mir ſtolz. „Darf ich endlich um eine Erklärung bitten?"

„Ich komme im Auftrag des Barons von Batzen," verſetzte ich ganz einfach.

Dieſe wenigen Worte brachten, wie in vergangener Nacht, eine plötzliche Revolution in der Haltung der Herzogin hervor. Gleich einer ihren Zorn noch zurückhaltenden Löwin, wendete ſie ſich gegen mich, durchbohrte mich gleichſam mit ihren Flammenaugen und ſprach mit bebender Stimme: „Nun! was will denn Herr von Batzen von mir?"

„Er wünſcht Ihnen bei ſeiner Abreiſe von Paris noch einen Beweis ſeiner unauslöſchbaren Leidenſchaft hinterlaſſen und Ihnen einige Aufklärungen über den Mann geben zu dürfen, der ihm vorgezogen worden iſt."

Wohl empfand ich einige Gewiſſensbiſſe darüber, daß ich mich des Namens eines Dritten ohne deſſen Erlaubniß bediente; leider hatte ich aber ſchon einen böſen Weg eingeſchlagen und konnte nicht mehr umkehren. Fanny's Geſchwätz hatte mir überdieß auch ſo den Kopf verrückt, daß alles Gefühl für das Gute oder Schlechte in mir verloren gegangen war. Auch wollte es mich bedünken, als dämmere mir ſelbſt im fernen Hintergrunde eine Hoffnung auf, die meinen wankenden Muth aufrecht erhielt. Schaam, Eigennutz, Aufregung, kurz Alles, was den Menſchen Böſes zu thun veranlaßt, beſtimmte auch mich, in meinem frevelhaften Unternehmen zu beharren.

„Herr von Batzen!" entgegnete die Herzogin mir endlich, „iſt ein viel zu ehrenhafter Mann, als daß er Ihnen einen ſolchen Auftrag gegeben haben ſollte."

Dieſe Antwort traf richtig ihr Ziel und ſtand in vollkommenem Einklang mit den geheimen Vorwürfen meines eigenen Gewiſſens; doch gelang es mir, noch einmal meiner innern Bewegung Herr zu werden.

„Max liebt Sie, gnädigſte Frau, und wenn ſein Benehmen in irgend einiger Hinſicht tadelnswerth ſeyn ſollte, ſo findet er volle Rechtfertigung in ſeiner Eiferſucht."

„Aber Sie, mein Herr! Sie! welche Entſchuldigung haben Sie?"

„Leicht möglich dieſelbe."

„Wirklich?" verſetzte die Herzogin herzlich lachend, „jetzt wird

die Sache luſtig! Sie ſcheinen Ihre Ballunterhaltung fortſetzen zu wollen!"

„Ich, gnädige Frau, ſcherze keineswegs, ſondern Sie allein belieben hier Scherze zu finden; ich meines Theils ſpreche im höchſten Ernſte: ich liebe Sie!"

„Das iſt noch luſtiger; fahren Sie nur ſo fort."

„Wäre es denn ganz unerhört, daß ein Bote auf eigene Rechnung ſeine Aufträge betrieben hätte? Und trägt nicht Max die Schuld, wenn ich Sie geſehen habe? Hat der Zufall nicht mir ſelbſt den glücklichſten Wink gegeben, als er es veranſtaltete, daß Sie geſtern ſo nahe bei mir ſich niederlaſſen mußten? Haben wir nicht beide zuſammen Herrn von Mallard's unwürdiges Betragen geſehen, und habe ich nicht Ihren gerechten Zorn getheilt?"

Während ich ſo redete, beobachtete ich, welche Wirkung meine offenherzigen Declarationen auf die Herzogin hervorbrächten, und glaubte die Bemerkung machen zu müſſen, daß ſie gerade nicht ungünſtig für mich ausfalle. Meine ſehr große Jugend hatte augenſcheinlich zu meinen Gunſten geſprochen, und es ſchien ihr Vergnügen zu machen, mich mit dem vollen, meinem Alter anpaſſenden Feuer und der dazu gehörigen Unbeſonnenheit zum Angriffe übergehen zu ſehen. Anfangs hatte ich ihr wohl nur als Gegenſtand ihrer Neugier dienen ſollen, jetzt aber ſchien ich nach und nach etwas mehr zu werden.

„Sie glauben alſo, daß Graf Mallard eine Lection verdiene?" ſprach ſie zögernd und mit einiger gezwungenen Zerſtreutheit.

„Ganz gewiß!" rief ich feurig, „und gern bin ich bereit, wenn Sie es mir vergönnen, ihm eine dergleichen in Ihrem Namen angedeihen zu laſſen."

„Dieß hieße ſich meiner etwas zu warm annehmen," antwortete ſie lächelnd, dießmal aber ohne den Anflug von Mißmuth. „Ich will es überlegen."

Eben wollte ich antworten, als die Thür geöffnet wurde, und ein Diener ein Billet überbrachte. Die Herzogin riß es auf, durchflog es haſtig, wurde abwechſelnd roth und blaß, zerknitterte es mit den Fingern, warf es in das Feuer, und ſagte zu mir: „Recht gut geſpielt, mein Herr! Sie ſind viel gewandter als Sie ſcheinen."

„Ich weiß nicht, gnädigſte Frau, wie ich....."

„Sie ſind dieſem abſcheulichen Billet nicht fremd."

„Ich! ich weiß nicht einmal, wer es geſchrieben."

„Wer es geſchrieben? So! Sie begreifen doch, daß es von Graf Mallard kommt, der mit mir geradezu bricht?"

So redend, ſtand ſie heftig auf, ergriff mich am Arm und ſprach gebieteriſch zu mir: „Sie müſſen mir dieß Alles erklären, verſtehen Sie? Das ſind hölliſche Umtriebe, wie ich deutlich ſehe, nur vermag ich aber noch nicht das eigentliche Getriebe zu erkennen. Sie müſſen mir Alles ſagen, ja Alles! Ich will ganz und gar das Wahre von einem Geheimniſſe wiſſen, das ich errathe, aber noch nicht zu durchdringen vermag.“

Ich hatte recht gut begriffen, daß dieſes glückliche Billet von Fanny veranſtaltet ſey, und dankte ihr eben innerlich für den Beiſtand, den ſie mir ſo zur gelegenen Zeit geſendet, als Frau von Villiers meine Seligkeit durch dieſe unerwartete Apoſtrophe unterbrach. Abermals aus der Faſſung gebracht, wußte ich kein beſſeres Mittel mich aus der Verlegenheit zu ziehen, als bedeutend ſtammelnd die Wahrheit zu bekennen.

So weit in meiner Erzählung gekommen, empfinde ich aber in Wahrheit einige Befangenheit, wie ich weiter fortfahren ſoll, und beſſer iſt's, ich überlaſſe dem geneigten Leſer, die Fortſetzung meiner Geſchichte ganz nach Belieben ſich ſelbſt auszumahlen. Genug iſt's, wenn ich noch hinzufüge, daß die Herzogin, Fanny und meine Chambre garnie mir mehr als bloß flüchtige Erinnerungen zurückgelaſſen haben; die Urſachen anzugeben warum? finde ich mich keineswegs berufen.

Der Lord-Major von London.

Es gereicht unſern Vorfahren zur Ehre, ſagt ein berühmter engliſcher Schriftſteller, die Conſtitution des Landes faſt ohne Erſchütterung zu demjenigen Grade von Vollkommenheit gebracht zu haben, auf welchem ſie ſich gegenwärtig befindet, indem ſie unaufhörlich dafür beſorgt waren, die alten Inſtitutionen mit neuem Geiſte zu durchdringen. Die Revolution von 1688 hütete ſich wohl, in England Alles umzuſtürzen, wie dieß bei der Revolution in Frankreich im Jahr 1789 der Fall war. Es waren die alten Erleichterungen, Freiheiten und ſelbſt die alten Privilegien, die ſie forderte. Die Stuarts hatten das Recht der Steuerverwilligung und die Charte nicht immer reſpectirt; Wilhelm III. der Stathouder der Engländer, garantirte ſie auf's Neue; auch zeigte ſich der Lord-Major und die Aldermen dankbar hiefür, indem ſie ein Anlehen von zweimalhunderttauſend Pfund Sterling unterzeichneten, welches zur Bezahlung des rückſtändigen Soldes der Truppen des neuen Königs verwendet wurde.

Die Stelle eines Lord-Majors von London ſchreibt ſich aus dem dreizehnten Jahrhundert her. Im Jahr 1202 geſchieht derſelben in einer Ordonnanz des Königs Johann Erwähnung, welcher auf Verlangen des Lord-Majors und der Bürger, die Weberzunft, die älteſte der engliſchen Zünfte, aus der Stadt vertrieb. Erwähnte Stelle wurde jedoch erſt durch die berühmte Charte, welche derſelbe Monarch im

Jahre 1214 unterzeichnete, wirklich gegründet und constituirt, und in derselben der Bürgerschaft das Recht eingeräumt, jährlich einen Lord-Major zu wählen, oder den Gewählten von Jahr zu Jahr in seinem Amte zu bestätigen.

Der erste Lord-Major, Henri-Fitz-Alwin, blieb 23 Jahre lang in seinem Amte. Es hatte dieß den großen Vortheil, daß er die Befugnisse seines Amtes mit den Anforderungen der Stadt weit besser in Harmonie setzen konnte, als dieß möglich gewesen wäre, wenn ein häufiger Wechsel statt gefunden hätte.

Jeder, der sich um die Stelle eines Lord-Majors bewirbt, muß ein freies Mitglied einer der zwölf Hauptzünfte der Stadt seyn, und die Verrichtungen eines Sherif schon versehen haben; daher schreibt sich auch das Sprüchwort: „Er will Lord-Major seyn, ehe er noch Sherif war," wodurch man einen Menschen bezeichnen will, der überspannte Forderungen macht. Ferner muß er zur Zeit der Wahlen in einem der Quartiere der Stadt den Dienst eines Aldermans versehen. Die Erwählung des Lord-Majors findet zu Guildhall statt; hier vereinigen sich, am Tage St. Michaels, die Zünfte unter dem Präsidium ihrer Vorstände. Jeder Alderman, der schon das Amt eines Sherif versehen hat, wird nach seinem Dienstalter in Vorschlag gebracht. Die Zünfte geben ihre Stimmen durch Handerheben, und die beiden Mitglieder, welche die meisten Stimmen erhalten haben, werden dem Gerichtshof der Aldermens angezeigt, welcher sodann über die Wahl zwischen beiden entscheidet. Diese Wahl ist jedoch der Genehmigung des Königs, oder an dessen Stelle, der des Lord-Canzlers unterworfen, dieß ist indessen kaum mehr als eine Förmlichkeit, und man weiß seit der Revolution von 1688 nicht ein Beispiel eines königlichen Veto's. Oft gehört der Lord-Major der Opposition an. Nach erfolgter Bestätigung des Königs leistet der Lord-Major, je am 8. November, den Eid einer guten und getreuen Verwaltung in Gegenwart der zu Guildhall versammelten Bürger; den folgenden Tag wird er durch die Mitglieder der Schatzkammer definitiv zu Westminster eingesetzt, und mit dem Titel „Sehr ehrenwerther Lord" begrüßt, welcher seit der Regierung Eduards III. mit dieser Stelle verbunden ist.

Der Lord-Major hat den Vorrang vor allen andern Bürgern. Im Jahre 1403 wurde vom sämmtlichen Advokatenstande zu Ely-House ein großes Gastmahl veranstaltet, und als hierbei der Lord-Schatzmeister, Baron von Ruthven sich weigerte, den Ehrenplatz dem Lord-Major abzutreten, so verließ dieser sogleich, begleitet von den Aldermen, den Sherifs und andern gegenwärtigen Personen den Saal; zufrieden jedoch,

ſeine Würde muthvoll behauptet zu haben, gab er nun ſelbſt ein prächtiges Banquet.

Ein Gouvernements-Wechſel hat keinen Einfluß auf die Stelle eines Lord-Majors. Seine Gewalt kennt keine Unterbrechung. Wenn der König ſtirbt, ſo hat er, bis der neue Regent die Zügel des Staats ergreift, den erſten Platz im geheimen Rathe. Dieſer Gebrauch iſt ſchon ſehr alt. In der unterthänigen Bittſchrift, welche der geheime Rath nach dem Tode der Königin Eliſabeth an König Jakob gelangen ließ, und worin dieſer gebeten wurde, den Thron zu beſteigen, ſteht der Name des Sir Robert Lee, damaligen Lord-Majors, obenan.

Als Civil-Gouverneur der Stadt London iſt der Lord-Major oberſter Schiedsrichter, ohne deſſen Mitwirkung kein Act der Gemeinde gültig wäre. Als beſtändiger Todtenbeſichtiger, als erſter Richter aller Gerichtshöfe und aller Commiſſionen der Stadt, als Präſident bei der Erwählung der Aldermen, als Oberaufſeher über die Themſe, vereinigt er eine Menge Rechte, Privilegien und Gerichtsbarkeiten, wie er denn auch in Beziehung auf militäriſche Autorität dieſelbe Gewalt hat, wie die Lord-Lieutenants der Grafſchaften.

Die Pracht ſeiner Amtstracht entſpricht der hohen Würde ſeiner Stelle: er trägt als gewöhnliche Zeichen derſelben beſtändig eine doppelte goldene Kette oder ein reiches Collier von Steinen um den Hals. Bei feſtlichen Gelegenheiten trägt er ein carmeſinfarbenes, ſammetnes Staatskleid, ungefähr wie das des Lord-Canzlers. Sein gewöhnlicher Anzug beſteht im Winter in einem Mantel von feinem Scharlach, mit einer Kapuze von Sammet; im Sommer in einem blau ſeidenen Oberkleide mit Pelz garnirt. Bei allen Prozeſſionen, wo ſeine Gegenwart dienſtlich erforderlich iſt, trägt man das Schwert und einen goldenen oder einen ſilbernen Scepter vor ihm her; eine Auszeichnung, die keiner andern Stadt in England, York ausgenommen, zu Theil wird. Geht er zu Fuß, ſo trägt ein Page die Schleppe ſeines Mantels; fährt er in einem Wagen, ſo geſchieht es in einem, mit erhabener Goldarbeit verzierten, und mit ſinnbildlichen Malereien geſchmückten Staatswagen, der von vier prächtig aufgeſchirrten Pferden gezogen wird.

Die Perſon des Lord-Majors war früher heilig und unverletzlich; eine Beleidigung deſſelben wurde gleich einem Majeſtätsverbrechen mit dem Tode beſtraft. Als im Jahr 1399 Thomas Haunhart und Jeanle-Braſſeur bei einem Aufſtande dem Lord-Major und den Sheriffs offenen Widerſtand geleiſtet, und ſich den Maßregeln dieſer Behörden mit Gewalt widerſetzt hatten, wurden ſie arretirt, zu Guildhall gerichtet, zum Tode verurtheilt und in Cheapſide geköpft. Dieſer Act der

Strenge erbitterte damals allerdings die Gemüther, und die Ruhe konnte nicht ſobald wieder hergeſtellt werden. Um den Folgen vorzubeugen, erklärte Eduard III. bei ſeiner Zurückkunft aus Frankreich durch ein offenes Patent, daß die Handlungen des Lord-Majors, als erſter Magiſtratsperſon von London und als ſeines Stellvertreters, für die Zukunft weder einer Unterſuchung noch Beſtrafung unterworfen ſeyen. Dadurch verlieh er den Lord-Majors eine Dictatur, die zwar keiner mißbrauchte, allein die Verehrung vor dieſen hochgeſtellten Perſonen erſtieg einen ſolchen Grad, daß im Jahre 1479 einer Namens Richard Byfield zu einer Geldbuße von fünfzig Pfund Sterlingen verurtheilt wurde, weil er zu nahe an ſeiner Herrlichkeit vor dem Reliquienkäſtchen des St. Erkenwald niedergekniet war, wo der Lord-Major mit der ganzen Gemeinde um Nachlaß der Peſt betete, die damals London verheerte.

Ein Kaplan, ein Archivarius, ein Schwertträger, Vorſchneider, Gerichtsdiener und eine Menge anderer Diener verſchiedener Grade gehören zu dem Hauſe des Lord-Majors. In früheren Zeiten hatte er, wie der König, ſeinen gekrönten Poeten und ſeinen Poſſenreißer, die ihn bei feſtlichen Gelegenheiten begleiteten.

Vor dem fünfzehnten Jahrhundert war es gebräuchlich, daß ſich der Lord-Major in einem Zuge durch die Straßen der Stadt nach Weſtminſter begab, um in die Hände des Königs den Eid abzulegen und die Beſtätigung ſeiner Stelle von ihm oder vom Schatzkammergericht einzuholen; allein im Jahre 1453 führte John Norman den Gebrauch ein, ſich zu Waſſer dahin zu begeben. Er wollte durch dieſe Fahrt ſeine Oberherrlichkeit über die Themſe bezeichnen, nach Art der Dogen von Venedig, wie dieſe ſich mit dem adriatiſchen Meere vermählten.

Im Jahre 1501 ſtellte Sir John Shaw, aus Gründen, welche die Geſchichtſchreiber aufzunotiren verſäumt haben, den alten Gebrauch wieder her, im Wagen nach Weſtminſter zu fahren, und ungefähr zwei Jahrhunderte lang waren ſodann Aufzüge zu Pferde Mode. Seit der Königin Anna jedoch wurde die Fahrt auf der Themſe wieder eingeführt.

Obgleich die gegenwärtigen Ceremonien bei der Inſtallation eines Lord-Majors noch deutlich genug an das Mittelalter mahnen, um einen Fremden zum Lächeln zu reizen, ſo ſind ſie doch nur noch ein ſchwacher Widerſchein von dem, was ſie früher waren, was jedoch der alte Geſchichtſchreiber Gaſtan ſeiner Zeit auch ſchon behauptete. Es ſcheint übrigens, daß die Inſtallation eines Lord-Majors ſchon zu ſonderbaren Beluſtigungen und ſelbſt Barbareien Veranlaſſung gab. Bei der zweiten

Ernennung des Sir Thomas Pilkington im Jahre 1681, so erzählt Taubmann, der gekrönte Poet, wurde eine ganze Menagerie in großen Käfigen, die in den Squares und längs der Straßen der Stadt aufgestellt waren, zusammengebracht. Jeder Käfig war eine Arche Noa's, welche Bären, Panther, Leoparden, Wölfe, Raubvögel ꝛc. enthielt, die schrecklich zusammenheulten, brüllten und schrieen. Sodann standen Leute an den Fenstern der Häuser, welche diesen Thieren Hunde, Katzen, Hasen und lebendige Füchse zuwarfen. Taschenspieler, Gaukler, Pfeifer und Trommler kamen und gingen, und spielten vor den Käfigen der wilden Thiere auf, die sodann den hölliſchen Lärm mit ihren Stimmen begleiteten, während tausend Reiter auf muntern Pferden, und eine große Reihe eleganter Wägen durch die Menschenmasse zog und dem Zug des Lord-Majors voranging, oder sich ihm anschloß, der sich unter Trompetermusik nach Guildhall bewegte. In den Schenken fanden Trinkgelage statt, und gegen das Ende des Tages hatte die Betrunkenheit ihren höchsten Grad erreicht. Will man die sinnreiche Idee wissen, die diesem Feste, und hauptsächlich der Vereinigung der wilden Thiere, und namentlich der Bären und Leoparden, zu Grunde lag, so erfahre man, daß Sir Thomas Pilkington der Kürschnerzunft zugehörte, und ihr dadurch ein Compliment machen wollte.

Man würde sich jedoch ein durchaus falsches und unvollkommenes Bild von dergleichen Festlichkeiten machen, wenn man sie bloß nach diesem Muster beurtheilen wollte. Die verschiedenen Programme, die sich noch in den Archiven der Stadt London vorfinden, bieten uns Gemälde dar, wo sich Geschmack und Glanz vereinigen. Zu diesen gehören die Feste, welche bei der feierlichen Einsetzung des Sir John Shortes im Jahre 1687, gerade ein Jahr vor der Revolution, stattfand.

Die Feierlichkeiten, sagt ein Zeitgenosse, welcher eine umständliche Beschreibung hiervon gibt, wurden in verschiedene Partieen getheilt. Eine derselben war der Handelsschifffahrt gewidmet, zu welcher der Lord-Major gehörte. Ein vollkommen gebautes Schiff, von dem angenommen war, daß es von Norwegen mit einer reichen Ladung Bauholze, dem Hauptgegenstande des Handels Seiner Herrlichkeit, zurückgekehrt sey, hielt ein Gerüste in einer der größten Squares der Stadt im Gleichgewichte. Es hatte 145 Fuß Länge und 45 Fuß Höhe, von den Stückpforten an zu rechnen, welche mit zweiundzwanzig Kanonen besetzt waren. Maste, Segel, Rahen und Tauwerk, aufgezogene Flaggen, Fahnen und Wimpeln, nichts fehlte zu seiner Ausrüstung. Man sah am Bord desselben den Schiffskapitän und seinen Lieutenant, den Oberkanonier und Feuerwerker, nebst hundert Matrosen. Jeder stand auf seinem Posten: Schiffs-

jungen hingen an den Rahen; die Täuschung war, bis auf das Meer, vollkommen. Nach einigen Manövres rangirten sich die mit gestreiftem Atlas gekleideten Matrosen, welche blaue, rothe und weiße wollene Mützen auf dem Kopfe trugen, auf dem Verdeck. Der Kapitän, auf dem Hintertheil stehend, und auf's reichste gekleidet, wartete bis der Lord-Major an Bord ging; dann gab der Hochbootsmann durch Pfeifen ein Zeichen; die Trompeter bliesen Tusch; die ganze Schiffs-Equipage salutirte; der Kapitän ging ihm entgegen und hielt eine Rede an ihn, die er unter den lebhaftesten Beifallsbezeigungen mit einigen Worten des Dankes erwiederte.

Ein anderes Fest war das der Goldarbeiter; es war nicht weniger imposant und eben so prächtig. Die Zunft hatte eine außerordentlich große offene Werkstätte errichten lassen, in welcher sich Alles, was zum Handwerke gehörte, vereinigt fand; verschiedene Behältnisse rechts und links enthielten Hämmer, Amboße, Feuerstätten, Schmelztiegel, kurz den ganzen Handwerkszeug. In der Mitte erhob sich ein Gerüste, auf welchem die Person des heiligen Dunstan, des Schutzpatrons der Goldarbeiterzunft, auf einem, reich mit Gold und Purpur geschmückten Stuhle saß. Er war mit feinem Batist bekleidet, und hatte einen mit Gold und Seide durchwürkten Mantel um. Auf dem Kopfe trug er eine goldene, reich mit edeln Steinen besetzte Bischofsmütze, in der Linken hielt er einen Bischofsstab, und in der Rechten eine Goldarbeiterszange. Hinter ihm standen, was freilich ein arger Anachronismus war, Orpheus und Amphion (zwei Musiker der Stadt), welche auf einer griechischen Lyra einige Melodieen spielten, was mit den historischen Sinnbildern um so sonderbarer contrastirte, als der heilige Dunstan, zufolge der Sage, den Instrumenten die Gabe verlieh, von selbst zu spielen. Vor seinem Sitze standen der Großsultan und der Khan der Tartarei, welche, durch die Harmonie besiegt, den Heiligen um Frieden zu bitten schienen. Zu den Füßen seines Thrones war eine Schmiede, an welcher ein Arbeiter den Blasbalg in Bewegung setzte, und auf dessen Herde das Feuer brannte. Auf ein gegebenes Zeichen begannen sämmtliche Goldarbeiter ihre Arbeit; sie schmelzten das Metall, schmiedeten, modelten, emaillirten, polirten und glätteten; und ein Oberwarbein controllirte die Güte des Goldes und Silbers. Bergknappen in ihrer Tracht ahmten ihre Verrichtungen in den Bergwerken nach. Der Lord-Major wurde eingeladen, sich dem Throne zu nähern; die Person des heiligen Dunstan erhob sich vor ihm und begrüßte ihn im Namen der Zunft in einer feierlichen Anrede.

Diese Art von Schauspielen ist abgekommen. Im Jahr 1760

verſuchte der Magiſtrat, ſie zum Vergnügen des Volkes und des Hofes wieder einzuführen, aber es war dieß der letzte Verſuch.

Indeſſen iſt die Einſetzung des Lord-Majors auch jetzt noch Veranlaſſung zu hübſchen Feſtlichkeiten, bei welchen jedoch der mythologiſche und ſonderbare Anhang früherer Zeiten wegfällt. Gegen Mittag begeben ſich der neuerwählte Lord-Major, ſein Vorgänger, die Aldermen, die Sheriffs und die übrigen Perſonen des Magiſtrats, nachdem ſie dem Gottesdienſte in der Pfarrkirche St. Laurent beigewohnt haben, in ihren Wägen von Guildhall an das Ufer der Themſe. Hier ſchreiten ſie über eine elegante Zugbrücke auf ein großes, reich geſchmücktes Schiff; ſchöne Teppiche bedecken den Boden; ein transparenter, mit ſeidenen und goldenen Franzen verſehener Segelſchirm ſteht auf goldenen Pfoſten; ein Sopha und zahlreiche Lehnſeſſel ſtehen für den Lord-Major und die übrigen Magiſtratsperſonen in Bereitſchaft; Flaggen und Wimpeln mit den Nationalfarben fliegen von der Spitze eines Maſtes, der ſich mitten aus dem Schiffe erhebt, und aus den vier Ecken des Schiffes hängen Fahnen gegen das Waſſer. Alle Zünfte von London begeben ſich auf beſondere Fahrzeuge, und rangiren ſich in langen Linien, indem ſie dem Zuge vorausfahren, während die beſten Muſikchöre, welche von den Garde-Regimentern des Königs abgegeben werden, Simphonieen aufführen. Die Menge und die Ordnung dieſer Fahrzeuge, die taktmäßige Bewegung ihrer Ruder, die Verſchiedenheit ihrer Farben und ihrer Verzierungen, die feſtliche Tracht ſämmtlicher Schiffsleute der Themſe, die in kleinen Booten dem Zuge folgen, und mit ihren heiteren Geſängen die Luft erfüllen, das Zuſammenſtrömen der Volksmaſſe auf den Brücken, an den Ufern, auf dem Fluſſe ſelbſt, Alles trägt an einem ſolchen Tage dazu bei, eine allgemeine Heiterkeit und einen Frohſinn zu erzeugen, den man nothwendig theilen muß. Man landet gegenüber von Weſtminſter; das Thor der alten Abtei, der Zeuge ſo vieler politiſcher Begebenheiten, öffnet ſich der Magiſtratur und den Deputirten der verſchiedenen Körperſchaften. Mit lauter Stimme legt der Lord-Major ſeinen Eid vor dem Könige ab, der die Wahl der Bürgerſchaft in Gegenwart ſeiner edeln Lords genehmigt und beſtätigt. Nach beendigter Ceremonie nimmt der feierliche Zug wieder ſeinen Rückweg an den Fluß; man ſchifft ſich ein; die Flotte fährt zurück bis an die Brücke von Blackfriars; hier wird der Lord-Major und ſein Gefolge durch die Zunft der Waffenſchmiede empfangen, die von dieſem Augenblicke an den Vortritt nimmt und ſich gegen Guildhall richtet, wobei mehre Meiſter dieſer Zunft in glänzenden Rüſtungen vorausreiten. Die andern Zünfte folgen mit den Inſignien ihrer Handwerke in Prozeſſionen; der Lord

Major, die Aldermen und die Sheriffs, mit einem Gefolge von Civil-Beamten in ihren Staatskleidern, schließen den Zug in prächtigen Staatswägen, welche von reich aufgeschirrten Pferden gezogen werden.

Bei seiner Ankunft in Guildhall erwartet ihn ein kostbares Mittagsmahl; ein Prinz vom Geblüte, zuweilen der König selbst, die Minister, die fremden Gesandten, die ausgezeichnetsten Personen des Adels und der Bürgerschaft beehren ihn mit ihrer Gegenwart, und der Abend beschließt sich mit einem großen Ball, bei welchem „die Lord-Majorin" präsidirt. In früheren Zeiten war es gebräuchlich, daß in den Pausen des Tanzes und der Musik der „Hofnarr" des Lord-Majors die Gesellschaft durch seine Possen und Sprünge belustigte; ja seine Rolle nöthigte ihn zu einer sonderbaren Heldenthat. Gegen Mitternacht trug man nämlich mitten in den großen Saal eine ungeheure und tiefe Schüssel, ganz mit Rahm und mit, aus Eiern geschlagenem, Schnee angefüllt. Der Narr, in seinem Leibrock von geschlitztem Atlas aus buntscheckigen Farben, auf welchem ein Wald von Bändern angenäht war, nahm seinen Anlauf, als wollte er über die Schüssel setzen, berechnete jedoch seinen Sprung so, daß er mitten in dieselbe hineinfiel, und die Umstehenden mit dem Inhalte der Schüssel bespritzt wurden. Auf diese lächerliche Posse spielt Shakspeare in seiner Komödie „Ende gut, Alles gut" an, indem er Lafeu zu Paroles sagen läßt: „Du willst Dich blindlings, gestiefelt und gespornt dahin werfen, wie der Narr in den Rahm springt."

Während der Hof, die Minister, der Magistrat, der Adel und ein Theil der Bürgerschaft sich zu dem Gastmahle niedersetzen, versammeln sich alle übrigen Körperschaften in ihren „Halls" (großen Sälen). Der Aufwand für die Installirung des Lord-Majors unter Georg III. betrug für seinen Theil 6898 Pfund Sterling, und der für die übrigen Körperschaften zehntausend Pfund.

Der Lord-Major sollte eigentlich zu Guildhall seinen Sitz haben, allein man hat ihm zunächst der Hauptbrücke von London ein großes modernes Hotel, genannt Mansion-House, erbaut. Hier hat er jetzt seinen Sitz, um die Klagen der Bürger anzunehmen. Schöne Gemächer, eine Reihe reich ausgestatteter Salons und zwei Gallerieen dienen ihm zu den gewöhnlichen Privat-Gesellschaften, Diners und Bällen, allein zu Guildhall werden die großen Stadtfeste gegeben. Hier halten auch alle Körperschaften von London ihre Assembleen. Guildhall begreift die Kanzleien der Stadtbehörden und der Justizhöfe in sich. Das alte Guildhall wurde bei dem Brande von 1666 fast gänzlich zerstört. Seither wieder erbaut und mehrfach ausgebessert, wurde erst im Jahre 1814 die letzte Hand daran gelegt. Die „Hall" oder der große Saal hat

hundert und dreiundfünfzig Fuß in der Länge und zweiundſechzig in der Breite. Die mit bemalten Scheiben verſehenen Fenſter laſſen nur dem halben Lichte Zugang. Dieſer Saal kann gegen ſiebentauſend Perſonen in ſich aufnehmen. Die reich mit Malereien geſchmückte Decke wird von zwei Reihen Säulen getragen, zwiſchen welchen Statuen und Porträts von Magiſtrats- und ſonſtigen ausgezeichneten Perſonen, deren Andenken der Gemeinde zum Ruhme gereicht, abwechſeln.

Ueber die Gesetzgebung der Muhammedaner.

Dritter Artikel.

Das Gesetz des Wiedervergeltungsrechts, angewendet auf Verstümmelungen und Verwundungen. — Verletzung der Sitten. Sonderbare Spekulation Ali Pascha's von Janina. — Gesetze gegen den Diebstahl. — Hinrichtung durch Spießung. — Correctionelle Strafen. — Die Falaca und der Tahtacoulah. — Die Scheiks von Haleb. — Abzuschaffende Privilegien.

Die Strafe des Wiedervergeltungsrechtes, welche gegen den absichtlichen Mord ausgesprochen ist, wird auch bei solchen Verbrechern angewendet, welche Andere verwunden oder verstümmeln. Der Schuldige soll Hand für Hand, Fuß für Fuß, Finger für Finger, Auge für Auge verlieren. Stirbt der Verletzte in Folge seiner Verwundung, so wird der Schuldige als Mörder bestraft, wofern er nicht vorher von dem Opfer seine Vergebung erhalten hat. Jeder Kläger hat das Recht, die Strafe des Vergeltungsrechts in eine Geldstrafe zu verwandeln. Er kann sogar den Schuldigen begnadigen. Die Verstümmelung eines einzigen Gliedes wird mit dem vollen Blutpreise bezahlt. Für die Verstümmelung eines der doppelten Glieder entrichtet man nur die Hälfte dieser Summe. Eine leichte Verwundung kostet ein Zehntheil derselben. Der Eigenthümer eines Pferdes oder irgend eines andern Thieres ist verantwortlich für den durch dasselbe veranlaßten Schaden.

Es geschieht heutzutage selten, daß dieses Gesetz in den civilisirten Gegenden des Orients angewendet wird. In der Türkei, in Persien, in Syrien, in Aegypten ist die Strafe des Vergeltungsrechts allgemein in eine Geldstrafe verwandelt. In diesem Falle, wie in allen übrigen, richtet sich die Taxe der Entschädigung nach dem Geschlechte und dem

Stande des Klägers, das heißt, eine Frau hat auf die halbe Summe Anſpruch, welche ein Mann fordern kann, während Sclaven beiderlei Geſchlechts eine ihrem Werthe angemeſſene Entſchädigung erhalten.

Wir haben bereits die tiefe Ehrfurcht der Muhammedaner vor der Heiligkeit der Ehe, und die Strafen kennen gelernt, welche der Koran gegen den geſetzlich beſtätigten Ehebruch ausſpricht. Dieſe außerordentliche Strenge erſtreckt ſich bis auf die zärtlichen Verhältniſſe, welche etwa unter Unverheiratheten beſtehen. In dem ganzen türkiſchen Reiche iſt die Stadt Brusa die einzige, in welcher die Proſtitution erlaubt iſt oder doch geduldet wird, ohne daß wir den Grund davon anzugeben wiſſen. Wie in den päpſtlichen Staaten, wo ſie gleichfalls verboten iſt, ereignet es ſich, daß ſie häufig zu Erpreſſungen Veranlaſſung gibt, deren Opfer Einheimiſche und Fremde werden. Zu Rom ſetzt ſich eine Frau mit ihren Freunden und Anverwandten in's Einverſtändniß; ſie nimmt Beſuche an, und ſtattet dergleichen ab; und zu einer vorher beſtimmten Stunde wird der Liebhaber bei ihr überraſcht und durch das Geſetz gezwungen, zwiſchen der Heirath und den Galeeren zu wählen.

Ein Straßburger Renegat, Stabsoffizier im Geniecorps Ali Paſcha's von Janina, erzählt in ſeinen merkwürdigen Memoiren über Albanien, daß dieſer Vezier, deſſen Gewiſſenhaftigkeit bekanntlich nicht ſehr groß war, ſich gewöhnlich einer ähnlichen Hinterliſt bediente, um ſeine Rachgier und ſeine Habſucht zu befriedigen. Tahir-Abbas, der nichtswürdige Polizeichef des Paſcha's (Kapu-Beulukbachi), nahm es über ſich, ein öffentliches Mädchen in das Haus desjenigen zu ſchaffen, der ihm bezeichnet wurde. Dieſes Geſchöpf, das mit dem Polizeichef einverſtanden war, trat ein, unter dem Vorwande, als ſuche ſie Hilfe, oder ſie verſteckte ſich in einem dunkeln, abgelegenen Winkel des Hauſes. Bald darauf erſchienen die Koullouks des Tahir-Abbas, ließen ſich das Haus durch den Eigenthümer öffnen, und begannen die Durchſuchung deſſelben, indem ſie ſich ſtellten, als fahndeten ſie auf die Verletzung der öffentlichen Moral. Zuweilen entſagten ſie ſogar dieſer Verſtellung, indem ſie das Weib mit ſich brachten. Hierauf erhob ſich großer Lärm, Abläugnen von Seiten des Angeſchuldigten, Beſchimpfung von Seiten des Polizeichefs, Bekräftigung durch Zeugen auf ertappter That. Man riß den Unglücklichen aus ſeiner Wohnung; es regnete Stockſchläge auf ihn. Tahir's Helfershelfer machten ſich für ihre Mühe bezahlt, indem ſie ihn ſeiner Kleider beraubten, und mitten durch die Verhöhnungen des Volkes ward er in das Gefängniß geſchleppt. Dort erwartete er, an Händen und Füßen gefeſſelt, ſein Urtheil. Sein Vermögen ward eingezogen und zwiſchen Ali Paſcha und Tahir-Abbas getheilt. Dem Weibe

ward der festgesetzte Lohn ausbezahlt, und in der Nacht ihre Entweichung begünstigt, worauf man das Gerücht verbreitete, sie sey in dem See ertränkt worden. Zuweilen ereignete es sich auch, daß man solche Unglückliche wirklich ertränkte, um ihrer Verschwiegenheit desto sicherer zu seyn.

Ibrahim Mansur Effendi berichtet, ein Moubachir (Ausgleicher des Unrechts) sey von dem Sultan aus Constantinopel abgesendet worden, um eine Untersuchung über die zahlreichen Unthaten anzustellen, welche man Ali zur Last legte. Dieser Moubachir war ein Uleman von hohem Rang und unbescholtenen Sitten. — Nachdem Ali den Firman seines Herrn geküßt hatte, wies er dem Moubachir in einem seiner Palläste eine Wohnung an, und überhäufte ihn mehre Wochen lang mit den ehrerbietigsten Achtungsbezeigungen. „Eines Tages," so fährt Ibrahim fort, „wird die Polizei benachrichtigt, daß sich ein Weib in der Wohnung befinde, welche der Vezier dem ehrwürdigen Greise angewiesen hatte. Man findet sie, verborgen in einem Kasten, der zur Aufnahme von Matratzen diente. Das Weib, obwohl auf Ali's Befehl daselbst versteckt, ward ertränkt, und der unglückliche Moubachir in das Gefängniß geworfen, bis man aller seiner Papiere und seiner Effekten sich bemächtigt hatte. Nach Verlauf einiger Tage ward er aus dem Gefängnisse gebracht, im Hemde, verkehrt auf einen Esel gesetzt, auf solche Weise, unter dem Schalle der abscheulichen türkischen Musik, durch Polizeisoldaten in allen Straßen von Janina umhergeführt und hierauf gebunden, nackt, wie er war, nach dem 160 Stunden entfernten Constantinopel gesendet, mit einem Schreiben an den Sultan, worin sich der Tyrann beklagte, daß man ihm einen solchen Heuchler geschickt habe, der seinen Hof und seine Hauptstadt verunreinige. Zu Constantinopel ward zwar die Unschuld des Moubachirs erwiesen, auch erhielt er Entschädigung von seinem Herrn, starb aber nichtsdestoweniger zwei Monate darauf, in Folge der erlittenen übeln Behandlung und des Kummers, welchen ihm dieselbe verursachten."

Das muhammedanische Gesetz, so strenge bei Verbrechen gegen die Gottheit und die öffentliche Moral, ist auffallend mild, sobald es sich um Vergehen gegen Personen und gegen das Eigenthum handelt. In den muhammedanischen Ländern wird ein Dieb nur in dem Falle mit dem Tode bestraft, wenn ein Mord bei seinem Vergehen begangen wurde, oder wenn er auf offener Landstraße auf frischer That ertappt wird. Alle übrigen Fälle werden durch Schläge und Gefängniß bestraft. Der Straßenräuber wird gespießt.

Das Instrument dieser grausamen Hinrichtung, die nur in den Län-

dern des Großherrn eingeführt iſt, beſteht in einem zugeſpitzten Pfahle, auf welchen der Verbrecher dergeſtalt zu ſitzen genöthigt wird, daß die Spitze ihm durch den Leib dringt, und bei der Bruſt, dem Rücken, oder einer der Seiten herauskommt. In dieſem Zuſtande wird der Unglückliche mit gebundenen Händen und Füßen auf einem Blutgerüſte aufgepflanzt, wo Jeder ſich an ſeinen Schmerzen weidet, bis der Tod ihn von ſeinen Qualen befreit. Auf ſolche Weiſe lebt er oft mehre Tage. Zuweilen verkürzt der Henker ſeine Leiden dadurch, daß er ihm gleich zu Anfang einen tödtlichen Schlag beibringt. Der Leichnam bleibt drei Tage ausgeſetzt und wird hierauf beerdigt.

Wir haben erwähnt, daß Schläge und Gefängniß die Strafen für gewöhnliche Diebſtähle ſind. Wir müſſen jedoch bemerken, daß die Geſetze andere Strafen ausſprechen, obwohl dieſe längſt nicht mehr angewendet werden. Den wegen Diebſtahls Verurtheilten ſoll die rechte Fauſt abgehauen und der Stumpf in heißen Theer getaucht werden. Seine Mitſchuldigen erleiden dieſelbe Strafe. Im Rückfalle verlieren ſie den linken Fuß. Ueberdieß müſſen ſie den geſtohlenen Gegenſtand zurückgeben, wenn er ſich noch in ihren Händen befindet; im entgegengeſetzten Falle ſind ſie zu keiner Erſtattung verpflichtet, wenn ſie ihre Strafe erſtanden haben. Iſt der geſtohlene Gegenſtand dem Diebe durch einen andern Dieb wieder entwendet worden, ſo erleiden beide dieſelbe Strafe. Der erſte Dieb, der wegen dieſes Vergehens noch nicht verurtheilt iſt, kann ſeine Klage mit der des Hauptbeſitzers gegen den zweiten Dieb vereinigen, der in dieſem Falle allein am Leibe abgeſtraft wird.

Die Leibesſtrafe darf jedoch erſt angewendet werden, wenn ſich die fünf nachſtehenden Umſtände vereinigt finden: 1) muß der Schuldige volljährig und bei geſundem Verſtande ſeyn; 2) darf er auf den entwendeten Gegenſtand kein Eigenthumsrecht, auch ſelbſt nicht ein eingebildetes, beſitzen; 3) muß der Diebſtahl heimlich geſchehen ſeyn; 4) muß Einbruch damit verknüpft geweſen ſeyn; 5) muß der entwendete Gegenſtand den Werth von wenigſtens zehn Silberdrachmen haben. Die Leibesſtrafe wird durch eine correktionelle erſetzt, wenn der Diebſtahl an einem öffentliche Orte, wie z. B. in einem Bade, in einer Moſchee, in einem Khan, oder wenn er durch einen Anverwandten, oder durch einen Diener, oder durch einen Sclaven der beſtohlenen Perſon begangen wurde. Eine ſonderbare Beſtimmung des Geſetzes nimmt auch denjenigen von der Leibesſtrafe aus, der den öffentlichen Schatz beſtiehlt, unter dem geſuchten Vorwande, daß jener Schatz keinem Individuum angehöre. Uebrigens wird der Diebſtahl nur auf Requiſition des intereſſirten Theiles verfolgt, was jene ſeltſame Geſetzgebung zum Theil erklärt.

Die für untergeordnete Vergehen beſtehenden Strafen ſind ganz dem Ermeſſen der obrigkeitlichen Perſonen und Beamten überlaſſen, die ſie nach Gutdünken verfügen, wobei ſie jedoch die von dem Geſetze nach Rang und Stand der Perſonen feſtgeſetzten Unterſcheidungen beobachten. Die Ulema's und Emire können nur in ihren Wohnungen zurecht gewieſen werden; öffentliche Beamten werden vor den Richter gefordert, und erhalten von dieſem öffentliche Vorwürfe. Einfache Privatleute, Leute aus dem Volke, und zinsbare Unterthanen werden mit Gefängniß und mit Stockſtreichen beſtraft. Dieſe Baſtonade, Falaca genannt, iſt mit Recht ſehr gefürchtet. Der Schuldige wird auf den Rücken gelegt; ſeine Füße werden an ein hölzernes Kreuz befeſtigt, welches einer der Vollzieher in die Höhe hebt, während ein anderer die Streiche aus vollen Leibeskräften nach den Fußſohlen des Delinquenten führt.

In der Zuerkennung dieſer correktionellen Strafen beſteht die ſo häufig beſprochene Verkäuflichkeit der türkiſchen Juſtiz. Dieſe unbeſchränkte Gewalt, dieſe fortwährende Inquiſition ſind wunderbare Mittel einer ſchnellen Bereicherung. Unter dem geringſten Vorwande bemächtigt ſich die Polizei auf Befehl des Cadi's irgend eines für reich geltenden Einwohners. Das Urtheil des Cadi's oder des Naib's überliefert den Unglücklichen den Vollſtreckern des Geſetzes, trotz ſeiner Einwendungen und Betheuerungen. Sofort läßt er ſich in Unterhandlungen ein; der Polizeibeamte will nichts hören; die furchtbare Falaca liegt vor den Augen des Ergriffenen; er beginnt zu handeln, und bietet eine Summe an, um ſich von der Tortur loszukaufen. Da jedoch der Richter das Recht hat, ſich über die Nichtausführung ſeines Befehls zu beklagen, ſo erhält der Polizeibeamte eine doppelte Summe und übernimmt es, die Ohren der Gerechtigkeit zu verſtopfen.

Ueberſchreitungen der polizeilichen Verordnungen werden gleichfalls durch den Oberrichter beſtraft, und geben zu den empörendſten Bedrückungen Veranlaſſung. Selbſt heutzutage kommt es noch häufig vor, daß ein unglücklicher Kaufmann, mit Recht oder Unrecht überwieſen, tarifirte Waaren über dem Curs, oder unter dem Gewichte verkauft zu haben, mit dem Ohr an die Thüre ſeines Ladens genagelt wird. Auf ſolche Weiſe bleibt er, auf den Fußſpitzen ſtehend, dem Höhnen des vorübergehenden Volkes mehre Stunden lang ausgeſetzt.

In einigen Gegenden des Orients ſtraft man Betrüger dadurch, daß man ein Brett um ihren Hals legt, und dieſes mit Steinen und Eiſengewichten beſchwert, und die Waaren, in welchen betrogen wurde, oben darauf legt. In dieſem Zuſtande wird der Schuldige von den

Falacadjis durch die Stadt geführt, und erhält bei jedem Halte eine gewiſſe Anzahl Streiche.

Dieſe, den öffentlichen Beamten überlaſſene Willkühr wird die Quelle von tauſend Ungerechtigkeiten und Tyranneien. In der legislativen Reform, welche der Sultan über kurz oder lang in Ausführung bringen muß, iſt der Entwurf eines Strafgeſetzbuchs, beſonders für die niederen Vergehungen, von der dringendſten Nothwendigkeit. In der jetzigen Lage der Dinge leiden die armen Teufel und insbeſondere die zinspflichtigen griechiſchen, jüdiſchen und armeniſchen Unterthanen allein durch dieſen Mißbrauch der Gewalt; und dieß iſt auch die Urſache, warum derſelbe bis auf den heutigen Tag fortdauert. Die Fanatiker, und unter dieſen beſonders die dem alten Syſteme anhängenden Emire, würden ſich vielleicht der Abſchaffung dieſes Gebrauches widerſetzen, allein ihr Stolz, ein unreiner Ueberreſt des verhaßten Janitſcharenthums, muß gedehmüthigt werden. Sultan Mahmud's Aufgabe iſt erſt dann gelöst, wenn die Rechte der verſchiedenen Stämme, welche ſein Reich bilden, einander gleichgeſtellt ſind; ob dieß durch Ueberzeugung oder durch den Säbel geſchieht, iſt gleichgültig.

Die Emire von Haleb, welche man im Lande Scheiks nannte, waren lange Zeit der Schrecken Syriens, bis zu dem Tage, an welchem ſie niedergemetzelt wurden, wie ſpäter die Mamelucken; ſie wetteiferten an Unbotmäßigkeit und Wildheit mit den Janitſcharen; die Regierung fürchtete ſie; ihre grünen Turbane hatten ihnen die blinde Ehrfurcht des Volks erworben, denn dieſe Farbe bezeichnete ſie, wie bekannt, als die rechtmäßigen Abkömmlinge des Propheten. Welches Verbrechen ſie auch begangen haben mochten, man durfte ſie ohne die Zuſtimmung ihrer Oberhäupter nicht zum Tode verurtheilen. Wer ſie ſchlug, dem wurde, ſelbſt wenn er Muhammedaner war, die Hand abgehauen. Sie vertrieben den Paſcha aus ihrer Stadt und empörten ſich offen gegen die Pforte. Abdur-Raman ward gegen ſie geſendet. Von nur wenigen Reitern begleitet, erſchien er vor den Thoren von Haleb; durch ſeine Verſprechungen und anſcheinende Güte gelang es ihm, daß man ihn von ſeiner Würde Beſitz nehmen ließ. Sobald er ſich jedoch in der Stadt eine Partei geſchaffen hatte, ſtürzte er ſich blindlings auf dieſe wilden Thiere und metzelte in einem Tage 800 derſelben nieder, während eben ſo viele verhaftet und in das Gefängniß geworfen wurden. Obgleich Haleb ſeit länger als 60 Jahren von ſeinen Scheiks befreit iſt, fühlt es noch heutzutage die Folgen ihrer Tyrannei. Mehr als 200 Dörfer der Umgegend ſollen in der kurzen Zeit ihrer Herrſchaft zerſtört und entvölkert worden ſeyn.

Alle dieſe Privilegien ſind die eigentlichen Wunden der Türkei und müſſen nach und nach verſchwinden, wie die Scheiks, die Mamelucken und die Janitſcharen. Unter dieſer Bedingung, und in Folge der fortſchreitenden Befreiung der zinspflichtigen Unterthanen, welche zwei Drittel der Bevölkerung des türkiſchen Reiches ausmachen, wird dieſer lebenskräftige Staat, den man ſeit ſo langer Zeit für abgeſtorben hält, ſich zu einer neuen Aera des Ruhmes und der Wohlfahrt erheben.

Legislative Reform. — Steuern. — Municipal-Verwaltung auf dem Lande und in den Städten.

Wir haben die Hauptzweige des Rechtes, das bei den muhammedaniſchen Völkern beſteht, kennen gelernt, und gefunden, daß dieſes Recht alle Kennzeichen eines großen Werkes des menſchlichen Geiſtes an ſich trägt. Ganz anders, als in dem Lichte eines unwiſſenden Betrügers, eines Barbaren, erſcheint daher dieſe. Muhammed war es, der ganze Völker, welche bisher in der Finſterniß des Götzendienſtes ſchmachteten, zur Anerkennung eines einzigen Gottes und einer für alle Alle gültigen Moral brachte, und ſie zur Bekennung der erhabenen Wahrheiten bekehrte: „Reichthümer und Kinder ſind der Schmuck des Lebens, aber nur gute Werke ſind wahrhafte Güter. Gott iſt der Urheber des Guten, das dich beſeelt; das Böſe aber kommt von dir.“

Der Glanz, welchen die arabiſche Civiliſation mehre Jahrhunderte lang unter der Herrſchaft der Chaliſen ausſtrahlte, während unſer Evangelium ſich kaum den Banden der Barbarei entwand, beweiſt, bis zu welcher Tiefe der vom Kameeltreiber zum Feldherrn und Propheten gewordene Muhammed mit ſeinem Adlerblicke in die Zukunft dieſer Völker eingedrungen war, die ſein Hauch und ſein Wille gewiſſermaßen ſchuf. Man muß anerkennen, daß er, indem er ſeinen Nachfolgern den doppelten Charakter eines Oberhauptes der Religion und des Staates verlieh, gewiſſermaßen für die Ewigkeit baute. Seine, auf das göttliche Recht geſtützte, bürgerliche Geſetzgebung erhält durch dieſe innige Verbindung eine Autorität, welche dadurch um das Hundertfache verſtärkt wird. Im Intereſſe eines einzigen Volkes entworfen, hat ſie inzwiſchen, wie jede menſchliche Einrichtung, ihre ſchwache Seite, durch die ſie einſt zu Grunde gehen wird.

Durch die Unterjochung benachbarter Völkerſchaften iſt ſie genöthigt, allmälige Aenderungen eintreten zu laſſen, wenn ſie nicht zuſehen will, wie der größere Theil ihrer Unterthanen ihrer Herrſchaft ſich entzieht.

Die europäiſche Türkei enthält heutzutage kaum ein Drittel türkiſcher Bevölkerung. Wenn die Zimmi's, oder zinspflichtigen Unterthanen, in einer beſtimmten Zeit nicht zu denſelben Vortheilen, wie die muhammedaniſchen Unterthanen zugelaſſen werden, ſo iſt klar, daß ein unvermeidlicher Bruch geſchehen wird, der die Trennung der europäiſchen Türkei von der aſiatiſchen zur Folge hat. Dieſer Bruch ſteht drohend bevor. Rußland, als Nachbar und Religionsgenoſſe der nördlichen Provinzen, untergräbt, wie bekannt, jenen Boden ſchon lange. Das einzige Mittel, dieſen Bruch zu vermeiden, beſteht in der Aufhebung der zwiſchen den Gläubigen und Ungläubigen gezogenen Scheidungslinie.

Die Geſammtheit der von uns dargeſtellten Geſetze vervollſtändigt ſich durch die adminiſtrative und municipale Organiſation. Nehmen wir das osmaniſche Reich als den vollſtändigſten und vorgerückteſten Typus der orientaliſchen Civiliſation, wie die religiöſe, bürgerliche und politiſche Autorität des Koraus ſie erſchuf, ſo laſſen ſich mit leichter Mühe die inneren Federn dieſer Regierungsmaſchine aufſuchen, die ſchon ſo lange im Gange iſt, ohne Aenderungen irgend einer Art erlitten zu haben.

Die im osmaniſchen Reiche eingeführten Steuern zerfallen in fünf verſchiedene Arten:

1. Die Kopfſteuer (Kharatch), welche, wie ſchon bemerkt, nur muhammedaniſche Unterthanen trifft.
2. Die Grundſteuer, welche nach Verhältniß des zinspflichtigen oder des muhammedaniſchen Bodens umgelegt wird. Der muhammedaniſche Boden entrichtet den Zehnten ſeines Ertrags; jeder andere eine Summe, welche, je nach ſeiner Beſchaffenheit und Fruchtbarkeit, den zehnten Theil bis die Hälfte des Ertrags ausmacht
3. Die Zollgebühren, welche 3 vom Hundert betragen.
4. Die beſondere Steuer, welche Selim III. auf gewiſſe Handels-Artikel zur Deckung der Ausgaben des Nizam-Djedid oder der neuen Organiſation der Truppen gelegt hat.
5. Der Tribut, den die großen Lehenträger, als der Paſcha von Aegypten und die Hospodare der Moldau und der Wallachei, entrichten.

Die Steuern, welche an Paſcha's oder Einnehmer verpachtet ſind, tragen dem Staate kaum die Hälfte deſſen ein, was ſie betragen ſollten. Die Pächter, Unterpächter und ihre Bevollmächtigten ziehen allein den Nutzen aus den zahlloſen Erpreſſungen, denen das Volk, und insbeſondere die Zimmi's, ausgeſetzt ſind. Inmitten dieſer allgemeinen Unordnung verhindert die Municipalbehörde allein die gänzliche Zugrundrichtung der Privatleute. Unter ihrer ſolidariſchen Verbindlichkeit ge-

ſchieht die Steuerumlage auf die Landbewohner, je nach dem Vermögen eines Jeden. Dieſe Art gegenſeitiger Verſicherung gegen Bedrückung und Tyrannei war bis auf den heutigen Tag hinreichend, um den Kampf gegen das auflöſende Princip der höhern Adminiſtration zu beſtehen.

Sultan Mahmud konnte unmöglich länger zuſehen, wie die Hülfsquellen ſeines Reiches durch Mißbräuche verſchleudert wurden. In den mittlern Provinzen hat er bereits die Erpreſſungen der Paſcha's der Mutzelins, der Nyomaden und jenes Haufens geſetzmäßiger Räuber durch die Einführung von General-Einnehmern erſetzt, welche die Einnahmen von den Steuer-Pflichtigen erheben, und unmittelbar mit dem höchſten Vorſtande der Verwaltung verrechnen. Dieſe neue Einrichtung hat da, wo ſie eingeführt iſt, die Einnahmen des öffentlichen Schatzes verdreifacht. Herr Urquhart berichtet ſogar, daß ein griechiſcher Flecken in dem Diſtrikte von Argyro-Caſtro, welcher im Jahre 1830 an die Regierung 11,000 Piaſter nach der alten Erhebungsweiſe bezahlte, im folgenden Jahre nach der neuen Art der Erhebung 46,000 Piaſter entrichtet habe.

Die mit der Verwaltung beauftragten Municipal-Beamten werden von den ſämmtlichen Einwohnern nach der Stimmenmehrheit gewählt. Sie unterrichten ſich über die Einkünfte und die Induſtrie eines jeden ihrer Untergebenen, damit bei der Vertheilung der öffentlichen Laſten keine Ungerechtigkeit begangen werde. Die Entrichtung der der Regierung zukommenden Abgaben wird nur zur Hälfte in das Municipal-Budget aufgenommen. Die Hauptausgabe beſteht in der Entſchädigung für diejenigen Einwohner, welche Truppen, Kavacs, Tataren und andere Boten der Regierung beherbergt haben. Die Gemeinde ſorgt auch für die von dem Paſcha der Provinz im Intereſſe des öffentlichen Dienſtes aufgeſtellten Perſonen. Auch hat ſie Geſchenke zu machen, um ſich in Gunſt zu erhalten. Aus dieſen Urſachen iſt der Zuſtand der Finanzen der Gemeinde ſo zerrüttet; die meiſten ſind verſchuldet, und wenn ſie Geld erheben, ſo müſſen ſie gewöhnlich an Wucherer 15 bis 26 Procent bezahlen.

Alle Operationen dieſer Art geſchehen unter der ſolidariſchen Verantwortlichkeit der Municipalität. Dieſe Beamten werden alle Jahre neu ernannt; ſie theilen die unbedeutende bürgerliche Gewalt, welche man ihnen gelaſſen hat, mit der geiſtlichen, obwohl letztere vorzugsweiſe Richter und Schiedsrichter ſind. Sofern kein öffentliches Aergerniß gegeben wurde, überlaſſen die Cadi's Prozeſſe zwiſchen Chriſten den Biſchöfen und Popen, welche der Auslegung der Pandekten, mit Rückſicht auf kirchliche Entſcheidungen, folgen.

Dieſes Municipal-Syſtem der Cantone und Gemeinden will daher, wie wir geſehen haben, nicht viel heißen. Es iſt eine Folge der Sorgloſigkeit und Toleranz der türkiſchen Regierung. Vergebens ſucht man eine tiefe, überlegte, politiſche Combination oder eine Kraft des Zuſammenhanges in demſelben, welche die verſchiedenen Theile des weiten osmaniſchen Reiches unter einander zu verbinden vermöchte.

Die Verwaltung in den Städten geſchieht bei weitem nicht auf ſo gewiſſenhafte Weiſe. Weder Tugenden noch Fähigkeiten geben hier ein Recht zu den Wahlen. Die Nachbarſchaft der türkiſchen Behörden, die Vergünſtigungen, welche der Preis der Gefälligkeit ſind, Beſtechung und Schmeichelei, endlich das Verlangen, ſich auf Koſten der eigenen Mitbürger zu bereichern, lenken die Wahl ſtets auf die Reichſten und Verdorbenſten. Die Verwaltung der Städte iſt zehnmal drückender und unerträglicher, als die der Paſcha's und der muhammedaniſchen Mutzelins, weil hier die Kopfſteuer und andere Abgaben an Unterhändler verpachtet ſind, in deren Intereſſe es liegt, die Summen der zu entrichtenden Steuer zu erhöhen.

Feuilleton.

Kleine Zeitung.

Baden-Baden, Anfangs Mai.

Der Winter mit seiner diesjährigen, wirklich unerträglichen Langweiligkeit ist Gott sey Dank endlich abgezogen, nachdem er jedoch noch erst in der letzten Aprilhälfte gar unfreundlich auch in Badens freundlichem Thale Einkehr gehalten hatte; und von allen Seiten strömen Fremde herbei. Eingefleischte Badener möchten hieraus leicht folgern, daß an andern Orten die rauhe Jahreszeit noch unhöflicher gehauset habe, da beim ersten Sonnenscheine Alles hieher eilt. Oder glauben die Zugvögel gar, in Baden regiere ein beständiger Frühling? So etwas möchte wohl an dem Dinge seyn, denn im Vergleich zu andern Gegenden Deutschlands sind wir hinsichtlich der Vegetation weit voraus.

Inzwischen war der verlaufene Winter für Fremde und Einheimische höchst langweilig, obschon bedeutend mehr Russen als Engländer hier überwinterten, und man gewöhnlich nur Letzteren vorwirft, daß sie die Geselligkeit eben nicht befördern. Nur Herr Hofrath Aloys Schreiber hat die winterliche Einbuigkeit theilweise zu heben gewußt. Er hielt ästhetische Vorlesungen, die zahlreich von Fremden besucht waren. Der Eindruck ist fast nicht zu beschreiben, der sich unwillkürlich des Zuhörers bemächtigt, wenn er den greisen Mann mit jugendlicher Kraft doziren hört. Ein an Erfahrung reiches Leben gibt seinen Aussprüchen, gehüllt in eine ernste, feierliche Sprache, einen solchen Zauber, daß man des Orakels Stimme zu vernehmen glaubt, wenn er spricht.

Die Monotonie des Badener Winters wird aber auch in den folgenden Jahren gänzlich verschwinden, und man wird hier gleichfalls eine Wintersaison haben. Die Spielbanken sind auf's Neue für eine so enorme Summe, und unter solchen Bedingungen verpachtet worden, daß auch für die winterliche Unterhaltung der Fremden bestens gesorgt werden wird. Theater, italienische Oper, ein Reunionssaal auch für den Winter wird in's Leben gerufen werden. Der Mensch muß etwas zu hoffen und zu fürchten haben, pflegt man gewöhnlich zu sagen; ich füge noch hinzu, er muß auch etwas zu bedauern haben, um einen richtigen Maßstab der Werthschätzung an die Gegenwart legen zu können.

Zu bedauern hätten also denn bis jetzt Badens Wintergäste gehabt, daß dergleichen Amusements nicht schon längst zu ihrer Kurzweil dagewesen; zu fürchten der, welcher eine Wintersaison hier zuzubringen gedenkt, daß das Angedeutete nicht realisirt werde, und zu hoffen der, welcher es aufrichtig mit Badens Flor meint, daß Alles so großartig wie möglich in's Leben treten möge!

Daß es übrigens wohl allenthalben sehr langweilig den Winter über gewesen seyn mag, scheint daraus hervorzugehen, daß alle Welt die Winterquartiere zu verlassen sich beeilt. Es sind gegenwärtig hier schon mehr Fremde, als wir in früheren Jahren im Juni sahen, und so wie ein heiterer Sonnenstrahl sich blicken läßt, sind alle Promenaden mit beau monde übersäet.

Viel trägt zur Belebung des Kurortes in jetziger Saison die Anwesenheit des Großfürsten Michael bei, der nach seiner italienischen Reise am 29. April wieder zurückgekehrt ist, und zwar mit einem viel

zahlreicheren Gefolge, als er den Winter bei sich hatte.

Welche Aufmerksamkeit dem fürstl. Gaste von Carlsruhe aus gewidmet wurde, ist schon während des Winteraufenthaltes desselben erwähnt worden; jetzt ist sie, wo möglich, noch größer. Es sind nicht allein Wagenpferde mit Zubehör zur Disposition hier, sondern auch ganz ausgesucht schöne Reitpferde, und zwar auch für sämmtliches Gefolge des Prinzen. Einige Tage nach der Ankunft desselben statteten der Großherzog, die beiden Markgrafen und der Fürst von Fürstenberg ihren Gegenbesuch ab, und blieben zum Essen beim Großfürsten. Auch ist der russische Gesandte von Carlsruhe anwesend. Ebenso sind die Dolgorucki'schen, Gagarin'schen und Radziwil'schen Familien fortwährend hier.

Das Gerücht, daß die Prinzessin von Oranien diesen Sommer nach Baden komme, kann ich aus guter Quelle widerlegen; doch werden die Großherzoglich Darmstädtische und Weimar'sche Familie, der Herzog Adam von Würtemberg und mehre andere große Herren erwartet; das diplomatische Corps von Carlsruhe wird sich, wie gewöhnlich, einfinden, und aus den italienischen Städten werden mehr denn 500 englische Familien erwartet, die dort den Winter zugebracht haben. Baden hat das Prognostikon einer äußerst glänzenden Saison.

Was Mode und ihre launenhaften und bizarren Erfindungen betrifft, so kann ich den schönen Leserinnen die Aussicht geben, daß Baden einen Rang zwischen London und Paris einnehmen werde; es wird vermittelnd zwischen England, Frankreich und Deutschland auftreten, und seine eigenen Moden haben, über die ich zur Zeit berichten werde.

So viel für jetzt, daß man nichts Anmuthigeres sehen kann, als die schöne Fürstin D. eine Cigarre rauchen, mit ihrem Gemahl auf dem Balkon des Hauses sitzend. Da nun meine schönen Leserinnen sicherlich nicht die Ansichten der Miß Trollope theilen werden, so steht zu erwarten, daß eine oder die andere gelegentlich dieses höchst unschuldige Vergnügen theilen werde.

Spindler hat Baden dieser Tage verlassen, nachdem er den ganzen Winter hier zugebracht. o. Chézy hat in den Arabesken zu seinen „Martinsvögeln", abgesehen von sonstigen Beziehungen, die dem Kundigen leicht klar werden, ein höchst gemüthliches Bild vom Treiben eines Theiles der Sommergesellschaft gegeben, die derjenige nicht ohne Interesse lesen wird, der auch schon ein Stündchen an einem oder dem andern der darin erwähnten Orte verschwatzt hat.

Wie in der Pfalz Jung und Alt, von nahe und fern, sich in Schwetzingen am zweiten Pfingsttage zu versammeln pflegt, so strömt die hiesige Gegend an dem genannten Tage in dem romantisch gelegenen Hub-Bade, drei Stunden von Baden, zusammen. Der sinnige Bewunderer einer schönen Gegend, der verwöhnte Feinschmecker und der tanzlustige Anbeter des schönen Geschlechtes kehrt gewiß am Abend befriedigt zu seinem heimathlichen Giebel zurück, und wir können mit gutem Gewissen den, der noch nicht dort war, zu diesem renommirten Stelldichein einladen.

Anmerk. Die literarischen Uebersichten XII. und XIII. folgen im nächsten Hefte.

Dramaturgische Uebersichten

von

A. L.

XIII.

James Wallack, eines der begabtesten Talente der englischen Scene, füllt nach und nach alle Fächer aus, von den stummen Bedienten, die einen Brief oder Stuhl heraustragen, bis zum Othello; von den trivialsten Bouffonnerien bis zu den erhabensten Conceptionen der Tragödie: die Späße Fallstaffs, die Furchtbarkeit Macbeths, die Mißgestalt Kalibans, die jugendliche Grazie Romeo's, alles dieses gelang ihm in gleichem Maße.

Er war ein Kind der Scene, von seinem Vater zwischen den Coulissen erzogen, der die komischen Rollen auf Nebentheatern spielte. Seine Mutter war Mitglied von Drurylane. Wenn man ein Kind brauchte, so war es stets der kleine James, der vorzugsweise genommen wurde. In Dublin debütirte er, als er kaum die Kinderjahre verlassen hatte, und mußte unter der Leitung des vollthümlichen Schauspielers Harry-Johnstone alle mögliche Arten von Rollen übernehmen.

Im zwanzigsten Jahre kehrte er nach London zurück, wo er selbst neben Kean noch groß war; allein Niemand erprobte so sehr die Wahrheit des Sprichworts: „Kein Prophet gilt etwas in

Vaterlande," als Wallack. Man erinnerte sich seiner Kindheit, und mochte nicht an seine Künstlerreife glauben. Die englischen Vorurtheile sind in der That so groß, daß sie nicht zur Einsicht gelangen lassen, daß mit den Jahren sich das Verdienst eines Schauspielers entwickeln könne; das Publicum ist so erfüllt von den Unvollkommenheiten der Vergangenheit, daß es für die Vortrefflichkeit der Gegenwart blind wird. So geschah es denn auch, daß Wallack, einer der ausgezeichnetsten Künstler, der nur in einigen wenigen Rollen Macready den Vorrang einräumt, nicht gerecht in London gewürdigt wird.

Mehre Jahre hindurch war Wallack Director des Drurylane-Theaters, und genoß das seltene Glück, Publicum, Dichter und Schauspieler zufrieden zu stellen. Ein Ruhm, den noch selten sich ein Theater-Director zu erringen wußte.

Vor ungefähr achtzehn Jahren entführte er die Tochter des berühmten irländischen Schauspielers Johnstone, eines reichen hypochondrischen Alten, der von einer Heirath aus Neigung nie etwas wissen mochte. Der alte Johnstone war sparsam, der junge Wallack hatte ganz entgegengesetzte Eigenschaften. Daher machte der kluge Schwiegervater ein Testament, wodurch das Vermögen sicher gestellt und der Nießbrauch desselben nur seiner Tochter und den Kindern derselben vorbehalten wurde.

Als er endlich der Kälte des Londoner Publicums überdrüssig geworden war, ging Wallack im vollen Bewußtseyn seines Werthes nach Amerika. Hier empfing ihn der lauteste Enthusiasmus; die Amerikaner setzten ihn über Kean und Macready. Er ist jetzt fast schon ein Bürger des großen Freistaats geworden, der ihn mit Schätzen überhäuft hat. Neun Monate im Jahr spielt er in den verschiedenen Staaten, und in den drei Monaten, wo der Hitze wegen alle amerikanischen Theater geschlossen sind, besucht er in London seine Freunde und Verwandte. Eine Fahrt über das atlantische Meer ist für diesen ungewöhnlichen Künstler das, was für die unsrigen eine Badereise in den Ferien ist.

— Der Succeß unserer Schröder-Devrient in London nimmt immer zu. Man hat für sie die „Norma" in's Englische übersetzt, da es dem Drurylaner Theater untersagt ist, sie italienisch aufzuführen. Dieses hemmt auch die Darstellungen der Mad. Pasta. An den Abenden, wo die Taglioni tanzt, versammelt sich stets die fashionabelste Welt.

Zwischen den beiden Directoren des Kingstheaters und des Drurylane findet großer Wetteifer statt. Sie überbieten sich in riesenhaften Versprechungen, die sie auf ungeheuren Zetteln dem Publicum kund machen; indessen steht der Director des Kingstheaters offenbar im Nachtheil.

In Covent-Garden wird ein sogenanntes historisches Drama aufgeführt, dem es jedoch an Interesse und Wahrscheinlichkeit gebricht. Es heißt „Walter-Tyrrel."

— In Lissabon hat Bellini's „Beatrice Tendi" gefallen. Die Primadonna heißt Calvi-Neuhaus, und ist vielleicht von deutscher Abkunft.

— „Der Deserteur aus Liebe" heißt die neue Oper von Ricci, welche von den Florentinern kalt aufgenommen wurde.

— Unsere deutsche Schütz hat in Forli die Anna Bolena zum Entzücken gesungen. Der Franzose Briol hat ein großes Ballet „Giaffar" in Bologna mit Beifall in die Scene gehen lassen.

— Meyerbeers „Robert" ist nun auch in Algier mit eclatantem Succeß aufgeführt worden.

— Pariser Blätter sprechen nun auch schon von dem Ruhm unserer Schedest, der sich von Straßburg aus nach der Hauptstadt verbreitet. Es ist nur Schade, daß, nach ihrer gewohnten Weise, diese Blätter die Sängerin Schedett nennen.

Ein Schauspiel unter freiem Himmel.

Wir empfehlen allen Reisenden, die sich von Paris nach Straßburg begeben, einen Nebenweg über Coulommiers auf einer neugebauten Straße einzuschlagen, denn die Chaussée ist trefflich und die Wirthstafel in jenem Städtchen ausgezeichnet wie alle, deren Daseyn sich nur auf wenige Monate hinaus beschränkt. Wir rathen jedoch dem Reisenden, vor der Abfahrt der Diligence auf eine Viertelstunde vorauszugehen. Nahe bei dem Weiler Montapeine wird nämlich eine Abgabe neuer Art von ihm erhoben; allein wegen der Gewandtheit, womit man auf seinen Beutel speculirt, wird er diesen gewiß ohne Widerstreben öffnen. Es handelt sich nämlich um eine ungewöhnliche, künstlerische Darstellung. Zuerst vernimmt der Reisende Hundegebell. Ein schwarzer Schäferhund ist als Schildwache aufgestellt, und leitet die Aufmerksamkeit des Fremden auf seinen Herrn, einen armen blinden Invaliden, der am Chaussee-Graben sitzt. Man muß zahlen, denn der Hund, hartnäckigen Temperaments, läßt die Vorüberreisenden nicht eher in Ruhe. Man mag sich jedoch trösten, denn die Abgabe ist nur der Preis eines Billets für ein Schauspiel, welches unter freiem Himmel und ohne Privilegium der Ortsbehörden dargestellt wird.

Als Vorspiel vernimmt man einen Militärmarsch, den der Blinde auf einer Vogelorgel spielt; kaum hat er geendet, so setzt eine Elster sich auf sein Haupt, und ruft mit deutlicher Stimme: „Bataillon, stellt Euch auf!“ Sechs gefleckte Pudel bilden eine Schlachtordnung. „Gewehr auf Schulter!“ ruft die Elster. Die Pudel, bewaffnet mit kleinen hölzernen Flinten, führen den Befehl mit bewunderungswürdiger Genauigkeit aus. „Präsentirt 's Gewehr!“ ruft die Elster, und findet auf der Stelle Gehorsam. Es folgt ein Bajonettangriff. Die Gewehre werden geladen, angelegt, Feuer! ein Opfer fällt zu Boden, denn ein Papagei spielt den Todten mit solcher Geschicklichkeit, als wäre er bereits vor sechs Tagen verstorben.

Nie wird man Mängel in dieser kleinen dramatischen Vorstellung wahrnehmen, so daß die Controle des blinden Regisseurs durchaus unnöthig bleibt. Man frage die Hirten dieser Thäler von Brie, und wird nur das Lob jener Künstler der Heerstraße vernehmen.

Verschwindet die Abendsonne hinter den Pappeln der Chaussée und den gewundenen Flinten des Morin, so besteigt der arme Blinde einen kleinen, plumpen Wagen mit mehr elliptischen, als runden Rädern; der Schäferhund mit der kleinen Pudelarmee wird vorgespannt; eine Ziege, die wahrscheinlich bei außerordentlichen Vorstellungen als Ballettänzerin auftritt, vereint sich mit diesem Wagengespann; der Papagei wiegt sich auf dem Strohhut seines Herrn, und die Elster setzt sich auf das Kreuz des Schäferhundes. In guter Ordnung rückt die Caravane vor, und hält ungestört ihren Einzug in das Städtchen, wo man sie als eine philanthropische Gesellschaft aufnimmt. Dort hat man den armen Freunden des Blinden das Verdienst ihres Eifers noch nicht abgesprochen; überhaupt werden Kritiken gegen Hunde, Papageien und Elstern bisher noch nirgends geschrieben.

Ein englisches Journal und der erste April.

In der letzten Hälfte des vergangenen Märzmonats erschien in London eine der pomphaften Ankündigungen, welche die Federn der Erfinder mit so vieler Geschicklichkeit zu entwerfen pflegen. Selten hatte jedoch eine Ankündigung die Trompete der Oeffentlichkeit mit ähnlichem Wortschwall und Pomp angestimmt. Die Unterzeichner derselben verkündeten der Hauptstadt mit drei Zoll breiten und einen halben Fuß hohen Buchstaben, „sie beabsichtigten nicht eher vom Leben zu scheiden, als bis sie

zu
be=
ing
en:
iter
Da=

und
oh=
nes
kin=
ge=
ott,
ge=
htig
im
rne
au=
rer
auf
ecke
gen=
nte
ren
nes
arzt
hen
zu=
nen
ub=
dort
ver=
bis
im
der
un=
ert,
ien,
lein

tritt
Blu=
in
nm=
den

Digitized by Google

zu
be=
ng
n:
ter
Da=

und
oh=
nes
lin=
ge=
ott,
ge=
tig
im
rne
au=
rer
auf
ecke
gen=
nte
ren
nes
arzt
hen
zu=
nen
ub=
dort
ver=
bis
t im
der
un=
ert,
ien,
llein

tritt
Blu=
n in
min=
den

Digitized by Google

Digitized by Google

ihrem Vaterlande die Früchte einer nützlichen Unternehmung, eines großen Gedankens hinterlassen hätten u. s. w. Sie hätten deßhalb die Idee eines neuen Journals, mit dem Titel „der Spottende“ (the Jester) entworfen, welches sechsmal wöchentlich zu bestimmter Stunde allen Namen von Bedeutung in Großbritannien, wie überhaupt unter den Zeitgenossen, ihren Antheil an Spott zutheilen sollte.“ Ganz London staunte, hauptsächlich jedoch über den Preis, denn das jährliche Abonnement betrug nur die geringe, unglaubliche Summe einer Guinee. Deßhalb erschienen nach den ersten acht Tagen schon mehr als 200 Abonnenten am provisorischen Büreau der Unternehmung, welches in einem kleinen Laden der New-Exeter-Straße für den Augenblick bestand, bis die Herausgeber ein prächtiges, comfortables Hotel, über dessen Kauf sie zu unterhandeln vorgaben, würden erstanden und eingerichtet haben. So wuchs die Liste der Abonnenten mit jedem Tage, und zählte in Kurzem 500, welche das Erscheinen der ersten Nummer jenes Journals auf den ersten April, wie angekündigt war, mit Ungeduld erwarteten. Der erste April blieb nicht aus, aber wohl die erste Nummer des „Jester,“ und jeder Abonnent erhielt anstatt derselben folgendes Schreiben: „Sehr geehrter Herr! Wir haben auf den Entwurf, den „Jester“ herauszugeben, nicht verzichtet, glaubten aber zuvor eine Reise nach dem Festland unternehmen zu müssen, um uns mit mehren humoristischen Schriftstellern zu Paris und Wien in Verbindung zu setzen. Die erste Nummer unsers Journals, welche Sie gewiß mit Ungeduld erwarten, wird jedenfalls erscheinen, im höchsten Fall nach einigen Jahren. William Hoax *) et Co.“

Fünfhundert ehrsame Bürger Londons waren geprellt. Die Abonnenten, cholerischen Temperaments, liefen sogleich zum provisorischen Redactions-Büreau in Exeter-Street, um wenigstens für ihr Geld sich das Vergnügen zu machen, die Herausgeber oder ihre Leute zu Boden zu schlagen. Sie fanden aber den Laden bereits ausgeleert; am Eingangsthore hing ein ungeheurer Zettel, mit den Worten: „Zu vermiethen (to be let),“ und darunter sah man in großen Buchstaben das Datum des ersten Aprils.

*) Lüge, Mystificirung.

Naturgeschichte des Zahnarztes.

Ein Zahnarzt zu Paris ist jung und lebt als Mann der Mode. Seine Wohnung befindet sich im ersten Stock eines prächtigen Hauses, gerade über dem Eingang. Sein Cabinet strahlt von ausgezeichnetem Luxus; sogar sein Schaffott, ein Lehnstuhl à la Voltaire, worin der gefolterte Patient sich windet, ist prächtig ausgeschmückt. Auf einem Pfeilertisch, im Styl des Mittelalters, steht eine purpurne Schaale, deren Anblick allein schon Schauder verursacht, denn man gedenkt ihrer Bestimmung. Nicht weit davon ist auf einem Tischchen, dessen battistene Decke blendend weiß dem Eintretenden entgegenglänzt, eine Sammlung kleiner Instrumente aus blendendem Stahl gruppirt, deren Einfassung und Schmuck der Kunst eines Juweliers gleichkommt. Der Zahnarzt scheut sich nicht, diese kleinen, unschädlichen Instrumente vor Euren Augen auszubreiten, hütet sich aber wohl, Euch einen Seitenblick in die geheimnißvolle Schublade seines Tisches zu gestatten; denn dort liegen die wirklichen Folterwerkzeuge verborgen. Er versteht es, die letzteren bis zum Augenblick der Execution geschickt im Aermel zu verbergen; entlockt dann der Schmerz ihrer Berührung Euch einen unwillkürlichen Schrei, so seyd versichert, er wird zugleich und noch lauter schreien, um die Ueberzeugung zu wecken, er allein sey der Leidende.

Im Zimmer des Zahnarztes betritt der Fuß nur seidengewürkte Tapeten; Blumenduft liebkost dort den Geruchssinn in jeglicher Jahrszeit; schöngebundene Sammlungen von Stahlstichen erheitern den

Geiſt und bezwecken, die Erneuerung der Schmerzen, welche den Beſuchenden herbeiführen, für den Augenblick der Vergeſſenheit zu übergeben. Ein Bücherſchrank von fein polirtem Holze zieht ſich an der Wand hin. Die Fächer dieſes ausgezeichneten Möbels enthalten eine Maſſe coketter, duftender Büchſen und kleiner Phiolen in verſchiedenen Farben. Das Aeußere beider iſt anlockend, denn ſie verſchaffen dem Zahnarzt den größten Theil ſeines Einkommens.

Stets bleibt er gleichgültig, ob er den Mund der Beſuchenden beraubt oder bereichert, ob er Zähne auszieht oder einſetzt; beim Scheiden drückt er mit Anmuth und Sicherheit einen auf Roſapapier gedruckten Bericht ſeiner Kunſt, worin eine Büchſe oder eine Phiole gewickelt iſt, mit Gewandtheit Euch in die Hand, ſo daß Niemand es vermag, die Waare zurückzuweiſen. Dies iſt nämlich eine Abgabe, die er von der Eigenliebe oder Coketterie der Beſuchenden zu erheben gewohnt iſt.

In unſerer Zeit muß der Zahnarzt, der alten Sitte entgegen, alle Zähne im ſchönſten Zuſtand beſitzen. Seine Haare ſind kurz abgeſchnitten, ſeine Hände weiß und fein, ſeine Rede iſt fließend; nie darf ein Bart ſeine Oberlippe beſchatten. Seine Füße hüllt er in Pantoffeln aus rothem Maroquin, trägt Beinkleider aus gewürfeltem Stoff und einen Schlafrock von türkiſchem Atlas; ein Foulard iſt nachläßig um ſeinen Hals geſchlungen, und Diamanten glänzen an jedem Finger; er beſitzt ein Cabriolet, zwei Pferde und drei Geliebten. Endlich iſt er der einzige Sterbliche, welcher das beneidenswerthe Vorrecht genießt, durch Schmerzen, die er Andern verurſacht, viel Geld zu gewinnen, ohne ihren moraliſchen Widerſtand zu erwecken.

Bravo nach dem Pfeifen.

In Pézénas ward kürzlich ein hartnäckiger Kampf zwiſchen einer Schauſpielerin und dem Publicum veranlaßt, woraus erſtere als Siegerin hervorging. Die Sängerin hatte aus Zufall oder Gewohnheit in einer Bavour-Arie ſich zu viel Ausſchmückungen erlaubt und das Publicum jener ehrſamen kleinen Stadt, welches höchſtens vierzehn falſche Noten bei ſolcher Gelegenheit zu erlauben pflegt, begrüßte ſie mit Pfeifen, da ſie um zwei oder drei falſche Töne jene geſetzliche Zahl überſchritten hatte. Das Pfeifen erregte ihre Heiterkeit, und ſie beantwortete die unmuſikaliſchen Töne mit lautem Lachen. Gewiß mit Unrecht. Ein junger Herr wollte ihr zeigen, die Höflichkeit ſey eine Tugend, von der man ſich ſo wenig wie möglich entfernen müſſe, und war deßhalb ſo galant, ihr einen Apfel von gehörigem Umfang zuzuwerfen; Andere begrüßten ſie mit Nüſſen. Sie achtete jedoch nur auf den Apfel, der ihr die Schulter berührt hatte, nahm ihn auf, ſtellte ſich vor den Souffleurkaſten und ſchleuderte ihn in's Parterre zurück. Das Parterre von Pézénas liebt die Muſik, aber nicht die Aepfel; es ſtimmte lautes Geſchrei an, und verlangte, die Sängerin ſolle um Verzeihung bitten. Sie weigerte ſich; man verwandelte den Saal der Mairie in ein Gefängniß, und ſchloß ſie dort bis zum nächſten Morgen ein. Am nächſten Morgen ließ ſie den Polizei-Commiſſär rufen und erklärte dieſem, ſie werde das Publicum um Verzeihung bitten. Der Theater-Director, als er dies hörte, ward über die Nachricht entzückt, und ließ einen ungeheuren Theaterzettel drucken, auf deſſen oberem Theile in großen Buchſtaben die Worte ſtanden: „Mlle. Z. wird um Verzeihung bitten. N.B. Der Preis der Plätze wird nicht erhöht werden.“

Das Theater war übervoll. Die Sängerin trat auf. Es herrſchte das tiefſte Schweigen. „Meine Herren,“ begann ſie, „ich weiß, welche Achtung wir dem Publicum ſchuldig ſind. (Bravo!) Ich bitte Sie um Verzeihung (faſt allgemeiner Beifall) wegen des Apfels, der Nüſſe und der Stücke Zucker, die Sie mir zuwarfen (einſtimmiger Beifall und Gelächter).“

Ein Herr ſtand auf mit den Worten: „Ich bin ſo frei, die Stücke Zucker abzu-

läugnen, geſtehe aber die Nüſſe und den Apfel ein. Sie ſind ſo ſchön, mein Fräulein, daß ich Sie für Venus hielt und Ihr Paris zu ſeyn wünſchte."

Ein Beſuch bei Ibrahim.

Herr Taylor, Commiſſär des Königs beim Théâtre français, machte kürzlich im Auftrage ſeiner Regierung eine Reiſe durch Aegypten, und hatte demgemäß die Ehre einer Audienz bei dem Sohne des Vice-Königs. Ibrahim empfing den Beſuch Herrn Taylor's in einem Saale, deſſen einziger Schmuck in einem ungeheuren, die Wand umgebenden Divan beſtand. Eine Löwenhaut war in dem dunkelſten Winkel des Saals auf dem Divan ausgebreitet; dort ſaß Ibrahim; ſein linker Fuß wiegte ſich nachläßig auf dem rechten, der Held von Konieh hielt in der Linken einen Roſenkranz, während die Rechte mit ſeinen Fußzehen ſpielte.

Nachdem man einige Pfeifen geraucht, ward der Kaffee aufgetragen. Pfeifen und Kaffee ſind nämlich vereint die größten Ehrenbezeigungen des Orients; in gewöhnlichen Audienzen reicht man nur immer Eines von Beiden. Nachdem der Kaffee getrunken war, erhob Ibrahim ſich langſam von ſeinem Sitze, und begab ſich mit Herrn Taylor und deſſen Begleitern in den Saal, wo die Geſchenke aufgeſtellt waren. Dieſe beſah er mit ſichtbarem Wohlgefallen, und ſein Blick ſchien beſonders auf den Harniſchen franzöſiſcher Küraſſiere mit Wohlgefallen zu verweilen. Nachdem er jedoch Alles beſehen, ſchien er noch etwas zu ſuchen, und da er dies nicht fand, richtete er einige Worte an den Dolmetſcher. Dieſer wandte ſich darauf an Hrn. Taylor mit den Worten: „Seine Hoheit fragt, ob Sie den Champagner vergeſſen haben." „Ja, ja," fügte der Prinz mit ausdrucksvollem Kopfnicken hinzu, „Champagner, Champagner."

Hr. Taylor erwiederte, „man habe den Wunſch ſeiner Hoheit errathen, und mehre Kiſten voll von Flaſchen dieſes köſtlichen Trankes ſeyen bereits in den Palaſt ſeiner Hoheit gebracht worden." Sogleich gerieth Ibrahim in die beſte Laune, kehrte in den Audienzſaal zurück und unterhielt ſich über Frankreich, das er vorgab wie ſein zweites Vaterland, als Enkel einer Franzöſin, zu lieben. Hierauf erſchienen Sclaven, um den Gäſten des Paſcha's die letzte Ehrenbezeigung zu erweiſen. Sie trugen Rauchpfannen, und durchräucherten damit das Geſicht und den Bart des franzöſiſchen Abgeordneten. Nach dieſer Ceremonie ſtand Taylor auf, und empfahl ſich dem Prinzen, indem er die rechte Hand auf die Stirne, den Mund und die Bruſt legte, Geberden, die in der bilderreichen Sprache des Orients bedeuten: Meine Gedanken, Worte und Empfindungen ſind Dein.

Der moderne Vehmrichter.

Ein kürzlicher Vorfall in Paris hat das Daſeyn eines originellen, ſonderbaren Menſchen außer Zweifel geſetzt, von deſſen Namen und näheren Umſtänden man bis jetzt noch nichts hat erfahren können, und der nur unter dem Namen „Richter-Dilettant" bekannt iſt. Dieſer hat ſich aus eigener Machtvollkommenheit als Richter conſtituirt, und zu ſeinem Beruf die Reviſion der gerichtlichen Urtheile erwählt, welche ihm von der ſtrengen Gerechtigkeit oder Billigkeit abzuweichen ſcheinen. Vor einiger Zeit ließ ein Eiſenhändler aus der Vorſtadt Saint-Antoine einen ſeiner Schuldner, einen Vater von vier Kindern, in's Gefängniß ſetzen. Das Schickſal dieſer armen, hülfloſen Geſchöpfe konnte die Härte des Gläubigers nicht mildern; als dieſer aber eines Tages nach Hauſe zurückkehrte, fand er folgendes Billet unter ſeiner Thür: „Du haſt vier Kinder ihres Vaters beraubt. Meine Juſtiz will, daß du dies von dir angeſtiftete Unglück wieder ausgleichſt. Du brauchſt keine Nachſuchungen über deine Tochter anzu-

ſtellen; ſie befindet ſich in ſicherem Gewahrſam, und du wirſt ſie nicht eher zurückerhalten, als bis du jenen Familienvater ſeinen Kindern zurück gegeben haſt. Unterzeichnet: der Richter-Dilettant.“ Die Nachſuchungen des Eiſenhändlers, um ſeine verſchwundene Tochter wieder zu erhalten, ſo wie die Bemühungen der Polizei blieben fruchtlos. Endlich öffnete der Gläubiger ſeinem Schuldner die Thore des Gefängniſſes. Wie er nach Hauſe zurückkehrt, fällt ihm ſeine Tochter um den Hals, und erzählt ihm, ſie ſey im Dunkel entführt, auf's Land gebracht und von Bauern bewacht worden, deren Wohnung ſie nicht anzeigen könne. Man habe ſie jedoch mit vieler Milde behandelt. — Einen Monat ſpäter ſtand ein Mörder vor Gericht. Die Beweiſe waren jedoch nicht genügend, und die Geſchworenen ſprachen ein Nichtſchuldig aus. Der Richter-Dilettant begibt ſich verkleidet in eine Weinſchenke, welche der Freigeſprochene zu beſuchen pflegte. Zwiſchen beiden entſteht ein Streit, und ein Duell mit Säbeln iſt die Folge. Der Richter-Dilettant gibt ſeinem Gegner eine tödtliche Wunde, und ſagt ruhig, als er ſich entfernt: „Ich habe den Irrthum der Menſchen ausgeglichen, und ihr Urtheil caſſirt.“ Dieſe Worte erregten Verdacht und führten Nachforſchungen herbei. Jener ſonderbare Mann geſtand ſeine Grundſätze und ſein Verfahren ein, und eröffnete nähere Umſtände, die wir vielleicht in Kurzem unſern Leſern werden mittheilen können.

Sonderbare Wette.

Drei Gentlemen von Stande, deren Namen in den excluſiven Geſellſchafts-Cirkeln Londons einen guten Klang beſitzen, haben in einem der dortigen Clubs eine bedeutende Summe gewettet, welche derjenige gewinnen ſoll, welcher als Dilettant in folgenden drei Künſten das meiſte Geld ſich erwerben wird. Der erſte will ſechs Monate lang eine Landkutſche vom Bock herab regieren, und mag die Straße, die er fahren will, ſich überall in England wählen; der zweite will England zu Fuß als wandernder Muſiker in derſelben Zeit durchreiſen; der dritte endlich hat die Verpflichtung übernommen, als Schauſpieler auf verſchiedenen Theatern in England, Irland und Schottland ſechs Wochen lang ſeine Kunſt dem Publicum zu zeigen, und bereits ein Uebereinkommen mit der Schauſpieler-Geſellſchaft in Brighton zu dem Zweck abgeſchloſſen, um dort zuerſt auf der Bühne zu erſcheinen.

Abonnirte Concertmuſik im Hauſe.

Ein Mechaniker in Paris machte kürzlich dem Publicum einen ſcherzhaften Vorſchlag, wodurch deſſen Ausführung Frankreichs Metropole eine wahre Stadt des Orpheus werden würde, in die der Schlummer auf tönenden Wolken hinabſtiege. Es handelte ſich von unſichtbarer, unerwarteter Muſik, die an den Sarg des fabelhaften Schwans am Geſtade des Simois erinnern müßte. Man ſolle nämlich durch unterirdiſche Röhren aus den Concertſälen der Straßen St. Honoré und Vivienne den Schall der Muſik in die Häuſer der Bewohner jener Hauptſtadt leiten. Ein weiter kupferner Schallbehälter würde die Töne auffangen, und Röhren dieſe zu ihrer endlichen Beſtimmung führen. Herrn Dufrène, bekanntlich dem franzöſiſchen Strauß, ſey die Erfindung bereits zur Ausführung angetragen, und mehr als tauſend Abonnements könnten für die Salle Vivienne genommen werden, die alsdann zu einem ungeheuren Behälter werden müßte, woraus die Harmonie durch unzählige Röhren wie Gas ſich in die Häuſer der Stadtbewohner ergöße. Wenn das Geſpräch der Soiréen erſchlafft und erſtirbt, oder wenn ungeduldige Tänzer nur den erſten Hauch der Muſik erwarten, braucht man

alsdann nur eine der mit Schall gefüllten Röhren zu eröffnen, und Dufrène mit ſeinen harmoniſchen Trompeten, Arietten und Walzern würde ſich in breiten Strömen in's Zimmer ergießen. Warum ſollte man die Erfindung nicht auch auf Gärten und Spaziergänge ausdehnen? Man würde glauben, unſichtbare Concerte im Laube der Bäume und Muſik im Abendwinde zu vernehmen. Vielleicht auch käme dann noch zuletzt die Zeit, wo jeder Salon ſich des Beſitzes der Rubini, Tamburini, Lablache und Albertazzi rühmen könnte.

Nekrolog.

Der berühmte Zingarelli iſt ſieben und achtzig Jahre alt in Neapel geſtorben. Seine Oper „Romeo und Julie" und die herrliche Arie darin Ombra adorata aspetta hat ihn auch unſerm größern Publicum bekannt gemacht. Er gehörte jener glorreichen italieniſchen Kunſt-Epoche an, in welcher Jomelli, Cimarosa und Paeſiello glänzten. Man glaubte noch vor dreißig Jahren, daß Niemand in Italien eine ſolche Höhe wie Zingarelli erreichen könnte. Er war Bonaparte's Lieblings-Componiſt, der die franzöſiſchen nicht leiden konnte, und beſonders mit Cherubini's Muſik unzufrieden war.

Zingarelli war in der Zeit ſeiner letzten Wirkſamkeit Director des Conſervatoriums in Neapel, und hatte den Kummer, ſich von den neuen Talenten, die eine ganz andere Bahn einſchlugen, verdunkelt zu ſehen. Beſonders kränkte es ihn, daß ſelbſt die Schüler des Conſervatoriums nichts Anderes mehr, als Compoſitionen von Roſſini executirten, und daher erfüllte es ihn mit Freude, als er in Bellini ein großes Talent zu entdecken glaubte: „Gehe hin, mein Sohn," ſagte er zu ihm bei der Entlaſſung aus dem Conſervatorium, „deinen Händen vertraue ich meine Rache." Leider mußte er den Schmerz erfahren, für dieſen Lieblings-Schüler ſelbſt ein Requiem zu ſchreiben.

Außer Bellini bildete er noch eine Menge großer Talente, von denen ich hier nur Lablache, Tamburini, Duprez, Donizetti, Mercadante, Coſta und die Fodor nennen will.

Merkwürdig iſt es, welche Selbſtaufopferung der greiſe Meiſter während der Cholerazeit in Neapel gezeigt hat. Alles was er in den letzten Jahren ſeines Lebens ſetzte, trug einen finſtern Charakter an ſich. So erſchien die Feſt-Muſik, die er zur Vermählungs-Feier ſeines Königs verfertigte, wie eine kirchliche Trauer-Muſik; man glaubte, nichts als Miserere und Dies irae zu hören.

Bei ſeiner Todtenfeier wurde ein Requiem von ſeiner Compoſition aufgeführt.

Merkwürdiges Gedächtniß.

Seit einigen Tagen befindet ſich in Breslau ein junger polniſcher Rabbiner, Namens Hirſch Dänemark, 25 Jahre alt, welcher durch ſein bewundernswürdiges Gedächtniß zu den ſeltenſten Erſcheinungen gehört, indem derſelbe vollſtändige Tractate des Talmud mit ihren umfangreichen Commentaren, Raſchi, Joſſephat, Roſch, nebſt Randgloſſen, Wort für Wort auf die merkwürdigſte Art auswendig weiß. Folgende Beweiſe, die der gedachte Rabbiner in Gegenwart mehrer Perſonen als Probe ſeines Wundergedächtniſſes ablegte, mögen die Behauptung rechtfertigen. Schreiber dieſes öffnete einen nach Gefallen gewählten Tractat und nannte das Blatt. Hierauf ſetzte er, auf Geheiß, den Finger des Rabbiners auf eine beliebige Stelle und fragte ihn um das Wort auf einem 13 Seiten vorangehenden, und dann auf einem 15 Seiten ſpäteren Blatte, und augenblicklich erfolgte die richtige Angabe. Weiterhin faßte der Rabbiner 15 bis 20 Blätter zwiſchen die Finger und beſtimmte nach kurzem Nachdenken das Folio eines

Blattes, welches man ihm (allenfalls mit einer Nadel) bezeichnete. Zu bedauern iſt jedoch, daß dieſer junge Mann bei der ununterbrochenen angeſtrengten Geiſtesthätigkeit in einem höchſt aufgeregten Zuſtande ſich befindet, dem er bei fortdauernder ähnlicher Lebensweiſe leicht erliegen kann. Uebrigens iſt er in Warſchau durch ſeine außerordentliche Gabe ſo bekannt, daß ſich die höchſten Perſonen ihn vorführen ließen. Man erzählt unter Anderem von ihm, daß der Fürſt Paskewitſch ihm die Namen von 200 Soldaten mehrmals vorſagen ließ, und daß der junge Rabbiner dann die ganze Liſte derſelben aus dem Gedächtniſſe wiederholte.

Geſellſchaft der Aquarell-Maler in London.

Die Aquarell-Malerei macht in London ſchnelle und bedeutende Fortſchritte. Vor Kurzem hielt die ältere Geſellſchaft der Maler dieſer Kunſtgattung ihre drei und dreißigſte Ausſtellung, welche für die beſte aller bisherigen erklärt wird. Unter den dort ausgeſtellten Gemälden befinden ſich einige dreißig von Copley Fielding, worunter Anſichten von Chicheſter, Bow-Hill und Scarborough; ferner ein Seeſtück von Bentley; eine irländiſche Scene von Evans; Bauern aus Grenada, die einen Fandango tanzen, und ein Spion der Chriſtinos vor Zumala-Carregny von Lewis; eine Abendgeſellſchaft bei Miß Steward nach den Memoiren Grammonts von Bartholomen. Auch die neue Geſellſchaft von Aquarell-Malern hat einiges Treffliche geleiſtet. Unter den Werken derſelben wurden zwei Schweizerlandſchaften von Newton, und ein Luther, welcher mit dem Cardinal Cajetan diſputirt, bemerkt.

Neue Bücher.

Nicht ohne Intereſſe werden von Vielen die „Historical sketch of modern German Literature“ (1785 — 1835) by O. L. B. Wolff (Weimar bei Voigt 1837) geleſen werden. Dieſe Skizze der neuern deutſchen Literatur ſtand vorher im Athenäum.

— Von J. Schnellers hinterlaſſenen Werken, die E. Münch bei Hallberger in Stuttgart herausgibt, kam in dieſem Jahre zunächſt der 7te und 8te Band, oder der Staatengeſchichte des Kaiſerthums Oeſterreich 4ter und 5ter Band, erſte Abtheilung, heraus. Darin findet ſich das Buch: „Oeſterreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa“ — in zweiter Auflage. Wir machen die Freunde Schnellers auf dieſe Bände aufmerkſam, und empfehlen den Kundigen beſonders die beigegebenen Noten von Gentz, die hier zum erſten Male vollſtändig mitgetheilt werden.

— Profeſſor Weiße in Leipzig gab „Kritik und Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt, nebſt einem Anhange zur ſittlichen Beurtheilung Goethe's“ (Leipzig bei Reichenbach, 1837). Nicht bloß die Erläuterung des Fauſt, ſondern noch mehr die Reihe beigegebener kritiſchen Abhandlungen, verdient zu ernſter Lectüre empfohlen zu werden.

— E. Münch gab zwei Bände „biographiſch-hiſtoriſcher Studien“ (Stuttgart bei Hallberger, 1836) heraus. Sie enthalten aneinander gereihte, meiſt biographiſche Artikel, darunter der über Vanini beſonders intereſſant iſt.

— Von demſelben Verfaſſer iſt auch der erſte Band ſeiner „Denkwürdigkeiten“ unter dem Titel: „Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den erſten ſieben und dreißig Jahren eines teutſchen Gelehrten“ (Carlsruhe bei Müller, 1836) ausgegeben worden — ein Buch, das des Intereſſes und Stoffes in Fülle gibt, und von der „Europa“ deßhalb zur Lectüre höchſt empfohlen wird. Die leichte Schreibart des Autors iſt bekannt. Hat das Buch mannichfache Anfechtung und mancherlei Tadel gefunden, ſo wird man die

Rechtfertigung Münchs und die Fortsetzung dieser Memoiren gewiß desto früher zu lesen wünschen. Es sind doch jedenfalls sehr schätzenswerthe Beiträge zur innern Geschichte Deutschlands und der Schweiz — der letzten zwanzig Jahre. Dieser erste Band spielt besonders in Freiburg und Aarau; die Charakteristiken bedeutender Männer oder damaliger Notabilitäten, eines Hug, Görres, Rotteck, Menzel und Anderer, sind großentheils ausgezeichnet.

Vermischtes.

Die spanischen Tänzer, die wir auch in Deutschland sahen, sind kürzlich in Paris fast um Alles, was sie sich ertanzt hatten, bestohlen worden.

— Francilla Pixis reist nach Italien, um sich dort weiter auszubilden, da sie neben den in Paris versammelten italienischen Künstlern wohl einsah, daß ihre in Norddeutschland so überschwenglich gepriesene Gesangskunst noch bei weitem in diesem Genre nicht genügte.

— Die Mode der lyrischen Gesellschafts-Theater nach der Art, wie es bei dem Grafen Castellane in Paris seit einigen Jahren schon stattfindet, greift immer weiter um sich. Die Componisten begnügen sich mit dem Beifall der Salons. Die „Hexen von Benevent" ist der Titel einer großen Oper, welche der Gesanglehrer Balbucci in Neapel für einen solchen Zweck componirt hat. Ein reicher Privatmann will ein Theater errichten, auf dem er alle Opern, die San Carlo zurückweist, von Dilettanten aufführen lassen wird. — Auch in London ist ein ähnliches Theater der fashionablen Welt errichtet worden.

— Als neulich die Pasta in London als Zuschauerin in einer Loge die Grisi applaudirte, begab sich diese nach der Vorstellung zu der ältern Künstlerin, um ihr für diese ruhmvolle Auszeichnung zu danken. Die Pasta umarmte sie gerührt. Zur Nachahmung!

— Auch Meyerbeer ist von Salzburg aus aufgefordert worden, in Frankreich für Mozarts Denkmal zu sammeln; es ist nicht zu zweifeln, daß es günstigen Erfolg haben wird.

— Ein junger deutscher Componist Namens Offenbach hat Walzer herausgegeben, die im vorigen Winter mit großem Beifall gehört wurden. Ein Heft ist betitelt: „die jungen Mädchen," das andere: „die Jugend von Berlin."

Telegraph von Deutschland.

Allerlei.

Das „Münchner Tagblatt" erhielt folgendes Schreiben:

„Herr Redacteur!

„Mit Staunen lasen wir unlängst die Nachricht, daß der Redaction des Tagblattes der freie Eintritt in's Theater genommen wurde. Da es nun einem Redacteur wahrlich nicht zuzumuthen ist, daß er seine Mühe und die Last, jedesmal in's Theater zu gehen, auch noch bezahlen soll, so wäre es gewiß sehr passend und löblich, wenn die Freunde des Tagblattes und der Theater-Recensionen vermittelst einer Subscription oder Collecte der Redaction des benannten Blatts einen ständigen freien Sperrsitz ankaufen würden, um sich eine freimüthige und gute Theaterkritik im Tagblatte auch für die Zukunft zu sichern."

— Das Münchner Hoftheater bezieht seinen Oelbedarf von 250 Centnern jährlich aus Leipzig, erstlich weil das Oel viel besser ist, als in München, und dort um 2 fl. ungefähr wohlfeiler ist, als hier. Der umsichtige Intendant, Herr v. Küstner, machte den Münchner Oellieferanten Vorschläge, allein diese wollten auf nichts eingehen, und so entging ihnen der Profit, und ihnen blieb nichts, als das leere Nachsehen.

* * *

Gelegenheitliches.

Der Stuttgarter Correspondent der „Abendzeitung" spricht in Nro. 121 von einem neuen Journale „Themis", das in Stuttgart erscheinen soll. Da nun Mancher durch solche voreilige Ausstreuungen irre geleitet werden könnte, so ist es wohl nöthig, hier zu bemerken, daß fast alles dort Gesagte unrichtig ist. Wie z. B.:

Die „Publicisten Münch und Lindner" sind gar nicht bei dem Journale betheiligt.

Die „Themis" soll nicht „den Inhalt der Gazette des Tribunaux in's Deutsche übertragen." Was hieraus auf die Tendenz gefolgert werden will, zerfällt demnach von selbst.

Nicht die Scheidle'sche Buchhandlung, sondern eine Gesellschaft von Unternehmern projectirte die Herausgabe.

August Lewald wird nicht bloß den Namen zur Redacteurschaft geben.

Die Concession der Regierung ist bereits nach dem vorgelegten Plane auf eine Reihe von Jahren bewilligt.

Die „Staatszeitung" von Müller setzt sich selbst fort, und braucht die „Themis" nicht dazu.

Das deutsche Publicum wird übrigens schon zur rechten Zeit von der „Themis" und ihrer Tendenz durch das Erscheinen des Blattes selbst unterrichtet werden, das jedoch im laufenden Jahre nicht mehr stattfinden kann.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

1) Ein Blatt nach dem Leben. Hier sehe man, wie mächtig unsere Kunstliebe wirkt.

„Die Ouvertüre geht an!"

Und sie eilen durch Regen und Sturm, waten durch den Straßenbach, achten weder Gesundheit, noch Toilette, um den großen Moment nicht zu versäumen, wo irgend eine gefeierte Göttin des Tages ihren ersten Triller schlagen wird. Daß der Herr den Steg betritt, während die beiden Damen durch's Wasser müssen, wollen wir mit der großen Eile entschuldigen; es wäre boshaft, hieraus auf einen Mangel an Galanterie unter unsern Zeitgenossen zu schließen.

2) Original-Modebild aus Paris.

Zum Album der Boudoirs.

Drei Illustrationen zu Hebel's Gedichten.

1) Der Feldhüter. (Erstes und zweites Blatt.)

„Ziehni der Nüntelstei, gschickt baui Mühlen an Mühle,
Uf und zu, und mir die Chne! — Wer zeigt mer mi Meister?
Aber isch's Meieli do, und höri si Stimm und si Rädli,
Oder es lueget mer zu, ne Schuelerbüebli chounts besser."

2) (Zweites Blatt.)

„Cheigle mer ufem Platz, sitzt's Vreneli unter de Linde,
Fallemer Siebe g'wiß. Doch seit's: „zeig, trifsch mer der Chünig."
Wiffi der Chünig allei. Doch seit's: „jez gangi," und 's goht au,
Und isch's nümme do, blind lauft mer d'Chugle dur d'Gasse."

3) Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Buebli lauft, es goht in Wald
Am Sunntig Nomittag;
Es chunnt in d'Hurst und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
Es gunnt und ißt si halber z'tod,
Und denkt: „des isch mi Odebbrod."

„Und wie nes ißt, so runscht's im Laub;
Es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberstaub,
Und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer-Schnee,
Sie lebelang het's nüt so gseh."

— — „Verschwunden isch mi Chnab, und's stöhn
Die nöchste Hürst im Duft;
Drus fliegt en Engeli wunderschön
Uf in die blaue Luft,
Und's Buebli stoht und luegt em no
Und chratzt im Hoor, und lauft darvo."

Anmerkung. Mit diesem Blatte sind die Illustrationen zu Hebel's Gedichten beendigt. In dem nächsten Bande des „Album der Boudoirs" werden wir ähnliche zu den Gedichten Uhland's bringen. Die Lücke zwischen Beiden auszufüllen, lassen wir sechs schön ausgeführte Blätter nach den berühmten Finden's Tableaux folgen.

August Lewald.

Chronologiſche Ueberſicht

der Monate

März, April und Mai 1837.

Von

E. A. M.

Now is the winter of our discontent
Made glorious summer . . .
Shakspeare's King Richard III.

Wohl uns, daß die Unglückspropheten nicht immer Recht haben! Mit ihren Verkündigungen von Mißwachs und theurer Zeit, einem Da-capo von 1816, iſt es Nichts. Wir mußten mehr Holz verbrennen, aber man wird kein Holzbrod backen. Die Frühlingsſonne, wenn gleich verſpätet, bewährt ihre alte Kraft: die Weinhändler werden ihre Vorräthe noch länger im Keller behalten, und wir werden das ruſſiſche Korn nicht vertheuern. Auch die Peſt, die bald in Wien, bald in London ausgebrochen ſeyn ſollte, iſt uns hübſch vom Leibe geblieben, die Cholera iſt faſt erloſchen, die Erdbeben, die den ſüdlichen Rand des Welttheils erſchütterten, haben unſer feſtes Mittelland nicht berührt, und auch der kaufmänniſche Würgengel, die Handelskriſis, iſt an uns leicht vorübergegangen. Um die Amerikaner darf es uns aber nicht bang ſeyn: denn dieſe ſind tüchtige Arbeiter und Gewinner, können alſo Etwas verſchmerzen.

Und zweimal wohl, daß auch der politiſche Geſichtskreis ſich aufhellt! Das große europäiſche Wetterglas, Frankreich, zeigt auf Beſtand. Was keine Strafen vermochten, hat die Amneſtie vollbracht. Die Manie des Königsmordes iſt geheilt, der Haß entwaffnet, der ſchäbige

Meunier behält die lezte Nummer. Das Verbrechen hat aufgehört eine Heldenthat zu seyn, es wäre wieder ehrlos. Seit Ludwig Philipp die Kerker geleert hat, ist auch er kein Gefangener mehr in seinem Palast, er kann im offenen Wagen fahren, mit seiner Schwiegertochter auf dem Balkon erscheinen, grüßen und gegrüßt werden. Dieser Akt der Sühne war ein Gebot der Klugheit, wenn er nicht warten wollte, bis daraus eine Nothwendigkeit würde. Es gibt zu schnelle Conzessionen, die als Schwäche erscheinen, und zu langsame, die Einem Niemand als Großmuth dankt. Die Regierung durfte sich von der Bewegung der Meinung nicht überflügeln lassen, um ein stationäres Repressionssystem fortzusetzen, das von dieser mit der entschwundenen Furcht vor Unordnung aufgegeben war. Sonst hätten neue Wahlen es wahrscheinlich auf einmal über den Haufen geworfen, und sie hätte — nicht zu Vermehrung ihres Ansehens — die Initiative verloren. Und, menschlich gesprochen, war sie von den Kammern mit fast diktatorischen Vollmachten gegen die Parteien ausgerüstet worden, so mußte sie nach errungenem Siege bedenken, daß die Gesetzwidrigkeiten einer aufgeregten Zeit, wo Alles aus dem Geleise ist, nicht der strengsten Zurechnung fähig sind. Diese geschickte Systems-Veränderung trug Früchte, welche die königliche Familie selber zuerst zu genießen hatte. Die Herzogin von Orleans, und noch mehr ihre Verwandten, müssen wegen ihrer Aufnahme in einiger Sorge gewesen seyn: sie fand sich auf's Angenehmste überrascht. Ueberall war das herzlichste Entgegenkommen: ihre Vermählungsfeier hatte nicht den ausschließlichen Charakter eines Hoffestes, sondern wurde durch die öffentliche Theilnahme eine Art Volksfest. Die ihr ungewohnte und darum furchtbare freie Presse läßt ihren einnehmenden Eigenschaften alle Gerechtigkeit widerfahren, und selbst die Formen altmonarchischer Etikette, die bei dieser Gelegenheit wieder einigen Boden mehr gewannen, wurden von dem französischen Gleichheitssinn nicht so scharf beurtheilt.

So ist also die schwierige Aufgabe, dem Erben der Julius-Dynastie eine passende Gemahlin zu bekommen, glücklich gelöst. Man darf sagen glücklich: er konnte eine Prinzessin aus einem größeren Hause heimführen, keine vielleicht, die sich in ihren hohen Beruf besser zu finden wüßte. Mächtiger ist zwar Frankreich durch diese Verbindung nicht geworden. Weder braucht es aber Das zu werden, noch ist es heutiges Tages Mode, Macht zu erheirathen. Sollte man es glauben, daß die Brautwerbung so viele Mühe gekostet hat? Die französische Krone galt sonst für die schönste der Christenheit, die in reichem Maße gewährte, was die stolzeste Fürstentochter nur immer wünschen mochte, und sieben Jahre einer dem allgemeinen Frieden gewidmeten Staatskunst, der auf-

opferndſten Thätigkeit für die Befeſtigung der Throne, konnten doch, wie es ſcheint, Vertrauen erwecken. Je unfreundlichere Erfahrungen nun Ludwig Philipp machte, deſto inniger mußte ſich ihm die Ueberzeugung aufdringen, daß ſeine Regierung ihre Stärke nicht in auswärtigen Allianzen ſuchen dürfe — eine Ueberzeugung, die ihn vielleicht der Liebe des Volkes näher rückt. Die unerhörte Pracht der Hochzeitfeier, der Anblick der mit Ehren und Juwelen im Werth ganzer Tonnen Goldes überhäuften Braut war eine unſchuldige Genugthuung, die er ſich gab. Die Welt ſollte das Loos einer Orleans zum Beneiden finden. Und dieſen Zweck hat er erreicht: das weibliche Publikum, das über ſolche Herrlichkeiten der beſte Richter iſt, hat gewiß, wie die von Gretchens Geſchmeide geblendete Martha, ausgerufen: O glückſelige Creatur!

Im übrigen Europa haben ſich keine außerordentlichen Ereigniſſe zugetragen.

Eine bemerkenswerthe Thatſache iſt die neuerdings von Preußen eingenommene eigenthümliche Stellung. Ohne die Verwendung dieſes Kabinets wäre die orleans'ſche Heiraths-Angelegenheit ſchwerlich zu Stande gekommen. Dieſes Benehmen verräth eine Unbefangenheit, die zu den ſtarrlegitimiſtiſchen Theorien, denen anderswo gehuldigt wird, einen erfreulichen Gegenſatz bildet. Auch der Empfang des Prinzen Oscar am Berliner Hofe iſt bezeichnend: er iſt den Ausſichten des Prätendenten in Wien nicht günſtig. Dürfte man daraus ſchließen wollen, daß Preußen auch das faktiſche Recht in Spanien aus einem ähnlichen Geſichtspunkt betrachtet? Dieß wäre voreilig, doch iſt die Annahme erlaubt, daß es der engliſch-franzöſiſchen Politik in Bezug auf dieſen Staat nicht mehr ſo ferne ſteht, wenigſtens keine beſonderen Anſtrengungen aufbieten wird, um eine Reſtauration bewirken zu helfen, mit welcher auch Manches wieder anerſtünde, was in einem vorzugsweiſe proteſtantiſchen Lande, wie Preußen iſt, keinen Beifall haben kann. Dieß vorausgeſetzt, weil dann die Möglichkeit einer Vereinigung der großen Mächte für Don Carlos wegfiele, ſo dürfte der ſpaniſche Bürgerkrieg um ſo eher ſeinem Ende entgegenſehen. Bereits iſt er aus ſeinem bisherigen Sitze in den baskiſchen Provinzen vertrieben, mit dem Zug nach Madrid hat es keine Gefahr, und es iſt ſehr die Frage, ob es den Karliſten gelingen wird, ſich in Oberkatalonien zu behaupten. Wenn ſie dort freilich einiger Seeplätze Meiſter würden, ſo könnten ſie durch die Unterſtützung ihrer geheimen italieniſchen Verbündeten ihr Daſeyn von Neuem friſten.

In England iſt eine gewiſſe Stille eingetreten. Die diplomatiſchen Erörterungen mit Rußland über den tſcherkeſſiſchen Handelsſtreit ſcheint Lord Durham in einem für beide Staaten befriedigenden Geiſt erledigt

zu haben. Die inneren Fragen ruhen nicht, schreiten aber auch nicht vorwärts. Der bei der Kränklichkeit des bejahrten Königs bald zu erwartende Thronwechsel wird frisches Leben in die Parteien bringen. Die Prinzessin Viktoria wird es nicht vergessen, daß Umtriebe gemacht wurden, um sie von der Nachfolge zu verdrängen. Ist sie Königin, so wird der Einklang zwischen beiden Häusern, dessen Mangel die Gesetzgebungsmaschine hemmt, leichter herzustellen seyn. Ihre Thronbesteigung wird auch ein wichtiges Ereigniß für Deutschland werden. Hannover wird alsdann von England getrennt, ein fremder Einfluß aus unserm Vaterlande verbannt, und eben damit eines der Haupthindernisse der nationalen Abrundung des deutschen Zollvereins im Norden gehoben. Unterdessen freuen wir uns des entscheidenden Schrittes, der zu dessen organischer Ausbildung im Süden geschieht. Sind die Münzsysteme in Deutschland nur einmal auf zwei reduzirt, so wird man bald mit Einem Gewicht wägen und mit Einer Elle messen. Kurz, die Elemente einer volkswirthschaftlichen Gemeinschaft werden sich nach und nach alle zusammenfinden!

---

3. März. Carl Joseph Stegmann, vieljähriger Redakteur der allgemeinen Zeitung, stirbt in Augsburg. Das Journal wird nun von Dr. Gustav Kolb allein unterzeichnet.

4. März. Republikanische Krönungsfeier des nordamerikanischen Präsidenten Martin van Buren. Eine seiner ersten Handlungen ist die Anerkennung der Republik Texas. Santa-Anna befindet sich wieder in Vera-Cruz, wo er als Privatmann lebt. Die Mexicaner haben, wie es scheint, die Hoffnung aufgegeben, die losgerissene Provinz wieder zu erobern.

6. März. Zerwürfnisse Englands mit Niedercanada. Die Canadier verlangen die Constituirung ihres Oberhauses oder des gesetzgebenden Raths als Wahlkörper: um Dieß zu erzwingen, hat das Versammlungshaus, in welchem die französische Bevölkerung vorherrscht, seit 4½ Jahren den Richtern und Beamten ihren Gehalt verweigert. Nach dem Antrag des Ministeriums soll einerseits allen gerechten Wünschen der Kolonie möglichst entsprochen, zugleich aber, wenn das Versammlungshaus die benöthigten Gelder nicht verwilligt, der Gouverneur ermächtigt werden, dieselben auch ohne dessen Verwilligung aus den öffentlichen Einkünften der Provinz ausbezahlen zu lassen. Als die Resolutionen vor das Oberhaus kommen, bemerkt Lord Brougham, der

Fall ſcheine ihm Aehnlichkeit zu haben mit demjenigen, aus welchem die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten hervorgegangen ſey.

7. März. Das Disjunktionsgeſetz wird verworfen. Dieß iſt die erſte bedeutende Reaktion in der Deputirtenkammer gegen den legislativen Terrorismus der Doktrinärs. Präſident Dupin, durch die ungemeſſenen Angriffe der Hofpreſſe gereizt, war als erſter Redner gegen den Geſetzesentwurf aufgetreten.

— Zuwachs des Inder der verbotenen Bücher. Der Name Lammenais erſcheint wieder an der Spitze. Sein ketzeriſches Werk handelt von den Angelegenheiten Roms. Die zwölf Schriften, welche die Inquiſition proſcribirt, gehören ſämmtlich der franzöſiſchen oder italieniſchen Literatur an, und ſind ſaint-ſimoniſtiſchen und verwandten Inhalts. Um die deutſche Freigeiſterei kümmert ſie ſich nicht ſehr: ſonſt würden ihr die Hermeſianiſchen Lehrmeinungen nicht das Non plus ultra theologiſcher Kühnheit ſeyn, welche Anſicht in den Theſen des Erzbiſchofs von Köln ein Echo gefunden hat, während ſie unſere neueſte Chriſtologie ignorirt. Doch wollen Einige behaupten, der Kampf gegen das hiſtoriſche Chriſtenthum werde ſogar nicht ungern geſehen, weil das Anſehen der Kirche und der Tradition in demſelben Verhältniß ſteigen müſſe, als das Anſehen der Bibel und des auf ſie gebauten proteſtantiſchen Prinzips vermindert werde.

10. bis 16. März. Expedition des General Evans gegen Hernani. Eſpartero ſoll zu gleicher Zeit über Durango, Saarsfield von Pamplona her vordringen. Da jener unterwegs Halt macht, dieſer wieder umkehrt, weil ihm die Wege zu ſchlecht ſind, ſo können die Karliſten ſich mit ganzer Macht auf die Legion werfen, die dieſem Stoß nicht widerſteht, ihre erfochtenen Vortheile wieder einbüßt und mit einem Verluſt von etwa 1500 Verwundeten und Todten nicht in der beſten Ordnung nach St. Sebaſtian zurückkommt. Ohne die Tapferkeit eines engliſchen Marinebataillons, das den fluchtartigen Rückzug deckte, wäre es den Anglo-Chriſtino's ſchlimm ergangen. Der Entſatz Bilbao's hatte die moraliſche Kraft der Karliſten geſchwächt: dieſer materiell nicht eben bedeutende Sieg hebt ihren Muth und ihr Selbſtvertrauen.

14. März. In Neapel Brandlegung im Theater San Carlo. Salpeter, Schwefel, ein Pulverfaß und andere Brennſtoffe wurden entdeckt. Schon war die Lunte angezündet. Viele Verdächtige ſind verhaftet.

15. März. Zunehmende Zeichen einer Handelskriſis, die von den Geldmärkten allmälig auf die wichtigſten Artikel des Produktenhandels, Baumwolle, Seide, Getreide ꝛc. übergeht und am fühl-

darften die im amerikaniſchen Verkehr betheiligten Häuſer trifft. Der hohe Zinsfuß in den vereinigten Staaten (zulezt über zwei Prozent monatlich) hatte ungeheure Kapitalien hinübergezogen: zum Theil als Vorſchüſſe auf Waaren empfangen, ſollen ſie in Waaren heimgezahlt werden, als die Nachfrage ſtockt, die Preiſe, z. B. der Baumwolle, um 25 bis 30 Prozent fallen. So können die Amerikaner ihre Verbindlichkeiten gegen ihre engliſchen Geſchäftsfreunde und die engliſchen Häuſer wiederum die ihrigen nicht erfüllen. Eine Menge Zahlungseinſtellungen ſind die Folge. In Frankreich äußert ſich die Klemme in dem Sturmlaufen auf die Sparbanken. Die augenblickliche Brodloſigkeit zehrt viele Erſparniſſe auf.

18. März. Thorwaldſen vermacht ſeinem Vaterland ſeine Kunſtſachen, ſowohl ſeine eigenen Marmorarbeiten, als die von ihm angekauften Malereien, Kupferſtiche, Vaſen, Bronzen, Gemmen, geſchnittenen Steine, Bücher und Handzeichnungen. In Dänemark hatte die Subſcription zum Thorwaldſen'ſchen Muſeum bereits über 50,000 Rthlr. eingetragen.

— Abbé de Pradt, Erzbiſchof, Großalmoſenier, Cardinal in petto, Diplomat, Publiziſt ꝛc., ſtirbt. Der Zuſpruch des Erzbiſchofs von Paris hatte ihm die lezten Augenblicke verſüßt. Er war geboren den 23. April 1759.

19. März. In Braunſchweig wird 13 Mitkämpfern Schills, Opfern der franzöſiſchen Herrſchaft, eine Todtenfeier gehalten. Ein eiſernes Kreuz mit einem Lorbeerkranz und der Inſchrift: „Sie fochten für deutſche Freiheit“ bezeichnet die Stätte ihrer Hinrichtung und jezt ihres Grabes.

— Mißbrauch des militäriſchen Point d'Honneur und des Waffentragens außer dem Dienſt. Ein angeſehener Bürger in Kaſſel, Architekt Krauſe, findet ſich beim Nachhauſegehen aus dem Theater veranlaßt, einem Offizier, der ſich ungebührlich an ſeine Gattin drängt, zu ſagen: ſein Benehmen ſey unſchicklich. Dieſer, ergrimmt, verlangt augenblicklichen Wiederruf, wozu ſich der Andere auf der Straße nicht verſtehen will. Da zieht der Lieutenant den Degen, verwundet im Gedräng die Frau und ſtößt den Mann nieder. Man hofft, dieſer traurige Vorfall werde der Ständeverſammlung eine neue Aufforderung werden, um das Verhältniß des Militärs zu den übrigen Staatsbürgern ernſtlich zur Sprache zu bringen.

20. März bis 3. April. Erdbeben in Griechenland, die auf Poros, Hydra, Aegina, Methana und in verſchiedenen Gegenden des Peloponnes großen Schaden anrichten. Von Syrien, wo ganze

Distrikte verwüstet, Tausende von Einwohnern umgekommen sind, bis Italien scheint das Gleichgewicht unseres Planeten gestört zu seyn. In Griechenland sind vulkanische Erscheinungen damit verbunden. Die Stadt Hydra, wo man über 70 Stöße gezählt hat, liegt fast in Trümmern. Auch Athen hat gelitten, namentlich sind an dem Parthenon und Erechtheum Steine aus ihren Fugen gerückt worden, so daß man ihren Einsturz befürchtet. Sonst wird in Athen viel gebaut, und die Bevölkerung hat sich seit einigen Jahren von 7000 auf 18000 Seelen gehoben. Die Hermes-, Aeolus- und Minervastraßen erweitern sich zusehends, der alte Schutt wird weggeräumt, die Sümpfe abgeleitet. Schon besitzt die Stadt ein Gymnasium, eine Hochschule, an welcher die theologischen Professoren ihre Vorlesungen eröffnet haben, und 13 Kirchen. Vier andere große Kirchen sind im Bau begriffen. Der königliche Palast soll ein prachtvolles Monument werden.

— Die Regierung in Weimar befördert 14 Züchtlinge nach Amerika. Sie werden, von einem Beamten begleitet, als freie Menschen in Bremen eingeschifft.

21. März. Collision des Präsidenten der badischen zweiten Kammer, Mittermeier, mit der Censur. Seiner Antrittsrede wird die Druckerlaubniß verweigert. Doch enthält nachher die Karlsruher Zeitung die Versicherung, daß derselbe „das wohlverdiente Vertrauen der Regierung wie der Kammer stets genieße.“ Von Seiten der Opposition werden zwar nachdrückliche Reklamationen laut, aber der Präsident selbst sucht die Sache mehr als einen persönlichen Zwischenfall darzustellen, der den Frieden nicht stören dürfe. Die Rede war übrigens sehr unverfänglich, und erschien auch in der preußischen Staatszeitung.

22. März. Die Fregatte Andromeda setzt den Prinzen Ludwig Bonaparte in New-Orleans an's Land. Der Gefangene hatte, schon im Hafen von New-Orleans angekommen, vermöge eines Regierungsbefehls, den der Kapitän dort empfing, noch eine Spazierfahrt nach Rio de Janeiro machen müssen.

23. März. Die Gemahlin des Prinzen von Capua, vormals Miß Penelope Smith, wird auf Malta von einem Prinzen entbunden. Das Paar lebt in glücklicher Zurückgezogenheit.

27. März. Die russische Regierung ertheilt dem Zollamt von Sheltkowsk versuchsweise auf zwei Jahre das Recht, die Fabrikate des russischen Reiches und des Königreichs Polen aus dem einen in das andere Land und umgekehrt passiren zu lassen.

29. März. Brand in Annaberg. 150 bis 200 Häuser liegen

in Asche, 15- bis 1800 Menschen sind ohne Obdach, ohne Brod, ohne Kleider und ohne Erwerbsmittel.

31. März. Abreise des Fürsten Lubezki aus Paris. Seine Mission wegen Reklamationen aus der Zeit des Herzogthums Warschau ist nach dreijähriger Unterhandlung völlig mißlungen. Sie soll Rußland eine Ausgabe von einigen Millionen Franken gekostet haben.

1. April. Antrag des bayrischen Abgeordneten Freiherrn von Dobeneck auf möglichste Beschränkung der Ehescheidung unter den Protestanten und Ueberlassung der Geschäfte der Ehegerichte an die Konsistorien.

— Der Engländer Bell, aus der Geschichte des Biren bekannt, unternimmt wieder eine Expedition nach dem Lande der Tscherkessen. Ein neckischer Kobold scheint immer wieder Russen und Engländer an einander zu hetzen.

5. bis 28. April. Meunier's Prozeß vor dem Pairshof. Die einzigen Mitangeschuldigten sind sein Vetter Lavaur, bei dem er als Sattler in Arbeit gestanden hat, und sein Kamerad Lacaze. Von den geheimen Gesellschaften, auf deren Auftrag das Attentat begangen worden seyn sollte, ist keine Rede mehr. Die Verhandlungen sind durch keine Persönlichkeit der Angeklagten interessant. Meunier ist ein Schwätzer, und seine Bekannten geben ihm das Prädikat eines Prahlhansen. Er behauptet, Lavaur und Lacaze hätten mit ihm gelost, Wer den König ermorden solle. Sie leugnen Dieß, und da seine Aussage vereinzelt dasteht, so konnten die Pairs sie nicht wohl verurtheilen. Aber auch Meuniers Todesurtheil wird, in Betracht seiner aufrichtigen Reue, vom König in lebenslängliches Gefängniß verwandelt.

5. April. Aus Braunschweig ergeht ein Aufruf zu Beiträgen zur Errichtung eines Denkmals Lessings. Die Hauptkosten will seine Vaterstadt selbst tragen.

— Baron Heckeren wird wegen seines Duells mit Puschkin seines russischen Adels verlustig erklärt, zum gemeinen Soldaten degradirt und über die Grenze gebracht. Man hatte ihm nicht erlaubt, von seiner Gattin persönlich Abschied zu nehmen, oder sich nur ordentlich mit Wäsche zu versehen. Auch sein Adoptivvater, der holländische Gesandte, verläßt St. Petersburg.

6. April. Zacharias Aldringer, vulgo Baron von Eyb, wird von der Theilnahme an dem Lessing'schen Mord freigesprochen, dagegen wegen Fälschung öffentlicher Urkunden ꝛc. zu einjährigem Gefängniß und 300 Franken Geldbuße verurtheilt. Daß Lessing und Aldringer für andere Rechnung die Rolle

Conseils spielten, hat die Untersuchung erwiesen, und daß Letzterer um den Mord wußte, sehr wahrscheinlich gemacht. Im Uebrigen ist die That noch in das alte Geheimniß gehüllt. Bei den Akten liegen Briefe Lessings, aus welchen seine Eigenschaft als Spion und Aufhetzer unwidersprechlich hervorgeht. Es scheint, daß er unter Vorspiegelung eines Liebesabenteuers an den einsamen Ort gelockt wurde, wo man den Leichnam gefunden hat. Von seinen vielen Wunden waren mehre absolut tödtlich. In der Nähe der Blutstelle auf dem gefrornen Schnee lag ein einzelner loser Stein: mit diesem, vermuthet man, habe er von hinten einen betäubenden Schlag auf den Kopf bekommen, der ihn auf's Gesicht zu Boden stürzte. Die Hauptwunde ging vom Rücken gegen das Herz: sie war so klaffend, daß der Mörder das Messer öfters darin umgedreht haben muß. Der Erschlagene hielt ein Schnappmesser in der Hand, hatte aber nicht mehr Zeit gehabt, es aus der Tasche herauszubringen, die in dieser Anstrengung zerrissen worden war. Auch Lessing scheint, wie Aldringer, ein Jude gewesen zu seyn.

11. April. Erdbeben in Italien. Berge spalten sich, Felsen rollen in die Thäler. In Ugliano stürzen alle Häuser ein. Oregliano, Minucciano, Casole, Nigano, Vignetta, Pognano und viele andere Ortschaften werden mehr oder weniger beschädigt.

12. April. Münzrevolution in Süddeutschland. Baden gibt durch Herabsetzung der Viertels-Kronenthaler auf 39 Kreuzer den Anstoß. Frankfurt, Nassau, Darmstadt, Würtemberg ꝛc. folgen: sie gehen aber noch einen Schritt weiter und setzen die Viertels- und halben Kronen völlig außer Kurs. Die würtembergische Regierung wechselt die abgeschätzten Sorten ein und nimmt später die halben Kronen wieder zu Gnaden an. Dem Münzkongreß in München ist jezt die Aufgabe geworden, für die Vereinsstaaten ein bequemes gleichförmiges Geld zu schaffen.

15. April. Beendigung der mehrwochentlichen Ministerialkrisis in Paris. Molé bleibt, Guizot tritt ab. Herüber und hinüber schwankte die Wage: bald wurde eine doktrinäre Combination erwartet, bald mit Soult, mit Thiers unterhandelt. Es scheint, daß die Kandidaten der Portefeuilles dießmal nicht so blind zugriffen, daß jeder seine Bedingungen machte. Der Eine hatte die Amnestie in seinem Programm, ein Anderer die spanische Frage, die Apanage, die Deportation und die Revelation. So entsteht ein Ministerium mit den Namen Barthe, Montalivet, Salvandy, Bernard, Rosamel, Martin, Lacave Caplagne, unter der Präsidentschaft des Grafen Molé. Von den Journalen des Tiers-parti wird es als ein „Ministerium der Ver-

ſöhnung“ begrüßt. Seine heftigſten Gegner hat es an der bisherigen gouvernementalen Preſſe, die in ihm Nichts als Schwäche und Conceſſionen erblickt. Aber dieſe hat bald ihren Lohn dahin und Fonfrede reist wieder nach Bordeaux.

— Furchtbare Waſſersnoth in der Gegend von Tiſit beim Eisgang der Memel. Die Dämme werden durchbrochen, mehr als 100 Ortſchaften unter Waſſer geſezt, ſo daß von den meiſten Gebäuden nur die Dächer aus den Fluten hervorragen.

18. bis 21. April. Amtliche Anzeige der Vermählung des Herzogs von Orleans mit der Prinzeſſin Helena von Mecklenburg-Schwerin, Anſinnen einer Zulage für den Herzog und eines Witthums von 300,000 Franken für die künftige Herzogin. Damit ſich die Preſſe nicht wieder dieſer Frage bemächtigen kann, ſo beeilt ſich die Kammer, den Wünſchen des Königs zu entſprechen. Man hat ihr in Bezug auf den Betrag der Zulage die Initiative gelaſſen. Einige von der Hofpartei waren bis auf 4 Millionen gegangen: der geringſte Antrag geht auf 2 Millionen. Dieſer wird, nebſt dem Witthum und einer Million für die Koſten der Vermählung, faſt ohne Widerſpruch bewilligt. Zugleich hatte die Regierung das Apanage-Anſinnen für den Herzog von Nemours zurückgenommen. Es war ſo unpopulär geworden, daß die Jury einen offenbar beleidigenden Artikel des Charivari gegen die königliche Familie nicht ſchuldig erkannte, daß eine beißende Broſchüre des Deputirten Cormenin bald in etlichen und zwanzig Auflagen in den Provinzen circulirte. Nach dem Buchſtaben des Geſetzes über die Civilliſte, ſagte er, müſſe zuerſt eine Unzulänglichkeit derſelben dargethan ſeyn, ehe neue Forderungen an den Staat gemacht werden könnten. Und nun zählte er die Reichthümer Ludwig Philipps her, berechnete, daß Rambouillet und die anderen Beſitzungen, welche die Dotation bilden ſollten, viel zu nieder angeſchlagen, wenigſtens 40 Millionen werth ſeyen. Beſonders wurde auch herausgehoben, wenn man ſo anfange, in liegenden Gütern zu dotiren, ſo bekomme man Nichts als neue Grundherren und natürlich ſey, daß dieſe ariſtokratiſchen Schöpfungen ſich nicht auf die Prinzen beſchränken würden.

18. April. In Hannover wünſcht man die konſtitutionelle Preßfreiheit. Dr. Chriſtiani's Antrag wird von der Abgeordneten-Kammer mit großer Mehrheit angenommen.

— Die badiſche Abgeordneten-Kammer beſchließt einſtimmig den Wunſch, daß die zu erwartende Prozeßordnung auf den Grundſatz des Anklage-Verfahrens mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit gebaut werde.

19. April. Der preußiſche Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Ancillon, ſtirbt, gegen 70 Jahre alt. Prediger an der reformirten franzöſiſchen Kirche, Erzieher des Kronprinzen, hatte er Kanzel und Lehrſtuhl mit dem glänzenden Portefeuille vertauſcht, welches die Welt ſonſt nur in den Händen altadeliger Herren zu erblicken gewohnt iſt. Baron von Werther, Geſandter in Paris, wird ſein Nachfolger.

— Errichtung einer würtembergiſchen Aktiengeſellſchaft zu Bereitung von Runkelzucker mit einem Kapital von einer Million. Das Pfund Rohzucker ſoll, nach der neuen Schutzenbach'ſchen Methode, auf 9 bis 11 Kreuzer kommen. Schutzenbach ſteht bereits auch mit den erſten franzöſiſchen Runkelfabrikanten in Unterhandlung, und das Journal des Debats prophezeit eine völlige Revolution in dieſer Fabrikation.

20. bis 22. April. Verhandlungen über die Juden-Emancipation im Königreich Sachſen. Auch die den Juden in ſehr geringem Maaße zugedachte Verbeſſerung ihrer Lage (Verleihung einiger gewerblichen Rechte, neben Ausſchließung von allen öffentlichen Aemtern, dem Verbot Grundeigenthum zu erwerben, und der Beſchränkung auf Dresden und Leipzig) findet in und außer der Kammer Widerſpruch. Profeſſor Krug, der als Publiciſt ihren Anwalt macht, erhält anonyme Schreiben, worin ihm der Spottname „Judenkönig" beigelegt iſt. Einem gut altchriſtlichen Abgeordneten wird in Dresden eine Serenade gebracht ꝛc. Auch die hannoveraniſchen Stände haben gleichzeitig ein Judengeſetz in Arbeit.

24. April. Eröffnung der Leipziger Eiſenbahn. Die zwei Wegſtunden lange Fahrt bis zu dem Dorfe Althen wurde das erſte Mal in 21, das zweite Mal in 16 Minuten zurückgelegt.

— Wiedereinnahme des Caſtells Cantavieja durch die Karliſten. Sie ſollen gleich eine Anzahl Offiziere erſchoſſen haben. Die Mannſchaft ſcheint dagegen in verrätheriſchem Einverſtändniß geweſen zu ſeyn. Cabrera, Forcadell, Eſperanza, El-Serrador und andere Häuptlinge treiben wieder auf den Grenzen Arragoniens, Altcaſtiliens, der Mancha, Cataloniens und Valencia's ſo ziemlich ungeſtört ihr Weſen.

26. April. Proklamation des Don Carlos an ſein Heer. „Noch einen Monat," ſagt er, „und Ihr werdet ſiegreich durch die Thore meiner Hauptſtadt einziehen." Wirklich gehen ſeit einiger Zeit Gerüchte von einer großen Expedition über den Ebro.

26. April bis 5. Mai. Revolutionäre Bewegung in

Katalonien. Sie kommt bei der Nachricht über die Plünderung Solsona's durch die Karliſten zum Ausbruch. Reus, Barcelona und andere Städte erheben ſich. Republikaniſche Proklamationen werden erlaſſen. Die Municipalitäten von Reus und Tarragona erklären die Verfaſſung von 1812 hergeſtellt, die Regierung der Königin für illegitim und des Verraths am Vaterland ſchuldig, verkünden die Vertheilung der Nationalgüter unter das Volk und die Einſetzung einer Regentſchaft, deren Herrſchaft aber von keiner Dauer geweſen zu ſeyn ſcheint. Denn der General-Kapitän Baron van der Meer hält die Karliſten im Zaum und kann zur Entwaffnung der Nationalgarden ſchreiten. In Barcelona wird der Aufſtand mit Hilfe engliſcher Marineſoldaten unterdrückt, einer der Anführer, Xandero, Erredacteur des Catalan, erſchoſſen. Auf der andern Seite bedroht die „Regentſchaft" den General Pareño und die chriſtiniſchen Behörden in Barcelona mit dem Tod und verſpricht den Soldaten, die zu ihr übertreten, Handgeld und ſtarken Sold.

26. April. In Rußland erſcheint eine Verordnung hinſichtlich der Bärte. Die Civilbeamten ſollen weder Schnurr-, noch Judenbärte tragen: die erſtern nicht, weil ſie zur Militär-Uniform gehören, die leztern nicht, weil ſie eine Nachäffung franzöſiſcher Moden ſeyen.

27. April. Die Deputirten-Kammer votirt die Million Heirathsgut für die Königin der Belgier. In der Debatte ſucht Montalivet die von der Oppoſition gemachte Schätzung des königlichen Privatvermögens als übertrieben darzuſtellen, dieſe bleibt aber dabei, daß es wenigſtens 74 Millionen betrage.

27. April. Streit um die Rotenburger Quart. Die kurheſſiſchen Stände, in der Ueberzeugung, daß die Einkünfte aus dieſem heimgefallenen Gebietstheil der Staats-Finanzverwaltung und nicht der Civilliſte angehören, tragen in einer Adreſſe an die Regierung auf richterliche Entſcheidung an.

29. April. Der Sultan auf Reiſen. Die Fregatte Rusretle von 72 Kanonen nimmt ihn an Bord nach Varna. Der großherrliche Aſtrolog wird für den prophezeiten Südwind mit dem Orden belohnt. Von Varna geht es nach Siliſtria und in die Donaugegenden, wo ihm die Hospodare der Moldau und Wallachei und der Fürſt von Serbien ihre Aufwartung machen. Die öſterreichiſche Regierung läßt ihn durch einen Generalfeldmarſchall-Lieutenant bekomplimentiren. Gegen Anfang des Junius wurde der Beherrſcher der Gläubigen über Adrianopel in ſeiner Hauptſtadt zurückerwartet. Der in den griechiſch-türkiſchen Grenzprovinzen ausgebrochene Aufſtand ſcheint den Ausflug abgekürzt zu haben.

— Stürmiſche Sitzung der bairiſchen Abgeordneten-Kammer. Der Abgeordnete der Univerſität München, Ringseis, hatte ein beantragtes Zwangsgeſetz über die Ablöſung der Zehnten als revolutionär bezeichnet. Darüber, da Niemand revolutionär ſeyn will, vielſeitige Entrüſtung. Miniſter Fürſt Wallerſtein beſchwichtigt durch kluge Vermittlung die aufgeregten Gemüther.

1. Mai. Ariſtokratiſche Oppoſition in Baden. Freiherr v. Andlaw hatte eine Motion auf Gleichſtellung der Rechte beider Kammern gemacht: er wollte namentlich das Finanzgeſetz, gegen den Brauch der übrigen konſtitutionellen Welt, mehr der erſten Kammer vindiziren. Dieſen Antrag begründete er nun durch eine Diatribe über den badiſchen Staatshaushalt, die verletzender war, als alle früheren Kritiken der demokratiſchen Oppoſition. Der Regierungskommiſſär wollte den Redner in ſeinem Erguß unterbrechen, weil derſelbe ſich ungeeignete Abſchweifungen erlaube, die Kammer beſchloß jedoch, ihn ausſprechen zu laſſen. Sonſt hatte die Sache keine Folge.

— Neue iriſche Zehntbill. Sie enthält die den Tories verhaßte Appropriationsklauſel nicht mehr, dagegen die Beſtimmung eines Abzugs von 10 Prozent, welcher zum allgemeinen Beſten des Landes verwendet werden ſoll.

— Die Zwiſtigkeiten in der engliſchen Botſchaft zu Konſtantinopel endigen mit Urquhart's Entfernung. Lord Ponſonby bleibt. Der Streitpunkt zwiſchen dem Geſandten und dem Sekretär ſcheint geweſen zu ſeyn, daß einer den andern beſchuldigte, er habe das engliſche Handelsintereſſe verletzt. Bei dem Sultan, wird behauptet, war Urquhart beſſer angeſchrieben.

— National-Subſcription für Laffitte. Sie war eröffnet worden, um ſein Hotel, als das Hauptquartier der Julius-Revolution, von der Zwangsverſteigerung zu retten, und betrug 445,176 Franken. Da inzwiſchen ſein bedrohter Vermögensſtand ſich befeſtigt hat, ſo ſoll nun das Haus als eine Art Nationaldenkmal im Beſitz der Familie bleiben, und Laffitte hat es, mit Vorbehalt der Nutznießung, ſeinen Kindern abgetreten. Die Façade hat die Inſchrift: „28. Julius 1830. Dem Jakob Laffitte die National-Subſcription.“

— Bereicherung der naturhiſtoriſchen Sammlungen in Stuttgart durch einen ehemaligen Würtemberger, jetzt Bewohner der Capſtadt, Dr. v. Ludwig. Das in mehr als 20 großen Kiſten beſtehende Geſchenk enthält eine Maſſe von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Inſekten, Pflanzen, Mineralien, Konchylien, Knollen, Zwiebeln, Sämereien, Hölzern, Waffen und Kunſtpro-

dukten. Eine reich mit Brillanten beſezte Doſe mit dem Bildniß des Königs, das Kommenthur-Kreuz des Ordens der würtembergiſchen Krone und die Erhebung des Gebers, ſeinem Wunſche gemäß, in den Freiherrnſtand ſind die lohnende Anerkennung ſeines Verdienſtes.

2. bis 6. Mai. Berathung über die geheimen Fonds in der Deputirtenkammer. Eine ganze Woche (denn die Frage, um die es ſich handelte, war Nebenſache) hört Frankreich einmal wieder gelegenheitlich eine Reihe glänzender Vorträge über die Grundſätze der allgemeinen Politik. Geweſene und künftige Miniſter, Doktrinärs, dynaſtiſche Oppoſition und Republikaner, Guizot, Mauguin, Odilon-Barrot, Thiers, Garnier-Pages entwickeln ihre Syſteme, ſtreiten ſich über die Zukunft Frankreichs. Guizot, weniger ariſtokratiſch als ſonſt, bezeichnete als Das, was er wolle, die Herrſchaft der Mittelklaſſe, worauf ihm die Andern entgegneten: Das heiße Kaſten ſchaffen, die Nation in Coterien theilen! Doch Guizot erklärte ſich näher: er verſteht unter ſeiner Mittelklaſſe den gebildeten Theil der Nation, der ſoll ein aktives Staatsbürgerthum haben, und die Bildung ſoll man Jedem erleichtern, damit er ſich dieſe Vorzüge verſchaffe. Am wichtigſten war die Bemerkung von Thiers: in der Meinung des Landes ſey eine Veränderung eingetreten, weil die Miniſterien bloß den materiellen Angriff zurückgewieſen, aber die Meinung zu gewinnen nicht verſtanden hätten, ſeyen ſie alle geſcheitert. Was erſt, wenn neue Wahlen?

2. bis 3. Mai. Familienkiſten in Bern. Dieſe reichen Korporationskapitalien dürfen nach einem Beſchluß des großen Rathes künftig nicht über ein beſtimmtes Maß anwachſen und jeder Angehörige einer Korporation ſoll für ſich Theilung fordern können. So glaubt die Burgdorfſche Partei dem alten Patriciat ſeine contrerevolutionäre Kriegskaſſe genommen zu haben.

3. Mai. Ausbruch der Peſt auf der Inſel Poros. Sie wird von der ſyriſchen Küſte eingeſchleppt. Auch Konſtantinopel hat ſie noch nicht verlaſſen und ſie ſpukt bis gegen Dalmatien hin. In Griechenland hofft man der Seuche durch ſtrenge Abſperrung Meiſter zu werden. Leider regt ſich auch die Cholera wieder in Neapel.

4. Mai. Die Auswanderung nach Amerika beginnt auch in Altbaiern. Eine Geſellſchaft Münchner geht dahin ab.

5. Mai. Das Oberhaus vertagt die Berathung der iriſchen Municipalbill auf den 9. Junius. Der Herzog von Wellington, der Antragſteller, will die Abſichten des Miniſteriums hinſichtlich Irelands vorher vollſtändig kennen lernen. Die vielen neue

dings in protestantisch-konservativem Sinne ausgefallenen Ergänzungswahlen, die verhältnißmäßig schwache Mehrheit, mit welcher die Bill wegen Abschaffung der Kirchensteuern im Unterhaus durchgegangen ist, ob sie gleich durch Petitionen mit Hunderttausenden von Unterschriften der Dissenters unterstüzt war, dieß Alles macht das Temporisiren sehr plausibel.

8. Mai. Ludwig Philipp verkündigt eine allgemeine Amnestie für politische Verbrecher. Selbst Meunier und Boireau sind einbegriffen: ihre lebenslängliche Einsperrung wird in 10jährige Verbannung verwandelt. Alle Uebrigen werden in Freiheit gesezt. Nur die auf flüchtigem Fuß sind ausgenommen, auch ist die polizeiliche Aufsicht beibehalten, wo sie im Strafurtheil liegt. Die Maßregel findet allgemeinen Beifall, außer bei den Doktrinärs, welche darin eine gefährliche Milde erkennen, aber eben so allgemein ist auch der Wunsch, dieser Akt möchte bei der Vermählung des Herzogs von Orleans auf die Abwesenden ausgedehnt werden. Boireau und Meunier werden nach Havre abgeführt, um dort nach New-Orleans eingeschifft zu werden. Die Einschiffung hat indeß den Anstand, daß kein amerikanisches Schiff sie an Bord nehmen will.

9. Mai. Korrektion der Donau. Der Abgeordnete Trautner bringt die Sache in der baierischen Ständeversammlung zur Sprache und findet vielfache Unterstützung. Die Regierung muß einen solchen Antrag vorausgesehen haben: denn sie kann sogleich zwei Bauüberschläge vorlegen, einen ursprünglichen und einen revidirten. Nach dem erstern würden die Kosten, wenn die Korrektion den Strom in seiner ganzen Ausdehnung von der würtembergischen bis an die österreichische Grenzen umfassen sollte, 3,506,130 Gulden betragen, nach dem andern Plan wäre das Unternehmen um ½ Million wohlfeiler.

11. Mai. Parlamentswahl in Westminster. Wegen seines offenbaren Meinungswechsels war Sir Francis Burdett von einem Theil seiner Committenten aufgefordert worden, seine Abgeordnetenstelle niederzulegen. Er that es, trat aber wieder als Bewerber auf. Sein Gegner, Leader, war von der radicalen Partei. Nach einem zweifelhaften Kampfe, in welchem die Tories alle Minen sprengen ließen, die Whigs und die Radicalen nur theilweise zusammen hielten, entschied sich der Sieg für Burdett. Da Westminster der Sitz der demokratischen Meinungen war, so jubeln die Conservativen nicht wenig. Sie betrachten diesen Ausgang als gute Vorbedeutung für eine künftige allgemeine Wahl. Allein fast die Hälfte der Wähler hatte nicht gestimmt, viele hatten es sich nicht nehmen lassen, daß Burdett nicht noch immer der

Alte ſey, Was er verſicherte, und auch die gewohnte Anhänglichkeit an einen Mann, der ſeit einem Menſchenalter ihr Repräſentant war, mußte ein bedeutendes Gewicht in ſeine Wagſchale legen. Beſonders ſollen die conſervativen Damen ſehr geworben haben, und die Bedrohung mit dem Verluſt der Kundſchaft ſoll bei den Handwerkern kein geringer Ueberzeugungsgrund geweſen ſeyn. Burdett hat jezt ſeinen Sitz neben Sir Robert Peel genommen.

12. Mai. Fortſetzung des Ausſöhnungswerkes in Frankreich: die zum Abbruch verurtheilte Kirche von Saint-Germain l'Aurerrois wird amneſtirt. Der Erzbiſchof gibt ſo weit nach, daß der legitimiſtiſche Pfarrer, der durch ſeine Todtenfeier für den Herzog von Berry die Profanation veranlaßt hat, auf eine andere Stelle verſezt wird.

13. Mai. Miniſterialkriſis, Finanzverlegenheit in Portugal. Das Defizit beträgt 8,552,377,197 Millonen Reis: es ſoll durch ein Anleihen gedeckt werden. Der mit Zuſammenſetzung eines neuen Kabinets beauftragte Präſident der Cortes Diaz d'Oliveira fand Schwierigkeiten, und man hielt es nicht für unwahrſcheinlich, daß die vorigen Miniſter am Ende wieder blieben. Mit der Königin ſcheint Paſſos neuerdings gut geſtanden zu haben, nicht ſo ganz mit England, welches ſich zu Zollrepreſſalien bewogen fand.

14. Mai. Alexander, Kronprinz von Rußland, tritt ſeine große Erziehungsreiſe an. Sie iſt auf drei Jahre berechnet, geht zuerſt durch die wichtigſten Provinzen des ruſſiſchen Reichs, dann durch Europa.

— Ankunft des Thorwaldſenſchen Modells zur Bildſäule Schillers in der Stieglmaierſchen Gießerei. Die Arbeit ſoll Alles übertreffen, was der Künſtler bisher geſchaffen hatte, ſelbſt die vortreffliche Statue des Kurfürſten Max. Auch hatte er ſinnreiche Basreliſs zur Verzierung des Fußgeſtelles beigefügt.

16. bis 17. Mai. Fürſtliche Gäſte am Berliner Hof. Zuerſt die Braut des Herzogs von Orleans mit ihrer Mutter; am folgenden Tag, als dieſe beiden wieder abgereist ſind, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin nebſt Gemahlin und der Prinz Oſcar von Schweden.

— Einnahme von Irun, Hernani und Fuentarabia. Durch das ſpäte Frühjahr, da noch während des Aprils Alles voll Schnee lag, waren die Operationen verzögert worden. Mittlerweile hatte Eſpartero ſich mit dem größten Theile ſeines Heeres nach St. Sebaſtian begeben, am 11. war Don Sebaſtian in der

Richtung von Estella abmarschirt und jezt begannen die Angriffe der Christinos auf die festen Plätze an der französischen Grenze. Hernani ergab sich an Espartero fast ohne Widerstand, Irun mußte von den Engländern erstürmt werden. Die erbitterten Soldaten gaben Anfangs keinen Pardon, doch gelang es den Offizieren, nachdem die erste Wuth verraucht war, noch den größten Theil der Besatzung zu retten. Fuentarabia kapitulirte. Nach dieser Waffenthat kann Evans das Schwert einstecken und den Wunsch seiner Committenten in Westminster erfüllen, die auf seine Rückkehr dringen, Was er ihnen auch versprochen hat. Den Befehl über die auf 3000 Mann zusammengeschmolzene Legion soll Obrist O'Connell bekommen.

19. Mai. Ständische Verhandlungen in Hannover über die Todesstrafe. Die zweite Kammer wollte die Guillotine einführen, und die Schleifung auf einer Kuhhaut nach dem Richtplatz als Schärfung der Todesstrafe abschaffen, sie gibt aber den Ansichten der ersten Kammer nach. Demnach bleibt das Richtschwert und die Schärfung tritt bei Hochverrath ein. Die geschärfte Todesstrafe scheint auch sonst nicht außer Brauch kommen zu sollen. In Preußen wird neuerdings nicht selten auf die Hinrichtung mit dem Rad erkannt.

21. Mai. Die Cortes beendigen die Discussion über die Verfassungsreform. Die Regierung will sie aber bis zu Einberufung der neuen Cortes versammelt behalten. Endlich haben sie auch beschlossen, daß Mendizabal über den Gebrauch des Vertrauensvotums Rechenschaft ablegen soll.

24. Mai. Geburtsfest der Prinzessin Victoria. Sie ist jezt 18 Jahre alt und es bedarf folglich bei einer Thronerledigung keiner Regentschaft. Im Lande große Feierlichkeiten, Deputationen, Beleuchtung. O'Connell ladet seine Irelander ein, die aufgehende Sonne zu begrüßen. Lord Durham wird im Publikum als der Mann bezeichnet, der von der Herzogin von Kent und ihrem Bruder, dem König Leopold, ausersehen ist, an die Spitze des Hofstaats der Thronfolgerin gestellt zu werden. Große Parteifragen der Tories- und Whigs weckt dieser Tag.

24. Mai. Treffen bei Huesca. Endlich kennt man die Richtung der Karlisten. Irribarren, verstärkt durch die Fremden-Legion, war ihnen nachgefolgt, so daß er den Ebro zur Rechten hatte und zugleich Saragossa deckte. Bei Huesca holte er sie ein. Das Treffen war hitzig. Die Christinos mußten zurück. Irribarren erhielt einen Lanzenstich, an dessen Folgen er nach einigen Tagen starb, während er seine Depesche an den Kriegsminister diktirte. General Buerens übernahm

das Kommando. Am 1. Junius befand ſich das karliſtiſche Hauptquartier noch in Barbaſtro. Baron van der Meer und Draa zogen in der Gegend bedeutende Truppenmaſſen zuſammen und über Pampelona rückte Eſpartero nach. Ob der Kriegsſchauplatz nach Ober-Catalonien oder wieder zurück nach Navarra verlegt werden wird, muß ſich bald entſcheiden. Bis jezt wurde die Vereinigung Cabrera's mit Don Carlos glücklich verhindert.

— Abänderungen in der badiſchen Gemeindeverfaſſung. Die Anträge der Regierung, welche im Weſentlichen angenommen wurden, waren: in Städten über 3000 Seelen ſollen unbedingt, und bei Gemeinden bis zu 1500 mit Einwilligung der bisherigen Gemeindeverſammlungen, oder mit Staatsgenehmigung auf Antrag ihrer Vertreter, ſtatt der Geſammtheit der Bürger, Wahlkollegien eingeführt werden, welche die Gemeinde in allen Fällen vertreten. Die Oppoſition gegen das Ganze des Geſetzes zählte 26 Stimmen.

25. Mai bis 4. Junius. Ankunft der Prinzeſſin Helene an der franzöſiſchen Grenze, Einzug in Paris. Der Herzog von Broglie war ihr mit glänzendem Gefolge bis Fulda entgegengereist. Das erſte Nachtquartier in Frankreich hatte ſie in Metz. Hier erwarteten ſie eine berühmte Pariſer Schneiderin, ein Friſeur und andere Modekünſtler: denn, ob ſie gleich von Berlin kam, ſchien ihr Anzug doch nicht modiſch genug, und derſelbe wurde ſofort nach dem neueſten Geſchmack umgeſchaffen. In den Städten, die ſie paſſirte, wurde ſie überall von der Bevölkerung und den Behörden feierlich bewillkommt, auf die ſie durch ein gewandtes, geiſtreiches Benehmen einen günſtigen Eindruck machte, namentlich dadurch, daß ſie eine große Vertrautheit mit der Geſchichte ihres neuen Vaterlandes verrieth. Als man in der Nähe eines Schlachtfeldes vorbeifuhr, wo der Marſchall von Broglie einen Sieg über die Deutſchen erfochten hatte, ließ ſie halten und ſagte ihrem Begleiter einiges Artige über den Ruhm ſeines Ahnherrn. Auch Valmy wurde nicht unbeachtet gelaſſen. Der Herzog von Orleans ſtattete ſeiner Braut unterwegs einen kurzen Beſuch ab, eilte aber dann wieder voraus nach Fontainebleau. Die bürgerliche Trauung geſchah durch den neu ernannten Kanzler von Frankreich, Baron Pasquier, die katholiſche durch den Biſchof von Meaux, die lutheriſche durch den Paſtor Cuvier. Die Hochzeitfeſte waren bloß en famille: daher die meiſten Mitglieder des diplomatiſchen Corps fehlten. Der preußiſche Geſandte war unter den Zeugen, welche die Trauungsacte unterzeichneten: Dieß war eine Anerkennung des beſondern

Intereſſes, welches der Berliner Hof an dieſer Verbindung nahm, durch deſſen hohe Vermittlung wenn nicht die Einwilligung der Verwandten erlangt, doch ihr lauter Widerſpruch beſeitigt wurde. Denn der Hof von Ludwigsluſt ſcheint keineswegs einverſtanden zu ſeyn und war auch durch keinen Geſandten repräſentirt. Die Einfahrt in Paris war prächtig: der König und die Prinzen zu Pferd, die Herzogin von Orleans ſitzend in dem Krönungswagen Napoleons. Bis jetzt hat die Prinzeſſin allgemein gefallen. Die Legitimiſten wiſſen an ihr Nichts auszuſetzen, als daß ſie eine Lutheranerin iſt, und die Bourgeoiſie iſt mit ihrer etwas ariſtokratiſchen Hauseinrichtung, mit dieſen betitelten Staatsdamen, Ehrenrittern und Stallmeiſtern, aus welchen Ludwig Philipp ihren Hofſtaat gebildet hat, nicht ganz zufrieden. Die Deputirten finden es läſtig, daß man bei Hof im habit habillé erſcheinen ſoll. Doch hat man ihnen die ſtrenge Etikette erlaſſen.

3. Juni. Neue Organiſation der evangeliſchen Kirche im Königreich Hannover. Jeder Landdroſtei wird ein eigenes Conſiſtorium beigegeben.

— Eröffnung der Arbeiten an der Eiſenbahn von Berlin nach Potsdam. Auch der Bau der beiden Eiſenbahnen nach Stettin und Frankfurt an der Oder ſoll unverzüglich beginnen.

Die Wiedervergeltung.

Kürzlich wurde vor dem Gerichtshof von Eſtremadura folgender Fall verhandelt.

In Medellin, in einem Hauſe von ſchlechtem Anſcheine, ſoll Fernand Cortez geboren worden ſeyn. Die Einwohner zeigen es noch mit Stolz den Fremden, und unter den Hidalgos, deren Güter von der Guadiana bewäſſert werden, rühmen ſich Viele der Verwandtſchaft mit den Eroberern von Mexiko.

Einer der reichſten von dieſen, Namens Hernando Hernandez de San Pedro y Bachamonde y Pena Fulgida, war einer jener alten Spanier, wie nur wenige mehr in jetziger Zeit angetroffen werden. Obgleich er die ganze Welt durchzogen hatte, ſo bewahrte er doch alle Züge des Nationalcharakters in ihrer Reinheit. Degen und Mantel begleiteten ihn überall wie ſein Schatten. Er hatte ſein Glück in Amerika geſucht und war dann, als die Provinzen von Neuſpanien ſich von dem Mutterlande gewaltſam getrennt hatten, nach Eſtremadura zurückgekehrt, und brachte Geld und eine junge, edle, ſchöne und leidenſchaftliche Gefährtin mit.

Donna Engracia Loyabanes war unter der glühenden Sonne der Tropenländer geboren, und vereinte mit der ſcheinbaren Ruhe der Creolen den ganzen Ungeſtüm ihres Charakters, alle Heftigkeit ihrer Wünſche. Sie hegte einen tiefen Reſpekt vor dem langen Schnurrbarte des Don Hernando Hernandez, allein ſie liebte ihn nicht, wenn ſie gleich ſehr das Bedürfniß fühlte zu lieben. Ihre Wahl blieb nicht lange zweifelhaft. Sie hatte in der Kirche einen jungen Franzoſen erblickt; ihre Augen

hatten ſich begegnet, und indem ſie die Wachſamkeit ihres Gatten zu täuſchen wußte, gelang es ihr, den Geliebten in ihr Haus einzuführen. Dieß Beginnen war gefährlich; allein wer wollte Klugheit von Liebenden erwarten? Das hieße, nach dem ſpaniſchen Sprichwort, Birnen von einer Ulme fordern (**pedir peras a un olmo**), oder eine Katze mit drei Pfoten ſuchen (**buscar tres pies al gato**). Der junge Franzoſe war übrigens ſo unbeſonnen, wie die meiſten ſeiner Nation.

Don Hernando Hernandez wußte bald, daß er betrogen war, allein es war ihm unmöglich, die Schuldigen zu ertappen, und er mußte daher dem Zufall den Beweis ſeiner Schmach, ſo wie die Gelegenheit ſich zu rächen, überlaſſen.

In einer Nacht, als Donna Engracia dem Geliebten ihres Herzens den Eintritt geſtattet hatte, traf es ſich, daß dieſer, in einem Ausbruch der Zärtlichkeit, die Namen verwechſelte und ausrief: „Wie ſchön biſt Du, meine Judith!“ — Ha! rief dieſe, wie aus einem ängſtlichen Traume erwachend, Du kennſt alſo eine Judith? ... die Tochter irgend eines elenden Juden oder Heiden ... Du liebſt ſie, treuloſer Verräther! — Umſonſt verſuchte es ihr Geliebter, ſich zu rechtfertigen; ſie hörte ihn nicht an, und erhitzte ſich bei ſeiner Vertheidigung immer mehr und mehr, bis ſie zur heftigſten Wuth gelangt war und ihre Stimme durch das ganze Haus ſchallen ließ, obgleich der Herr Gemahl im Nebenzimmer ſchlief.

Don Hernando Hernandez erwachte, ſchlug an die Thür, und befahl zu öffnen. Es bedurfte nichts mehr als dieſer Stimme, um Donna Engracia zur Beſinnung zurückzuführen. Wo ſollte ſie ihren Liebhaber verbergen? Zur Flucht wollte ſich kein Ausweg zeigen.

Nur ein Teppich lag in einem Winkel des Zimmers; man hatte ihn zuſammengerollt, damit die Funken des Braſero keinen Schaden brächten. Dieß war der einzige Ausweg. In einigen Sekunden war der junge Menſch hineingewickelt, und während ihr Gatte mit dem Degengefäße an die Thür ſchlug, rief Donna Engracia mit dem Ausdruck des Schreckens in einem fort: Zu Hilfe! zu Hilfe!

Unterdeß war die Thür den Anſtrengungen Don Hernando's gewichen.

— Senor, ſprach die junge Frau, ich bin von Dieben aufgeweckt worden, welche durch das Gitter am Fenſter einbrechen wollten. Es iſt nicht ſicher in dieſem Hauſe; rufen Sie Ihre Leute, durchſuchen Sie den Garten und die Umgegend, Sie werden die Uebelthäter gewiß finden.

Hernandez that, als ob er ihr glaubte, und ſprach: Seyd Ihr auch gewiß, daß ſie nicht wirklich in's Zimmer eingedrungen ſind? Könnten

ſie ſich nicht irgendwo verborgen haben? — Nein, Nein! erwiederte die junge Frau, es iſt Niemand hier, als Ihr und ich. Und wo ſollten ſie ſich wohl in dieſem leeren Zimmer verſteckt halten? — Ihr habt recht, Senora, ſprach der Mann, indem er den Fuß auf den zuſammengerollten Teppich ſetzte.

Seine wilden Blicke verriethen das Feuer, das er zu verbergen ſuchte.

— Ihr habt recht, man könnte ſich hier nicht verſtecken. Jedoch als Godoi in Aranjuez von dem Volke verfolgt wurde, und ſich auf den Boden des Hauſes der Herzogin von Oſſuna flüchtete, verbarg er ſich in eine Art von Teppich, wie dieſer hier, und entkam ſo während zwei Tagen den Nachſtellungen ſeiner Feinde. Ja, wenn ich nur da geweſen wäre! —

Und was hättet Ihr gethan?

Ich hätte Alles mit der Spitze meines Degens unterſucht. Allein hier iſt das nicht nothwendig; nicht wahr, Senora?

Und indem er das ſagte, ſtieß er einige Male mit dem Degen in den Teppich. Sogleich hörte man ein ſchmerzhaftes Wimmern; allein Hernando that, als vernähme er es nicht, und ſprach ironiſch: „Jetzt will ich die Spitzbuben aufſuchen.“

Kaum war er aus dem Zimmer, als die Frau die Thür hinter ſich ſchloß. Sie rollte den Teppich auseinander und fand den jungen Franzoſen mit drei Degenſtichen in der Bruſt, und ein Blutſtrom ſtürzte ihm aus dem Munde. Vergebens wollte ſie, neben ihm knieend, dem Blute Einhalt thun, es rann in einem fort; der Sterbende wollte ſprechen, allein er konnte nur einige Worte hervorbringen: „Ihr hattet Unrecht ... Judith iſt der Name ... meiner Schweſter ... ich ſterbe ... aber ich liebe Euch ...“ Noch einmal hob er die Augen nach ihr, und ſchloß ſie dann auf immer. Einige Stunden blieb ſie bei dem Leichnam; als dieſer aber ganz kalt geworden war, ſo begriff ſie wohl, daß jede Hilfe überflüſſig ſey, und faßte einen raſchen Entſchluß. Da ſie nun ihren Geliebten nicht mehr zu retten vermochte, ſo wollte ſie ihn wenigſtens rächen.

Nachdem ſie den Todten wieder in den Teppich gewickelt, ihre Haare geordnet und eine ruhigere Miene angenommen hatte, klopfte ſie an die Thür ihres Gatten. „Kommt heraus,“ ſprach ſie, „mir ſcheint, daß Ihr einen Chriſten getödtet habt. Mein Zimmer iſt mit Blut überſchwemmt.“

— Iſt er todt Senora? deſto beſſer! So laſſet mich ſchlafen.

— Man wird Euch als den Thäter verfolgen.

— Ich habe nur den Liebhaber meiner Frau getödtet, und hatte das Recht dazu. Laſſet mich ſchlafen.

— Ich proteſtire gegen ſolche Verläumdung; ich habe keinen Liebhaber; und wenn ich einen hätte, ſo würdet Ihr auch mich haben tödten müſſen. Kennet Ihr ſo ſchlecht die Geſetze? *)

— Uebrigens, fuhr die Frau fort, was liegt Euch daran, daß man einen Todten in Eurem Hauſe finde und die Gerechtigkeit ſich in unſere Sachen miſche? Der Körper muß fort.

— Er iſt mir zu ſchwer, erwiederte Don Hernando.

— Ich will Euch helfen.

Und ſie banden hierauf den Teppich mit Stricken zuſammen und trugen ihn noch während der Nacht zum Ufer der Guadiana, die an ihrem Garten vorbeifloß. Nachdem ſie noch Steine, um ihn zu beſchweren, hinzugefügt hatten, verſenkten ſie ihn in den Strom, wo er am tiefſten war.

Von dieſem Augenblicke an bemühte ſich Dona Engracia, ihrem Gatten das Vorgefallene vergeſſen zu machen. Man weiß, wie groß die Macht der Schönen iſt. Eine Frau beſitzt unendliche Hilfsmittel, wenn es zu betrügen oder zu verführen gilt. Kaum waren daher einige Monate verfloſſen, als Don Hernando Hernandez ſchon faſt überzeugt war, der von ihm Ermordete ſey ein Dieb geweſen, der ſich eingeſchlichen, und ſeine Frau vollkommen unſchuldig. Man weiß, wie angenehm es iſt, das zu glauben, was man wünſcht. Der Mann dachte ſo: Wenn ich wirklich den Geliebten meiner Frau getödtet hätte, ſo würde ſie ihn nicht vergeſſen und mir nicht verzeihen können. Im Gegentheil bemühte ſie ſich, Alles zu entfernen, was ſeine Eiferſucht aufregen konnte. Sprach er manchmal von dem Menſchen, den er getödtet hatte, ſo bat ſie ihn, nicht mehr daran zu denken. Noch nie hatte Don Hernando ſeine Frau ſo gefällig und liebevoll für ihn gefunden; er fühlte ſich glücklicher als jemals in ſeinem Leben, und ſagte oft zu ſich ſelbſt: daß auch das Unglück oftmals zu etwas gut ſey.

Eines Abends, da er über dieſe glückliche Umwandlung recht innig vergnügt war, gerieth er unwillkürlich wieder auf dieſes Abenteuer. „Ihr habt mir Alles wohl erklärt, ſprach er, nur kann ich noch nicht

*) Das Geſetz (I. Tit. VII. des Juero de los adulterios) heißt in wörtlicher Ueberſetzung: Wenn eine verheirathete Frau einen Ehebruch beging, ſo fällt ſie und ihr Mitſchuldiger der Gewalt des Mannes anheim, der Alles, was er will, mit ihnen und ihrem Beſitzthum thun kann. Allein er darf die Eine ohne den Andern nicht umbringen.

begreifen, wie der Menſch ſich allein in den Teppich wickeln konnte, gleich einem Chorizo von Eſtremadura? *) Es muß ihm durchaus jemand geholfen haben."

Die Frau behauptete, dieß ſey gar nicht nöthig, und bat ihn, den Verſuch mit ſich ſelbſt zu machen. Er hatte keine Luſt dazu, ſie aber, mit jener halb ernſten, halb ſcherzhaften Miene, welche hübſche Frauen und unartige Kinder ſo leicht anzunehmen wiſſen, faßte Don Hernando an dem Schnurrbart und führte ihn zu einem bereitliegenden Teppich. Don Hernando lachte aus vollem Halſe und folgte gehorſam. Sie nahm ihm den Degen ab und er mußte ſich auf die Erde legen. „Jetzt, ſprach ſie, wickelt Euch ein."

— Das geht ja aber nicht, ſprach er lachend.

— Weil Ihr nicht wollt!

— Und ſie rollte ihn einmal, dann zwei, drei, vier und mehrmal in den Teppich.

— Du biſt eine Närrin, rief er, immer lachend, allein ich erſticke.

— Jetzt, ſprach ſie ernſt, bewegt Eure Arme, wenn Ihr könnt.

— Unmöglich! Ich bin ja wie eine Tabaks-Carotte zuſammengewickelt.

Jetzt zog ſie den Degen und warf die Scheide weit weg. Dann ſetzte ſie den Fuß auf den zuſammengerollten Teppich und ſuchte ſich mit demſelben zu verſichern, wo die Bruſt Ihres Mannes ſich befinde.

— Don Hernando Hernandez de San Pedro y Bachamonde y Pena Fulgida, wiſſet Ihr wohl, daß der, den Ihr ermordet, ebenſo eingewickelt war?

— Genug Senora, hört auf mit dieſem Scherz.

— Wiſſet Ihr wohl, Don Hernando Hernandez de San Pedro y Bachamonde y Pena Fulgida, daß die Tochter meiner Mutter geſchworen hat, jenen Mann zu rächen?

— Unglückliche! höret auf, ſonſt rufe ich meinen Leuten.

— Wie es Euch beliebt, Senor, ſchreit ſo viel Ihr wollt, ich habe aber die Vorſicht gebraucht, alle Leute zu entfernen. Und er ſtarb, wie Ihr wißt, als ein Tapferer und ohne zu ſchreien.

Don Hernando rief, was ſeine Lunge vermochte; allein Niemand kam.

— Er war tapfer, er hat nicht geſchrieen. Ihr aber Don Hernando Hernandez de San Pedro y Bachamonde y Pena Fulgida, Ihr

*) Chorizo, eine ſehr beliebte Art von Würſten.

ſeyd feige. Wie niedrig iſt es, einen Menſchen zu ermorden, der ſich nicht vertheidigen kann. Ihr ſeyd niedrig und feige, denn Ihr zittert.

— Nun ja! Du willſt mir Angſt machen, das ſehe ich wohl, aber liebes Weib, Seele meines Herzens, befreie mich aus dieſer Decke. Was willſt Du? ich gebe Dir Alles, ſprich.

— Ich will Rache, ich will Blut!

— Aber weißt Du nicht, was den Mörder erwartet?

— Und glaubſt Du, ich hätte den Weg zum Fluſſe vergeſſen?

— Man wird Dich ſehen.

— Die Augen der Guadiana ſind beim Alcazar von San Juan *), und in der Nacht wird mich Niemand ſehen.

Indem ſie dieſes ſagte, ſtieß ſie den Degen zu verſchiedenen Malen und ſo lange in den Teppich, bis Don Hernando zu leben aufgehört hatte. Fiſcher fanden am andern Morgen den Körper und machten ihre Anzeige bei den Gerichten.

Der Alcade-Major begab ſich ſogleich in die Wohnung des Ermordeten, woſelbſt die Wittwe ohne Zögern Alles ausſagte, was wir hier mitgetheilt haben. Der Prozeß begann, aber vor ſeiner Beendigung ſtarb Dona Engracia im Gefängniſſe vergiftet, ohne den Namen desjenigen verrathen zu haben, der ihr geholfen hatte, den Leichnam ihres Gatten zum Fluſſe zu tragen und ihn hinein zu werfen.

*) Vier Stunden ungefähr von ihrer Quelle, verſchwindet die Guadiana in den Wieſen bei Alcazar von San Juan, und erſt einige Stunden von hier erſcheint ſie wieder in der Geſtalt von Seen, welche man die Augen der Guadiana nennt.

Die beiden Kreuze.

Wahrer Vorfall.

Ich langte in Havre an, und da ich kein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, so lenkte ich meine Schritte zum Hafen. Ich ging bereits eine Stunde maschinenmäßig fort, als ein frischer Wind, der mir mit Heftigkeit entgegenpfiff, mich aufmerksam machte, daß ich mich dem Ufer des Meeres nahete. Ich blieb eine Weile stehen, um mich in den Anblick dieser majestätischen Unendlichkeit zu versenken, dann setzte ich meinen Weg längs des Ufers fort. So gerieth ich zu einer Hütte aus Holz erbaut und mit Stroh gedeckt, vor welcher eine kleine, übel aussehende Barke, mit nassen Tauen, an einen Pfahl gebunden war. — Hier wohnt gewiß ein Fischer, dachte ich bei mir, und stieß die angelehnte Thür auf.

Ein Greis, dessen Scheitel nur noch wenige weiße Haare zeigte, saß in einem Winkel und besserte ein schwarzes Netz aus. Er war so sehr in seiner Arbeit vertieft, daß ich mit Muse die ruhige und schöne Greisengestalt betrachten konnte. Ich fühlte mich von Achtung durchdrungen, und indem ich den Hut abzog, fragte ich ihn höflich, ob ihm die Barke gehöre, die draußen angebunden sey?

Der Greis hob langsam den Kopf.

— Ja, mein Herr, erwiederte er.

— Wolltet Ihr mich wohl ein wenig auf's Meer fahren?

Er bejahte es und ſtand auf, indem er ſein Netz bei Seite legte.

Er blickte aufmerkſam durch ein Fenſter, und wandte ſich dann zu mir mit den Worten: Sehen Sie mein Herr, dort jene graue Wolke? Ich rathe Ihnen, heute nicht auf's Meer zu gehen. Wir könnten in Kurzem einen Sturm haben.

— Aber der Himmel iſt ja ſo blau, und das Meer ſo ruhig wie ein See.

— Wenn Sie es denn verlangen, ſo will ich Alles in Bereitſchaft ſetzen.

Die Bemerkung, die mir dieſer Mann ſo eben machte, hatte mich auf andere Gedanken gebracht, und ich ſagte ihm daher, wenn er wirklich dem Wetter nicht traue, ſo wollten wir die Spazierfahrt auf den andern Tag verſchieben.

— Das wird beſſer ſeyn, glaube ich, ſagte der Mann.

— Und damit ſetzte er ſich wieder zu ſeinem Netze, während ich ihm zuſah.

— Ihr ſeyd wohl ſchon recht alt, guter Mann? ſagte ich, und es iſt doch recht traurig, in ſo hohen Jahren noch arbeiten zu müſſen.

— Arbeit iſt unſer Leben, Herr! erwiederte er, und wir hören nur damit auf, wenn es auch mit dieſem aus iſt.

— Ihr lebt ſo allein und einſam?

— Ja wohl ...

Der Ausdruck, mit dem er dieſe zwei Worte ſprach, that mir weh.

— So habt Ihr denn Niemand, der ſich Eurer annimmt?

— Ich bedarf keiner fremden Hilfe, meine Arbeit ernährt mich.

— Ihr habt keine Kinder?

— Ich hatte eins.

— Es iſt geſtorben? fragte ich ihn mit leiſer Stimme, und fühlte alsbald, wie tief ihm dieſe Frage in's Herz eindringen müſſe.

— Ja, Herr ...

Nun ſchwiegen wir beide eine Weile, dann ſtand er halb auf, und ſagte, indem er eine Bank näher rückte: will der Herr nicht ſitzen?

Ich folgte ſeiner Einladung, und das Geſpräch ging weiter.

— Wie alt ſeyd Ihr, guter Mann?

— Zweiundſiebenzig vorbei.

— Gehört Euch die Hütte?

— Ich habe ſie ſelbſt gebaut.

— Und warum eben an dieſem öden Platze?

— Aus einer Urſache, Herr, die wohl ſchwerlich ein Anderer begreift.

— Und darf ich darum fragen?

Er zeigte mit dem Finger durch eine geöffnete Thür im Hintergrunde und ſagte: wegen jenes Kreuzes dort, vom Geſträuche umgeben.

Ich ſtand auf, um es in der Nähe zu betrachten.

— Das iſt ein Grab?

Er wiederholte dumpf: Ein Grab!

— Ich ſehe aber keine Inſchrift?

Er ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: Die Inſchrift ſteht hier.

Zwei große Thränen rollten langſam über die Wangen des Greiſes; ich ergriff, bewegt von ſeinem Schmerze, ſeine Hand.

— Ihr weinet, armer Greis?

Er ſenkte das Haupt und murmelte unter Thränen: Es iſt das Grab meines Sohnes, meines armen Sohnes, meines einzigen Kindes, das ich hier unter meinen Augen habe ſterben ſehen. Mein armer Heinrich warf hier ſeinen letzten Blick auf mich, und ich konnte ihm mit aller meiner Liebe doch nicht helfen. Ich, der ſchon alt war, mußte leben bleiben, und er, ſo jung und kräftig, mußte ſterben. Scheint Ihnen dieſes nicht, mein Herr, eine gräßliche Ungerechtigkeit des Schickſals zu ſeyn?

Ich ergriff die runzlichen Hände des Greiſes mit meinen beiden Händen, und fühlte, wie ſeine Thränen tropfenweiſe auf ſie niederfielen. Endlich hob er den Kopf und ſagte mit Ruhe: Und am andern Tage war ich ohne Kind; allein und verlaſſen, neben einem Grabe und einem Kreuze, und mein Heinrich lag im Sarge, kalt und leblos, allein und verlaſſen, wie ſein Vater; aber das Meer vor mir, das grauſame Meer, gleich einem Henker, ſchien mir mit jeder Welle, die ſich an den Felſen brach, brüllend zuzurufen: „Vater, ich habe Dir Deinen Sohn getödtet, und mir verdankſt Du dein Leben.“

Nach einer Pauſe fuhr er dann fort: Kein Brett, kein Stein an dieſer Hütte iſt, der nicht von meinen Thränen benetzt wäre.

Er hielt inne, und ſtützte ſich erſchöpft an die Pfoſten der Thüre. Ich ſuchte ihn zu tröſten, ſo gut ich konnte. Er drückte mir die Hand. Nach einigen Augenblicken eines trüben Stillſchweigens wagte ich es erſt, das Geſpräch wieder fortzuſetzen.

— Euer Sohn iſt geſcheitert?

— Ja, geſcheitert, in jener Barke, die Sie ſehen.

Er fuhr mit der Hand über die Augen und erzählte mit ziemlicher

Faſſung: „Heinrich war ſechzehn Jahre alt; er wollte gleich mir Schiffer werden, um mich nie verlaſſen zu dürfen, wie er ſagte, und meinem Alter die Pflege wieder zu geben, die ich ſeiner Jugend hatte angedeihen laſſen. Wir lebten vom Fiſchfange, und in dieſer Barke, die Sie hier ſehen, wagten wir uns oft bis zwei Stunden in's Meer hinaus. Wir ſchifften gewöhnlich des Abends aus. In einer Nacht überkam uns ein Wetter ſo ſchnell, daß wir trotz unſern Anſtrengungen das Ufer nicht mehr erreichen konnten. Die Wellen ſchleuderten unſer zerbrechliches Fahrzeug ſo umher, daß ich zum erſten Male Furcht vor dem Meere hatte. Plötzlich ſehe ich eine ungeheure Welle auf uns zukommen, und rufe Heinrich zu, ſich recht feſt zu halten, weil ich vorausſah, daß dieſe Welle unſer Fahrzeug umwerfen werde. Es war in der That ſo. Wie ein Blitz fühlte ich die Waſſermaſſe über mich hereinbrechen; dann hob ſich die Barke wieder, und mein Erſtes war, als ich zur Beſinnung kam, nach meinem Sohne zu blicken. Ich fand ihn nicht mehr an ſeiner Stelle, aber ich vernahm einen durchdringenden Schrei und ſah meinen armen Heinrich mit dem tobenden Meere in Kampfe. Ich verſuchte es, die Barke zu ihm zu lenken, ich warf ihm ein Tau zu, Alles vergebens. Jetzt, bei dem Strahle eines Blitzes, ſehe ich mein Kind verſchwinden; dann erſcheint es wieder, nur noch langſam beide Arme bewegend. Mit einem entſetzlichen Geſchrei ſtürzte ich mich jetzt aus der Barke in die Fluthen. Wir waren nur noch einen Büchſenſchuß vom Ufer; ich tauchte unter und rief nach meinem Sohne, allein nur der Donner und das Heulen des Windes gaben mir Antwort. Meine Kräfte verließen mich, und ich dankte Gott, daß mir vergönnt war, mit meinem Sohne zu ſterben. Allein dieß ſollte mein Schickſal nicht ſeyn. Beſinnungslos wurde ich an die Küſte geworfen."

Hier hielt der Greis inne und trocknete den Schweiß, der ihm von der Stirne floß, dann blickte er feſt auf mich und fuhr fort: „Als ich die Augen öffnete, lag mein Sohn neben mir, aber bleich und mit geſchloſſenen Augen, denn er war todt. Faſſen Sie wohl das Wort? Ich aber lebte."

Er ſchlug ſich die Stirne verzweiflungsvoll.

Die Erzählung hatte mich zu ſehr ergriffen, als daß ich dem Greiſe ein Wort hätte ſagen können. Wir ſtanden beide, den Kopf an das Hüttenfenſter gelehnt, ſtumm neben einander. Da trug der Wind den ſchwachen Ton einer Glocke zu uns herüber. Der Greis hob den bleichen Kopf, horchte und wandte ſich dann zu mir: „Um Vergebung, mein

Herr, das ist die Stunde, wo ich auf dem Grabe meines Sohnes beten muß."

Ich sah, wie er am Kreuze niederkniete, und verließ leise die Hütte.

Fünf Monate darauf kam ich wieder nach Havre. Ich sollte nur ein Paar Stunden dort verweilen, allein mich trieb es doch, meinen armen Fischer zu sehen.

Ich eilte zu der Stelle am Strande; allein ich fand nichts, als einige zerstreute Steine und zwei hölzerne Kreuze nebeneinander.

Robert Macaire.

(Mit Abbildungen.)

Welcher deutsche Journalleser, wohlgenährt mit Pariser Feuilletons, an denen überall kein Mangel ist, wäre über den Namen Robert Macaire wohl noch im Zweifel? Wer kennt ihn nicht, den komischen Spitzbuben, der alle Welt betrügt, und über den selbst die Betrogenen lachen müssen? Dieser übertriebene, an's Phantastische gränzende Charakter, der von Friedrich Lemaitre unübertrefflich dargestellt, die ganze Bevölkerung von Paris anzuziehen wußte? Jetzt ist er todt; die Polizei hat ihn getödtet; sie gab vor, er nähre die Unmoralität des Haufens, indem er das Laster in's Komische ziehe. Die Untersuchung, ob die Polizei mit ihrem Verdammungsurtheil Recht gehabt, würde sich an diesem Orte nicht schicken, um so mehr, als ich nicht von dem schon etwas antiquirten Stücke, sondern von einer neuen Erscheinung sprechen will, welche Robert Macaire zum Gegenstande hat, und wobei man eben so wenig eine moralische Tendenz wird in Abrede stellen können, als bei dem Lebenslauf eines Liederlichen von Hogarth.

Es ist hier die Rede von den Blättern, welche der bekannte Karikaturenzeichner Philippon in Paris in diesen Tagen herausgegeben hat und von denen wir die vorzüglichsten in verkleinertem Maßstabe unsern Lesern mit diesem Hefte überreichen.

Zur Einleitung und Erklärung dieser gewiß nicht ungefälligen Gabe Folgendes:

Robert Macaire und ſein Helfershelfer Bertrand, welche der Beſchauer in allen Situationen des kleinen Panoramas wiederfindet, ſind Glücksritter, wie viele, die ſich in dem weiten Paris umhertreiben. Bis auf die noble Gemeinſchaft mit der Hoheit könnte man manche Aehnlichkeit mit Falſtaff und Bardolph nachweiſen.

Was hat ein ſolch moderner Spitzbube, wenn er wirklich Haare auf den Zähnen hat, ſich wohl mit dem gefährlicheren Straßenraub und Wegelagern abzugeben? Hier bringt das Handwerk auch ohne die Entdeckung ſchon Gefahr und iſt beſchwerlich. Unſer Macaire ſchlägt daher einen andern Weg ein. Er ſucht ſich Actionäre, um neue Erfindungen in's Werk zu ſetzen.

Zuerſt ſehen wir ihn auf dem Blatte, wie er ein großes Placat entfaltet und ſeine Erfindungen ſeinem Freunde mittheilt, der dabei vor Lachen berſten will.

Die Ueberſchrift lautet:

„Wer will neue Induſtrie?
Hier iſt ſie!!!!"

— Aufruf an alle Perſonen, welche Kapitalien verleihen wollen! — Jeder Actionär zahlt hundert Franken, und erlangt dadurch das Recht, für Einen und einen Viertel-Kreuzer ſich in zwölf Stunden vollkommen ſatt zu eſſen .... Das nenne ich Renten!!

— Der Ueberſchuß wird der Geſellſchaft jede Stunde nach Kreuzer-Bruchtheilen ausbezahlt werden ... Etwas, das bis jetzt noch bei keiner Geſellſchaft in Ausübung gebracht wurde!!

— Als Garantie für die Actionäre wird der Garant alles Geld der Geſellſchaft an ſich nehmen und einen Theil davon bei einem ſicheren Hauſe deponiren!!

— Das Geſellſchafts-Kapital wird nicht genannt, man muß die Summe ſelbſt ſehen, um ſie glaubwürdig zu finden!!

In der zweiten Gruppe erſcheint Macaire mit ſeinem treuen Freunde vor dem Bureau der Feuer-Verſicherungs-Anſtalt. „Hah!" ruft er aus, „die Geſellſchaft hat Unglück, geſtern erſt verſicherte ich meine Leim- und Flintenſtein-Fabrik und heute brennt ſie an allen vier Enden, Alles iſt hin, zuſammengeſchmolzen und vernichtet! Ich konnte nichts als dieſen Schild und meine Police retten. Ich verliere hunderttauſend und dreihundert Franken, ein und fünfzig Centimes, die Sie mir zurückzahlen müſſen. Ich bin ein unglücklicher Mann!"

In der dritten Gruppe ſehen wir Macaire als Profeſſor der Induſtrie, ſeinen Famulus hinter ſich. Er ſpricht: „Zum Beiſpiel: Sie kaufen ein neues Verfahren, gleichviel welches, gut oder ſchlecht, um

um 600, 500, 25 Franken, je wohlfeiler desto besser! Nun kreiren Sie für 500,000 Franken Actien, so viel als möglich. Jetzt machen Sie ungeheure Versprechungen, realisiren das Kapital, reichen Ihre Bilanz ein, das heißt, die Bilanz der Gesellschaft, und somit ist der Handel fertig und Sie können etwas Anderes unternehmen."

— Der arme Teufel Bertrand ist auf den Gedanken gekommen, Kabriolett-Verleiher zu werden. Macaire trifft ihn zufällig.

— „Das will nicht rollen, spricht der arme Teufel, mein Pferd frißt mich auf und ich sterbe dabei vor Hunger. — O wie dumm, mein guter Bertrand, erwiedert Robert, verwandle Deine Schindmähre in ein Vollblutpferd, Deinen elenden Karren in ein Tilbury, Deine elende Livrey in eine Jokey-Hülse, kurz, unternehme Dein Fuhrwesen auf Actien. Dreimal hunderttausend Franken müssen das werden. Versprich nur recht viel. Mit einem Worte, vermehre Deine Ausgabe und verringere den Profit, so wirst Du sicher zu einem günstigen Ziele gelangen.

— In der fünften Gruppe sehen wir Macaire als Bettler von Distinction und belauschen folgendes Gespräch:

— „Mein Herr, habe ich wohl die Ehre mit Ihnen zu sprechen? — Mit mir selbst, mein Herr. — Wie sehr bin ich erfreut darüber! Was haben Sie für einen allerliebsten kleinen Hund! Schnupfen Sie? Bei meiner Treu, Sie müssen meine Familie kennen, die Macairbecs! Wir stammen alle von Brest. Mein Urgroßvater schon diente dem König auf den Galeeren, und auch ich und mein Vater gehören zur Marine. Einige juridische Unglücksfälle, politische Verfolgungen haben uns in großes Unglück gestürzt, und ich stehe keinen Augenblick an, Sie zu bitten, mir zehn Franken zu schenken. — Mein Herr, ich habe den Grundsatz, Personen, die ich nicht kenne, Nichts zu schenken. — Da haben Sie recht, vollkommen recht! Ich bitte Sie daher, mir zehn Franken zu leihen."

— Macaire stellt hier militärische Ersatzmänner.

„Es gibt Waare und Waare! spricht er. Wollen Sie einen ordinären Ersatzmann für achthundert Franken, so kann ich Ihnen einen stellen, aber da müssen Sie sich vorsehen; die bleiben nicht beim Regiment, das sind Spitzbuben .... allein wenn Sie fünfzehnhundert Franken daran wenden wollen, so nehmen Sie mir den hier! Er ist nicht schön, aber gut, für den stehe ich; der hat Papiere so viel Sie wollen, versteht den Dienst und bleibt Ihnen beim Regiment."

— Robert Macaire ist angeklagt und steht vor seinen Richtern. Er selbst führt seine Vertheidigung.

„Nun ja, meine Herren, ich habe bereits einiges Unglück vor den Aſſiſen gehabt. Allein in jeder Geſtalt bleibt das Unglück ehrwürdig. Sollte es wahr ſeyn, wie man ſagt, daß ich den Entwendungen unterworfen bin, ſo ſollte man mich eher entſchuldigen als verdammen, da ich beweiſen kann, daß es mir unmöglich iſt, meine Neigung zu überwinden. Man hat mich angeklagt, Blei für Gold verkauft zu haben. Nun wohl, zwanzig Zeugen behaupten es, ich aber läugne es vierzigmal; da nun zwei Negationen einer Affirmation gleichkommen, ſo iſt es klar, daß Sie mich losſprechen müſſen.“

Dieſe brillante Vertheidigung trug unſerm Helden das Maximum der Strafe ein.

— Macaire kommt von der Börſe mit wichtigen Neuigkeiten: „Eine Staffete bringt mir die Nachricht, daß Don Carlos von der Grippe befallen iſt ... in Pezenas iſt eine Verſchwörung ausgebrochen, ein Korporal hat die Republik proklamirt ... in Paris iſt die Cholera, ich habe ſie geſehen, wie ich Sie hier ſehe ...“

Die Rente geht herunter und Bertrand kauft.

„Alles, was ich Ihnen zu ſagen die Ehre hatte, meine Herren,“ fährt nun Macaire fort, iſt nicht wahr. Die Poſt widerruft Alles. Don Carlos iſt geſund, der Korporal ſang nur ein luſtiges Lied; mein Correſpondent war zu voreilig, und die Cholera iſt geſtorben, ihr Arzt hat ſie getödtet.“

Die Rente geht in die Höhe und Bertrand verkauft mit Nutzen.

— Macaire iſt Banquier. Ein alter Bekannter ſieht ihn, wie er eben im Begriff iſt, in den Wagen zu ſteigen. „Ei, Herr Macaire!“ ſpricht dieſer, „Sie machen wieder Geſchäfte?“

„Ich habe mich mit meinen Gläubigern geſetzt,“ erwiedert Robert, „ſie können ſich nicht beklagen. Ich überließ ihnen: in Tratten auf das Haus Bertrand und Compagnie eine Million; eine Forderung an die Regierung der Sandwichs-Inſeln, eine Million; in ſpaniſchen Bons eine Million; die Mitgift meiner Frau und meine Aktien zu den Unternehmungen der öffentlichen Regenſchirme, der ambulanten Reſtaurants und andere induſtrielle Entrepriſen, auch eine Million. Somit haben ſie vier Millionen in Händen, während ich nur drei Millionen ſchuldig bin. Wer könnte wohl ſagen, daß einer einen Sou bei mir verliert?“

„Allein dieſe Ausſtände ſcheinen mir ſchwer zu realiſiren; oder glauben Sie wirklich, daß dieß möglich ſeyn könnte?“

„Welche Thorheit! Was geht das mich an? Das iſt die Sache meiner Gläubiger, und ich miſche mich nie in anderer Leute Angelegenheiten.“

— „John! trage dieſe fünfhundert Franken zu dem Herrn Pfarrer,

er möchte ſie an die Armen des Sprengels vertheilen. Aber daß man nicht verſchweige, daß ich dieſer Wohlthäter bin.“

„Schön Herr Graf ... ich vergaß zu ſagen, daß der Menſch wieder da iſt.“

„Welcher Menſch?“

„Der arme Mann, der vorgibt, ein alter Freund des Herrn Grafen zu ſeyn. Er nennt ſich Bertrand.“

„Bertrand? ... Bertrand! ... Ich kenne ihn nicht. Sage ihm, daß ich nicht zu Hauſe bin.“

„Zum Henker, Macaire, wie biſt Du ſo reich geworden! willſt Du denn Alles für Dich behalten? Willſt Du denn nichts Deinem armen Bertrand geben?“

„Arm, ſagſt Du? Du arm? der von nichts leben kann, der gar nicht gewöhnt iſt viel auszugeben. Ich bin arm, da ich Bediente, Pferde, Maitreſſen halten muß, und den Luxus nicht entbehren kann. Wiſſe, Tölpel, daß ich der Aermſte des Arrondiſſements bin, und daß mir das Geld, das ich zu wohlthätigen Zwecken verwalte, von Rechtswegen ganz allein zukommt.“

— Macaire iſt Journaliſt geworden. „Hier bringe ich Ihnen, Herr Redacteur, einen Angriff auf das neue Geſetz, das wird Aufſehen machen!“

„Was fällt Ihnen ein, Herr Macaire?“ Uns kommt es zu, das Geſetz zu unterſtützen, nicht es anzugreifen.“

„Ich verſtehe vollkommen! Ich will's ein wenig überarbeiten und bringe Ihnen bald einen mouſſirenden Artikel zu Gunſten des Geſetzes her.“

— „Zum Henker,“ ſpricht Macaire, „man muß den Anſtand beobachten. Wie kommt der Menſch dazu, mich einzuladen? Ein Parvenü — weiß man, wo er ſein Geld her hat? Eine ſolche Einladung darf ich nicht annehmen, ich kann mich nicht encanailliren. Es iſt unmöglich!“

— Macaire hat geheirathet. Da ſitzt die arme Frau und weint. „Was da! Dein Heirathsgut! Hab' ich's etwa aufgegeſſen? Man hat es in induſtriellen Operationen verloren. Und bildeſt Du Dir etwa ein, ein ſolches Heirathsgut könne ewig dauern? Ich hoffe noch mehre zu verbrauchen.“

— „Ich ſage Dir, Bertrand, die Zeit der induſtriellen Unternehmungen geht vorüber, und die materiellen Intereſſen treten in den Hintergrund. Wir wollen uns mit dem Ewigen beſchäftigen. Wie wäre es, wenn wir eine Religion ſtifteten?“

„Eine Religion? Alle Wetter! das muß ſchön ſeyn!“

„Du bleibſt doch immer ein Eſel, Bertrand! Man miethet eine Boutique, leiht Stühle aus, und hält dann gelegentlich Reden über

Napoleons Tod, über die Entdeckung von Amerika, über Molière und andere Gegenstände, wie es kommt. Solch eine Religion ist nicht schwerer, als etwas anderes."

— „Flink! flink! Bertrand! Wir müssen in's große Horn stoßen, die Aufmerksamkeit des Pöbels auf uns ziehen, und das Eisen schmieden, weil es warm ist. Aufgemerkt! Wir müssen uns in den Journalen angreifen; wir müssen schreiben, antworten, erklären, widerrufen, uns beschimpfen, und vor allen Dingen uns selbst affichiren."

„Aber glaubst Du wirklich, daß das Publikum nicht den Schlüssel zu diesen Finten hat?"

„So geh' doch! das ist wie bei unsern Schlössern, jeder hat den Schlüssel dazu, nur nicht das Publikum."

— „Ach, Madame, wie beklage ich Ihr Unglück, Sie haben Ihren Sohn verloren ... — Ja, mein Herr ... — Wir Alle sind sterblich, Madame! Ihr Herr Sohn war ein so respectabler Mensch. — Ein so hübsches, liebes Kind von vier Jahren ... Aber mit wem, mein Herr, habe ich die Ehre zu sprechen? — Madame, ich bin Bildhauer, und ich komme, Ihnen hier den Plan zu einem Mausoleum zu zeigen, den ich entworfen habe. Da ich solche zu allen Preisen verfertige, und wahrhaft mit Ihrem Schmerze sympathisire, so würde ich mich sehr glücklich fühlen, für Sie arbeiten zu können, Madame."

— Macaire ist durch die Laune des Schicksals heruntergekommen, und faßte den Gedanken, aus der kindlichen Liebe Vortheil zu ziehen. Ein junger Mensch, der ihm durch Zufall, oder aus einem andern Grunde ähnlich sieht, wird von ihm dazu erlesen.

„Ja, mein Sohn, dieß sind seine Worte; vergiß nie die kindliche Liebe; erinnere Dich stets, daß ein Vater der Repräsentant der Gottheit ist. Aber vor allen Dingen sage mir, kannst Du mir nicht einige Sous geben, denn ich sterbe vor Durst, und habe schon seit zwei Tagen keinen Tabak mehr."

Hier beschließen wir für heute die heitere Gallerie. Der Roman ist noch nicht zu Ende, und wir werden, wenn er Beifall finden sollte, dessen Fortsetzung nach einiger Zeit folgen lassen.

Feuilleton.

Literarische Uebersichten

von

Gustav Schlesier.

XII. XIII.

Friedrich Vischer.

Dieser junge Gelehrte, welcher vor Kurzem den von Uhland vor ein Paar Jahren verlassenen Lehrstuhl der Aesthetik und deutschen Literatur an der Universität Tübingen eingenommen hat, tritt als Schüler Hegels im Gebiete der Aesthetik auf, und bietet in seiner ersten philosophischen Schrift: „Ueber das Erhabene und Komische, ein Beitrag zu der Philosophie des Schönen," (Stuttgart, Verlag von Imle und Krauß, 1837) nicht bloß ein vortreffliches Programm künftiger Wirksamkeit durch Rede und Schrift, sondern gründet zugleich damit für die Philosophie der Kunst und das Hegelsche System insbesondere eine höhere Stufe der Entwicklung. Ueber diesen Fortschritt will ich hier einige Bemerkungen anreihen, die immerhin fast dictatorisch aufzutreten scheinen mögen, da es außerhalb meines Berufes und der Absichten liegt, die ich in diesen Aufsätzen verfolge, von dem Inhalte einer solchen philosophisch-ästhetischen Untersuchung specielle Auskunft, oder über die Behandlung des Einzelnen ein Urtheil zu geben. Das Buch will gelesen, studirt, durch und durch zu eigen gemacht seyn, und kann dies um so leichter, als es in der klarsten, natürlichsten und noch dazu geistreichsten Form und Weise von der Welt geschrieben ist. Wer Vischer nicht verstände, wäre für das Denken überhaupt verloren. Er hat es, wie sein Vorwort sagt, versuchen wollen, einer nach Inhalt und Methode streng wissenschaftlichen Arbeit etwas von jener subjectiven, conversationellen Färbung zu geben, welche die Schriften der englischen Kritiker des vorigen Jahrhunderts hatten. Jene Engländer verarbeiteten jedoch einen schlechthin populären Inhalt, Vischer hatte dagegen eine Theorie des Schönen vom Standpunkte deutschen Denkens, und zwar des Hegel'schen Idealismus insbesondere, zu bewältigen, und wollte doch Jedem verständlich seyn, der nur wissenschaftliche Bildung und Glauben an Philosophie hat. Und doch ist ihm diese schwere Aufgabe so glänzend von statten gegangen, wie die innere Entwicklung des ästhetischen Begriffes selbst!

Vischer fängt seine Betrachtung mit dem Begriff des einfach Schönen an, der von selbst auf die Gegensätze des Erhabenen und Komischen hinleitet. Diese Begriffe treiben innerhalb des Schönheitskreises von selbst heraus. Das sind die Disharmonien und Contraste, in die das Schöne, in einem Processe innerhalb seiner eigenen Grenzen begriffen, auseinander geht, um durch diese Gegensätze sich in einer höheren Einheit und im vollen Gehalt der Idee wieder zusammenzufassen. Ein ganzer, erster oder metaphysischer Theil der Aesthetik liegt in fest gegliedertem Bau vor Augen, und weist von selbst auf die anderen Theile der Kunstlehre hinüber. Ist nun in diesem ersten Theil der Kreis des Schönen auf dem Gebiete des Begriffs beschrieben, so fragt es sich nun, wo das Schöne, von

deſſen Begriff alſo bisher allein die Rede war, eigentlich zu finden iſt, wie ſich jener innere Gegenſatz des Begriffs und die höhere Einheit in der wirklichen Welt zur Erſcheinung, alſo in welcher Weiſe der Begriff des Schönen ſeinen Gehalt zur Exiſtenz bringt. So würde auf die Metaphyſik eine Phänomenologie des Schönen folgen, der Bau dieſer Wiſſenſchaft wäre alsdann vollendet, und Naturſchönheit, Phantaſie, die Weltalter der Phantaſie, endlich die Kunſt, ihre Stufenleiter bis zur Poeſie und bis zum höchſten Phänomen derſelben, bis zur Tragödie, wären in eine ſyſtematiſche Begriffsentwicklung verflochten. Es erklärt ſich, warum Viſcher in dieſer vereinzelten Behandlung des erſten Theiles mehrfache Erſcheinungen aus den andern zur Beleuchtung vorweg nehmen mußte. Die Unterſuchung haftet ausgedehnteſter Maßen auf den Begriffen des Erhabenen und Komiſchen, die der Schrift auch den Titel gaben, denn dieſe Gegenſätze ſind es, die ſich gerade in den vollendetſten Stufen des Schönen einer- oder andrerſeits als überwiegende Pole bewähren, wenn ſchon, wie vornehmlich in der Tragödie, die geſammte, volle Schönheit ſich aus dieſem Gegenſatze und Kampfe von ſelbſt wiederherſtellt.

Eine ſolche Klarheit, Sicherheit und Reife der Begriffsbeſtimmung iſt nun bis jetzt in keinem Werke über Aeſthetik, wenigſtens in keiner philoſophiſchen Schönheitslehre, gefunden worden. Das iſt der Glanzpunkt und die Eroberung der Viſcher'ſchen Arbeit, die mit den unklaren, einſeitigen, ſchwankenden und wenigſtens noch in Scholaſtik mehr oder minder befangenen Entwicklungen früherer deutſchen Philoſophen, ſelbſt Hegels, ſeines Lehrers und unmittelbaren Vorgängers, verglichen, ebenfalls den Eindruck voller Schönheit macht, während die Andern noch immer nur komiſch ringend oder in ſpeculativer Erhabenheit erſchienen. Welche vollendete Feſtigkeit des Gedankens wird man an Viſcher bewundern, wenn man auf die willkürlich hin- und hertappende Genialität Jean Pauls, der nur ein neues Elementarreich des Schönen in die Theorie aufnahm, aber nirgends bewältigte, oder wenn man auf Solgers nüchterne und nie recht fruchtbar und durchſichtig gewordene Tendenz hinblickt, der zur innern Vollendung des Begriffs jener letzte, aber wichtigſte Stein abging, den erſt Hegel daran legte, und mit dem er das Ganze in ein völlig Anderes und Neues verwandelte, oder wenn man gar, auf dieſer Stufe angelangt, wieder einen Aeſthetiker wie Herrn Weiſſe antrifft, deſſen Schilderung bei Viſcher, da ſie ſo gar treffend und ergötzlich iſt, ich mich nicht enthalten kann hieher zu ſetzen. Viſcher eröffnet, in wiefern er ſelbſt auf der innern Gliederung der Metaphyſik des Schönen, wie ſie Solger errungen, fortbauen werde, und in dieſem allgemeinen Bezuge mit der Aeſthetik des Hrn. Weiſſe übereinkomme. Dann fährt er fort: „Weiter aber werde ich auf dieſe Schrift (Weiſſe's) nicht zurückkommen, denn nur zufällig treffe ich mit ihr zuſammen. Sie hat das Verdienſt einer fleißigen Verarbeitung der neueren Fortſchritte der Philoſophie des Schönen; aber indem ſie zum Voraus den Lebenskeim dieſer Fortſchritte, die Idee der Einheit von Denken und Seyn hinwegſchneidet, und ſomit der Dialektik alle objective Bedeutung und Immanenz abſpricht, indem ſie dieſe abſolute Oppoſition gegen Hegel, dieſen Rückſchritt aus aller Philoſophie hinaus auf den Standpunkt des gemeinen Verſtandes, für eine Fortbildung der Hegel'ſchen Philoſophie zu erklären wagt, iſt es kein Wunder, daß im Verlaufe die beſtändig wiederholte Verſicherung, daß der Leſer nun ſo eben den oder jenen Begriff dialektiſch umſchlagen ſehe, mit der ganz unfruchtbaren Materie ſelbſt, der ſie oben aufgeklebt iſt, ein außerordentlich verzwicktes Ganze bildet. Die Darſtellung iſt ein ſprechendes Bild eines ſolchen Inhalts; ſie ſchleppt ſich kenchend, mit ſpeculativem Trödel umhängt, an allen Gliedern verzogen und verrenkt durch das Geſtrippe ihrer langathmigen Sätze, und martert jeden Nerven des Leſers." Gerade im Gegenſatze zu dieſer bedauerlichen und bei aller Denkkraft hülfsbedürftigen Genieloſigkeit Weiſſe's ſteht Viſcher's Darſtellung wie eine blanke, mit genialem Wurf begonnene und mit vollſter Sauberkeit ausgemeiſelte Statue des Gedankens da, in welcher Inhalt und Form eine unläugbare Vollkommenheit errangen. Jene Höhe der äſthetiſchen Anſchauung und Entwicklung, auf welcher einſt Goethe und Schiller in der Zeit ihres Zuſammenlebens ſtanden, und die in ihrem Briefwechſel in unvergänglicher Art niedergelegt iſt, dieſe Höhe, die damals nur in begrenzter Ausdehnung und nur als empiriſche Forſchung zugleich mit den höchſten Kunſtleiſtungen ſelber gewonnen war, und auf welcher ſich in Folge fremdartiger Einwirkungen nur die begabteſten und geſchmackvollſten Geiſter, Wilhelm v. Humboldt, Varnhagen und einige Wenige zu halten vermochten, dieſe Höhe hat erſt durch Hegels Aeſthetik und jetzt durch Viſcher ihre philoſophiſche Begründung, und ſomit ein bleibendes und fortwirkendes Fundament ihrer Herrſchaft erhalten. Sie iſt zum zweiten Male erſtiegen. Denn wahrlich! man durfte es keinem ausübenden Künſtler verdenken, wenn er dieſer ſchwankenden und nach Klarheit des Begriffs ringenden und meiſt unfruchtbaren Theorien ſpottete, und die Möglichkeit, auf ein erkleckliches Reſultat zu kommen, zuletzt überhaupt abläugnete, ſo lange er ſich von den Kantianern zu Jean Paul, von der Vorſchule der Aeſthetik zum Erwin, vom Erwin zu den pſeudo-hegel'ſchen Syſtematikern gewieſen ſah, oder verzweifelnd vor den ſcholaſtiſchen Hieroglyphen der Hegel'ſchen Encyclopädie ſtand. Erſt jetzt wird auch der Künſtler, wenn auch ſeiner innern Natur nach der Speculation abhold, ſeinen

Theil von einer philosophischen Aesthetik zu nehmen vermögen, und direkt oder durch Vermittlung eine Aufklärung seines Bewußtseyns über die Kunst erfahren, und dadurch sein practisches Wirken zu größerer Sicherheit und classischerer Tendenz befähigen. Der völlige Bruch, welcher zwischen der Speculation und der Praxis mit den ihr zugehörigeren empirischen Forschungen seit Kant auch auf dem Gebiete der Kunst, und hier am grellsten eingetreten war, den Schiller so tief empfand, und an dem die romantische Schule scheitern sollte, jene Differenz, die Goethe antrieb, dem Kriticismus seine Propyläen, die Jean Paul vermochte, dem Romanticismus und Idealismus der Zeit seine Vorschule entgegen zu setzen, jener Zwiespalt, worin den Solger'schen Sublimitäten und der Tieck'schen Kunstkritik gegenüber ein oft brutaler und meist ganz unwissenschaftlicher Naturalismus der Merkel, Müllner, Menzel und Consorten einen Augenblick gleichsam berechtigt erschien, ist jetzt durch den Standpunkt Hegels und die Ausführung seines ästhetischen Nachfolgers soweit wenigstens aufgehoben und überwunden, daß eine innigere Berührung der Speculation und der Praxis, ein gewisser Verkehr zwischen Theoretikern und Künstlern wiederhergestellt und möglich geworden ist, ein Band, das die Nichtspeculativen vielleicht in kurzer Zeit auch ohne ihr Wissen und selbst gegen ihren Willen umschlingen wird, und von dem sich für jeden Fall ein energisches Aufblühen einer neuen Dichterschule auch nicht mehr völlig abgesondert denken läßt. Seit den Zeiten eines Sokrates und Plato war eine solche Berührung nicht wieder vorhanden.

Der Standpunkt Vischers ist, wie gesagt, der höchste Zunsrer neuesten deutschen Philosophie, seine Arbeit selbst ein wirklicher Fortschritt auf dem Wege, den Hegel gebahnt hatte, und deßhalb hob ich sie als eines der auffallendsten Phänomene in der Fortbewegung und als Zeugniß der immer zunehmenden Ausdehnung des Hegelthums heraus. Man kann sagen, daß Vischer die Fruchtbarkeit der Hegel'schen Idee auch auf dem Gebiete des Schönen erst ganz vor Augen legt. Nach den kurzen Andeutungen, die Hegel in seiner Encyclopädie gab, hielten sich die Gegner und, wie sich natürlich von selbst versteht, auch die Ignoranten für berechtigt, die Ohnmacht des Systems im Bereiche der Kunst und daraus die vermeintliche Leere und Dürre dieser Philosophie überhaupt als offenbar und entschieden anzusehen. Wie haben sich aber die Leute damit getäuscht. Wie in der Staatslehre, in der Religionsansicht sieht man jetzt auch in der Kunstwelt die Macht dieser Lehre sich bethätigen! Im Jahre 1835 gab Hotho den ersten Band von seines verstorbenen Lehrers „Vorlesungen über Aesthetik" heraus (Hegels Werke Bd. 10), einen Grundstein, auf dem es sich um so schneller fortbauen läßt, als sich auch wieder die Gewalt des Hegel'schen Princips in der Feststellung des Schönheitsbegriffs und in der Gliederung des wissenschaftlichen Gebäudes bewährte. Dennoch war diese Aesthetik keines der Werke, an die Hegel selbst die letzte Hand legte, dennoch war die Individualität des Verfassers in einzelnen Ansichten und Auffassungen oft von sicht ar befangender Wirkung, wie denn in der Kunst mehr als in irgend einem anderen Gebiete allgemeine Geistesform, Jugendeindrücke, subjective Vorliebe und Abneigung, und alle Geschmacksnüancen sich geltend zu machen wissen. Endlich lag auch in der Weise von Hegels dialektischer Entwicklung der Begriffe wieder jenes starre, anscheinend unanfaßliche Formgepräge, das, wie ich früher gesagt, überwunden seyn will. Alle diese Unzulänglichkeiten bei Seite zu werfen, hat jetzt Vischers Buch den ersten Schritt gethan; Hegels Aesthetik steht in möglichster Reise von Inhalt und Form da, ja die Form zeigt sich in solcher Freiheit, daß selbst das schriftstellernde Individuum daran einen Spielraum findet, denn Vischer weiß sich wirklich als Autor im freiesten Sinne des Worts zu bewegen. So haben wir denn die Aesthetik Hegels wie zum zweiten Male gegründet, eine Popularisirung im ächten Sinne, und zugleich eine Vorarbeit, von der man nur wünschen kann, daß sie den Ausbau dieser ganzen Wissenschaft von derselben Hand ankündigen und vorbereiten solle.

Mehr als irgend ein Sinn Hegels war sein Geschmack von den Gestaltungen des perikleischen Zeitalters fixirt. Mehr noch als Goethe schwebt ihm ein gleichsam souveraines Bild, ein Ideal der Kunstschöpfung vor Augen, so daß man bisweilen vermuthet, Hegel habe persönlich einen Dichter wie Shakespeare nur in wenigen Stücken goutiren, einen Jean Paul aber, das Komische an ihm ausgenommen, gar nicht ertragen können. Letzteres finde ich sehr natürlich. Nun glaube man aber deßhalb nicht, Hegel habe sich von diesen Antipathien etwa so beherrschen lassen, wie unsere „unphilosophischen" Kritiker pflegen. Allein auf das Mehr oder Minder, auf die unparteiische, fast unpersönliche Schätzung, auf die allgemeine Entwicklung des Schönen wird auch eine solche gemäßigte Abneigung nicht ohne Einfluß bleiben. Bei Vischer tritt sie entschieden zurück; man sieht ihn überallhin theilnehmend und keine Erscheinung, weil sie auf niederer Stufe steht, ausschließend; ja es müßte sich erst in den spätern Theilen der Aesthetik, besonders in der Entwicklung der Weltalter der Phantasie und in Abschätzung neuerer Kunstleistungen herausstellen, in wiefern sich Vischer wohl gar zu nachgiebig oder gegen die Intensivität des Inhalts oder die Classicität der Formen gleichgültiger verhält. Es wäre denkbar, daß man sich da im Einzelnen unbeschadet des philosophischen Standpunktes trennte. Einen anderen, wichtigen Vorzug hat Vischer dem Ausbau der Aesthetik zugewandt. So

sehr es nämlich Sache der Philosophie ist, die Natur, den Staat, die Geschichte, die Kunst und die Religion als Theile eines und desselben Gedanken-Universums darzustellen, so ist doch auf der anderen Seite jeder dieser Theile ein abgesondertes, empirisch eigenartiges Gebiet, das seine eigenthümlichen Tendenzen, Forschungen und Disciplinen in Thätigkeit setzt, und gleichsam eignen Himmel, eigne Luft, eignen Horizont hat, und in ganz anderen Elementen zu leben scheint. Das wußte Hegel wohl, aber ihm als Begründer eines neuen Standpunktes der Philosophie stand es an, die Theile auf's rücksichtsloseste im Ganzen, in der Idee zu verknüpfen, und alle Theile mit jenem logisch-idealen Beigeschmack zu luciren, der die philosophische Aesthetik besonders dem ausübenden Künstler oft so fremdartig und wohl selbst resultatlos erscheinen ließ. Es liegt in dem Wesen der Philosophie, alle speciellen und individuellen Denkbezirke absorbiren zu wollen; es ist der alte Wahn der Philosophen, sich in einem viel näheren Verhältnisse zu der Anschauungsweise, wie sie sich unmittelbar unter den Zeitgenossen entwickeln will, zu denken, als es jemals in der Wirklichkeit der Fall ist, der Wahn, den Hegel, der Natur seines Systems nach und bei zunehmender Gleichgültigkeit der Nation, mehr als irgend einer seiner Vorgänger, Kant ausgenommen, festhalten mußte. Daher kommt es, daß das streng philosophische und dialectische Element auch in Hegels Aesthetik überwiegt, daß er im Einzelnen scheinbar Unwesentliches mit Vorliebe behandelt, und besonders daß überall, wo Hegel den Inhalt eines Gedichts oder ein Kunstgenus beurtheilt, sich jener philosophische Tic offenbart, im Kunstwerk vor Allem die Idee zu suchen, und die Gattung nur in sofern zu schätzen, als sie einen ideellen Gehalt darzustellen im Stande ist. Daher Hegels Neigung zu symbolischen Bereichen! In dieser Ideesüchtigkeit bekundet sich eben Hegels Charakter; er war Philosoph im weiten Sinne, Logiker vor Allem und, wenn einem speciellen Gebiete zugewendet, Staatsdenker insbesondere. Ein so specielles Terrain war ihm das Schöne nicht, und das bestimmte die Grenze, über welche die ästhetische Forschung hinaus gehen kann, ohne sich des Bandes mit ihm im Geringsten zu entschlagen. Für diesen Schritt war wiederum Vischers Naturell entschieden geeignet; er ist Aesthetiker im eigentlichen Sinne und, was wohl Beachtung verdient, er hat sich selbst mit Glück in poetischen Gelüsten bewegt, und hier zu Lande, in Würtemberg, in komischen Versen, die der Professor der Aesthetik vielleicht Anstand nimmt, auch außerhalb der bloßen Tradition zu verbreiten, eine höchst volksthümliche Weise getroffen. Für Vischer ist das Schöne das Element, in dem er lebt und das er auch überall in seiner Eigenthümlichkeit versteht und behandelt. Darüber bleibt kein Zweifel übrig, wenn man in den ersten Entwicklungen Vischers auf die treffliche Stelle trifft (S. 33): „Das sinnliche Moment (des Schönen) ist dasjenige, wodurch das Schöne erst vom Wahren und Guten sich unterscheidet, und wenn je davon die Rede seyn könnte, was entbehrlicher sey im Schönen, die Idee oder ihr sinnliches Scheinen, so wäre es die erstere." Das ist das entscheidende Wort für Vischers Beruf zum Aesthetiker, für seine Mission im Gebiete der Philosophie. Denn oft ist in dem Gedicht die Idee nur der letzte Grund, der sich auffinden läßt, um die unmittelbare Wirkung zu erklären. Ueberhaupt fühlt man sich gleich beim Eintritt in Vischers Buch in eine eigenthümliche Welt, die uns wie frische Luft anweht, versetzt, wenn man an der Pforte dieses Gebietes von der Maxime empfangen wird: „Trachtet am ersten nach dem Schönen, so wird euch das Gute von selbst zufallen!" — ein Wort, das viele verworrene und verwirrende Richtungen, ja viele Rückschritte des Zeitalters auf kernhafte Art veradschiedet.

Aber auch da, wo Hegel selbst schon den höchsten und eigentlich letzten Schritt gethan hat, weiß Vischer den Standpunkt in das glänzendste Licht zu setzen. So besonders in der Entwicklung des Tragischen und des Höhepunktes der Erscheinung des Schönen. Bekanntlich hat Hegel auch in der Feststellung des Begriffes der Schönheit den letzten Stein dadurch hinzugebaut, daß er die innere Kampfesbewegung im Schönen selbst erkannt hat, und besonders in der höchsten Manifestation derselben, in der Tragödie, als dem Gipfel der Kunst, zusammenfaßte. Dieser Schritt, der eigentlich materielle Fortschritt dieser Kunstlehre, gehört Hegels philosophischer Natur ganz besonders an, und mußte von demselben Geiste gethan werden, der uns in der Geschichte der Philosophie am Bilde des Sokrates selbst ein Meisterstück von einer dialectischen Tragödie entworfen konnte. Der Widerspruch und die Versöhnung ist ja die Seele des Systems, dieser erhabene Conflict von Mächten, der sich z. B. im Staate, wie er in der Idee ist, als öffentliche politische Debatte gleichberechtigter Mächte verwirklicht; so ist es auch die Blüthe des Kunstwerks, diesen geistigen Kampf zur Erscheinung zu bringen. Mit diesem theoretischen Schlußstein tritt das ganze Gebäude der Kunstlehre in die höchste ideale Beleuchtung. Hier war nun nichts mehr zu thun übrig, als die Macht dieses Grundgedankens sich an den hellsten Formen des Ausdrucks und an den treffendsten Beispielen, wie Vischer es hier bewirkt hat, bethätigen zu lassen. In jeder Hinsicht zeigt sich Vischer als ein ächter Nachfolger Hegels, der in des Meisters Bahnen fort und, wo es Noth ist, weiter schreitet, wie sich dies auch in der wahrhaft Hegel'schen Art beweist, mit welcher er, mehr als Hegel selbst, nach den Bemühungen Anderer auch die selbst bei unzulänglichen und zum Theil mißlichen Resultaten dennoch großen Verdienste Sol-

gers um die Philoſophie der Kunſt zu würdigen wußte.

Dieſe ungetheilte Anerkennung dieſer Schrift, die auch durch einzelne Bemerkungen und Meinungs-Nüancen nicht geſchmälert werden könnte, möge eine Fingerzeig ſeyn, daß hier von wirklich Bedeutendem, von einer Macht, der ſich, wie der hier vereinten von Hegel und Viſcher, die nächſte Zeit nicht wohl entziehen wird, kurz von einer Kunſttheorie die Rede iſt, die in jeder Rückſicht endlich Schillers berühmte Forderung befriedigt:

Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was ſetzt!

Dramaturgiſche Ueberſichten

von

A. L.

XIV.

Das St. Petersburgiſche ruſſiſche Theater gab im verfloſſenen Jahre 560 Vorſtellungen, worunter 54 Benefiz-Vorſtellungen waren. Neue Stücke wurden 56 auf die Bühne gebracht (im vorigen Jahr nur 48), worunter: 1 Original-Tragödie, 5 Dramen, 4 Luſtſpiele, 1 Oper, 2 Ballets und 11 Vaudevilles; 24 ſind aus dem Franzöſiſchen, 6 aus dem Deutſchen, 1 aus dem Engliſchen und 1 aus dem Italieniſchen überſetzt. Von den ſieben und zwanzig dramatiſchen Schriftſtellern, welche für das ruſſiſche Theater Stücke ſchreiben, war Herr Koni der fruchtbarſte; er brachte allein ſieben neue Stücke auf die Bühne.

— Der Komiker Rott hat in Berlin ein entſchiedenes Glück gemacht. Bei ſeinem letzten Auftreten in Raimunds „Verſchwender" nahm er in dem beliebten Hobelliede mit folgenden Worten von dem Publicum Abſchied:

Ein Tiſchler, der ſein' Werkſtatt ſchließt,
Dem wird es auch zur Pflicht,
Daß er die Kunden freundlich grüßt
Und ſeinen Dank entricht't.
Mit der Verſchwendung iſt's nun aus
Durch Laune des Geſchicks,
Den Hobel nehm' ich mit nach Haus,
Als Sinnbild meines Glücks.

Als ihm hierauf von allen Seiten: „Hierbleiben!" zugerufen und das Lied noch einmal begehrt wurde, ſang er folgenden, einen wahren Jubel erregenden Dacapo-Vers:

Und wenn's ihm in der Fern' gelingt,
Zu üben ſeine Pflicht,
Er einſt die Seinen mit ſich bringt,
Verachten's ihn dann nicht.
Er zieht getroſt jetzt heim und bin't, —
Wohl hängt ſein Glück daran, —
Vergeſſen's unterdeſſen nit
Den alten Hobelmann.

Herr Rott wird nach wenigen Monaten ſchon wieder in Berlin eintreffen, um fortan dem königſtädtiſchen Theater anzugehören. Es heißt, die Direction habe große Opfer gebracht, um zu dieſer Acquiſition zu gelangen.

Vermählungs-Diplomatie.

In dem Augenblicke, wo ſich Aller Augen nach der ſo eben geſchloſſenen Vermählung des franzöſiſchen Thronerben mit einer deutſchen Prinzeſſin richten, wird es nicht unintereſſant ſeyn, zu erfahren, wie gekrönte Häupter in früheren Zeiten bei ſolchen Gelegenheiten zu Werke gingen. Heut zu Tage werden die Vermählungen durch Procuration, ohne große Formalitäten, vollzogen. Sonſt war es anders. Ich laſſe hier die unglaublichen Inſtructionen folgen, welche Heinrich VII., König von England, ſeinem Geſandten gab, der ſeine Vermählung mit der jungen Königin von Neapel negociiren ſollte. Ich gebe treue Ueberſetzung.

Inſtructionen, welche Se. Majeſtät ſeinen lieben getreuen Dienern Franz Marſyn, Jacob Braydroke und Johann Stile gegeben, wornach ſie ſich zu richten haben, wenn ſie den beiden Königinnen von Neapel, der Mutter und der Tochter, vorgeſtellt ſeyn werden.

1) Nach der Ueberreichung der Briefe von Seiten der Frau Catharina, Prin-

zessin von Wales, an beide Königinnen haben sie genau das Gesicht zu beobachten, welches diese machen werden, und wie der Adel und die Damen sich dabei benehmen.

2) Wohl zu merken, in welchem Zustande das Haus besagter Königinnen sich befindet, ob sie beisammen oder getrennt leben; woraus ihre Gesellschaft besteht, und wie die Damen und Herren beschaffen, die ihren Hofstaat bilden.

3) Geschieht es, daß die Diener des sagten Königs die beiden Königinnen beisammen lebend finden, so haben sie mit größter Genauigkeit zu untersuchen, wie ihre Haltung sey, ferner ihre Manieren und die Antworten, die sie auf die Antrittsreden der Botschafter ertheilen; auch sollen sie darauf merken, ob die Prinzessinnen Bescheidenheit, Klugheit und Ernst in dem Gespräche zeigen.

4) Sie werden zu erfahren suchen, ob die junge Königin noch andere Sprachen, als das Italienische und Spanische, versteht; besonders Französisch und Lateinisch.

5) Genau zu beobachten das Alter und den Wuchs der jungen Königin, so wie alle Details ihres Aeußern.

6) Genau zu bemerken, wie ihre Miene ist, ob sie geschminkt, ob ihr Gesicht dick oder mager, länglicht oder rund, ob ihre Physiognomie heiter und liebenswürdig, zurückhaltend oder melancholisch, fest oder schwankend, und ob sie roth wird, wenn sie spricht.

7) Zu bemerken, ob sie eine schöne Haut hat.

8) Die Farbe ihrer Haare.

9) Augenbraunen, Zähne und Lippen.

10) Die Gestalt der Nase, die Höhe und Breite der Stirne.

11) Besonders ihren Teint.

12) Ihre Arme, ob solche stark oder schwach, lang oder kurz.

13) Wohl zu betrachten ihre bloßen Hände, ob sie dick oder dünn, fett oder mager, lang oder kurz.

14) Aufmerksam auf die Finger sehen, ob solche lang oder kurz, groß oder klein, breit oder schmal.

15) Ob der Hals lang oder kurz, stark oder schwach.

16) Eine große Aufmerksamkeit dem oberen Theile der Brust zu widmen, ob solcher voll oder schwach.

17) Ob Haare um den Mund zu sehen oder nicht.

18) Besonders sollen sie suchen, sich mit besagter Prinzessin nüchtern zu unterhalten, und sie dabei anhaltend sprechen zu lassen; dann sollen sie, so viel als es die Höflichkeit erlaubt, sich ihrem Munde nähern, damit besagte Gesandten den Athem der Prinzessin verspüren, ob solcher rein oder nicht, ob sie Arome gebrauche, Rosenwasser oder Moschus, oder ob sie sich keines von allen bediene.

19) Nicht zu vergessen die Höhe ihres Wuchses, das Fußwerk und dessen Größe, und sich besonders vorzusehen, hierin nicht getäuscht zu werden, wenn es ihnen gelänge, das Fußwerk zu betrachten, zugleich einen richtigen Begriff von der Gestalt des Fußes zu erhalten suchen.

20) Zu erforschen, ob sie ein angeborenes Uebel habe, irgend ein Gebrechen oder Mal an ihrem Körper; von welcher Art diese seyen; ob sie einer guten Gesundheit genieße oder ob sie häufigem Unwohlseyn unterworfen, und die Natur und die Eigenheiten desselben zu erfahren.

21) In welchem Grade der Gunst sie bei ihrem Oheim, dem Könige von Arragonien, stehe, und ob sie demselben in Etwas gleich sehe.

22) Sich über ihre Lebensweise zu unterrichten, ob sie viel und oft ißt und trinkt, ob sie Wein oder Wasser trinkt, oder Beides.

23) Besagte Diener des Königs werden sich Mühe geben, zu erfahren, wo ein guter Maler zu finden, der dem Portraitiren obliegt; diesen sollen sie an den Hof der Königinnen führen, um die junge Königin zu malen, und dieses Bild muß so ähnlich seyn, als möglich. Besagte Diener des Königs werden dieses Werk mit Aufmerksamkeit betrachten; sie haben zu untersuchen, ob es in allen Stücken mit dem Gesicht der besagten Königin übereinstimmt; bemerken sie, daß der Maler das erste und zweite Mal nicht vollkommen gelungene Arbeit lieferte, daß er einen

Zug oder Nüance in der Färbung oder den Verhältnissen des Gesichtes besagter Prinzessin ausgelassen, so werden sie diesem Maler oder einem andern geschickteren befehlen, zu verbessern oder noch einmal besagtes Bildniß zu malen, bis daß es den Grad der Vollkommenheit erlange, und genau dem wahren Gesichte besagter Königin gleichkomme.

24) Besagte Diener des Königs werden auch nicht sich zu erkundigen vergessen, welche Herrschaften und Güter besagte junge Königin nach dem Tode ihrer Mutter erhalten wird; wieviel diese jährlich eintragen, ob dieses eine verbleibende oder bloß auf Lebensdauer zuerkannte Erbschaft ist, und Alles, was sich hierauf bezieht, bis in das kleinste Detail.

Antwort der Gesandten.

Auf Art. 6. So viel uns möglich zu beurtheilen ist, scheint die Königin nicht geschminkt; die Grazie ihrer Züge stimmt mit ihrem Wuchse überein, der elegant und verhältnißmäßig ist. Ihr Gesicht ist rund und voll; die Physiognomie heiter; im Gespräche ist sie zurückhaltend, und ein züchtiges Wesen verschönert ihre Erscheinung. Die Königin Mutter führte die Unterhaltung; die junge Prinzessin hielt sich dabei mit der ganzen Holdseligkeit einer Jungfrau, und wenn sie mit einigen Damen in ihrer Nähe sprach, so entfuhr ihr ein reizendes Lächeln.

Auf Art. 9. Die Augen besagter Königin sind von brauner Farbe, ein wenig in's Graue spielend; ihre Augenbrauen sind braun und sehr schmal.

Zu Art. 10. Ihre Nase erhebt sich ein wenig in der Mitte und nimmt dann wieder ab. Im Uebrigen sieht sie der Königin Mutter ähnlich.

Zu Art. 13. Wir haben die Hände besagter Königin selbst mehre Male bloßgesehen; wir haben besagte Hände geküßt, und gefunden, daß solche sehr schön, sehr proportionirt, ziemlich voll, zart und ausnehmend weiß sind.

Zu Art. 16. Die Brust besagter Königin ist ziemlich stark. Da sie dieselbe nach der Mode ihres Landes arrangirt, so erscheint sie vielleicht dadurch dicker und der Hals kürzer.

Zu Art. 17. So viel es uns möglich war zu untersuchen, so fanden wir, daß besagte Königin keine Haare um den Mund hat, und sich einer sehr schönen Haut erfreut.

Zu Art. 18. Wir sind nie dazu gekommen, nüchtern mit besagter Königin zu sprechen, daher können wir auch diesen Artikel nicht beantworten. Jedoch näherten wir uns bei jeder Gelegenheit, so viel als es die Höflichkeit gestattete, dem Munde besagter Königin, und rochen weder Aroine, noch Parfums, und wir glauben daher, nach der Zierlichkeit und Reinheit ihres Mundes zu schließen, daß besagte Königin einen ganz angemessenen Athem habe.

Zu Art. 19. Wir können nichts Genaues von ihrer Statur sagen, weil Ihre Hoheit Fußbekleidung nach der Mode ihres Landes trägt, d. h. sechs Zoll erhöht und acht Zoll breit. Jedoch glauben wir nach den übrigen Verhältnissen, daß sie einen sehr kleinen Fuß haben müsse.

Zu Art. 22. Besagte Königin ißt zweimal des Tages mit ziemlich gutem Appetit; sie trinkt nicht viel; ihr gewöhnliches Getränk besteht in Zimmtwasser; manchmal trinkt sie auch Hypocras, doch dieses nur äußerst selten.

Kunst.

Von den auf der Hamburger Kunst-Ausstellung gewesenen 588 Kunstwerken waren 512 verkäuflich; von diesen wurden 126 Nummern (10 mehr als im vorigen Jahre) zu 11,726 Thalern Courant verkauft. Die Einnahme der stets zahlreich besuchten Ausstellung überstieg 2053 Thlr., und war, obgleich der Anfang derselben in die Zeit der allen Verkehr störenden Grippe fiel, doch nur um 86 Thlr. geringer als im vergangenen Jahre.

Schnellläufe.

Die Kunſt zu laufen gewinnt alle Tage größeren Umfang. Die Centauren des Alterthums verſchwinden im Vergleich mit unſern Schnellläufern. Der Menſch beſiegt durch Schnelligkeit das Pferd.

So hatte vor wenigen Tagen in dem Coburg-Park zu Dublin ein Wettlauf eigener Art vor einem Zuſammenfluſſe von Zuſchauern ſtatt. Crotes, der berühmte Schnellläufer, ſollte mit dem nicht minder berühmten Renner Rover, einem Herrn Gibney gehörig, um die Palme ringen. Die Wette beſtand in fünfzig Guineen, und Zwei gegen Eins zu Gunſten des Menſchen.

Zwanzigmal ſollte der ganze Park umlaufen werden, welches ungefähr zehn engliſche Meilen betrug, und das Pferd dabei eine Laſt von 10½ Pfund tragen. Der Menſch erſchien dem Anſcheine nach in gutem Zuſtande, während das Pferd auf dem einen Vorderfuße hinkte. Um 4 Uhr 52 Minuten ſetzten ſie ſich im gemäßigten Trab in Bewegung, und beim erſten Male hatte das Pferd nicht mehr als eine halbe Minute voraus; beim zweiten Male war es um 1¼ Minute vor.

Rover brauchte jedes Mal 5 bis 4 Minuten; beim neunten Male blieb er plötzlich ſtehen, und mußte mit Stockſchlägen zum Weiterlaufen gezwungen werden. Beim ſiebenzehnten Male hielt er gleichfalls inne. Beim ſiebenten und vierzehnten Male mußte man ihm das Maul mit einer Miſchung von Branntwein und Waſſer beſprengen. Endlich gewann das Pferd, als Crotes erſt zum ſechzehnten Male den Lauf beendet hatte. Die Richter erkannten dem Thiere den Preis zu, worüber Crotes ganz vernichtet ſchien.

Das Pferd war zwar mit Schweiß bedeckt, doch noch ziemlich friſch für die gelöste Aufgabe, in 52 Minuten zehn Meilen laufend zurückgelegt zu haben.

Vermiſchtes.

Ary Scheffer ſoll die Vermählung des Herzogs von Orleans malen. Er wird die erſte Zuſammenkunft der Prinzeſſin mit der königlichen Familie wählen. Man hatte den Künſtler zu dieſem Zwecke nach Fontainebleau eingeladen.

— Die Beleuchtung der Denkmäler in Paris wird eben ſo prachtvoll, als neu ſeyn. Die Triumphbögen, das Stadthaus, die Deputirtenkammer, der Louvre, das Pantheon werden mit Emblemen verziert, die ſich auf die hohe Vermählung beziehen, und die Chiffre des Herzogs und der Herzogin von Orleans überall in farbigem, geſchliffenem Glaſe angebracht ſeyn.

— Das Diorama in Paris hat den glücklichen Gedanken gehabt, eine Gegend aus Mecklenburg auszuſtellen; wie man denken kann, iſt der Zulauf ungeheuer.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Wir übergeben unſern Leſern:

Robert-Macaire's nach Philipon.

Auguſt Lewald.

Inhalts-Verzeichniß

des

zweiten Bandes

1837.

Deutschland.

Skizzen und Genrebilder.

	Seite
Die Waterloo-Säule in Hannover. Vision eines Kalenberger Rekruten.	29
Briefe aus Berlin. Von L. Rellstab	116
Academisches Karl-Seenlarfest in Stuttgart	126
Bilder aus Hessen-Cassel	503
Schubert. Von Joseph d'Ortigue	566
Leben in Weimar	415
Die Leipziger Ostermesse 1837. Von F. Stolle	499
Festgesang am Vermählungstage Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht des Prinzen Peter von Oldenburg und der Durchlauchtigsten Prinzessin Therese von Nassau-Weilburg, den 25. April 1837. Von Th. v. Kobbe	244

Novelletten.

Die Mörderhöhle. Von August Lewald	244

England.

Skizzen und Genrebilder.

Parlamentarische Physiognomien. 70.	215
Die sechs Eigenschaften des Weibes	193
London in der Vogelperspective	406
Das Alibi	446
Der Lord-Major von London	547

Novelletten.

Ein Gespenst	84

Englische Literatur.

See-Scenen. Aus dem neuesten Werk des Kapitain Marryat: Kain, der Seeräuber	481
Berühmte Violinisten	162

Frankreich.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Blätter aus einem Album. Von Sidonie, Freiin von Seefried..... 65
Briefe aus Paris. Von S. F. Lehrs 205
Was man auf Reisen lernt..... 252
Napoleon auf der Jagd..... 360
Ausflug in die Pyrenäen..... 440
Der Palast von Versailles..... 464
Ein Casino..... 506
Die beiden Kreuze. Wahrer Vorfall..... 602
Robert-Macaire's. (Mit Abbildungen.)..... 606

Französische Literatur.

Bruchstücke aus einer Reise durch Palästina im Jahre 1834, von dem Marschall, Herzog von Ragusa..... 517

Novelletten.

Chambre garnie. Eine Pariser Geschichte..... 529

Griechenland.

Skizzen und Genrebilder.

Eine Woche auf Syra. Von L. Feldmann in Athen..... 1

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Ein Abenteuer auf dem Aetna..... 289
Erinnerungen an Malta und Sicilien..... 385
St. Peter in Rom. Nach Méry..... 399
Das Fest in der Villa di Negro. Von Baronesse Sidonie von Seefried. 433

Rußland.

Der Dichter Puschkin. Von H. König..... 25
Der kleine Franzose. Wahre Anecdote..... 555

Novelle.

Die Nachtigall von Murom. (Solowei Rasboinik.) Erzählung von Wilhelm Müller..... 49. 97

Spanien.

Skizzen und Genrebilder.

Briefe aus Madrid..... 145. 337
Die Teufelsmünze. Spanischer Criminalfall..... 457
Die Wiedervergeltung..... 596

Türkei.

Die Rechtspflege der Muhammedaner..... 259. 556

Ungarn.

Skizzen und Genrebilder.

Seite

Ungarische National-Schilderungen, mit bildlichen Erläuterungen. Von Arthur Schott..... 545

Europäische Tagesbegebenheiten.

Chronologische Uebersicht der Monate März, April und Mai 1857... 577

Feuilleton.

Abonnirte Concertmusik im Hause. 572.
Ausgaben für einen Tag in Chantilly. 476.
Ein Besuch bei Ibrahim. 574.
Börne. 91.
Bravo nach dem Pfeifen. 570.
Criminal-Untersuchung. 285.
Der Dom in Cöln. 189.
Dramaturgische Uebersichten von A. L. 40. 89. 136. 186. 255. 280. 529. 578. 473. 521. 566. 617.
Ein englisches Journal und der erste April. 568.
Erstes Auftreten eines ersten Komikers. 476.
Fontainebleau. 525.
Gesellschaft der Aquarellmaler in London. 574.
Der Hexenmeister und die Bäuerin. 95.
Historische Documente. 238.
Hofneuigkeiten. 42. 238. 284.
Das hölzerne Pferd. 534.
Inventarium der Garderobe Napoleons. 282.
Kleine Zeitung. 57. 85. 135. 181. 279. 529. 575. 421. 469. 565.
Kunst. 42. 137. 258. 619.
Die Liebe zum Korkholz. 475.
Literarische Uebersichten von Gustav Schlesier. 59. 85. 181. 251. 574. 422. 425. 470. 517. 615.
Longchamps. 93.
Lustiger Gerichtshandel. 138.
Der Mann und der Tisch. 532.
Merkwürdiges Gedächtniß. 575.
Der moderne Vehmrichter. 571.
Musik. 92. 582.
Musik in Italien. 137.
Napoleon als Theaterkritiker. 45.
Naturgeschichte des Zahnarzts. 569.
Neigungen moderner Schriftsteller. 526.
Nekrolog. 47. 535. 582. 573.
Neu aufgefundener Brief von Napoleon. 532.
Neue Bücher. 582. 474. 574.
Ein neuer d'Alembert. 525.
Neuestes Mittel, Fische zu fangen. 527.
Pariser Salon-Urtheil. 188.
Pferderennen. 190.
Der Roman vor Gericht. 43.
Rührender Gerichtshandel. 535.
Rührende Gerichtsscene. 44.
Ein Schauspiel unter freiem Himmel. 568.
Die Schauspielerin als Gastwirthin. 427.
Ein Scherz junger Mädchen. 282.
Schnellläufe. 620.
Der Sclavenhändler. 139.
Der Sclavenmarkt. 429.
Ein seltener Freund. 534.
Seltsame Liebhabereien. 158.
Sonderbare Wette. 572.
Die Spielhäuser in London. 285.
Der Stephansthurm. 42.
Eine theatralische Vorstellung im Jahre 1607. 46.
Ursprung der englischen Gärten. 428.
Das Vaudeville-Theater. 524.
Vermählungs-Diplomatie. 617.
Vermählungs-Feste in Paris. 522.
Vermischtes. 47. 94. 141. 190. 239. 286. 535. 582. 431. 478. 575. 620.
Veröffentlichung interessanter Heimlichkeiten. 137.
Verwickelte Rechtsfrage. 527.
Verzweiflung u. Kalligraphie. 478.

Telegraph von Deutſchland.

Allerlei. 48. 95. 143. 192. 240. 336. 384. 432. 480. 528. 575.
Anecdoten. 95.
Berliner Holzhauergeſpräch. 287.
Ehrenbezeigung. 48.
Gelegenheitliches. 48. 96. 144. 192. 240. 287. 336. 384. 576.
Kunſt. 432.
Muſik. 528.
Nekrolog. 240.
Neuere Dichter. 48.
Zacherl-Oel. 287.
Zum Beſten der Armen. 95.
Zur Nachahmung. 143.
Erklärung. 432.
Anzeige. 480.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Portraits.

Gräfin von Bleſſington. Nach S. 48.

Chargen und Karrikaturen.

Albernheiten nach der Mode. Erſtes Blatt. Nach S. 144. — Zweites Blatt. Nach S. 528.
Künſtlers Erdenwallen. Nach S. 336.
Die Ouvertüre geht an, meine Damen! Nach S. 576.
Der Raucher. Nach S. 240.
Robert-Macaire's, nach Philipon. Nach S. 620.
Der Schnupfer. Pendant zum „Raucher." Nach S. 432.
Scenen der Häuslichkeit. Zwei Blätter. Nach S. 480.

Illuſtrationen zu den Werken deutſcher Dichter.

Illuſtrationen zu Hebel's allemanniſchen Gedichten. Nro. 19—21. Nach S. 144. — Nro. 22—24. Nach S. 336. — Nro. 25—27. Nach S. 576.

Coſtümeblätter.

Zur Geſchichte der Mode. Fünftes Blatt: Rococo 1750. Nach S. 288.

Dramatiſche Scenen.

Scene aus Curyanthe. Nach S. 192.

Zu den ungariſchen Nationalſchilderungen.

Walachiſche Frauen. Nach S. 384.

Fac-Simile.

Zwei Briefe von Börne. Nach S. 99.

Modebilder.

Sechs Original-Pariſer-Modekupfer aus dem Petit Courrier des Dames. Nach S. 96. 192. 288. 384. 480. 576.

Muſikbeilagen.

Carnevals-Lied aus der Oper: das Liebesverbot, oder die Novize von Palermo, von Richard Wagner. Nach S. 240.
Lied von Ernſt Schulze, für eine Altſtimme componirt von Leopold Lenz. Nach S. 48.
Marie. Par Madame Aoccolot, musique de Gustave Cerulli. Nach S. 144.
Mein. Aus dem Lieder-Cyclus: die ſchöne Müllerin, von Wilh. Müller, componirt von Leopold Lenz. Nach S. 432.
Die Tafel am Rhein. Ein deutſches Lied von M. v. Schenkendorf, Muſik von Herrn von St. Julien. Nach S. 336.
Zwei Wanderlieder von Ad. v. Chamiſſo, componirt von Herrn v. St. Julien. Nach S. 528.